Leopold von Ranke

Die Römischen Päpste

II

Leopold von Ranke

Die römischen Päpste II

Die römischen Päpste

in den

letzten vier Jahrhunderten

Von

Leopold von Ranke

Zweiter Band

Zwölfte Auflage

*

1923

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig

ROBERT R. MUNTZ LIBRARY
THE UNIVERSITY OF TEXAS AT TYLER
TYLER, TEXAS 75701

Alle Rechte,
insbesondere die der Übersetzung,
vorbehalten.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhaltsverzeichniß

zum zweiten Bande.

Seite

Sechstes Buch. Innere Gegensätze der Lehre und der Macht. 1589—1607 375–467

Kirchlich-politische Theorie S. 376. – Opposition der Lehre S. 381. – Letzte Zeiten Sixtus' V. S. 386. – Urban VII., Gregor XIV., Innocenz IX. und ihre Conclaven 1590, 1591 S. 396. – Wahl und Natur Clemens' VIII. S. 401. – Absolution Heinrichs IV. S. 406. – Ferrara unter Alfonso II. S. 417. – Eroberung von Ferrara S. 423. – Jesuitische Bewegungen S. 429. – Politische Stellung Clemens' VIII. S. 443. – Wahl und erste Handlungen Pauls V. S. 450. – Venezianische Irrungen S. 452. – Austrag der jesuitischen Sache S. 467.

Siebentes Buch. Gegenreformationen. Zweiter Zeitraum 1590—1630.

Erstes Capitel. Fortschritte der katholischen Restauration 1590–1617 472–510

1. Unternehmungen des Katholicismus in Polen und den angrenzenden Ländern S. 472. – Versuch auf Schweden S. 476. – Aussicht auf Rußland S. 485. – Innere Bewegungen in Polen S. 486.
2. Fortsetzung der Gegenreformation in Deutschland S. 490. – Nunciatur in der Schweiz S. 501. – Regeneration des Katholicismus in Frankreich S. 504.

Zweites Capitel. Allgemeiner Krieg. Siege des Katholicismus 1617–1623 511–544

Ausbruch des Krieges S. 511. – Gregor XV. S. 519. – Allgemeine Ausbreitung des Katholicismus: 1. Böhmen, die österreichischen Erblande S. 522. – 2. Das Reich, Uebertragung der Kur S. 526. – 3. Frankreich S. 529. – 4. Vereinigte Niederlande S. 531. – 5. Verhältniß zu England S. 532. – 5. Missionen S. 537.

Drittes Capitel. Gegensatz politischer Verhältnisse. Neue Siege des Katholicismus 1623–1628 544–557

Viertes Kapitel. Mantuanisch-schwedischer Krieg. Umschwung der Dinge 557–585

Mantuanische Erbfolge S. 559. – Urban VIII. S. 562. – Die Macht Kaiser Ferdinands II. im Jahre 1629 S. 568. – Unterhandlungen mit Schweden, Kurfürstentag zu Regens-

Seite

burg S. 571. – Schwedischer Krieg. Verhältniß des Papstes S. 575. – Herstellung eines Gleichgewichtes der beiden Bekenntnisse S. 578.

Achtes Buch. Die Päpste um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts 585–666

Heimfall von Urbino S. 585. – Anwachs der Schulden des Kirchenstaates S. 589. – Gründung neuer Familien S. 591. – Krieg von Castro S. 597. – Innocenz X. S. 604. – Alexander VII. und Clemens IX. S. 610. – Elemente der römischen Bevölkerung S. 615. – Bauwerke der Päpste S. 620. – Digression über Königin Christine von Schweden S. 625. – Verwaltung des Staates und der Kirche S. 639. – Stellung des römischen Hofes zu den beiden Parteien S. 663. – Verhältniß zur weltlichen Macht S. 666.

Neuntes Buch. Spätere Epochen... 671–756

Ludwig XIV. und Innocenz XI. S. 671. – Spanische Erbfolge S. 677. – Veränderte Weltstellung. Innere Gährungen. Aufhebung der Jesuiten. S. 683. – Joseph II. S. 696. – Revolution S. 697. – Napoleonische Zeiten S. 701. – Restauration S. 706. – Kirche und Kirchenstaat unter Pius IX. S. 714. – Das vaticanische Concilium S. 733.

Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontificat Pius' VII. 757–894

Vorrede 759–761

Einleitung. Ursprüngliches Verhältnis zwischen Napoleon und Pius VII. 762–765

Erstes Capitel. Cardinal Consalvi, sein Antheil an dem Conclave und an dem Concordat 766–770

Concordat von 1801... 770–778

Zweites Capitel. Occupation des Kirchenstaates 778–786

Drittes Capitel. Zeitweilige Unterordnung des Papstthums unter das französische Kaiserthum 786–796

Viertes Capitel. Blick auf die Restauration... 796–807

Fünftes Capitel. Concordate... 807–824

Sechstes Capitel. Einrichtung der weltlichen Regierung ... 824–835

Siebentes Capitel. Schwierigkeiten der inneren Verwaltung 835–849

Achtes Capitel. Opposition der Geistlichkeit 849–859

Neuntes Capitel. Revolutionäre Bewegungen 859–875

Zehntes Capitel. Letzte Zeiten Pius' VII. und Consalvis 875–883

Beilage. Erinnerungen an römische Zustände im Jahre 1829 884–894

Sechstes Buch.

Innere Gegensätze der Lehre und der Macht.

1589—1607.

Wie hatte die geistige Entwickelung der Welt doch so durchaus einen anderen Gang angenommen, als den man zu Anfang des Jahrhunderts hätte erwarten sollen!

Damals lösten sich die kirchlichen Bande auf; die Nationen suchten sich von dem gemeinschaftlichen geistlichen Oberhaupte abzusondern; an dem römischen Hofe selbst spottete man der Principien, auf denen die Hierarchie beruhte; in Literatur und Kunst walteten profane Bestrebungen vor: man trug die Grundsätze einer heidnischen Moral unverhohlen zur Schau.

Jetzt wie ganz anders! Im Namen der Religion wurden Kriege angefangen, Eroberungen gemacht, Staaten umgewälzt! Es hat nie eine Zeit gegeben, in welcher die Theologen mächtiger gewesen wären, als am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Sie saßen in den fürstlichen Räthen und verhandelten die politischen Materien vor allem Volk auf den Kanzeln; sie beherrschten Schule, Gelehrsamkeit und im Ganzen die Literatur; der Beichtstuhl gab ihnen Gelegenheit, die geheime Zwiesprache der Seele mit sich selbst zu belauschen und in allen Zweifeln des Privatlebens den Ausschlag zu geben. Man darf vielleicht behaupten, daß ihr Einfluß gerade dadurch so umfassend und durchgreifend wurde, weil sie mit einander in einem so heftigen Widerspruch lagen, weil sie ihren Gegensatz in sich selber trugen.

War dies nun auf beiden Seiten der Fall, so lag es doch auf der katholischen am meisten zu Tage. Hier waren die Ideen und Institute, welche das Gemüth unmittelbar in Zucht und Leitung nehmen, am zweckmäßigsten ausgebildet: man konnte gar nicht mehr ohne Beichtvater leben. Hier machten ferner die Geistlichen, entweder als Genossen eines Ordens oder doch als Mitglieder der Hierarchie überhaupt, eine in strenger Unterordnung zusammengehaltene Corporation aus, die in Einem Sinne zu Werke ging. Das Haupt dieses hierarchischen Körpers, der Papst zu Rom, bekam wieder einen nicht viel geringeren Einfluß, als er im elften und zwölften Jahrhundert besessen hatte; durch die Unternehmungen, die er aus dem religiösen Gesichtspunkte unaufhörlich in Anregung brachte, hielt er die Welt in Athem.

Unter diesen Umständen erwachten die kühnsten Ansprüche hildebrandischer Zeit; Grundsätze, die bisher in den Rüsthäusern des canonischen Rechtes mehr als Antiquitäten aufbewahrt worden, gelangten aufs neue zu voller Wirksamkeit und Geltung.

Unser europäisches Gemeinwesen hat sich noch niemals dem Gebote der reinen Gewalt unterworfen; noch ist es in jedem Momente mit Ideen erfüllt gewesen: es kann kein wichtiges Unternehmen gelingen, keine Macht zu allgemeiner Bedeutung emporsteigen, ohne daß zugleich in den Geistern das Ideal einer hervorzubringenden Weltordnung erschiene. Auf diesem Punkte entspringen die Theorien. Den geistigen Sinn und Inhalt der Thatsache reproduciren sie und stellen ihn als eine Forderung der Vernunft oder der Religion, als ein Ergebniß des Gedankens in dem Lichte einer allgemein gültigen Wahrheit dar. So nehmen sie die Vollendung des Ereignisses gleichsam im voraus in Besitz; zugleich kommen sie demselben mächtig zu Hülfe.

Betrachten wir, wie das hier geschah.

Kirchlich-politische Theorie.

Nicht selten hat man dem katholischen Princip eine besondere Bedeutung für die monarchische oder die aristokratische Staatsform, eine innere Hinneigung zu denselben zuschreiben wollen. Ein Jahrhundert wie das sechzehnte, worin dies Princip in voller Thatkraft und Selbstbestimmung auftrat, kann uns hierüber am meisten belehren. In der That finden wir, daß es sich damals in Italien und Spanien an die bestehende Ordnung der Dinge anschloß, in Deutschland dazu diente, der fürstlichen Macht ein neues Uebergewicht über die Landstände zu verschaffen, in den Niederlanden die Eroberung beförderte, daß es auch in Oberdeutschland, in den wallonischen Provinzen mit besonderer Vorliebe von dem Adel festgehalten ward. Fragen wir aber weiter nach, so sind dies doch nicht die einzigen Sympathien, die es erweckte. Wie in Cöln von den Patriciern, so ward es unsern davon in Trier von der Gemeinde ergriffen; in den großen französischen Städten verbündet es sich allenthalben mit den Ansprüchen, den Bestrebungen des gemeinen Volkes. Es kommt ihm nur darauf an, wo es seine Stütze, seinen vornehmsten Rückhalt findet. Sind ihm die bestehenden Gewalten entgegengesetzt, so ist es weit entfernt, sie zu schonen, ja nur anzuerkennen. Die irische

Nation bestärkt es in ihrer angeborenen Widerspenstigkeit gegen die englische Regierung; in England selbst untergräbt es, soviel es vermag, den Gehorsam, den die Königin fordert, und bricht oft in thätigem Widerstand hervor; in Frankreich bestätigt es endlich seine Anhänger in der Empörung wider ihren legitimen Fürsten. An und für sich hat das religiöse Princip überhaupt keine Vorliebe für die eine oder die andere Regierungsform. Während der kurzen Zeit seiner Erneuerung hat der Katholicismus schon die verschiedensten Hinneigungen offenbart: zuerst zu der monarchischen Gewalt in Italien und Spanien, zur Befestigung der Territorialherrschaft in Deutschland, sodann in den Niederlanden zur Erhaltung der Gerechtsamen aristokratischer Stände; am Ende des Jahrhunderts gesellt er sich entschieden den demokratischen Tendenzen zu. Es ist dies um so wichtiger, da er jetzt in der höchsten Fülle seiner Thätigkeit steht und die Bewegungen, an denen er Theil nimmt, die wichtigsten Weltangelegenheiten ausmachen. Gelingt es den Päpsten in diesem Augenblicke, so werden sie auf immer einen überwiegenden Einfluß auf den Staat erobert haben. Sie treten mit Ansprüchen, ihre Anhänger und Vorfechter mit Meinungen und Grundsätzen hervor, welche Reiche und Staaten zugleich mit inneren Umwälzungen und mit dem Verluste ihrer Unabhängigkeit bedrohen.

Es waren hauptsächlich die Jesuiten, die auf dem Kampfplatz erschienen, um Lehren dieser Art vorzutragen und zu verfechten.

Zunächst nahmen sie eine unbeschränkte Oberhoheit der Kirche über den Staat in Anspruch.

Mit einer gewissen Nothwendigkeit kamen sie darauf in England, wo die Königin durch die Landesgesetze für das Haupt der Kirche erklärt worden war. Eben diesem Grundsatze begegneten die Häupter der katholischen Opposition mit den schroffsten Anmaßungen von der anderen Seite. Wilhelm Allen erklärt es nicht allein für das Recht, sondern für die Pflicht einer Nation, besonders wenn der Befehl des Papstes hinzukomme, einem Fürsten, der von der katholischen Kirche abgefallen, den Gehorsam zu versagen. Person findet, es sei die Grundbedingung aller Macht eines Fürsten, daß er den römisch-katholischen Glauben pflegen und beschützen solle: dahin laute sein Taufgelübde, sein Krönungseid; es würde Blindheit sein, ihn auch alsdann noch für thronfähig zu halten, wenn er diese Bedingung nicht erfülle; vielmehr seien die Unterthanen verbunden, ihn in einem solchen Falle zu verjagen. Natürlich! Diese Autoren setzen Zweck und Pflicht des Lebens überhaupt in die Uebung der Religion; die

römisch-katholische halten sie für die allein wahre; sie schließen, daß es keine rechtmäßige Gewalt geben könne, welche dieser Religion widerstrebe: das Dasein einer Regierung, den Gehorsam, den sie findet, machen sie von der Anwendung ihrer Macht zu Gunsten der katholischen Kirche abhängig.

Es war dies aber der Sinn der aufkommenden Doctrin überhaupt. Was in England in der Hitze des Streites vorgetragen worden, wiederholte Bellarmin von der Einsamkeit seiner Studirstube her in ausführlichen Werken, in einem zusammenhängenden, wohlüberdachten Systeme. Er legte die Behauptung zu Grunde, daß der Papst der gesammten Kirche als ihr Hüter und Oberhaupt unmittelbar von Gott selbst vorgesetzt sei. Deshalb komme demselben einmal die Fülle der geistlichen Macht zu: ihm sei verliehen, daß er nicht irren könne; er richte Alle und dürfe von Niemandem gerichtet werden; sodann entspringe ihm daher auch ein großer Antheil an der weltlichen Autorität. So weit geht Bellarmin nicht, dem Papste eine weltliche Gewalt direct, durch göttliches Recht zuzuschreiben, obwohl Sixtus V diese Meinung hegte und es sogar übel nahm, wenn man sie fahren ließ; aber desto unzweifelhafter mißt er ihm eine solche indirect bei. Die weltliche Gewalt vergleicht er mit dem Leibe, die geistliche mit der Seele des Menschen: er schreibt der Kirche die nämliche Herrschaft über den Staat zu, welche die Seele über den Leib ausübe. Die geistliche Gewalt habe das Recht und die Pflicht, der weltlichen Zügel anzulegen, sobald sie den Zwecken der Religion schädlich werde. Man könne nicht sagen, daß dem Papst ein regelmäßiger Einfluß auf die Gesetzgebung des Staates zukomme; wäre aber ein Gesetz zum Heile der Seelen nothwendig und weigerte sich der Fürst, es zu erlassen, und wäre ein Gesetz dem Heile der Seelen nachtheilig und wollte der Fürst hartnäckig dabei verharren, so sei der Papst allerdings berechtigt, das eine anzuordnen, das andere abzuschaffen. Und auch schon mit diesem Princip kommt er doch sehr weit. Gebiete nicht die Seele dem Leibe selbst den Tod, wenn es nöthig sei? In der Regel könne der Papst einen Fürsten freilich nicht absetzen; sollte es aber zum Heile der Seelen nothwendig werden, so besitze er das Recht, die Regierung zu verändern, sie von Einem auf den Anderen zu übertragen.

Bei diesen Behauptungen lag nur die Einwendung sehr nahe, daß doch auch die königliche Gewalt auf göttlichem Rechte beruhe. Oder welcher Ursprung, welche Bedeutung wohnten ihr sonst bei? Die Jesuiten trugen kein Bedenken, die fürstliche Macht vom

Volke herzuleiten. Mit ihren Lehren von der päpstlichen Allgewalt verschmolzen sie die Theorie von der Volkssouveränetät zu Einem Systeme. Schon bei Allen und Person lag sie mehr oder minder ausgesprochen zu Grunde; Bellarmin sucht sie ausführlich zu begründen. Er findet, Gott habe die weltliche Gewalt an Niemanden besonders verliehen; daraus folge, daß er sie der Menge verliehen habe; die Gewalt ruhe demnach in dem Volke: das Volk übertrage sie bald einem Einzigen, bald Mehreren; es behalte sogar immer das Recht, diese Formen zu ändern, die Macht zurückzunehmen und aufs neue zu übertragen. Man glaube nicht, daß dies nur seine individuelle Ansicht gewesen sei: es ist in der That die herrschende Lehre der Jesuitenschule dieser Zeit. In einem Handbuche für die Beichtväter, das sich durch die ganze katholische Welt verbreitete und von dem Magister sacri palatii revidirt war, wird die fürstliche Gewalt nicht allein als dem Papst unterworfen betrachtet, insoweit es das Heil der Seelen erfordere; es heißt darin mit dürren Worten: ein König könne wegen Tyrannei oder Vernachlässigung seiner Pflichten von dem Volke abgesetzt und dann von der Mehrzahl der Nation ein Anderer an seine Stelle gewählt werden. Franciscus Suarez, Professor primarius der Theologie zu Coimbra, macht es sich in seiner Vertheidigung der katholischen Kirche gegen die anglicanische zum besonderen Geschäft, die Lehre des Bellarmin zu erläutern und zu bestätigen. Mit augenscheinlicher Vorliebe aber bildet Mariana die Idee der Volkssouveränetät aus. Alle Fragen, die hiebei vorkommen können, wirft er auf und entscheidet sie unbedenklich zu Gunsten des Volkes, zum Nachtheil der königlichen Gewalt. Er bezweifelt nicht daß ein Fürst abgesetzt, ja getödtet werden dürfe, namentlich dann, wenn er die Religion verletze. Dem Jacob Clement, welcher erst die Theologen zu Rathe zog und dann ging und seinen König umbrachte, widmet er einen Lobspruch voll pathetischer Emphase. Er geht hiebei wenigstens ganz folgerichtig zu Werke. Eben diese Lehren hatten ohne Zweifel den Fanatismus des Mörders entflammt.

Denn nirgends wurden sie wohl mit so wilder Heftigkeit verkündigt als in Frankreich. Man kann nichts Antiroyalistischeres lesen als die Diatriben, die Jean Boucher von der Kanzel erschallen ließ. In den Ständen findet dieser Prediger die öffentliche Macht und Majestät, die Gewalt, zu binden und zu lösen, die unveräußerliche Souveränetät, das Richteramt über Scepter und Reiche: denn in ihnen sei ja auch der Ursprung derselben; von dem Volke komme der Fürst, nicht durch Nothwendigkeit und Zwang, sondern durch freie

Wahl. Das Verhältniß des Staates und der Kirche faßt er wie Bellarmin auf; er wiederholt das Gleichniß von Leib und Seele. Nur Eine Bedingung, sagt er, schränke den freien Willen des Volkes ein: nur das Eine sei ihm verboten, einen ketzerischen König anzunehmen; es würde damit den Fluch Gottes über sich herbeiziehen.

Seltsame Vereinigung geistlicher Ansprüche und demokratischer Ideen, absoluter Freiheit und vollständiger Unterwürfigkeit, widersprechend in sich selbst und antinational, die aber die Gemüther wie durch unerklärlichen Zauber fesselte.

Die Sorbonne hatte bisher noch immer die königlichen und nationalen Vorrechte gegen die priesterlichen ultramontanen Ansprüche in Schutz genommen. Als jetzt, nach der Ermordung der Guisen, jene Lehren auf allen Kanzeln gepredigt wurden, als man auf den Straßen ausrief, auf Altären, in Processionen symbolisch darstellte, daß sich König Heinrich III seiner Krone verlustig gemacht habe, wandten sich „die guten Bürger und Einwohner der Stadt", wie sie sich nennen, „in den Scrupeln ihres Gewissens" an die theologische Facultät der Universität zu Paris, um über die Rechtmäßigkeit ihres Widerstandes gegen ihren Herrn eine sichere Entscheidung zu empfangen. Hierauf versammelte sich die Sorbonne am 7. Januar 1589. „Nachdem," lautet ihr Urtheil, „die reifliche und freie Berathung aller Magistri gehört, nachdem viele und mancherlei Gründe vernommen worden, — aus der heiligen Schrift, dem canonischen Recht und den päpstlichen Verordnungen größtentheils wörtlich gezogen, — ist von dem Decan der Facultät, ohne allen Widerspruch, dahin geschlossen worden: zuerst, daß das Volk dieses Reiches von dem Eide der Treue und des Gehorsams, den es dem König Heinrich geleistet hat, entbunden sei; ferner, daß dieses Volk ohne Beschwerde in seinem Gewissen sich vereinigen, bewaffnen, Geld zusammenbringen könne zur Behauptung der römisch-katholischen apostolischen Religion gegen die verabscheuungswürdigen Unternehmungen des genannten Königs." Siebzig Mitglieder der Facultät waren hiebei zugegen; vornehmlich die jüngeren setzten den Beschluß mit wilder Begeisterung durch.

Die allgemeine Zustimmung, welche diese Theorien fanden, kam ohne Zweifel hauptsächlich daher, weil sie wirklich in diesem Augenblick der Ausdruck der Thatsachen, der Begebenheiten waren. In den französischen Unruhen waren ja eben volksthümlicher und geistlicher Widerstand von verschiedenen Seiten her in Bund getreten; die Pariser Bürgerschaft ward von einem Legaten des Papstes in

der Empörung wider ihren rechtmäßigen Fürsten bestätigt und festgehalten; Bellarmin war selbst eine Zeitlang in der Begleitung des Legaten; die Doctrinen, die er in gelehrter Einsamkeit ausgebildet und mit so viel Folgerichtigkeit, mit so großem Beifall vorgetragen, drückten sich in dem Ereigniß aus, das er erlebte und mit hervorrief.

Auch hängt es wohl hiemit zusammen, daß die Spanier diese Lehren guthießen, daß ein auf den Besitz der Macht so eifersüchtiger Fürst, wie Philipp II, sie duldete. Das spanische Königthum beruhte ja ohnehin auf einem Zusatze geistlicher Attribute. In so vielen Stücken des Lope de Vega sieht man, daß es die Nation so verstand, daß sie in ihrem Fürsten die religiöse Majestät liebte und dargestellt zu sehen wünschte. Aber überdies war der König mit den Bestrebungen der katholischen Restauration, nicht allein mit den Priestern, sondern mit dem empörten Volke selbst verbündet. Das Volk von Paris widmete ihm ein bei weitem größeres Vertrauen als den französischen Fürsten, den Oberhäuptern der Ligue. Gleichsam ein neuer Bundesgenosse trat dem König in der Lehre der Jesuiten auf. Es war nicht abzusehen, daß er etwas von ihnen zu fürchten haben sollte; vielmehr gaben sie seiner Politik eine rechtlich-religiöse Rechtfertigung, die ihm selbst für sein Ansehen in Spanien von vielem Vortheil war, seinen auswärtigen Unternehmungen aber unmittelbar den Weg bahnte. Mehr an diesen augenblicklichen Nutzen als an die allgemeine Bedeutung der jesuitischen Doctrin hielt sich der König.

Und hat es nicht in der Regel mit den politischen Lehrmeinungen eine ähnliche Bewandtniß? Erwachsen sie mehr aus den Thatsachen, oder bringen sie dieselben mehr hervor? Liebt man sie mehr um ihrer selbst willen oder mehr wegen des Nutzens, den man sich von ihnen verspricht?

Jedoch nimmt ihnen dies nichts an ihrer Kraft. Indem die jesuitischen Doctrinen die Bestrebungen des restaurirenden Papstthums, oder vielmehr des weltgeschichtlichen Momentes, in welchem es sich befand, ausdrückten, gaben sie denselben durch systematische Begründung in dem Sinne der vorwaltenden theologischen Ueberzeugung eine neue Kraft; sie beförderten eine Richtung in den Gemüthern, von welcher der Sieg eben abhing.

Opposition der Lehre.

Niemals jedoch ist in unserem Europa weder eine Macht noch auch eine Lehre, am wenigsten eine politische, zu vollkommener Alleinherrschaft gediehen.

Auch läßt sich keine denken, die nicht, mit dem Ideale und den höchsten Forderungen verglichen, einseitig und beschränkend werden müßte.

Noch allezeit hat sich auch den zur ausschließenden Herrschaft anstrebenden Meinungen ein Widerspruch entgegengesetzt, der, aus dem unerschöpflichen Grunde des allgemeinen Lebens entsprungen, frische Kräfte hervortrieb.

Nahmen wir wahr, daß keine Macht emporkommen wird, die nicht zugleich auf der Grundlage der Idee beruhe, so können wir hinzufügen, daß sie auch in der Idee ihre Beschränkung findet; die großen lebenerzeugenden Kämpfe vollziehen sich immer zugleich in den Regionen der Ueberzeugung, des Gedankens.

So trat nun auch der Idee der weltbeherrschenden priesterlichen Religion die Unabhängigkeit der Nationalität, die eigene Bedeutung des weltlichen Elementes mächtig entgegen.

Das germanische Fürstenthum, ausgebreitet über die romanischen Nationen und tief in ihnen gewurzelt, hat niemals zerstört werden können, weder durch priesterliche Ansprüche, noch durch die Fiction der Volkssouveränetät, die sich zuletzt immer unhaltbar erwiesen hat.

Der abenteuerlichen Verbindung, in welche beide damals mit einander getreten, setzte man die Lehre von dem göttlichen Rechte des Fürstenthums entgegen.

Zunächst ward sie von den Protestanten, die früher wohl auch geschwankt haben mochten, mit dem vollen Eifer eines Feindes ergriffen, der seinen Gegner ein sehr gefährliches Spiel wagen, sich auf Pfaden bewegen sieht, welche ihn ins Verderben führen müssen.

Gott allein, behaupteten die Protestanten, setze dem Menschengeschlecht seine Fürsten: er habe sich vorbehalten, zu erhöhen und zu erniedrigen, die Gewalt auszutheilen und zu ermäßigen. Wohl steige er nicht mehr vom Himmel herab, um diejenigen mit dem Finger zu bezeichnen, welchen die Herrschaft gebühre; aber durch seine ewige Vorsehung seien in jedem Reiche Gesetze, bestimmte Ordnungen eingeführt, nach denen ein Herrscher angenommen werde. Komme ein Fürst kraft dieser Ordnungen zu Gewalt, so sei das eben so gut als sage Gottes Stimme: das soll euer König sein. Wohl habe Gott einstmals seinem Volke Mosen, die Richter, die ersten Könige persönlich gewiesen; aber nachdem einmal eine feste Ordnung eingeführt worden, seien die anderen, die nach jenen zum Throne gelangt, eben so gut die Gesalbten Gottes gewesen.

Von diesen Grundsätzen aus drangen nun die Protestanten auf

die Nothwendigkeit, sich auch ungerechten und tadelnswürdigen Fürsten zu unterwerfen. Vollkommen sei ohnehin Niemand. Halte man es einmal für erlaubt, von der Ordnung Gottes abzuweichen, so würde man auch von geringeren Fehlern Anlaß nehmen, sich eines Fürsten zu entledigen. Nicht einmal die Ketzerei befreie so im Ganzen von dem Gehorsam. Einem gottlosen Vater dürfe der Sohn zwar nicht in dem gehorchen, was wider Gottes Gebot sei; aber übrigens bleibe er ihm doch zur Ehrfurcht und Unterordnung verpflichtet.

Es würde schon etwas bedeutet haben, wenn allein die Protestanten diese Meinungen ausgebildet und festgehalten hätten. Aber noch viel wichtiger war es, daß sie damit bei einem Theile der französischen Katholiken Eingang fanden, oder vielmehr, daß diese ihnen durch eine frei entwickelte Ueberzeugung beistimmten.

Der päpstlichen Excommunication zum Trotz blieb noch immer ein nicht unbedeutender Kern guter Katholiken Heinrich dem III getreu und ging alsdann zu Heinrich IV über. Die jesuitischen Lehren schlugen bei dieser Partei nicht an. Es fehlte ihr nicht an Gründen, um ihre Stellung zu vertheidigen, auch ohne darum vom Katholicismus abzufallen.

Sie bemühte sich zunächst, die Gewalt des Clerus, sein Verhältniß zur weltlichen Macht nun einmal auch von der anderen Seite her zu bestimmen. Sie fand, das geistliche Reich sei nicht von dieser Welt; die Gewalt des Clerus beziehe sich nur auf geistliche Dinge: die Excommunication könne ihrer Natur nach nur die kirchliche Gemeinschaft anbetreffen; von weltlichen Rechten vermöge sie nichts zu rauben. Aber ein König von Frankreich dürfe ja nicht einmal von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden; es gehöre dies mit zu den Vorrechten des Wappens der Lilie; wie viel weniger sei der Versuch erlaubt, ihm sein Erbrecht zu entreißen! Und wo stehe es nun vollends geschrieben, daß man gegen seinen König rebelliren, die Wege der Gewalt gegen ihn brauchen dürfe? Gott habe ihn eingesetzt, wie er sich denn von Gottes Gnaden nenne; in dem einzigen Falle dürfe man ihm den Gehorsam versagen, wenn er etwas fordere, was gegen Gottes Gebote laufe. — Aus diesem göttlichen Rechte leiteten sie dann ab, daß es ihnen nicht allein erlaubt, sondern daß es Pflicht für sie sei, auch einen protestantischen König anzuerkennen. Wie Gott den König gebe, so müsse der Unterthan ihn annehmen: ihm zu gehorchen sei Gottes Gebot; einen Grund, um einen Fürsten seiner Rechte zu berauben, könne es überhaupt gar nicht geben. Sie behaupteten sogar, daß ihr Verfahren für die

katholischen Interessen das zuträglichste sei. Heinrich IV sei verständig, gnädig, aufrichtig; nichts als Gutes lasse sich von ihm erwarten; wollte man sich von ihm lossagen, so würden sich allenthalben kleine Machthaber erheben, in der allgemeinen Spaltung würde die protestantische Partei erst vollends das Uebergewicht bekommen.

Dergestalt trat innerhalb der Grenzen des Katholicismus selbst eine Opposition gegen die durch die Restauration entwickelten Bestrebungen des Papstthums hervor; und es war gleich anfangs zweifelhaft, ob man zu Rom vermögen werde, diese Gegner zu unterdrücken. Die Lehre der Opposition mochte minder ausgebildet sein, minder geübte Verfechter haben; aber sie war besser in den Ueberzeugungen der europäischen Welt gegründet; ihre ganze Stellung war in sich selbst gerecht und untadelhaft; vor allem kam ihr zu statten, daß die päpstlichen Doctrinen mit der spanischen Macht im Bunde standen.

Die Monarchie Philipps II schien der allgemeinen Freiheit von Tag zu Tage gefährlicher zu werden; über ganz Europa hin erweckte sie jenen eifersüchtigen Widerwillen, der weniger aus vollbrachten Gewaltthaten entspringt, als aus der Furcht davor, der Gefahr der Freiheit, — der die Gemüther ergreift, ohne daß man sich der Gründe dazu vollkommen bewußt wäre.

Zwischen Rom und Spanien bestand jetzt eine so enge Verbindung, daß die Widersacher der geistlichen Ansprüche sich zugleich dem Fortgange der spanischen Macht entgegenstellten. Sie erfüllten damit eine europäische Nothwendigkeit, und schon deshalb konnte es ihnen nicht an Beistimmung und Unterstützung fehlen. Eine geheime Sympathie vereinigt die Völker. Jener nationalen Partei französischer Katholiken traten unaufgefordert, an unerwarteter Stelle, entschlossene Verbündete hervor, und zwar in Italien selbst, vor den Augen des Papstes, zuerst in Venedig.

In Venedig hatte wenige Jahre früher — 1582 — eine geräuschlose, in der Geschichte der Republik fast ganz übersehene, aber nichtsdestoweniger sehr einflußreiche Veränderung stattgefunden. Bisher waren die wichtigen Geschäfte in den Händen weniger alten Patricier aus einem kleinen Kreise von Geschlechtern gewesen. Damals erkämpfte sich eine mißvergnügte Mehrheit in dem Senate, besonders aus den jüngeren Mitgliedern bestehend, den Antheil an der Verwaltung, der ihnen den Worten der Verfassung nach allerdings zukam.

Nun hatte zwar auch die bisherige Regierung niemals versäumt, ihre Selbständigkeit sorgfältig zu behaupten; aber sie hatte sich doch, soviel es immer thunlich gewesen, den Maßregeln der Spanier und der Kirche angeschlossen; die neue nahm diese Rücksichten nicht mehr; schon um des Gegensatzes willen hegte sie die Neigung, diesen Mächten Widerpart zu halten.

Den Venezianern lag dies ohnehin sehr nahe.

Auf der einen Seite bemerkten sie mit Mißvergnügen, daß die Lehre von der päpstlichen Allmacht, von dem blinden Gehorsam auch bei ihnen gepredigt wurde; auf der anderen befürchteten sie den völligen Untergang des europäischen Gleichgewichtes, wenn es den Spaniern gelingen sollte, sich einen vorherrschenden Einfluß in Frankreich zu verschaffen. Auf der Feindseligkeit der beiden Länder hatte die Freiheit von Europa bisher zu beruhen geschienen.

Und so folgte man der Entwickelung der französischen Angelegenheiten mit doppelt lebendigem Antheil. Mit Begierde griff man nach den Schriften, welche die königlichen Rechte vertheidigten. Besonders war eine Gesellschaft von Staatsmännern und Gelehrten einflußreich, die sich bei Andrea Morosini versammelte, an der Leonardo Donato, Niccolo Contarini, nachher beide Dogen, Domenico Molino, später ein leitendes Oberhaupt der Republik, Fra Paolo Sarpi und einige anderen ausgezeichneten Männer Theil nahmen; alle noch in den Jahren, in denen man geeignet ist, neue Gedanken nicht allein zu ergreifen, sondern auch festzuhalten und durchzusetzen, sämmtlich erklärte Widersacher der kirchlichen Anmaßungen und der Uebermacht der Spanier. Um eine politische Richtung, auch wenn sie in den Dingen gegründet ist, auszubilden und ihr Nachdruck zu geben, wird es immer sehr wichtig sein, wenn sich talentvolle Männer finden, die sie in ihrer Person darstellen und, einverstanden unter einander, sie jeder in seinem Kreise ausbreiten; doppelt wichtig ist es in einer Republik.

Unter diesen Umständen blieb man nicht allein bei Gesinnungen und Hinneigungen stehen. Von allem Anfang hatten die Venezianer das Vertrauen auf Heinrich IV, daß er fähig sein werde, Frankreich wieder zu erheben, das verlorene Gleichgewicht herzustellen. Obwohl dem Papste, der Heinrich IV excommunicirt hatte, mannichfaltig verpflichtet, obwohl von den Spaniern, die ihn zu verderben wünschten, zu Land und See umfaßt und an sich von keiner weltbedeutenden Macht, hatten sie doch unter allen Katholiken zuerst das Herz, diesen König anzuerkennen. Auf die Notification ihres Botschafters Mocenigo ermäch-

tigten sie denselben, Heinrich IV zu beglückwünschen. Ihr Beispiel verfehlte nicht, Andere anzuregen. Wiewohl Großherzog Ferdinand von Toscana zu einer öffentlichen Anerkennung nicht den Muth hatte, setzte er sich doch persönlich in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem neuen Könige. Der protestantische Fürst sah sich plötzlich von katholischen Verbündeten umgeben, ja von ihnen gegen das oberste Haupt ihrer Kirche in Schutz genommen.

In den Zeiten einer wichtigen Entscheidung wird die öffentliche Meinung von Europa allemal eine unzweifelhafte Hinneigung offenbaren. Glücklich der, auf dessen Seite sie sich schlägt; seine Unternehmungen gehen ihm noch einmal so leicht von statten. Jetzt begünstigte sie die Sache Heinrichs IV. Die Ideen, die sich an seinen Namen anschlossen, waren kaum ausgesprochen, aber schon so mächtig, daß sie einen Versuch machen konnten, das Papstthum selbst an sich zu ziehen.

Letzte Zeiten Sixtus' V.

Wir kommen hier noch einmal auf Sixtus den V. Nachdem wir seine innere Verwaltung, seinen Antheil an der kirchlichen Restauration beobachtet, müssen wir noch ein Wort von seiner Politik überhaupt sagen.

Da ist es nun besonders auffallend, wie der unerbittlichen Justiz, die er ausübte, dem harten Finanzsystem, das er einführte, seinem genauen Haushalt eine außerordentliche Neigung zu phantastisch politischen Planen zur Seite stand.

Was sind ihm nicht alles für Ideen durch den Kopf gegangen!

Lange Zeit hat er sich geschmeichelt, dem türkischen Reiche ein Ende machen zu können. Er knüpfte Verständnisse im Orient an: mit Persien, einigen arabischen Häuptlingen, den Drusen; er rüstete Galeeren aus: andere sollten ihm Spanien und Toscana liefern; so dachte er von der See her dem Könige Stephan Bathory von Polen zu Hülfe zu kommen, der den Hauptangriff von der Landseite auszuführen bestimmt war. Der Papst hoffte alle Kräfte des Nordostens und des Südwestens zu dieser Unternehmung zu vereinigen; er überredete sich, Rußland werde sich dem Könige von Polen nicht allein anschließen, sondern unterwerfen.

Ein ander Mal erging er sich in dem Gedanken, entweder allein, oder doch nur mit Toscana vereinigt Aegypten zu erobern. Die weitaussehendsten Absichten faßte er hiebei in Sinn: die Verbindung des

rothen Meeres mit dem mittelländischen, die Herstellung des alten Welthandels, die Eroberung des heiligen Grabes. Gesetzt aber, das zeige sich nicht sogleich ausführbar, — könnte man dann nicht wenigstens einen Streifzug nach Syrien unternehmen, um das Grab des Heilandes von geschickten Meistern aus dem Felsen herausheben und wohlumkleidet nach Italien schaffen zu lassen? Schon gab er der Hoffnung Raum, dies größte Heiligthum der Welt einmal in Montalto aufstellen zu können; dann werde sein Vaterland, die Mark, wo ja auch das h. Haus zu Loreto stehe, die Geburtsstätte und die Grabstätte des Heilandes in sich schließen.

Entwürfe, oder vielmehr — denn dies Wort lautet fast zu bestimmt — Einbildungen, Luftschlösser der außerordentlichsten Art. Wie sehr scheinen sie jener angestrengten realen, auf das Ziel dringenden Thätigkeit des Papstes zu widersprechen!

Und doch — dürfte man nicht behaupten, daß auch diese oft auf überschwenglichen, unausführbaren Gedanken beruhte? Die Erhebung Roms zu einer regelmäßig, nach Verlauf bestimmter Jahre, aus allen Ländern, selbst aus Amerika zu besuchenden Metropole der Christenheit, — die Verwandlung antiker Monumente in Denkmale der Ueberwältigung des Heidenthums durch die christliche Religion, — die Anhäufung geliehener verzinsbarer Gelder zu einem Schatze, auf dem die weltliche Macht des Kirchenstaates beruhen soll: alles Plane, die das Maß des Erreichbaren übersteigen, deren Ursprung in dem Feuer religiöser Phantasie liegt, — und die doch die Lebensthätigkeit des Papstes größtentheils bestimmten.

Von Jugend auf ist das menschliche Thun und Lassen von Hoffnungen und Wünschen, die Gegenwart, möchten wir sagen, von Zukunft umgeben; und die Seele ermüdet nicht, sich der Erwartung eines persönlichen Glückes zu überlassen. Je weiter man aber kommt, um so mehr knüpfen sich Verlangen wie Aussicht an die allgemeinen Interessen, an ein großes Ziel der Wissenschaft, des Staates, des Lebens überhaupt. In unserem Franciscaner war dieser Reiz und Antrieb persönlicher Hoffnungen immer um so stärker gewesen, da er sich auf einer Laufbahn befand, die ihm die erhabenste Aussicht eröffnete; von Stufe zu Stufe hatten sie ihn begleitet und seine Seele in Tagen der Bedrängniß genährt; jedes vorbedeutende Wort hatte er lebhaft aufgefaßt, in seinem Herzen festgehalten und für den Fall des Gelingens hohe Plane einer mönchischen Begeisterung daran geknüpft; endlich hatte sich ihm alles erfüllt: von geringem, hoffnungslosem Anfang war er zur obersten Würde der Christenheit ge-

stiegen, einer Würde, von deren Bedeutung er einen überschwenglichen Begriff hegte: er glaubte, durch eine unmittelbare Vorsehung erwählt zu sein, um die Ideen zu verwirklichen, die ihm vorgeschwebt.

Auch in dem Besitze der höchsten Gewalt verließ ihn dann die Gewohnheit nicht, in den Verwickelungen der Welthändel die Möglichkeit glänzender Unternehmungen wahrzunehmen, sich mit Entwürfen dazu zu tragen. Es ist in ihnen immer ein sehr persönliches Element: Gewalt und Nachruhm sind ihm reizend; über das, was ihm nahe steht, seine Familie, seinen Geburtsort, seine Provinz, will er seinen Glanz ausbreiten; aber diese Antriebe werden doch allezeit von einem allgemeinen Interesse der katholischen Christenheit getragen: für großartige Ideen zeigt er sich immer offen. Nur ist der Unterschied, daß er Einiges selbst auszuführen vermag, Anderes zum größten Theile Anderen zu überlassen hat. Jenes greift er mit der unermüdlichen Thätigkeit an, welche Ueberzeugung, Begeisterung und Ehrgeiz hervorbringen; in diesem dagegen, sei es, weil er von Natur mißtrauisch ist, oder weil der vornehmste Theil der Ausführung und damit auch des Ruhmes, des Vortheils Anderen zu überlassen wäre, finden wir ihn lange nicht so eifrig. Fragen wir, was er zur Ausführung z. B. jener orientalischen Ideen wirklich gethan, so ist es doch nur, daß er Verbindungen angeknüpft, Briefe gewechselt, Ermahnungen erlassen, Anstalten vorbereitet hat; daß er ernstliche Maßregeln ergriffen hätte, die zum Ziele führen konnten, bemerken wir nicht. Er faßt den Plan mit lebendiger schwärmerischer Phantasie; aber da er nicht gleich selbst Hand anlegen kann, da die Vollführung in der Ferne liegt, ist sein Wille nicht recht wirksam; den Entwurf, der ihn eben sehr beschäftigte, läßt er doch wieder fallen; ein anderer tritt an die Stelle desselben.

In dem Augenblicke, in dem wir uns befinden, erfüllten den Papst die großartigen Aussichten, die sich an die Unternehmung gegen Heinrich IV knüpften, Aussichten eines vollkommenen Sieges des strengen Katholicismus, einer erneuerten Weltmacht des Papstthums; er lebte und webte darin. Auch zweifelte er nicht, daß alle katholischen Staaten einverstanden seien, daß sie mit gemeinschaftlichen Kräften den Protestanten bekämpfen würden, welcher den Anspruch machte, König von Frankreich zu werden.

In dieser Richtung, diesem Eifer war er, als er vernehmen mußte, eine katholische Macht, mit der er besonders gut zu stehen meinte, Venedig, habe eben diesen Protestanten beglückwünscht. Er war davon tief betroffen. Einen Augenblick suchte er noch die Re-

publik von weiteren Schritten zurückzuhalten; er bat sie, zu warten: die Zeit bringe wundersame Früchte; er habe selbst von den guten alten Senatoren gelernt, sie zur Reife kommen zu lassen. Nichtsdestominder erkannte man in Venedig den bisherigen französischen Gesandten, de Maisse, nachdem er seine neue Beglaubigung empfangen, als Bevollmächtigten Heinrichs IV an. Der Papst schritt hierauf von Ermahnungen zu Drohungen fort. Er rief aus, er werde wissen, was er zu thun habe; er ließ die alten Monitorien, die zu Julius' II Zeit gegen die Venezianer ergangen, hervorsuchen und die Formel eines neuen gegen sie entwerfen.

Jedoch nicht ohne Schmerz und innerliches Widerstreben that er dies. Hören wir einen Augenblick an, wie er sich gegen den Gesandten vernehmen ließ, den ihm die Venezianer hierüber zuschickten.

„Mit denen zu zerfallen, die man nicht liebt", sagte der Papst, „ist kein so großes Unglück; aber mit denen, die man liebt, das thut wehe. Ja, es wird uns leid thun — er legte die Hand auf die Brust —, mit Venedig zu brechen."

„Aber Venedig hat uns beleidigt. Navarra — so nennt er Heinrich IV — ist ein Ketzer, von dem h. Stuhle excommunicirt; dennoch hat ihn Venedig, allen unseren Erinnerungen zum Trotz, anerkannt."

„Ist die Signoria etwa der größte Fürst der Erde, dem es zusteht, Anderen ein Beispiel zu geben? Es giebt noch einen König von Spanien, es giebt noch einen Kaiser."

„Fürchtet sich die Republik etwa vor dem Navarra? Wir wollen sie vertheidigen, wenn es nöthig ist, aus allen unseren Kräften; wir haben den Nerv dazu."

„Oder denkt die Republik, uns etwas anzuhaben? Gott selbst würde uns beistehen."

„Die Republik sollte unsere Freundschaft höher achten als die Freundschaft Navarra's. Wir können sie besser unterstützen."

„Ich bitte Euch, thut einen Schritt zurück! Vieles hat der katholische König zurückgenommen, weil wir es wünschten, nicht aus Furcht vor uns, denn unsere Macht ist gegen die seine wie eine Fliege gegen den Elephanten, sondern aus Liebe, weil es der Papst sagte, der Stellvertreter Christi, der ihm und allen Anderen den Glauben giebt. So thue auch die Signoria; sie treffe einen Ausweg! Es wird ihr nicht schwer werden: sie hat bejahrte weise Männer genug, von denen jeder eine Welt zu regieren vermöchte".

Man spricht aber nicht, ohne eine Antwort zu vernehmen. Der

außerordentliche Gesandte der Venezianer war Leonardo Donato, ein Mitglied jener Gesellschaft des Andrea Morisini, ganz in der Gesinnung der kirchlich-politischen Opposition, ein Mann von der größten, wir würden sagen, diplomatischen Geschicklichkeit, der schon manche schwierige Unterhandlung zu Ende geführt hatte.

Nicht alle Motive der Venezianer konnte Donato in Rom auseinandersetzen; er kehrte diejenigen hervor, die bei dem Papst Eingang finden konnten, die derselbe eigentlich mit Venedig gemein hatte.

Denn war es nicht offenbar, daß das spanische Uebergewicht in dem südlichen Europa sich von Jahr zu Jahr immer gewaltiger erhob? Der Papst fühlte es so gut wie jeder andere italienische Fürst; ohne die Genehmhaltung der Spanier konnte er schon jetzt in Italien keinen Schritt thun; was sollte geschehen, wenn sie erst Herren in Frankreich geworden? Diese Betrachtung hauptsächlich, die Ansicht von dem gestörten europäischen Gleichgewichte und die Nothwendigkeit seiner Wiederherstellung hob Donato hervor. Er suchte zu zeigen, daß die Republik den Papst nicht zu beleidigen, daß sie vielmehr ein großes Interesse des römischen Stuhles selbst zu begünstigen, zu beschützen gedacht habe.

Der Papst hörte ihn an; doch schien er unerschütterlich, nicht zu überzeugen. Donato verzweifelte, etwas auszurichten, und bat um seine Abschiedsaudienz. Am 16. Dezember 1589 erhielt er sie, und der Papst machte Miene, ihm seinen Segen zu versagen. Aber nicht so ganz befangen war doch Papst Sixtus V, daß nicht Gegengründe von wesentlichem Inhalt auf ihn Eindruck gemacht hätten. Er war eigensinnig, hochfahrend, rechthaberisch, hartnäckig, aber dabei auch innerlich umzustimmen, für eine fremde Ansicht zu gewinnen, im Grunde gutmüthig. Indem er noch stritt, seinen Satz hartnäckig verfocht, fühlte er sich im Herzen erschüttert, überzeugt. Mitten in jener Audienz ward er auf einmal mild und nachgiebig. „Wer einen Gefährten hat", rief er aus, „hat einen Herrn; ich will mit der Congregation reden, ich will ihr sagen, daß ich mit Euch gezürnt habe, aber von Euch besiegt worden bin." Noch ein paar Tage warteten sie; dann erklärte der Papst, er könne nicht billigen, was die Republik gethan; doch wolle er auch die Maßregeln, die er gegen sie beabsichtigt, nicht vornehmen. Er gab Donato seinen Segen und küßte ihn.

Eine kaum bemerkbare Umwandlung persönlicher Gesinnung, die aber die größte Bedeutung entwickelte. Der Papst selbst ließ von der Strenge nach, mit der er den protestantischen König verfolgte: die katholische Partei, die sich in Widerspruch mit seiner bis-

herigen Politik zu demselben hielt, wollte er nicht geradezu verdammen. Ein erster Schritt bedeutet darum so viel, weil er eine ganze Richtung in sich schließt. Auf Seiten der Opposition fühlte man dies augenblicklich. Ursprünglich hatte man sich nur entschuldigen wollen; auf der Stelle machte man den Versuch, den Papst selbst zu gewinnen, zu erobern.

Im Auftrage der Prinzen von Geblüt, der katholischen Pairs, die sich an Heinrich IV angeschlossen, erschien Mr. de Luxenburg in Italien. Den warnenden Vorstellungen der Spanier zum Trotz ließ ihn Sixtus V im Januar 1590 nach Rom kommen und gab ihm Audienz. Der Abgeordnete stellte besonders die persönlichen Eigenschaften Heinrichs IV, seine Tapferkeit, Großmuth, Herzensgüte in ein glänzendes Licht. Der Papst war davon ganz hingerissen. „Wahrhaftig"! rief er aus, „es reut mich, daß ich ihn excommunicirt habe." Luxenburg sagte, dieser sein König und Herr werde sich nun auch der Absolution würdig machen und zu den Füßen Sr. Heiligkeit in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren. „Alsdann", erwiederte der Papst, „will ich ihn umarmen und trösten."

Denn schon war seine Phantasie lebendig ergriffen; auf der Stelle knüpften sich ihm die kühnsten Hoffnungen an diese Annäherungen. Er gab dem Gedanken Raum, daß mehr politische Abneigung gegen Spanien als eine religiöse, dem römischen Stuhle entgegengesetzte Ueberzeugung die Protestanten abhalte, zur katholischen Kirche zurückkehren; er glaubte, sie nicht von sich weisen zu dürfen. Schon war ein englischer Abgeordneter in Rom; man kündigte einen sächsischen an. Er war sehr bereit, sie zu hören: „wollte Gott", sagte er, „sie kämen alle zu unseren Füßen!"

Welch eine Veränderung in ihm vorgegangen war, bewies unter anderem die Behandlung, die er seinem französischen Legaten, dem Cardinal Morosini, widerfahren ließ. Früher hatte man dessen Nachgiebigkeit gegen Heinrich III als ein Verbrechen betrachtet, und mit der päpstlichen Ungnade beladen kam er nach Italien zurück; jetzt ward er von Montalto in das Consistorium eingeführt, und der Papst empfing ihn mit der Erklärung, es freue ihn, daß ein Cardinal seiner Wahl wie er den allgemeinen Beifall erwerbe. Donna Camilla zog ihn zur Tafel.

Wie sehr mußte die streng katholische Welt über diese Umwandlung erstaunen! Der Papst neigte sich zu einem Protestanten, den er selbst excommunicirt hatte, der nach den alten Satzungen der Kirche

als ein zum zweiten Mal Abgefallener der Absolution gar nicht fähig war.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß dies eine Rückwirkung hervorrief. Die streng katholische Gesinnung hing nicht so durchaus von dem Papst ab, daß sie sich ihm nicht auch hätte widersetzen können; die spanische Macht gab ihr einen Rückhalt, an den sie sich gewaltig anschloß.

In Frankreich klagten die Liguisten den Papst des Geizes an: er wolle nur den Beutel nicht ziehen; das im Castell aufgehäufte Geld wolle er für seine Nepoten und Verwandten aufsparen. In Spanien predigte ein Jesuit über den beklagenswerthen Zustand, in dem die Kirche sei: nicht allein die Republik Venedig begünstige die Ketzer, sondern — „still, still", sagte er, indem er den Finger an den Mund legte —, sondern sogar der Papst selbst. In Italien tönte das wieder. Sixtus V war bereits so empfindlich, daß er eine Ermahnung zu allgemeinem Gebet, die der Capuzinergeneral hatte ergehen lassen, „um in Sachen der Kirche die Gnade Gottes anzurufen", für eine persönliche Beleidigung nahm und den General suspendirte.

Jedoch bei bloßen Andeutungen, Privatklagen blieb es nicht. Am 22. März 1590 erschien der spanische Botschafter in den päpstlichen Gemächern, um im Namen seines Herrn gegen das Betragen des Papstes förmlich zu protestiren. Es gab eine Meinung, sehen wir, die noch rechtgläubiger, katholischer war als der Papst selbst; der spanische Botschafter erschien, um ihr im Angesicht des Papstes Ausdruck und Worte zu verleihen. Seltsamer Auftritt! Der Botschafter ließ sich auf ein Knie nieder und bat S. Heiligkeit, ihm zu erlauben, daß er die Befehle seines Herrn ausführe. Der Papst ersuchte ihn, sich zu erheben: es sei eine Ketzerei, sich gegen den Stellvertreter Christi auf diese Weise zu betragen, wie er es beabsichtige. Der Botschafter ließ sich nicht irremachen. „Seine Heiligkeit", begann er, „möge die Anhänger Navarra's ohne Unterschied für excommunicirt erklären; S. Heiligkeit möge aussprechen, daß Navarra auf jeden Fall, auf alle Zeit unfähig sei, zur französischen Krone zu gelangen; wo nicht, so werde sich der katholische König von der Obedienz Sr. Heiligkeit lossagen; der König könne nicht dulden, daß die Sache Christi zu Grunde gerichtet werde". Kaum ließ ihn der Papst so weit reden: er rief aus, das sei nicht das Amt des Königs. Der Gesandte stand auf, warf sich aufs neue nieder, wollte fortfahren. Der Papst nannte ihn einen Stein des Anstoßes und ging hinweg. Aber Olivarez gab sich damit nicht zufrieden: er erklärte, er wolle und

müsse seine Protestation zu Ende bringen und sollte ihm der Papst den Kopf abschlagen lassen; er wisse wohl, der König werde ihn rächen und seine Treue an seinen Kindern belohnen. Sixtus V dagegen war in Feuer und Flamme. „Keinem Fürsten der Welt stehe es zu, einen Papst belehren zu wollen, der doch von Gott zum Meister der Anderen gesetzt sei; ganz ruchlos aber betrage sich der Botschafter: seine Instruction ermächtige ihn nur dann zu einer Protestation, wenn sich der Papst in Sachen der Ligue lau bezeigen sollte; woher wisse er, daß das der Fall sei? wolle der Botschafter die Schritte Sr. Heiligkeit richten"?

Der echte Katholicismus schien nur Ein Ziel, Eine ungetheilte Gesinnung zu haben; im Laufe des Sieges schien er begriffen zu sein, nahe dem Ausschlage des Gelingens; unerwartet haben sich innerhalb desselben zwei Seiten, zwei Meinungen ausgebildet, politisch und kirchlich einander entgegengesetzt, die eine Angriff, die andere Widerstand. Sie beginnen ihren Kampf damit, daß sich jede aus allen Kräften anstrengt, das Oberhaupt der Kirche für sich zu gewinnen. Die eine hat den Papst besessen: mit Bitterkeit, mit Drohungen, fast mit Gewalt sucht sie ihn festzuhalten. Der anderen hat er sich durch eine innere Bewegung im entscheidenden Augenblicke zugeneigt: sie sucht ihn ganz an sich zu reißen; durch Versprechungen sucht sie ihn zu verführen; die glänzendsten Aussichten stellt sie ihm vor. Für die Entscheidung ihres Kampfes ist es von der höchsten Bedeutung, welche Seite er ergreifen wird.

Die Haltung dieses Papstes, der wegen seiner Thatkraft und Entschlossenheit so berühmt ist, erfüllt uns mit Erstaunen.

Wenn Briefe Philipps II ankommen, worin dieser König erklärt, daß er die gerechte Sache vertheidigen, die Ligue mit der Kraft seiner Staaten, mit seinem Blute unterstützen wolle, so ist auch der Papst voll Eifers: er werde, sagt er, den Schimpf nicht auf sich laden, daß er sich einem Ketzer wie Navarra nicht entgegengesetzt habe.

Nichtsdestominder neigte er sich auch wieder auf die andere Seite. Wenn man ihm die Schwierigkeiten vorstellt, in die ihn die französische Sache verwickele, so ruft er aus: „wäre Navarra gegenwärtig, so würde er ihn auf den Knieen bitten, katholisch zu werden."

Sonderbarer stand wohl nie ein Fürst zu seinen Bevollmächtigten als der Papst Sixtus zu dem Legaten Gaetano, den er noch in der Zeit seiner engen Verbindung mit den Spaniern nach Frankreich geschickt hatte. Jetzt war der Papst zwar noch nicht auf die Seite der

Franzosen getreten, aber doch zu einer entschlossenen, neutralen Gesinnung gebracht. Ohne die mindeste Rücksicht hierauf folgte der Legat seinen alten Instructionen. Als Heinrich IV nach seinem Siege von Ivry Paris belagerte, war es der Legat des Papstes, der ihm hier den meisten Widerstand entgegensetzte. In seine Hände schwuren Obersten und Magistrate, mit Navarra niemals zu capituliren; durch sein geistliches Ansehen und ein eben so gewandtes wie standhaftes Betragen wußte er sie bei ihren Versprechungen festzuhalten.

In der That entwickelte doch am Ende die gewohnte strenge Gesinnung die meiste Kraft.

Olivarez nöthigte den Papst, Luxenburg zu entlassen, wenn auch nur unter dem Schein einer Wallfahrt nach Loreto. Der Papst hatte Monsignor Serafino, der im Rufe französischer Gesinnungen stand, zu einer Sendung nach Frankreich bestimmt; Olivarez beklagte sich laut, er drohte, nicht wieder zur Audienz kommen zu wollen; der Papst entgegnete, er möge in Gottes Namen abreisen; zuletzt behielt Olivarez dennoch den Sieg: die Sendung Serafino's wurde aufgeschoben. In einer orthodoxen, ohne Wanken festgehaltenen Meinung liegt eine unglaubliche Gewalt, zumal wenn sie von einem tüchtigen Manne verfochten wird. Olivarez hatte die Congregation, welche die französischen Sachen bearbeitete, und die auch noch in früheren Zeiten zusammengesetzt worden, auf seiner Seite. Im Juli 1590 ward auf den Grund einer früheren Zusage über eine Vereinigung der päpstlichen Streitkräfte mit den spanischen gegen Heinrich IV, der damals Paris belagerte, unterhandelt. Es war die Zeit, in welcher Alexander Farnese sich anschickte, seine in den Niederlanden erprobten Kriegsheere über die französische Grenze zu führen. Die Truppenzahl wurde bestimmt, welche der Papst unter dem Herzog von Urbino zu ihm stoßen lassen wollte. Sixtus V gab den Freunden, die ihm riethen, neutral zu bleiben, die Antwort, er müsse etwas in dieser Sache thun. Der Tractat wurde nach eifrigen Unterhandlungen vereinbart; dann aber nahm Sixtus V doch Anstand, ihn auszuführen. Er verlangte Sicherheitsplätze für seine Armee und ein ausgesprochenes Verständniß in der Sache mit den Katholiken. Noch war er jedoch entfernt davon, unterdessen die andere Partei aufzugeben.

Zu derselben Zeit hatte er den Agenten eines Oberhauptes der Hugenotten, des Lesdiguières, bei sich; ein Geschäftsträger des Landgrafen, ein englischer Abgeordneter waren zugegen, und schon suchte sich der kaiserliche Botschafter gegen die Einflüsterungen, die er von

dem sächsischen Gesandten fürchtete, der aufs neue erwartet wurde, sicherzustellen; die Umtriebe des Canzlers Crell drangen bis nach Rom.

So blieb der gewaltige Kirchenfürst, welcher der Meinung lebte, daß ihm eine directe Gewalt über alle Erde verliehen sei, welcher einen Schatz gesammelt, der ihm wohl die Kraft verliehen hätte, einen großen Ausschlag zu geben, in dem Moment der Entscheidung unentschlossen, schwankend.

Dürfte man ihm wohl ein Verbrechen daraus machen? Ich fürchte, wir würden ihm Unrecht thun. Er durchschaute die Lage der Dinge; er sah die Gefahren auf beiden Seiten; entgegengesetzten Anregungen gab er Raum: ein Moment, das ihm eine endliche Entscheidung abgenöthigt hätte, war nicht vorhanden. Bis in seine Seele bekämpften sich die Elemente, welche die Welt theilten; hier ward keines des anderen Meister.

Allerdings aber setzte er sich damit auch seinerseits in die Unmöglichkeit, die Welt zu bezwingen, einen großartigen Einfluß auf sie auszuüben. Vielmehr wirkten die Lebenskräfte, die in Bewegung waren, auf ihn zurück; es geschah dies in der eigenthümlichsten Gestalt.

Sixtus hatte die Banditen hauptsächlich dadurch bezwungen, daß er mit seinen Nachbarn in gutes Vernehmen trat. Jetzt, da dies sich auflöste, da man in Toscana und Venedig andere Meinungen hegte, als in Neapel und Mailand, und der Papst sich weder für die einen noch für die anderen entschied, bald dem einen bald dem anderen seiner Nachbarn verdächtig wurde, jetzt regten sich auch die Banditen aufs neue.

Im April 1590 erschienen sie wieder: in der Maremma Sacripante, in der Romagna Piccolomini, in der Campagna von Rom Battistella. Sie waren reichlich mit Gelde versehen; man wollte bemerken, daß sie viele spanischen Dublonen ausgaben; vorzüglich in der guelfischen Partei fanden sie Anhang. Schon zogen sie wieder in geordneten Schaaren mit fliegenden Fahnen und Trommeln einher; die päpstlichen Truppen hatten keine Lust, sich mit ihnen zu schlagen. Unmittelbar wirkte dies auf alle Verhältnisse zurück. Die Bolognesen widersetzten sich dem Vorhaben des Papstes, die Senatoren der Stadt zu vermehren, mit einer lange nicht mehr gehörten Kühnheit und Freimüthigkeit.

In dieser Lage, in so vielem nahen und drückenden Mißbehagen, ohne in der wichtigsten Sache eine Entscheidung, einen Entschluß auch nur versucht zu haben, starb Papst Sixtus V (27. August 1590).

Es entlud sich gerade ein Ungewitter über den Quirinal, als er verschied. Die alberne Menge überredete sich, Fra Felice habe einen Pact mit dem Bösen gehabt, durch dessen Hülfe er von Stufe zu Stufe gestiegen; nach abgelaufener Zeit sei nun seine Seele in dem Unwetter hinweggeführt worden. So versinnbildeten sie ihr Mißvergnügen über so viele neu eingeführten Auflagen und den Zweifel an seiner vollkommenen Rechtgläubigkeit, der in den letzten Zeiten so oft rege geworden. In wildem Ungestüm rissen sie die Bildsäule nieder, die sie ihm einst errichtet hatten; ja, auf dem Capitol ward ein Beschluß gefaßt, daß man niemals wieder einem Papste bei seinem Leben eine Bildsäule setzen wolle.

Urban VII, Gregor XIV, Innocenz IX und ihre Conclaven 1590, 1591.

Doppelt wichtig wurde nun die neue Wahl. Es kam doch hauptsächlich auf die persönliche Gesinnung eines Papstes an, für welche von jenen beiden Richtungen, deren Widerstreit begonnen hatte, er sich erklären würde, und ohne Zweifel konnte seine Entschließung zu weltgeschichtlichen Wirkungen führen. Das Gewühl und der Wahlkampf des Conclave's erhalten deshalb eine besondere Bedeutung, und wir müssen hier ein Wort von denselben einflechten.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beherrschte das Uebergewicht der kaiserlichen oder der französischen Faction in der Regel die Wählenden: die Cardinäle hatten, wie ein Papst sagt, keine Freiheit der Stimmen mehr. Seit der Mitte desselben ward diese Einwirkung fremder Mächte um vieles unbedeutender: die Curie blieb bei weitem mehr sich selbst überlassen. Da hatte sich denn, in der Bewegung der inneren Umtriebe, sagen wir, ein Princip oder eine Gewohnheit sehr besonderer Art ausgebildet.

Jeder Papst pflegte eine Anzahl Cardinäle zu ernennen, die dann in dem nächsten Conclave sich um den Nepoten des Verstorbenen sammelten, eine neue Macht bildeten und in der Regel Einen aus ihrer Mitte auf den Thron zu erheben versuchten. Merkwürdig war es, daß es ihnen hiemit nie gelang, daß die Opposition allemal siegte und in der Regel einen Gegner des letzten Papstes beförderte.

Ich will nicht versuchen, dies ausführlich zu erörtern. Wir haben nicht ganz unglaubwürdige Mittheilungen über diese Wahlen; allein es würde doch unmöglich sein, die hiebei wirksamen persönlichen

Verhältnisse zu rechter Anschauung zu erheben; es würde immer Schatten bleiben.

Genug, wenn wir das Princip bemerken. Ohne Ausnahme trugen in jenem Zeitraume nicht die Anhänger, sondern die Gegner des letzten Papstes, namentlich die Creaturen des vorletzten, den Sieg davon. Paul IV ward von den Creaturen Pauls III, Pius IV durch die Feinde der Caraffa's und Pauls IV erhoben. Der Neffe Pius' IV, Borromeo, hatte die persönliche Aufopferung, freiwillig einem Manne der Gegenpartei, den er aber für den frömmsten hielt, Pius dem V, seine Stimme zu geben; aber er that das nur unter lebhaftem Widerspruche der Geschöpfe seines Oheims, welche, wie es in dem Berichte heißt, kaum glaubten zu sehen, was sie sahen, zu thun, was sie thaten. Auch versäumten sie nicht, sich ihre Nachgiebigkeit im nächsten Falle zu Nutze zu machen. Jenes Herkommen suchten sie zur Anerkennung zu bringen, als Regel aufzustellen, und in der That setzten sie den Nachfolger Pius' V aus den Creaturen Pius' IV. So ging es auch bei der Wahl Sixtus' V; aus den Gegnern seines Vorgängers Gregor erhob er sich.

Kein Wunder ist es hienach, wenn wir immer entgegengesetzte Charaktere auf dem päpstlichen Stuhle finden. Die verschiedenen Factionen treiben einander aus der Stelle.

Vermöge dieses Herkommens hatten nun auch diesmal die Gegner Sixtus' V, besonders der letzten Wendung seiner Politik, eine große Aussicht für sich. Ueberaus mächtig hatte Sixtus V seinen Neffen gemacht: mit einer Schaar ergebener Cardinäle, so zahlreich wie nur je eine andere gewesen, trat derselbe in dem Conclave auf. Trotz alle dem mußte er weichen. Die Creaturen Gregors erhoben einen Gegner des vorigen Papstes, der von diesem sogar besonders beleidigt worden, von unzweifelhaft spanischer Gesinnung, Johann Baptist Castagna, Urban den VII.

Mit dieser Wahl aber waren sie unglücklich. Urban VII starb, ehe er noch gekrönt worden, ehe er noch einen einzigen Prälaten ernannt hatte, am 12. Tage seines Pontificates, und sogleich eröffnete sich der Wahlkampf aufs neue.

Er unterschied sich dadurch, daß die Spanier wieder auf das ernstlichste Theil nahmen. Sie sahen wohl, wie viel für die französischen Angelegenheiten darauf ankam. Der König entschloß sich zu einem Schritte, der ihm in Rom als eine gefährliche Neuerung angerechnet wurde, und den selbst seine Anhänger nur mit den dringenden Umständen, in denen er sich befinde, zu entschuldigen wußten;

er nannte sieben Cardinäle, die ihm tauglich zu sein schienen; keinen anderen wollte er annehmen. An der Spitze der Ernannten stand der Name Madruzzi, und unverzüglich machten die spanischen Cardinäle einen Versuch, mit diesem ihrem Oberhaupte durchzudringen.

Allein sie fanden hartnäckigen Widerstand. Madruzzi wollte man nicht, weil er ein Deutscher sei, weil man das Papstthum nicht wieder in die Hände der Barbaren kommen lassen dürfe; auch von den übrigen wollte Montalto keinen annehmen. Montalto hätte zwar vergeblich versucht, einen seiner Anhänger zu erheben; aber wenigstens auszuschließen vermochte er. Das Conclave verzog sich ungebührlich lange; die Banditen waren Herren im Lande; täglich hörte man von geplünderten Gütern, verbrannten Dörfern; in Rom selbst war eine Bewegung zu fürchten.

Es gab nur Ein Mittel, zum Ziele zu kommen: wenn man von den Vorgeschlagenen denjenigen hervorhob, der dem Nepoten Sixtus' V am wenigsten unangenehm war. In den florentinischen Nachrichten findet sich, daß der Großherzog von Toscana, in den römischen, daß Cardinal Sforza, das Haupt der gregorianischen Cardinäle, hiezu besonders beigetragen habe. In seine Zelle zurückgezogen, vielleicht auch darum, weil man ihm gesagt hatte, durch Stillschweigen werde er am besten befördert, und vom Fieber geplagt, lebte Cardinal Sfondrato, einer von den Sieben. Ueber diesen vereinigten sich die Parteien, und gleich im voraus ward eine Familienverbindung zwischen den Häusern Sfondrato und Montalto verabredet. Hierauf besuchte Montalto den Cardinal in seiner Zelle; er fand ihn betend vor dem Crucifix, nicht ganz ohne Fieber; er sagte ihm, daß er den anderen Morgen gewählt werden solle. An diesem Morgen — 5. December 1590 — führte er ihn mit Sforza in die Capelle, wo die Stimmen gegeben wurden. Sfondrato ward gewählt; er nannte sich Gregor den XIV.

Ein Mann, der alle Wochen zweimal fastete, alle Tage seine Messe las, das Pensum seiner Horen immer auf den Knien betete und dann eine Stunde seinem Lieblingsautor, dem heil. Bernhard, widmete, aus dem er sich die Sentenzen, die ihm besonders einleuchteten, sorgfältig aufzeichnete, — eine jungfräuliche unschuldige Seele. Man bemerkte aber in halbem Scherz: wie er zu früh — im siebenten Monat — auf die Welt gekommen und nur mit Mühe aufgebracht worden war, so habe er überhaupt zu wenig irdische Elemente in sich. Von der Praxis und den Umtrieben der Curie hatte er nie etwas begriffen. Die Sache, welche die Spanier verfochten, hielt er ohne weiteres für die Sache der Kirche. Er war ein geborener Unterthan

Philipps II und ein Mann nach seinem Herzen. Ohne alles Schwanken noch Verziehen erklärte er sich zu Gunsten der Ligue.

„Ihr", schrieb er an die Pariser, „die Ihr einen so löblichen Anfang gemacht habt, harret nun auch aus und haltet nicht inne, bis Ihr an das Ziel Eueres Laufes gekommen seid. Von Gott inspirirt, haben wir beschlossen, Euch zu Hülfe zu kommen. Zuerst weisen wir Euch eine Unterstützung in Geld an und zwar über unsere Kräfte. Sodann ordnen wir unseren Nuntius — Landriano — nach Frankreich ab, um alle Abgewichenen in Euere Vereinigung zurückzubringen. Endlich schicken wir, obwohl nicht ohne große Belästigung der Kirche, unseren lieben Sohn und Neffen, Hercules Sfondrato, Herzog von Montemarciano, mit Reiterei und Fußvölkern Euch zu, um die Waffen zu Euerer Vertheidigung anzuwenden. Solltet Ihr aber noch Mehreres bedürfen, so werden wir Euch auch damit versehen".

In diesem Briefe liegt die ganze Politik Gregors XIV. Sie war doch von großer Wirkung. Die Erklärung selbst, die Wiederholung der Excommunication Heinrichs IV, die damit verbunden war, und dann die Aufforderung an alle Cleriker, an den Adel, die Beamten der Justiz und den dritten Stand, sich bei schwerer Strafe von Heinrich von Bourbon zu trennen, womit Landriano in Frankreich auftrat, brachten einen tiefen Eindruck hervor. Es gab so viele Katholisch-gesinnten auf der Seite Heinrichs IV, die zuletzt doch durch diese entschiedenen Schritte des Oberhauptes ihrer Kirche irregemacht wurden. Obwohl nicht mit allen Ansprüchen des Papstthums einverstanden, schraken sie doch davor zurück, mit demselben zu zerfallen. Sie erklärten, nicht allein das Königthum habe eine Succession, sondern auch die Kirche: man dürfe die Religion eben so wenig ändern als die Dynastie. Von dieser Zeit an bildete und befestigte sich unter den Anhängern des Königs die sogenannte dritte Partei, welche denselben unaufhörlich zur Wiederannahme des Katholicismus aufforderte, nur unter dieser Bedingung und Aussicht ihm treu blieb und um so mehr zu bedeuten hatte, da die mächtigsten Männer in seiner unmittelbaren Umgebung sich zu ihr hielten.

Noch größere Erfolge aber ließen die anderen Maßregeln erwarten, die der Papst in jenem Briefe ankündigte, und die er nicht zögerte in Erfüllung zu bringen. Die Pariser unterstützte er monatlich mit 15000 Scudi; den Oberst Lusi schickte er in die Schweiz, um Truppen anzuwerben; nachdem er seinem Neffen Ercole in S. Maria Maggiore die Standarte der Kirche als ihrem General

feierlich überliefert hatte, entließ er ihn nach Mailand, wo seine Mannschaften sich sammeln sollten. Der Commissar, der ihn begleitete, Erzbischof Mateucci, war reichlich mit Gelde versehen.

Unter diesen Auspicien trug Philipp II nicht länger Bedenken, sich der französischen Sache mit Ernst anzunehmen. Seine Truppen rückten in der Bretagne vor; sie nahmen Platz in Toulouse und Montpellier. Auf einige Provinzen glaubte er besondere Ansprüche zu haben; in anderen war er in der engsten Verbindung mit den leitenden Oberhäuptern: Capuziner hatten sie eingeleitet oder erhielten sie doch im Gange. An vielen Orten sah man ihn als den „einzigen Beschützer der Rechtgläubigen gegen die Hugenotten" an und lud ihn auf das dringendste ein, selbst nach Paris. Indessen griffen die Piemontesen in der Provence an; das päpstliche Heer vereinte sich in Verdun mit den Liguisten. Es war eine allgemeine Bewegung spanisch-italienischer Kräfte, um Frankreich mit Gewalt in die streng katholische Richtung fortzuziehen, die in jenen Ländern das Uebergewicht hatte. Die Schätze, die Papst Sixtus mit so viel Anstrengung gesammelt und so sorgfältig gespart hatte, kamen nun doch den Spaniern zugute. Nachdem Gregor XIV die Summen aus dem Castell genommen, deren Verwendung an keine Bedingungen gebunden war, griff er auch die anderen, auf das strengste vinculirten an. Er urtheilte, nie könne ein dringenderes Bedürfniß der Kirche eintreten.

Bei der Entschiedenheit, mit der man zu Werke ging, der Klugheit des Königs, dem Reichthum des Papstes und dem Einflusse, den ihr vereinigtes Ansehen auf Frankreich hatte, läßt sich in der That nicht berechnen, wie weit es dieser doppelseitige, weltlich-geistliche Ehrgeiz gebracht haben würde, — wäre nicht Gregor XIV mitten in der Unternehmung gestorben. Nur zehn Monate und zehn Tage hatte er den römischen Stuhl besessen und so große Veränderungen hervorgebracht; was würde geschehen sein, wenn er diese Gewalt einige Jahre innegehabt hätte! Es war der größte Verlust, den die liguistisch-spanische Partei erleiden konnte.

Noch einmal zwar drangen die Spanier in dem Conclave durch. Sie hatten wieder sieben Candidaten benannt, und einer von diesen, Johann Anton Fachinetto — Innocenz IX — wurde gewählt. Auch er war, soviel man urtheilen kann, spanisch gesinnt; wenigstens schickte er der Ligue Geld, und wir haben das Schreiben übrig, in dem er Alexander Farnese antreibt, seine Rüstungen zu beschleunigen, in Frankreich einzudringen und Rouen zu entsetzen, was dieser Feldherr dann so glücklich und geschickt ausführte. Aber das Un-

glück war: auch Innocenz IX war schon sehr alt und schwach; fast niemals verließ er das Bett; da gab er selbst Audienzen; von dem Sterbebett eines Greises, der sich nicht mehr rühren konnte, ergingen Kriegsermunterungen, welche Frankreich, ja Europa in Bewegung setzten. Kaum hatte Innocenz den päpstlichen Stuhl zwei Monate innegehabt, so starb auch er.

Und so erneuerten sich die Wahlkämpfe des Conclave's zum vierten Mal. Sie wurden um so wichtiger, da sich in dem unaufhörlichen Wechsel die Meinung festgesetzt hatte, daß es vor allem eines kräftigen lebensfähigen Mannes bedürfe. Jetzt mußte es zu einer definitiven Entscheidung auf längere Zeit kommen. Das Conclave wurde ein bedeutendes Moment für die allgemeine Geschichte.

Wahl und Natur Clemens' VIII.

Den Spaniern war es in dem glücklichen Fortgange ihrer Interessen zu Rom während des letzten Jahres zuletzt auch gelungen, Montalto zu gewinnen. Das Haus dieses Nepoten hatte sich in dem Neapolitanischen angekauft. Indem Montalto zusagte, sich dem Willen des Königs nicht mehr zu widersetzen, versprach ihm dagegen der König, nicht alle Creaturen Sixtus' V geradehin auszuschließen. So waren sie verbündet, und die Spanier zögerten nicht länger, den Mann auf die Wahl zu bringen, von dem sie sich die thätigste Mitwirkung zu dem französischen Kriege versprechen konnten.

Von allen Cardinälen konnte Santorio, mit dem Titel Sanseverina, als der eifrigste angesehen werden. Schon in seiner Jugend hatte er zu Neapel manchen Kampf mit den dortigen Protestanten durchgemacht; in seiner Autobiographie, welche handschriftlich übrig ist, bezeichnet er die Bluthochzeit als „den berühmten Tag des h. Bartholomäus, hoch erfreulich den Katholischen"; immer hatte er sich zu den heftigsten Meinungen bekannt; er war das leitende Mitglied der Congregation für die französischen Angelegenheiten, seit lange die Seele der Inquisition, noch gesund und in ziemlich frischem Alter.

Diesen Mann wünschten die Spanier mit der höchsten geistlichen Würde zu bekleiden; einen ergebeneren hätten sie nicht finden können. Noch Olivarez hatte alles vorbereitet; es schien kein Zweifel übrig zu bleiben; von 52 Stimmen hatte man 36 bejahende, eben genug, um die Wahl zu entscheiden, wozu immer zwei Drittheile der Stim-

men erforderlich sind. Und so schritt man gleich den ersten Morgen, nachdem das Conclave geschlossen worden, zu dem Wahlactus. Montalto und Madrucci, die Häupter der vereinten Factionen, holten Sanseverina aus seiner Zelle ab, die, wie es bei der Zelle der Erwählten Gebrauch ist, von den Dienern sogleich spoliirt wurde; 36 Cardinäle begaben sich mit ihm nach der Capella Paolina; schon bat man ihn um Gnade für seine Gegner; er erklärte, er wolle Allen vergeben und sich zum ersten Zeichen seiner Gesinnung Clemens nennen; Völker und Reiche wurden ihm empfohlen.

Indessen hatte man bei diesem Vorschlag Einen Umstand aus der Acht gelassen. Sanseverina galt für so streng, daß Jedermann ihn fürchtete.

Dadurch war es schon geschehen, daß Viele nicht hatten gewonnen werden können, jüngere Cardinäle, alte persönliche Gegner: sie versammelten sich in der Capella Sistina; es waren ihrer zwar, als sie sich beisammensahen, nur sechzehn — es fehlte ihnen an Einer Stimme, um die Exclusion zu geben, und schon machten Mehrere Miene, sich dem Geschick zu unterwerfen und Sanseverina anzuerkennen; jedoch hatte der erfahrene Altemps so vielen Einfluß auf sie, daß sie noch Stand hielten. Sie trauten ihm zu, daß er die Sachen besser übersehe als sie selbst.

Und in der That wirkte die nämliche Abneigung auch auf diejenigen, die Sanseverina ihr Wort gegeben; gar Manche unter ihnen verwarfen ihn im Herzen. Dem Wunsche des Königs und Montalto's hatten sie sich bequemt; doch erwarteten sie nur eine Gelegenheit, um abtrünnig zu werden. Bei dem Eintritt in die Wahlcapelle zeigte sich eine Unruhe, eine Bewegung, die bei einem entschiedenen Falle ganz ungewöhnlich war. Man machte einen Anfang, die Stimmen zu zählen; man schien damit nicht zu Stande kommen zu wollen; die eigenen Landsleute Sanseverina's legten ihm Hindernisse in den Weg. Es fehlte nur Jemand, der dem Gedanken, den so Viele hegten, Bahn bräche. Endlich faßte sich Ascanio Colonna das Herz, dies zu thun. Er gehörte zu den römischen Baronen, welche vor allem die inquisitorische Härte Sanseverina's fürchteten. Er rief aus: „ich sehe, Gott will Sanseverina nicht; auch Ascanio Colonna will ihn nicht". Er verließ die Paolina und begab sich zu den Gegnern in der Sistina.

Hiemit hatten diese gewonnen. Es ward ein geheimes Scrutinium beliebt. Es gab einige, die es nie gewagt hätten, öffentlich und laut ihre bereits zugesagte Stimme zurückzuziehen, die das aber

wohl insgeheim thaten, sobald sie nur wußten, daß ihre Namen verschwiegen bleiben würden. Als die Zettel eröffnet wurden, fanden sich nur 30 Stimmen für den Vorgeschlagenen.

Seiner Sache gewiß, war Sanseverina gekommen; die Fülle der geistlichen Gewalt, die er so hoch anschlug, die er so oft verfochten, glaubte er schon im Besitz zu haben; zwischen der Erfüllung seiner höchsten Wünsche und der Zukunft eines immerwährenden Gefühls von Zurücksetzung, zwischen Herr sein und gehorchen müssen hatte er 7 Stunden zugebracht, wie zwischen Leben und Tod; endlich war es entschieden; seiner Hoffnung beraubt, ging er in die spoliirte Zelle zurück. „Die nächste Nacht", sagt er in jener Lebensbeschreibung, „war mir schmerzvoller, als je ein unglücklicher Augenblick, den ich erlebt habe. Die schwere Betrübniß meiner Seele und die innerliche Angst preßten mir, unglaublich zu sagen, blutigen Schweiß aus".

Er kannte die Natur eines Conclave's genugsam, um sich weiter keine Hoffnung zu machen. Seine Freunde haben ihn später noch einmal auf die Wahl gebracht; aber es war nur ein hoffnungsloser Versuch.

Auch die Spanier selbst hatten hiemit verloren. Der König hatte fünf Namen genannt; keiner von allen konnte durchgesetzt werden. Man mußte endlich zu dem sechsten schreiten, der von den Spaniern als überzählig bezeichnet worden war.

Mehr seinem Verbündeten Montalto zu Gefallen als aus eigener Bewegung hatte nämlich der König auch noch Cardinal Aldobrandini genannt, eine Creatur Sixtus' V, den er vor dem Jahre selbst ausgeschlossen hatte. Auf diesen kam man jetzt als den einzig möglichen zurück. Er war, wie man denken kann, Montalto erwünscht; die Spanier konnten, weil er doch mit genannt worden, nichts gegen ihn sagen; auch den Uebrigen war er nicht unwillkommen, im Allgemeinen beliebt; so ward er denn ohne vielen Widerstand gewählt 20. Jan. 1592. Er nannte sich Clemens den VIII.

Es ist immer sonderbar, wie es hiebei den Spaniern ging. Sie hatten Montalto auf ihre Seite gebracht, um einen von den Ihrigen durchzusetzen; eben diese Verbindung bewirkte jedoch, daß sie selbst dazu helfen mußten, einen Freund Montalto's, eine Creatur Sixtus' V, auf den Thron zu bringen.

Wir bemerken, daß hiemit in dem Gange der Papstwahlen eine Veränderung eintrat, die wir nicht als unbedeutend betrachten dürfen. Seit langer Zeit waren immer Männer von entgegengesetzten Factionen einander nachgefolgt. Auch jetzt war wohl dasselbe ge-

schehen: dreimal hatten die Geschöpfe Sixtus' V zurückstehen müssen; aber die Gewählten hatten doch nur eine sehr vorübergehende Macht genossen und keine neue starke Faction bilden können; Todesfälle, Leichenzüge, neue Conclaven waren auf einander gefolgt. Der Erste, der den Stuhl wieder mit voller Lebenskraft bestieg, war Clemens VIII. Es folgte eine Regierung der nämlichen Partei, welche zuletzt länger geherrscht hatte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit war nun darauf gerichtet, wer der neue Gewalthaber sei, was sich von ihm erwarten lasse.

Clemens VIII war im Exil geboren. Sein Vater Salvestro Aldobrandino, von angesehenem florentinischen Geschlecht, aber ein lebhafter und thätiger Gegner der Medici, war bei dem endlichen Siege dieses Hauses im Jahre 1531 vertrieben worden und hatte sein Fortkommen im Auslande suchen müssen. Er war Doctor der Rechte und hatte früher einmal zu Pisa Vorlesungen gehalten; nach seiner Verjagung finden wir ihn bald in Venedig, wo er an der Verbesserung des venezianischen Statutes Antheil hat, oder eine Ausgabe der Institutionen besorgt, bald in Ferrara oder Urbino im Rathe und Gericht der Herzoge, am längsten in Diensten bald des einen, bald des anderen Cardinals und an deren Stelle mit der Rechtspflege und der Verwaltung in irgend einer kirchlichen Stadt beauftragt. Am meisten vielleicht zeichnet es ihn aus, daß er bei diesem unstäten Leben fünf vortreffliche Söhne zu erziehen wußte. Der geistreichste von ihnen mag der älteste, Johann, gewesen sein, den man den Wagenlenker des Hauses nannte; er brach die Bahn, und auf dem Wege juridischer Würden stieg er im Jahre 1570 zum Cardinalat; wäre er länger am Leben geblieben, so würde er, glaubt man, Hoffnung zur Tiara gehabt haben. Bernardo erwarb sich im Waffenhandwerk Ansehen; Tommaso war ein guter Philolog; die Uebersetzung, die er von Diogenes Laertius verfaßt hat, ist öfter abgedruckt worden; Pietro galt für einen ausgezeichneten praktischen Juristen. Der jüngste, Ippolito, im Jahre 1536 zu Fano geboren, machte dem Vater anfangs einige Sorgen: er fürchtete, ihm die Erziehung, deren sein Talent würdig war, nicht geben zu können. Aber zuerst nahm sich Cardinal Alessandro Farnese des Knaben an und bewilligte ihm eine jährliche Unterstützung aus den Einkünften seines Bisthums Spoleto; dann beförderte ihn das aufkommende Glück seiner Brüder von selbst. Er gelangte bald in die Prälatur, hierauf in die Stelle seines ältesten Bruders in dem Gerichtshofe der Rota; Sixtus V ernannte ihn zum Cardinal und übertrug ihm eine Sen-

dung nach Polen. Durch diese kam er zuerst mit dem Hause Oestreich in eine gewisse Verbindung. Das gesammte Haus sah es als einen Dienst an, daß der Cardinal, der sich dabei seiner Autorität mit Rücksicht und zum Ziele führender Klugheit bediente, den Erzherzog Maximilian aus der Gefangenschaft befreite, in der ihn die Polen hielten. Als sich Philipp II entschloß, eine Creatur Sixtus' V als überzähligen Candidaten zu nennen, so war dies der Grund, um dessen willen er den Aldobrandino Anderen vorzog. So gelangte der Sohn eines heimathlosen Flüchtlings, von dem man einen Augenblick gefürchtet hatte, er werde sein Lebelang Schreiberdienste verrichten müssen, zur höchsten Würde der katholischen Christenheit.

Nicht ohne Genugthuung wird man in der Kirche della Minerva zu Rom das Denkmal betrachten, das Salvestro Aldobrandino dort der Mutter einer so herrlichen Schaar von Söhnen errichtet hat, — „seiner theueren Frau Lesa aus dem Hause Deti, mit der er siebenunddreißig Jahre einträchtig gelebt."

Die ganze Thätigkeit nun, die einem aus mancherlei Noth emporstrebenden Geschlechte eigen ist, brachte der neue Papst in sein Amt. Früh waren die Sitzungen, Nachmittags die Audienzen; alle Informationen wurden angenommen und durchgesehen, alle Ausfertigungen erst gelesen und besprochen, Rechtsgründe aufgesucht, frühere Fälle verglichen; nicht selten zeigte sich der Papst unterrichteter als die vortragenden Referendare; er arbeitete eben so angestrengt wie früher, als er noch Auditor di Rota war; den Einzelheiten der inneren Staatsverwaltung, persönlichen Verhältnissen widmete er nicht minderen Antheil als der europäischen Politik oder den großen Interessen der geistlichen Macht. Man fragte, woran er wohl Gefallen finde; die Antwort war: an allem oder an nichts.

Dabei hätte er sich in seinen geistlichen Pflichten nicht die mindeste Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Alle Abende empfing Baronius seine Beichte; alle Morgen celebrirte er die Messe selber; Mittags speisten wenigstens in den ersten Jahren immer zwölf Arme in Einem Zimmer mit ihm, und an Freuden der Tafel war nicht zu denken; Freitag und Sonnabend ward überdies gefastet. Hatte er dann die ganze Woche gearbeitet, so war des Sonntags seine Erholung, sich einige frommen Mönche oder die Väter der Vallicella kommen zu lassen, um mit ihnen über tiefere geistliche Fragen zu sprechen. Der Ruf von Tugend, Frömmigkeit, exemplarischem Leben, den er schon immer genossen, vermehrte sich ihm bei dieser

Art, zu sein, außerordentlich. Er wußte es und wollte es. Eben dieser Ruf erhöhte sein oberhirtliches Ansehen.

Denn in allen Stücken verfuhr dieser Papst mit selbstbewußter Bedachtsamkeit. Er arbeitete gern; er war eine von jenen Naturen, denen aus der Arbeit neue Kraft entspringt; aber er that es doch nicht so leidenschaftlich, daß er nicht seinen Fleiß mit regelmäßiger Bewegung unterbrochen hätte. So konnte er wohl auch auffahren, heftig, bitter werden; jedoch, wenn er sah, daß der Andere zwar vor der Majestät des Papstthums schwieg, aber vielleicht in seinen Mienen Entgegnung und Mißbehagen ausdrückte, ging er in sich und suchte es wieder gutzumachen. Man sollte an ihm nichts wahrnehmen, als was sich ziemte, was mit der Idee eines guten, frommen und weisen Mannes übereinkam.

Frühere Päpste hatten wohl aller Gesetze überhoben zu sein geglaubt, die Verwaltung der höchsten Würde in Genuß zu verwandeln gesucht; der Geist der damaligen Zeit ließ das nicht mehr zu. Die Persönlichkeit mußte sich fügen, zurücktreten; das Amt war alles. Ohne ein der Idee desselben entsprechendes Betragen hätte man es weder erlangt noch verwalten können.

Es liegt am Tage, daß hiemit die Kraft des Institutes selber unendlich wuchs. So lange allein sind menschliche Institutionen überhaupt stark, als ihr Geist in den Lebenden wohnt, in den Inhabern der Gewalt, die sie schaffen, sich zugleich darstellt.

Absolution Heinrichs IV.

Und nun fragte es sich vor allem, wie dieser Papst, so voll von Talent, Thätigkeit und Kraft und übrigens ohne Tadel, die wichtigste Frage, die es in Europa gab, die französische, verstehen, behandeln würde.

Sollte er sich wie seine unmittelbaren Vorgänger unbedingt an Spanien anschließen? Er hatte dazu weder Verpflichtung in seinen bisherigen Verhältnissen noch auch Neigung. Es entging ihm nicht, daß die spanische Uebermacht auch das Papstthum drücken und es besonders seiner politischen Unabhängigkeit berauben werde.

Oder sollte er die Partei Heinrichs IV ergreifen? Es ist wahr, dieser König machte Miene, katholisch zu werden. Aber ein solches Versprechen war leichter gegeben als ausgeführt; noch immer war er Protestant: Clemens VIII hätte gefürchtet, betrogen zu werden.

Wir sahen, wie Sixtus V unentschieden zwischen diesen Möglichkeiten schwankte, und wie große Mißverhältnisse sich daran knüpften. Noch war die zelotische Partei so stark wie jemals in Rom. Der neue Papst durfte sich ihrer Abneigung, ihrem Widerstande nicht aussetzen.

So umgaben ihn Schwierigkeiten auf allen Seiten. In ihrer Mitte hütete er sich wohl, sich in Worten bloßzugeben, die schlummernden Feindseligkeiten zu erwecken. Nur an seinen Thaten, seinem Verfahren können wir nach und nach seine Gesinnung abnehmen.

Als er zur Gewalt kam, hatte der päpstliche Stuhl einen Legaten in Frankreich, der für spanisch gesinnt galt, ein Heer, welches angewiesen war, Heinrich den IV zu bekämpfen; der Ligue wurden Subsidien gezahlt. Der neue Papst konnte daran nichts ändern. Hätte er seine Subsidien einstellen, sein Heer zurückziehen, seinen Legaten abberufen wollen, so würde er den Ruf seiner Rechtgläubigkeit gefährdet, er würde sich herberen Bitterkeiten ausgesetzt haben, als Papst Sixtus erfahren hatte. Allein er war auch weit entfernt, diese Anstrengungen zu vermehren, ihnen einen neuen Schwung zu geben. Eher hat er nach und nach, bei günstiger Gelegenheit, einiges daran ermäßigt, eingeschränkt.

Gar bald aber sah er sich zu einem Schritte von unzweideutigerem Sinne aufgefordert.

Noch im Jahre 1592 schickte Heinrich IV den Cardinal Gondi nach Italien mit dem Auftrage, sich auch nach Rom zu verfügen. Täglich mehr neigte sich der König zu dem Katholicismus; aber sein Sinn war, wie es scheint, sich mehr durch eine Art von Vertrag unter der Vermittelung von Toscana und Venedig mit der katholischen Kirche wieder zu vereinigen als durch Unterwerfung. — Und war nicht auch dies für den Papst sehr annehmlich? War nicht der Rücktritt des Königs allemal ein großer Gewinn, auf welche Art er auch geschehen mochte? Clemens hielt es dessenungeachtet für nothwendig, nicht darauf einzugehen, Gondi nicht anzunehmen. Zu große Unannehmlichkeiten, überdies ohne allen Nutzen, hatte die Anwesenheit Luxenburgs für Sixtus V zur Folge gehabt. Er schickte einen Mönch, Fra Franceschi, nach Florenz, wo der Cardinal bereits eingetroffen war, um demselben anzukündigen, daß er in Rom nicht angenommen werden könne. Es war dem Papste ganz recht, daß der Cardinal, daß selbst der Großherzog sich beklagte: er wünschte mit seiner Weigerung Aufsehen, Geräusch zu erregen. Dies ist jedoch nur die eine Seite der Sache. Den König verdrießlich zu machen, eine

Annäherung zur Versöhnung ganz von sich zu weisen, konnte auch nicht die Meinung des Papstes sein. In den venezianischen Nachrichten findet sich, Fra Franceschi habe seiner officiellen Ankündigung doch zugleich hinzugefügt: er glaube wohl, privatim und insgeheim werde der Cardinal angenommen werden. Es scheint fast, als sei Gondi wirklich in Rom gewesen; der Papst soll ihm gesagt haben, er müsse mehr als einmal an seine Thüre klopfen lassen. Wenigstens ist gewiß, daß ein Agent Gondi's sich nach Rom begab und, nachdem er mehrere Conferenzen gehabt, dem venezianischen Gesandten erklärte, er habe, Gott sei Dank, alle Ursache, Hoffnung zu schöpfen, zufrieden zu sein; mehr aber dürfe er nicht sagen. Mit einem Worte: der öffentlichen Ablehnung stand eine geheime Annäherung zur Seite. Clemens VIII wollte weder die Spanier beleidigen, noch auch Heinrich den IV abstoßen. Auf beide Zwecke war sein Betragen berechnet.

Indem hatte sich schon eine neue, noch bei weitem wichtigere Frage herausgestellt.

Im Januar 1593 versammelten sich die Stände von Frankreich, insofern sie zur liguistischen Partei gehörten, um zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Da der Grund zur Ausschließung Heinrichs IV allein in der Religion lag, so hatte der päpstliche Legat eine ungewöhnliche Autorität. Es war noch Sega, Bischof von Piacenza, welchen Gregor XIV erwählt hatte, ein Mann von der spanisch-kirchlichen Tendenz jener Regierung. Clemens hielt es für nöthig, ihm eine besondere Instruction zugehen zu lassen. In derselben ermahnt er ihn, darauf zu sehen, daß weder Gewalt noch Bestechung Einfluß auf die Stimmen bekomme; er beschwört ihn, in einer so wichtigen Sache sich vor aller Uebereilung zu hüten.

Eine Anmahnung, die für einen Gesandten, welcher sich verpflichtet geglaubt hätte, die Winke seines Fürsten zu befolgen, nicht ohne Bedeutung gewesen sein würde, die sich aber doch viel zu sehr im Allgemeinen hielt, als daß sie diesen geistlichen Herrn, der seine Beförderung mehr von Spanien, als von dem Papst erwartete, von einer Partei hätte abziehen sollen, der er von jeher zugehört, die er für die rechtgläubige hielt. Der Cardinal Sega änderte darum sein Verfahren nicht im mindesten. Noch am 13. Juni 1593 erließ er eine Erklärung, in der er die Stände aufforderte, einen König zu wählen, der nicht allein ein wahrhafter Katholik, sondern auch entschlossen und geeignet sei, die Anstrengungen der Ketzer zu ver-

nichten. Das sei die Sache, die S. Heiligkeit in der Welt am meisten wünsche.

Nach wie vor erscheint Papst Clemens in seiner allgemeinen Haltung und seinen officiellen Kundgebungen als das Haupt der kirchlich-spanischen, streng orthodoxen Partei. Er handelt zwar nicht mit jener Leidenschaft und Hingebung, welche anderen Päpsten eigen gewesen war: sind diese Eigenschaften überhaupt in ihm, so sind sie doch nur im Verborgenen wirksam; es ist ihm genug, ruhig und ohne Tadel, wie es die Ordnung des Geschäfts erfordert, auf der Seite auszuharren, welche einmal ergriffen ist und mit der Idee seines Amtes die meiste Analogie hat. Nur das läßt sich bemerken, daß er auch die andere Partei nicht ganz von sich stößt, sie nicht zu entschiedener Feindseligkeit bringen möchte. Mit geheimer Näherung, indirecten Aeußerungen hält er sie in der Aussicht einstiger Versöhnung: er thut den Spaniern genug; doch dürfen die Gegner sich überreden, daß seine Handlungen nicht ganz frei, daß sie eben hauptsächlich aus Rücksicht auf die Spanier so und nicht anders seien. In Sixtus waren es entgegengesetzte Gemüthsbewegungen, was ihn zuletzt an entschlossenem Eingreifen verhinderte; in Clemens ist es Rücksicht nach beiden Seiten, Klugheit, welterfahrene, Feindseligkeiten vermeidende Circumspection. Aber allerdings erfolgt, daß auch er keinen entscheidenden Einfluß ausübt.

Um so mehr sich selbst überlassen, entwickelten sich die französischen Angelegenheiten nach ihren eigenen inneren Trieben.

Das Wichtigste war, daß sich die Häupter der Ligue entzweiten. Die Sechzehn schlossen sich eng an Spanien; Mayenne verfolgte Zwecke eines persönlichen Ehrgeizes. Die Sechzehn wurden um so eifriger: sie schritten zu den grausamsten Attentaten gegen ihre vermeinten oder wahrhaften Abtrünnigen, z. B. der Ermordung des Präsidenten Brisson; Mayenne hielt für gut, sie dafür zu züchtigen und ihre wildesten Anführer hinrichten zu lassen. Von diesem Zwiespalt begünstigt, erhob sich, schon seit dem Anfange des Jahres 1592, eine zwar katholische, aber den bisherigen Bestrebungen der Ligue, vor allem den Sechzehn und den Spaniern entgegengesetzte, politisch und kirchlich gemäßigte Gesinnung auch in Paris. Es ward eine Verbindung geschlossen, nicht viel anders als die Ligue selbst, welche sich zum Ziele setzte, vor allem die Aemter der Stadt in die Hände gemäßigter, einverstandener Männer zu bringen, und dies im Laufe jenes Jahres ziemlich durchführte. Und da nun die Spanier mit ihrem Vorschlage, die Infantin Isabella, Enkelin Heinrichs II, als

die Erbin der Krone anzuerkennen, auch das Nationalgefühl der Franzosen verletzten, so fanden die spanisch-liguistischen Tendenzen allmählich wieder nachhaltigen Widerstand. Während die wilden Prediger noch Jedermann für excommunicirt erklärten, der nur von Frieden mit dem Ketzer, auch wenn er zur Messe gehe, reden würde, erneuerte das Parlament die Erinnerung an die Grundgesetze des Landes, durch welche fremde Prinzen von dem Throne ausgeschlossen seien; es ließ sich nicht verkennen, daß diese ganze Partei, die man die politische nannte, nur die Bekehrung Heinrichs IV erwartete, um sich ihm zu unterwerfen.

Welcher Unterschied war dann noch zwischen ihnen und den katholischen Royalisten in dem Lager Heinrichs IV? Der einzige, daß jene vor ihrer Unterwerfung einen Schritt gethan sehen wollten, den diese abwarten zu können geglaubt hatten. Denn darin waren auch die katholischen Royalisten einmüthig, daß der König zu ihrer Kirche zurückkehren müsse, obwohl sie sein Recht, seine Legitimität nicht davon abhängig machten. Vielleicht auch aus Widerwillen gegen die Protestanten in der Umgebung des Königs drangen sie immer ernstlicher darauf; die Prinzen von Geblüt, die angesehensten Staatsmänner, der größte Theil des Hofes vereinigten sich zu jenem Tiers-parti, dessen unterscheidender Charakter in dieser Forderung lag.

Sobald die Sachen diese Gestalt angenommen hatten, sah Jedermann, und die Protestanten selbst leugneten es nicht, daß Heinrich, wenn er König sein wolle, katholisch sein müsse. Es ist nicht nöthig, die Ansprüche derjenigen zu untersuchen, die den letzten Anstoß dazu gegeben zu haben behaupten. Das Meiste that die große Combination, die Nothwendigkeit der Dinge. Indem Heinrich jetzt den Act vollzog, durch welchen er zum Katholicismus übertrat, gesellte er sich jener national-französischen katholischen Gesinnung zu, welche sich im Tiers-parti und der politischen Partei darstellte, und welche jetzt die Aussicht hatte, die Herrschaft in Frankreich zu behaupten.

Es war dies aber im Grunde doch nur eben jene katholische Opposition, die sich den kirchlich-spanischen Unternehmungen gegenüber um die Fahne der Legitimität und der nationalen Unabhängigkeit gesammelt hatte. Wie gewaltig war sie nun in Macht und Ansehen gewachsen! In der Meinung des Landes hatte sie ohne Zweifel das Uebergewicht: über ganz Frankreich hin bekannte man sich, wenn nicht offen, doch insgeheim zu ihr; durch den Uebertritt des Fürsten bekam sie jetzt eine feste innere Haltung, eines Fürsten, der überdies

so kriegerisch, muthig und siegreich war. So gewachsen erschien sie aufs neue vor dem Papst und bat ihn um seine Anerkennung, seinen Segen. Welch ein Ruhm, welch eine Wirksamkeit, wenn er sich nun wenigstens unumwunden für sie erklärte! Noch kam so viel darauf an. Die Prälaten selbst, welche den König in den Schooß der Kirche aufgenommen, hatten dies doch nur mit Vorbehalt einer päpstlichen Absolution gethan. Auf diese provocirten die mächtigsten Mitglieder der Ligue, mit denen der König Unterhandlungen eröffnete. Obwohl Versprechungen nicht immer gehalten werden, so läßt sich doch nicht zweifeln, daß die Absolution, in diesem Momente vom Papst ertheilt, in den Gang der Angelegenheiten mächtig eingegriffen haben würde. Heinrich IV sandte einen Großen des Reiches, den Herzog von Nevers, ihn darum zu ersuchen. Es ward ein Stillstand geschlossen, um die Antwort abzuwarten.

Der Papst war mißtrauisch und bedenklich. Wie die Hoffnungen religiösen Ehrgeizes Sixtus den V entflammt, so hielt die Besorgniß, betrogen zu werden, Unannehmlichkeiten zu erleben, Clemens den VIII zurück. Er meinte noch immer, Heinrich IV werde zuletzt vielleicht wieder zum Protestantismus zurückkehren, wie er es schon einmal gethan: er erklärte, er würde nicht glauben, daß der König gut bekehrt sei, wenn nicht ein Engel vom Himmel komme und es ihm ins Ohr sage; — er sah um sich her und fand den größten Theil der Curie noch immer den Franzosen abgeneigt; von Zeit zu Zeit erschien noch eine Flugschrift, in der man die Behauptung wiederholte, Heinrich IV könne als ein Häreticus relapsus selbst nicht einmal von dem Papste losgesprochen werden; den Spaniern, die an der Spitze dieser Meinung standen, fühlte Clemens noch immer keinen Muth entgegenzutreten. Und war nicht die Partei, die ihn um seine Gnade ersuchte, doch in der That im Gegensatze gegen die Ansprüche der römischen Kirche begriffen? — „die Ungetreuen der Krone und der Kirche" wie er sich ausdrückte, „Bastarde, Kinder der Magd und nicht der Hausfrau, während die Liguisten sich als echte Söhne ausgewiesen". Gewiß, es hätte auch diesseits noch immer ein Entschluß dazu gehört, ihre Bitte zu gewähren; Clemens konnte sich noch nicht dazu ermannen. Nevers trat in Rom mit dem doppelten Selbstgefühl eines hohen Ranges und der Bedeutung seiner Mission auf; er zweifelte nicht, daß er mit Freuden werde angenommen werden; in diesem Sinne drückte er sich aus; in demselben Tone war auch das Schreiben des Königs abgefaßt, das er mitbrachte. Der Papst fand, es laute, als sei der König nicht allein lange katholisch, sondern als

komme er wie ein zweiter Carl der Große von einem Siege über die Feinde der Kirche zurück. Nevers erstaunte ganz, wie kalt er empfangen ward, wie wenig er mit seinen Anträgen Gehör fand. Da alles vergeblich war, fragte er endlich den Papst, was der König thun solle, um die Gnade Seiner Heiligkeit zu verdienen. Der Papst entgegnete: es gebe in Frankreich Theologen genug, um es ihm anzugeben. „Wird aber Euere Heiligkeit damit zufrieden sein, was die Theologen sagen?" Der Papst weigerte sich, darauf zu antworten. Nicht einmal als Botschafter Heinrichs wollte er ihn betrachten, sondern nur als Louis Gonzaga, Herzog von Nevers; alles, was zwischen ihnen gesprochen worden, wollte er nicht als eine amtliche Unterhandlung, sondern nur als ein privates Zwiegespräch angesehen wissen; er war nicht dazu zu bringen, eine schriftliche Resolution von sich zu geben. „Es bleibt mir nichts übrig", sagte Nevers dem Cardinal Toledo, der ihm diese Willensmeinung des Papstes hinterbrachte, „als das Unglück zu beklagen, das die Wuth der Soldaten bei wieder ausbrechendem Kriege über Frankreich bringen wird." Der Cardinal sagte kein Wort; er lächelte. Nevers verließ Rom und machte seinem Unmuth in bitteren Relationen Luft.

Der Mensch hat in der Regel nur Gefühl für seine persönliche Stellung. Die römische Curie weiß nur, was ihr selber frommt: eine wahre Theilnahme an dem Schicksale von Frankreich finden wir nicht bei ihr.

Zwar kennen wir diesen Papst genug, um zu glauben, daß er die Anhänger Heinrichs nicht ganz von sich gestoßen haben wird, jetzt noch viel weniger als früher, da sie um so vieles mächtiger waren. Einem geheimen Agenten gab er vielmehr die Versicherung, der König möge sich nur erst vollkommen katholisch zeigen, dann werde es an einer Absolution nicht fehlen. Es bezeichnet ihn, daß er, der öffentlich so entschieden ablehnte, an der Rückkehr des Königs zum katholischen Glauben Antheil zu nehmen, den Großherzog von Toscana insgeheim wissen ließ, bei alle dem könne er nichts dagegen haben, was der Clerus in Frankreich thun wolle. Auch jetzt mußte der Großherzog den Oberhäuptern der katholischen Royalisten begütigende Erklärungen des Papstes mittheilen. Aber mit alle dem sorgte er eigentlich nur für seine eigene Zukunft; in Frankreich gingen deshalb doch die Dinge, wie sie konnten.

Der Stillstand war abgelaufen; das Schwert ward wieder gezogen: es kam nochmals auf das Kriegsglück an.

Jetzt aber entschied sich die Ueberlegenheit Heinrichs IV auf der

Stelle. Den Befehlshabern fehlte die Sicherheit der Ueberzeugung, die ihnen früher eine so starke Haltung gegeben hatte: die Lehren der Politiker, der Uebertritt des Königs, der gute Fortgang seines Glückes hatten sie alle in ihrem Herzen erschüttert. Einer nach dem anderen ging über, ohne auf den Mangel der päpstlichen Absolution zu achten. Der Befehlshaber in Meaux, dem die Spanier die Besoldung seiner Truppen nicht mehr zahlten, Namens Vitri, machte den Anfang; in Orleans, Bourges, Rouen folgte man nach. Noch kam das Meiste darauf an, was in Paris geschehen würde. Hier hatte die politische, national-französische Gesinnung nach manchen Schwankungen völlig das Uebergewicht bekommen, die besten Familien an sich gezogen und die wichtigsten Stellen aus ihrer Mitte besetzt. Die bewaffnete Bürgerschaft ward bereits in ihrem Sinne befehligt: so ward Hotel de Ville regiert: Prévôt des Marchands und Echevins gehörten bis auf einen einzigen dieser Meinung an. Unter diesen Umständen konnte die Rückkehr des Königs keine Schwierigkeit mehr haben. Am 22. März 1594 fand sie statt. Heinrich IV erstaunte, sich von dem Volke, das ihm so lange Widerstand entgegengesetzt, mit so vollem freudigem Lebehoch begrüßt zu sehen; er glaubte abnehmen zu dürfen, daß es bisher unter tyrannischer Herrschaft gestanden; aber so ganz ist dies doch nicht wahr: die Gesinnung der Ligue hatte wirklich die Gemüther beherrscht; jetzt aber war eine andere an ihre Stelle getreten. Die Rückkehr des Königs war hauptsächlich ein Sieg der politischen Meinung. Die Liguisten erfuhren nun eine Verfolgung, wie sie selber so oft verhängt hatten. Mit den spanischen Truppen verließen so einflußreiche Anstifter und Oberhäupter, wie der gewaltige Boucher, die Stadt; mehr als hundert Andere, die man für die Gefährlichsten hielt, wurden förmlich verwiesen. Alle Gewalten, das gesammte Volk leistete den Eid der Treue; auch die Sorbonne, deren halsstarrigste Mitglieder, der Rector der Universität selbst, unter den Verwiesenen waren, unterwarf sich der zur Herrschaft gelangten Lehre. Wie so ganz anders lauteten nun ihre Beschlüsse als im Jahre 1589! Jetzt erkannte auch die Sorbonne an, daß alle Gewalt von Gott stamme, daß Jeder, der sich dem Könige widersetze, Gott widerstehe und in Verdammung falle, nach Römer 13. Sie verwarf die Meinung, daß man einem Könige den Gehorsam versagen könne, weil er von dem Papste noch nicht anerkannt sei, als eine Ausstreuung bösgesinnter und übelberathener Leute. Jetzt schwuren die Mitglieder der Universität sämmtlich, Rector, Decane, Theologen, Decretisten, Mediciner, Artisten, Mönche und Conventuale, Schüler und Beamte, Hein-

rich dem IV Treue und Gehorsam und verpflichteten sich, ihr Blut für ihn zu verspritzen. Ja, was mehr ist, auf den Grund dieser ihrer neuen Rechtgläubigkeit begann die Universität sofort einen Feldzug gegen die Jesuiten. Sie machte denselben ihre aufrührerischen Grundsätze, die sie freilich früher selbst getheilt hatte, und ihre spanische Gesinnung zum Vorwurfe. Eine Zeitlang vertheidigten sich die Jesuiten nicht ohne Erfolg. Da aber noch in demselben Jahre ein Mensch, der ihre Schulen besucht, Jean Chastel, einen Mordversuch auf den König unternahm und in seinem Verhöre bekannte, von den Jesuiten oftmals gehört zu haben, daß man einen König tödten dürfe, der mit der Kirche nicht versöhnt sei, so konnten sie dem allgemeinen Succeß der Partei, die sie immer bekämpft hatten, nicht länger widerstehen: kaum ward das Volk abgehalten, ihr Collegium zu stürmen; endlich wurden alle Mitglieder des Ordens als Verführer der Jugend, Störer der öffentlichen Ruhe, Feinde des Königs und des Staates verurtheilt, das Reich binnen 14 Tagen zu räumen. So nahm die Meinung, welche sich als Opposition in geringen Anfängen festgesetzt hatte, Paris und allmählich das Reich ein und trieb ihre Gegner von dem Kampfplatze. Allenthalben vollzogen sich ähnliche Bewegungen; täglich erfolgten neue Unterwerfungen. Der König war zu Chartres gekrönt und gesalbt worden; auf allen Kanzeln ward für ihn gebetet; die Mönchsorden erkannten ihn an; er übte die kirchlichen Berechtigungen der Krone, die so bedeutend sind, ohne Widerspruch aus. Er zeigte sich hiebei gut katholisch: wo der Ritus dieser Kirche in den letzten Unruhen abgekommen war, suchte er ihn herzustellen; wo sich derselbe in ausschließender Uebung behauptet hatte, bestätigte er ihm dieses Recht in feierlichen Privilegien. Alles das that er, ohne noch mit dem Papste versöhnt zu sein.

Für diesen ward es aber nun selbst zu einer dringenden Nothwendigkeit, auf die Aussöhnung zu denken. Hätte er sich länger geweigert, so würde ein Schisma, eine factisch getrennte französische Kirche haben entstehen können.

Zwar setzten sich die Spanier noch immer dagegen. Sie behaupteten, Heinrich sei schlechterdings nicht wahrhaft bekehrt: ein Schisma sei erst recht zu fürchten, wenn er die Absolution empfangen habe; schon gaben sie die Gelegenheiten an, bei denen es ausbrechen müsse. Für den Papst gehörte noch immer Entschluß dazu, sich im Widerspruch mit denen, deren Macht ihn umgab, die eine große Partei in der Curie hatten, von einer Meinung zu trennen, die für orthodox gegolten, für welche seine Vorfahren ihre geistlichen

und weltlichen Waffen so oft in Bewegung gesetzt, die er doch auch selbst mehrere Jahre gebilligt hatte; allein er sah ein, daß jeder Aufschub verderblich werden müsse, daß er von der anderen Seite nichts mehr erwarten dürfe; er fühlte, daß die in Frankreich emporgekommene Gewalt, wenn sie auch in geistlichen Dingen einen gewissen Gegensatz gegen die strengen Doctrinen bilde, doch in den weltlichen eine offenbare Sympathie mit den römischen Interessen habe; vielleicht ließ sich jener noch beseitigen und diese sich um so besser benutzen: genug, jetzt zeigte sich Clemens bereitwillig, sowie das erste Wort an ihn gerichtet wurde. Wir haben die Berichte des französischen Bevollmächtigten d'Ossat über seine Unterhandlungen: sie sind angenehm, unterrichtend, lesenswürdig; aber ich finde nicht, daß er große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hätte; es wäre unnütz, seine Schritte im Einzelnen zu begleiten: die allgemeine Lage der Dinge hatte den Papst schon bestimmt. Es kam nur darauf an, daß der König dagegen auch dem Papst einige Forderungen bewilligte. Die Ungünstigen hätten diese gern so hoch als möglich gesteigert: denn der größten Sicherheiten bedürfe die Kirche in diesem Falle; der Papst blieb bei erträglicheren stehen. Er forderte besonders die Herstellung des Katholicismus in Béarn, die Einführung des Conciliums von Trient, soweit es mit den Gesetzen des Landes vereinbar sei, genaue Beobachtung des Concordates, die Erziehung des präsumtiven Thronerben, des Prinzen Condé, im katholischen Glauben. Auch für den König blieb es noch allemal sehr wünschenswerth, sich mit dem römischen Stuhle zu versöhnen. Seine Macht beruhte auf seinem Uebertritt zum Katholicismus: erst durch die Absolution des Papstes erhielt dieser Act vollständige Beglaubigung; wiewohl bei weitem die Meisten sich gefügt, so gab es doch immer noch Einige, die den Mangel derselben als den Grund ihres fortgesetzten Widerstandes geltend machten. Heinrich IV ging ohne viel Schwierigkeit auf jene Bedingungen ein, zumal da der Papst sich eine Clausel gefallen ließ, nach welcher die Ausführung der ihm gegebenen Zusagen nicht so weit getrieben werden sollte, um den Frieden des Reiches dadurch zu stören: ihm selbst lag am Herzen, sich gut katholisch zu zeigen. Wie viel mächtiger er jetzt auch war als bei der Mission des Herzogs von Nevers, so lautete doch das Schreiben, in welchem er nunmehr den Papst um seine Absolution ersuchte, um vieles demüthiger und unterwürfiger als damals. „Der König", heißt es darin, „kehrt zu den Füßen Euerer Heiligkeit zurück und fleht sie in aller Demuth bei den Eingeweiden unsers Herrn Jesu Christi an, ihm ihren heiligen Segen

und ihre höchste Absolution verleihen zu wollen." Der Papst fühlte sich vollkommen befriedigt. Es war nur noch übrig, daß auch das Collegium der Cardinäle sich einverstanden erklärte. Der Papst wollte es doch nicht auf ein regelmäßiges Consistorium ankommen lassen: leicht hätte die Consequenz bisheriger Beschlüsse ein unbequemes Resultat herbeiführen können; er lud die Cardinäle ein, ihm in besonderen Audienzen ihre Meinung einzeln zu eröffnen, eine Auskunft, die in ähnlichen Fällen schon öfter beliebt worden war. Als er alle vernommen, erklärte er, zwei Drittheil der Stimmen seien für die Absolution.

Und so schritt man am 17. Dezember 1595 zur Vollziehung der Ceremonie. Vor der Peterskirche war der Thron des Papstes errichtet: Cardinäle und Curie umgaben ehrerbietig ihr Oberhaupt. Das Gesuch des Königs, die Bedingungen, zu denen er sich verstanden hatte, wurden verlesen. Hierauf warfen sich die Stellvertreter des allerchristlichsten Königs zu den Füßen des Papstes nieder; mit einem leichten Ruthenschlag ertheilte er ihnen seine Absolution. Wie so vollkommen in dem Glanze seiner altherkömmlichen Autorität erschien hier noch einmal der päpstliche Stuhl!

Auch war in der That ein großer Erfolg hiemit bezeichnet. Die herrschende Gewalt in Frankreich, nunmehr in sich stark und wohlbegründet, war wieder katholisch; sie hatte ein Interesse dabei, mit dem Papst gut zu stehen. Es bildete sich hier ein neuer Mittelpunkt für die katholische Welt, von dem eine große Wirkung ausgehen mußte.

Näher betrachtet, sprangen dann zwei verschiedene Seiten dieses Erfolges hervor.

Nicht durch unmittelbare Einwirkung des Papstes, nicht durch einen Sieg der strengen Partei war Frankreich wiedergewonnen; es war vielmehr durch eine Vereinigung der gemäßigten, mittleren Meinungen, durch die Ueberlegenheit einer Gesinnung, die sich als Opposition constituirt hatte, geschehen. Daher kam es, daß die französische Kirche eine ganz andere Stellung einnahm als die italienische, als die niederländische, die neu eingerichtete deutsche. Sie unterwarf sich dem Papst; aber sie that es mit einer Freiheit und inneren Selbständigkeit, die sich auf ihren Ursprung gründete, deren Gefühl sich niemals wieder verlor. Insofern konnte der päpstliche Stuhl Frankreich bei weitem nicht als eine reine Eroberung betrachten.

Um so vortheilhafter aber war ihm die andere, die politische Seite. Das verlorene Gleichgewicht war hergestellt; — zwei große,

auf einander eifersüchtige, in unaufhörlichem Wettstreit begriffene Mächte hielten einander wechselseitig in Schranken; beide waren katholisch und konnten doch zuletzt in Einem Sinne geleitet werden; zwischen beiden aber nahm der Papst eine weit unabhängigere Stellung ein, als es ihm und seinen Vorgängern lange Zeit möglich gewesen. Von den Banden, mit denen ihn bisher das spanische Uebergewicht umfaßt hatte, ward er um vieles freier.

Zuerst tritt in dem Fortgange der Begebenheiten diese politische Richtung hervor. Bei dem Heimfalle von Ferrara an den päpstlichen Stuhl zeigte sich der französische Einfluß zum ersten Mal wieder in italienischen Geschäften. Ein Ereigniß, das auch sonst für die Machtentwickelung des Kirchenstaates von großem Belange ist, das hier, wie ja auch in der Aufmerksamkeit der Mitlebenden, die Angelegenheiten der Religion unterbrechen mag. Beginnen wir mit einem Rückblick auf das Land unter seinem letzten Fürsten.

Ferrara unter Alfonso II.

Man nimmt häufig an, Ferrara sei unter dem letzten Este in besonders blühendem Zustande gewesen; doch ist dies wohl eine Täuschung, wie so viele anderen, die von der Abneigung gegen die weltliche Herrschaft von Rom herrührt.

Montaigne besuchte Ferrara unter Alfonso II. Er bewundert die breiten Straßen der Stadt, die schönen Paläste; aber schon findet er sie öde und menschenleer, wie die heutigen Reisenden. Der Wohlstand der Landschaft beruhte auf der Erhaltung der Dämme, der Regulirung der Gewässer; aber weder die Dämme noch die Flüsse und Canäle wurden recht in Ordnung gehalten; nicht selten traten Ueberschwemmungen ein; Volana und Primaro versandeten, so daß die Schifffahrt daselbst ganz aufhörte.

Ein noch größerer Irrthum aber wäre es, die Unterthanen dieses Hauses für frei und glücklich zu halten. Alfonso II machte die Rechte seiner Kammer auf das strengste geltend. Bei jedem Contract, selbst wenn er nur ein Darlehen betraf, fiel der Zehnte an den Herzog; er nahm den Zehnten von allem, was in die Stadt einging. Er hatte das Salzmonopol; er belastete das Oel mit einer neuen Auflage; auf den Rath seines Zollverwalters Christofano da Fiume nahm er endlich auch den Handel mit Mehl und Brot an sich; nur von den herzoglichen Beamten durfte man dies erste aller Lebensbedürf-

nisse an sich bringen; kein Nachbar hätte gewagt, dem anderen eine Schüssel Mehl zu borgen. Selbst den Edelleuten war die Jagd nur auf wenige Tage und nie mit mehr als etwa drei Hunden gestattet. Eines Tages sah man auf dem Marktplatze sechs Gehängte; todte Fasanen waren an ihre Füße gebunden, zum Zeichen, sagte man, daß sie bei einem Diebstahl in der herzoglichen Fasanerie erschossen worden.

Wenn man demnach von der Blüthe und Regsamkeit Ferrara's redet, so kann man nicht Land und Stadt, man kann nur den Hof meinen.

In jenen Stürmen der ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts, in denen so viele blühenden Geschlechter, so viele mächtigen Herrschaften untergegangen, ganz Italien von Grund aus umgewandelt worden, hatte sich das Haus Este durch geschickte Politik und herzhafte Vertheidigung unter allen Gefahren zu behaupten gewußt. Es vereinigte aber hiemit noch andere Eigenschaften. Wer hat nicht von jenem Stamme gelesen, der, wie Bojardo sich ausdrückt, dazu bestimmt war, Tapferkeit, Tugend, Courtoisie, heiteres Leben in der Welt zu erhalten, von seinem Wohnsitz, den er, wie Ariosto sagt, nicht allein mit königlichen Gebäuden, sondern auch mit schönen Studien und trefflichen Sitten ausgestattet. Haben sich die Este ein Verdienst erworben, indem sie Wissenschaften und Poesie begünstigten, so sind sie reichlich dafür belohnt worden. Das Andenken des Glanzes und der Macht, welche rasch vorübergehen, hat sich in den Werken großer Autoren fortgepflanzt, welche immer leben.

Wie es nun unter den früheren Herzogen gewesen, so suchte es Alfonso II zu erhalten. Die nämlichen Gesichtspunkte verfolgte auch er.

Zwar hatte er nicht so schwere Stürme zu bestehen wie seine Vorfahren; indeß, da er mit Florenz in unaufhörlichem Mißvernehmen stand und auch des Papstes, seines Lehensherrn, nicht immer ganz sicher war, hielt auch er sich fortwährend gerüstet. Ferrara galt nach Padua für die vornehmste Festung von Italien; 27000 Mann waren in die Milizen eingeschrieben; Alfonso suchte den militärischen Geist zu erhalten. Um alsdann der Begünstigung, welche Toscana an dem päpstlichen Hofe fand, eine Freundschaft von nicht minderem Belang entgegensetzen zu können, schloß er sich an den deutschen Kaiser an. Nicht selten ging er mit glänzendem Gefolge über die Alpen; er vermählte sich mit einer östreichischen Prinzessin; er sprach, wie man versichert, deutsch; im J. 1566 zog er mit einer

Schaar, die sich auf viertausend Mann belaufen konnte, dem Kaiser wider die Türken nach Ungarn zu Hülfe.

Ebenso bildete sich auch unter ihm das literarische Element in Hof und Staat aus. Ich wüßte nicht, wo jemals in der Welt die Verbindung enger gewesen wäre. Zwei Professoren der Universität, Pigna und Montecatino, wurden nach einander die ersten Minister des Landes; sie gaben darum ihre literarischen Bestrebungen nicht auf; wenigstens Pigna hielt, als er die Geschäfte leitete, noch immer seine Vorlesungen und ließ von Zeit zu Zeit ein Buch erscheinen. Battista Guarini, der Dichter des Pastor fido, ward als Gesandter nach Polen abgeordnet. Selbst Franz Patrizi, obwohl er sich mit abstrusen Gegenständen beschäftigt, rühmt doch die Theilnahme, die er bei Hofe gefunden. Es war hier alles eins. Mit den Wettkämpfen der Wissenschaft wechselten Disputationen ab, welche Streitfragen der Liebe betrafen, wie z. B. Tasso, der eine Zeitlang auch an der Universität angestellt war, einmal eine solche veranstaltete. Bald gab die Universität, bald der Hof ein Schauspiel; das Theater hatte noch einen literarischen Reiz, da es noch immer neue Formen suchte und eben damals die Pastorale ausbildete, die Oper begründete. Zuweilen treffen dann fremde Gesandte, Cardinäle, Fürsten ein, wenigstens die benachbarten von Mantua, Guastalla, Urbino, wohl auch ein Erzherzog. Dann erscheint der Hof in seinem vollen Glanze; man giebt Turniere, bei denen der Adel des Landes die Kosten nicht spart; zuweilen turnieren hundert Ritter auf dem Schloßhofe. Es sind dies zugleich Darstellungen aus der Fabel, nach irgend einem poetischen Werke, wie schon ihre Namen anzeigen: der Tempel der Liebe, die selige Insel; verzauberte Castelle werden vertheidigt und erobert.

Die eigenste Verbindung von Poesie, Gelehrsamkeit, Politik und Ritterschaft. Die Pracht wird durch ihren Sinn geadelt, die Geringfügigkeit der Mittel durch den Geist ergänzt.

In den Reimen und dem epischen Gedichte des Tasso tritt uns dieser Hof lebendig entgegen: der Fürst, „dem man Hochherzigkeit und Kraft ansieht, von dem man nicht weiß, ob er ein besserer Ritter oder Anführer ist", seine Gemahlin, vor allen seine Schwestern: die ältere, Lucrezia, die nur eine kurze Zeit bei ihrem Gemahl in Urbino, übrigens aber immer in Ferrara lebte und hier auch Einfluß auf die Geschäfte hatte, hauptsächlich aber literarischen und musikalischen Bestrebungen Schwung und Antrieb gab; sie ist es, die Tasso an dem Hofe befördert hat; die jüngere, Leonora, in beschränkteren Verhältnissen, still, kränklich, zurückgezogen, aber wie ihre Schwester von

starken Zügen des Gemüths. Während eines Erdbebens weigerten sie sich beide, das Schloß zu verlassen; besonders Leonora gefiel sich in einer stoischen Gleichmüthigkeit; als sie endlich nachgaben, war es die höchste Zeit; unmittelbar hinter ihnen stürzte die Decke ein. Man hielt Leonora fast für eine Heilige; ihren Gebeten schrieb man die Rettung von einer Ueberschwemmung zu. Tasso widmete ihnen eine ihrer Gemüthsart entsprechende Verehrung: der jüngeren gemäßigt, selten, immer als ginge er mit Absicht nicht weiter heraus; der älteren ohne alle Zurückhaltung; er vergleicht sie mit der vollen duftenden Rose, der das minder frische Alter ihren Reiz nicht entrissen u. s. w. Neben ihnen erscheinen auch andere Damen: Barbara Sanseverina und ihre Tochter Leonora Sanvitale; Tasso hat die ruhige Zuversicht der Mutter, den heiteren Reiz jugendlicher Schönheit in der Tochter unübertrefflich geschildert; kein Bildniß könnte sie besser vergegenwärtigen. Es folgten die Lustschlösser, die man besucht, die Jagden und die Spiele, die man anstellt, das ganze Thun und Treiben, in dem man sich ergeht; wer kann sich des Eindrucks erwehren, den diese in vollem reichem Wohllaut daherströmende Beschreibung hervorbringt?

Jedoch diesem Eindruck darf man sich nicht ganz überlassen. Dieselbe Gewalt, die das Land in so vollkommenem Gehorsam hielt, machte sich auch an dem Hofe fühlbar.

Jene Scenen der Poesie und des Spieles wurden zuweilen durch ganz andere unterbrochen. Die Vornehmen wurden so wenig geschont wie die Gemeinen.

Es war ein Gonzaga ermordet worden. Jedermann gab dem jungen Ercole Contrario den Mord Schuld, und wenigstens hatten die Mörder auf einem Gute desselben Aufnahme gefunden. Der Herzog forderte ihre Auslieferung; der junge Contrario, um nicht durch sie angeklagt zu werden, ließ sie gleich selber umbringen, und nur die Leichname überlieferte er dem Herzog. Hierauf ward er eines Tages selbst an den Hof beschieden; am 2. August 1575 hatte er seine Audienz. Die Contrarj waren das reichste und älteste Geschlecht von Ferrara; Ercole war der letzte Sprößling; nicht lange, nachdem er in den Palast getreten, ward er todt aus demselben herausgetragen. Der Herzog sagte, der junge Mensch sei im Gespräch mit ihm plötzlich vom Schlage gerührt worden. Allein Niemand glaubte ihm das; an der Leiche nahm man Spuren von Gewaltthätigkeiten wahr; auch bekannten die Freunde des Herzogs, der Herr habe ihn tödten lassen; sie entschuldigten ihn nur damit, daß er den berühm-

ten Namen nicht mit einer schimpflicheren Todesart habe schänden wollen.

Eine Justiz, die Jedermann in Schrecken hielt. Das Schlimmste ist, daß die Güter des Hauses nunmehr an den Herzog fallen mußten.

Aber überhaupt wäre es Keinem zu rathen gewesen, sich dem Herrn im mindesten entgegenzusetzen. Dieser Hof war ein sehr schlüpfriger Boden. So fein Montecatino auch war, so konnte er sich doch nicht bis zuletzt halten. Panigarola, damals der berühmteste Prediger in Italien, war nicht ohne Mühe nach Ferrara gezogen worden; plötzlich ward er mit Ungestüm verwiesen; man fragte sich, was sein Verbrechen sei; man fand nichts, als daß er wegen einer Beförderung nach einer anderen Seite hin unterhandelt habe. Da konnte auch der unbeständige, reizbare, melancholische Tasso sich auf die Länge nicht behaupten. Der Herzog schien ihn zu lieben, hörte ihn gern, nahm ihn oft mit sich aufs Land und verschmähte es sogar nicht, die Schilderungen des Kriegswesens, die in der Gerusalemme vorkommen, zu berichtigen. Aber seit Tasso einmal Miene gemacht, in die Dienste der Medici überzutreten, wurden sie nie wieder rechte Freunde; der arme Dichter entfernte sich; durch einen unwiderstehlichen Hang gezogen, kehrte er wieder zurück; dann waren einige Schmähworte, die er in einem Anfall seiner Melancholie ausstieß, hinreichend, um den Herzog zu bestimmen, daß er den Unglücklichen sieben lange Jahre hindurch gefangenhielt.

Es ist das noch einmal ganz das italienische Fürstenthum, wie es im funfzehnten Jahrhundert ausgebildet worden: auf wohlberechneten politischen Verhältnissen beruhend, in dem Inneren unbeschränkt und gewaltsam, mit Glanz umgeben, mit der Literatur verbündet, eifersüchtig auch auf den Schein der Gewalt. Sonderbare Gestalt menschlicher Dinge! Die Kräfte des Landes bringen den Hof hervor; der Mittelpunkt des Hofes ist der Fürst; das letzte Product des ganzen Lebens ist zuletzt das Selbstgefühl des Fürsten. Aus seiner Stellung zur Welt, dem Gehorsam, den er findet, der Verehrung, die man ihm widmet, entspringt ihm das Gefühl seines Werthes, seiner Bedeutung.

Alfonso dem II nun mußte begegnen, daß er von drei Gemahlinnen keine Nachkommen bekam. Es spricht seine ganze Politik aus, wie er sich unter diesen Umständen betrug.

Sein Absehen war doppelt: einmal, die Unterthanen nicht glauben zu lassen, daß sie von seinem Hause abkommen könnten; sodann,

die Ernennung eines Nachfolgers in seiner Hand zu behalten und sich nicht etwa selbst einen Nebenbuhler aufzustellen.

Im September 1589 ging er nach Loreto, wo sich damals die Schwester Sixtus' V, Donna Camilla, befand; er sparte weder Geschenke noch Versprechungen, um sie zu gewinnen. Sie sollte ihm, hoffte er, auswirken, daß er denjenigen von seinen nächsten Verwandten zum Nachfolger ernennen dürfe, den er für den geeignetsten halte. Kaum aber waren die Unterhandlungen eigentlich eröffnet, so starb Sixtus V.

Durch ähnliche Mittel, Geschenke an die Schwägerin des Papstes, Dienstbeflissenheit gegen den Neffen, wußte sich Alfonso im Jahre 1591 Eingang bei Gregor XIV zu verschaffen. Als er sah, daß er Hoffnung schöpfen dürfe, ging er selbst nach Rom, um die Unterhandlung zu führen. Die erste Frage war, ob die Bulle Pius' V, welche die Wiederverleihung heimgefallener päpstlicher Lehen verbot, sich auch auf Ferrara beziehe. Alfonso leugnete dies, weil es noch niemals heimgefallen gewesen. Jedoch allzu deutlich waren die Worte: die Congregation entschied, die Bulle begreife allerdings auch Ferrara. Dann fragte sich nur, ob nicht ein Papst die Macht habe, in einem besonderen Falle eine besondere Bestimmung zu geben. Die Congregation wagte nicht, dies zu verneinen; jedoch setzte sie die Bedingung, daß die Nothwendigkeit dringend, der Nutzen augenscheinlich sei. Hiedurch war ein großer Schritt geschehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn man geeilt und sogleich eine neue Investitur auf einen bestimmten Namen ausgefertigt hätte, die Sache zu dem erwünschten Ziele gebracht worden wäre. Jedoch Alfonso wollte seinen Erben nicht nennen. Auch war er hierüber mit den Sfondrati nicht ganz einerlei Meinung: sie hätten Marchese Filippo von Este vorgezogen; ihm war sein näherer Vetter Cesare lieber. Hierüber verging die Zeit, und auch Gregor starb, ehe etwas festgesetzt worden.

Indessen hatte man auch die Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe eröffnet. Ferrara zwar war ein päpstliches, Modena und Reggio aber waren kaiserliche Lehen. Hier nun kam dem Herzog seine bisherige Politik zu statten; mit dem leitenden Minister des Kaisers, Wolf Rumpf, stand er im besten Vernehmen. In der That gewährte ihm Rudolf II die Erneuerung der Belehnung und gestand ihm selbst eine Frist zu, innerhalb deren es ihm freistehen solle, wen er selbst wünsche, als seinen Nachfolger zu ernennen.

Desto hartnäckiger aber zeigte sich der nunmehrige Papst Clemens VIII. Es schien katholischer, kirchlicher, ein Lehen einzuziehen,

als es wieder zu vergeben; so hatte der h. Papst Pius V verordnet. Noch im Jahre 1592 schlug Clemens im geheimen Consistorium die Bestätigung jener Bulle, wie sie ursprünglich lautete, ohne den Zusatz: Gregor XIV, vor; so ließ er sie durchgehen.

Und nun war auch die vom Kaiser gesetzte Frist verstrichen. Der Herzog mußte sich entschließen, seinen Nachfolger zu bezeichnen. Alfonso I hatte sich noch in späteren Jahren mit Laura Eustochia vermählt, nachdem er bereits einen Sohn von ihr hatte; von diesem Sohne stammte Don Cesare d'Este; nach langem Zögern ernannte ihn endlich der Herzog. Aber auch jetzt brauchte er noch die geheimnißvollste Vorsicht. Ohne Jemandes Mitwissen, in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser vollzog er die Ernennung; zugleich aber bat er denselben auf das dringendste, sie Niemanden wissen zu lassen, selbst den ferrarischen Gesandten nicht, der an dem kaiserlichen Hofe war, und seine Genehmigung nur dadurch auszusprechen, daß er das Schreiben selbst, mit dem kaiserlichen Namenszuge versehen, zurücksende.

Das höchste Ansehen in dem kleinen Lande wollte er bis an seinen letzten Athemzug ungetheilt besitzen; er wollte nicht erleben, daß sein Hof sich der aufgehenden Sonne zuwende. Cesar selbst erfuhr nichts von der ihm zu Theil gewordenen Gnade; er ward sogar noch etwas strenger gehalten, der Glanz seiner Erscheinung noch etwas eingeschränkt (nie sollte er mehr als drei Edelleute in seinem Gefolge haben), und erst als es mit dem Leben ganz vorüber war, als die Aerzte die letzte Hoffnung aufgegeben, ließ der Herzog ihn rufen, um ihm sein Glück zu verkündigen. In Gegenwart der vornehmsten Einwohner ward das Testament eröffnet; diese wurden von dem Minister ermahnt, dem Hause Este getreu zu sein; Cesarn sagte der Herzog, er hinterlasse ihm den schönsten Staat der Welt, befestigt durch Waffen, Völker, Verbündete innerhalb und außerhalb Italiens, von denen er sich alle Hülfe versprechen könne. Hierauf, an dem nämlichen Tage noch, starb Alfonso II: 27. October 1597.

Eroberung von Ferrara.

Ohne Widerspruch nahm Cesar die kaiserlichen Lehen in Besitz; auch die päpstlichen huldigten ihm; in Ferrara ward er von dem Magistrat mit dem herzoglichen Mantel bekleidet, von dem Volke mit jauchzendem Zuruf als der neue Fürst begrüßt.

Hatte ihm aber sein Vorfahr von eigener Macht und fremder Unterstützung gesprochen, so kam er sogleich in den Fall, auch diese zu erproben.

Unerschütterlich blieb Clemens bei seinem Entschlusse, Ferrara einzuziehen. So viele Päpste hatten es früher versucht; er glaubte einen ewigen Nachruhm zu erwerben, wenn er es vollbringe. Auf die Nachricht vom Tode Alfonso's erklärte er, es thue ihm leid, daß der Herzog keinen Sohn hinterlasse; aber die Kirche müsse das Ihre wiederhaben. Die Gesandten Cesars wollte er nicht hören; seine Besitzergreifung nannte er Usurpation; er bedrohte ihn mit der Strafe des Bannes, wofern er sie innerhalb 14 Tagen nicht aufgegeben habe; und um seinen Worten Nachdruck zu geben, begann er augenblicklich, sich zu rüsten. Es ward eine neue Anleihe gemacht und ein neuer Monte gegründet, um das Geld im Castell nicht angreifen zu müssen; in kurzem begab sich der Neffe des Papstes, Cardinal Pietro Aldobrandino, von erfahrenen Kriegshauptleuten umgeben, nach Ancona, um ein Heer zusammenzubringen; nach allen Seiten sandte er Werber aus; die Provinzen wurden zu starken Lieferungen genöthigt.

Auch Cesar zeigte sich Anfangs muthvoll. Er erklärte, er wolle sein gutes Recht bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen; es werde ihm an seiner Religion und Seligkeit nichts schaden; und so befestigte er seine Plätze aufs neue; die Landmilizen traten in die Waffen; eine Truppenschaar rückte an die Grenze des Kirchenstaates vor, und wir finden eine Aufforderung an ihn, in der Romagna zu erscheinen, wo man mit der päpstlichen Herrschaft unzufrieden sei und sich nur einen Anlaß wünsche, sie zu stürzen. Ueberdies hatte er das Glück, daß auch die benachbarten italienischen Staaten für ihn Partei nahmen. Sein Schwager, der Großherzog von Toscana, erklärte, er werde ihn nicht verlassen. Die Republik Venedig hinderte den Papst, in Dalmatien zu werben, und versagte ihm den Kriegsbedarf und die Waffen, die er aus Brescia ziehen wollte. Die Vergrößerung des Kirchenstaates war Allen von Herzen verhaßt.

Wäre Italien in einem Zustande gewesen wie hundert Jahre früher, ziemlich unabhängig von fremden Einwirkungen und auf sich selber angewiesen, so würde Clemens VIII wahrscheinlich nicht mehr ausgerichtet haben als damals Sixtus IV; aber diese Zeiten waren vorüber; jetzt kam alles auf die allgemeinen europäischen Verhältnisse und die damaligen großen Mächte Frankreich und Spanien an.

Die Neigungen der Spanier waren nun nicht sehr zweifelhaft.

Cesar d'Este hatte ein so großes Vertrauen auf Philipp II, daß er ihn dem Papste zum Schiedsrichter vorschlug; ganz unumwunden erklärte sich der königliche Governator in Mailand für Cesar; er bot demselben spanische Garnisonen für seine festen Plätze an. Nur war doch auch nicht zu verkennen, daß der König, der sein Lebenlang alle Bewegungen in Italien verhindert hatte, Bedenken trug, in dem hohen Alter, in dem er war, noch einen Krieg zu veranlassen, und sich mit außerordentlicher Vorsicht vernehmen ließ. Eine ähnliche beobachtete sein Gesandter in Rom.

Um so mehr kam unter diesen Umständen auf die Entscheidung Heinrichs IV an; die Herstellung eines katholischen und mächtigen Frankreichs entwickelte sogleich eine hohe Bedeutung für Italien. Mit den italienischen Fürsten im Einverständniß, hatte sich Heinrich IV wieder erhoben; sie zweifelten nicht, daß er nun auch dankbar sein und in ihrer Differenz mit dem heiligen Stuhle sich auf ihre Seite schlagen werde. War doch die Krone Frankreich ohnehin dem Hause Este sehr verpflichtet. Während der bürgerlichen Kriege hatten die Este dem königlichen Hause über eine Million Scudi vorgestreckt, die noch nicht zurückbezahlt worden, und die jetzt hingereicht haben würden, um ein Heer zu werben, dem kein Papst hätte Widerstand leisten können.

Dies waren jedoch nicht die Betrachtungen, welche Heinrich IV anstellte. Trotz seines Uebertritts zum Katholicismus mußte er noch immer gar Manches thun, was dem römischen Hofe nicht anders als mißfallen konnte; in der Sache von Ferrara erblickte er nur eine Gelegenheit, diese Dinge vergessen zu machen, die Lilien, wie seine Staatsmänner sich ausdrückten, am römischen Hofe wieder emporzubringen. Ohne alles Zögern noch Schwanken ließ er dem heiligen Vater die Hülfe von Frankreich anbieten: nicht allein sei er bereit, sobald es der Papst wünsche, ein Kriegsheer über die Berge zu senden, sondern auch im Nothfalle mit seiner ganzen Macht und persönlich ihm zu Hülfe zu kommen.

Diese Erklärung war es, was die Sache entschied. Der römische Hof, der schon alle die Verlegenheiten fühlte, in die ihn die Abneigung seiner Nachbarn und der offene Widerstand von Ferrara setzen konnten, schöpfte Athem. „Ich kann nicht ausdrücken", schreibt Ossat an den König, „wie viel Wohlwollen, Lob, Segen Euerer Majestät für Ihr Erbieten zu Theil geworden ist." Er verspricht seinem Herrn, wenn er es ausführe, die Stellung eines Pippin und Carolus

Magnus zu der Kirche. Seinerseits machte nun der Papst unverzüglich Anstalt zu der förmlichen Excommunication seines Gegners.

Um so tiefer betroffen, erschrocken waren die Fürsten; sie redeten von schwarzer Undankbarkeit; jetzt verloren sie den Muth, Ferrara zu unterstützen, was sie sonst, offen oder geheim, ohne Zweifel aus allen Kräften gethan haben würden.

Unmittelbar wirkte das dann auf Ferrara zurück. Die strenge Regierung Alfonso's hatte nothwendigerweise viele Unzufriedenen gemacht. Cesar war neu in der Herrschaft, ohne rechte Talente und ganz ohne Uebung; mit den Mitgliedern des geheimen Rathes machte er erst in den Sitzungen, die er als Fürst hielt, nähere Bekanntschaft; da er nun seine älteren Freunde, die ihn kannten, auf die auch er sich persönlich verließ, nach den verschiedenen Höfen versendete, so behielt er Niemanden um sich, zu dem er wahres Vertrauen gehabt, mit dem er sich gehörig verstanden hätte. An falschen Schritten konnte es nicht fehlen. Von oben her griff eine Unsicherheit um sich, wie sie dem Verderben vorherzugehen pflegt. Schon bedachten die Vornehmeren, die einen Antheil an der Macht besaßen, was sich bei einer Veränderung für sie gewinnen lasse; sie suchten insgeheim ihren Vertrag mit dem Papste abzuschließen; Antonio Montecatino begab sich nach Rom. Ohne Zweifel aber das Auffallendste, Unglücklichste war, daß sich in dem Hause Este selbst ein Zwiespalt offenbarte. Lucrezia hatte den Vater Cesars gehaßt; sie haßte nicht minder auch ihn und wollte nicht seine Unterthanin sein; sie selbst, die Schwester des vorigen Herzogs, trug kein Bedenken, mit dem Papst und dem Cardinal Aldobrandino in Verbindung zu treten.

Indessen hatte der Papst den Act der Excommunication vollzogen. Am 22. December 1597 begab er sich in dem Pomp der Procession nach St. Peter und bestieg mit seinem näheren Gefolge die Loggia dieser Kirche. Ein Cardinal verlas die Bulle. Don Cesare d'Este ward darin für einen Feind der römischen Kirche erklärt, schuldig der beleidigten Majestät, verfallen in die größeren Censuren, in die Sentenz der Verfluchung; seine Unterthanen wurden des Eides der Treue entbunden; seine Beamten wurden ermahnt, seine Dienste zu verlassen. Nachdem die Bulle verlesen worden, warf der Papst mit zornvollem Angesicht eine große brennende Kerze auf den Platz hinab. Trompeten und Trommeln wirbelten; Kanonen wurden abgefeuert; das Volk überschrie ihren Lärm.

Die Umstände waren so beschaffen, daß diese Excommunication ihre volle Wirkung hervorbringen mußte. Ein Ferrarese selbst brachte

ein Exemplar der Bulle, in seine Kleider genäht, in die Stadt und überlieferte es dem Bischof. Den nächsten Morgen, am 31. December 1597, sollte ein Domherr begraben werden; die Kirche war schwarz ausgeschlagen; das Volk versammelte sich, um die Leichenpredigt zu hören. Der Bischof bestieg die Kanzel und fing an, vom Tode zu reden. „Noch viel schlimmer aber", lenkte er plötzlich ein, „als der Tod des Leibes, ist das Verderben der Seele, das uns jetzt alle bedroht." Er hielt inne und ließ die Bulle verlesen, in der alle, die sich von Don Cesar nicht absondern würden, bedroht wurden, „als verdorrte Zweige von dem Baume des geistlichen Lebens abgehauen zu werden". Hierauf ward die Bulle an die Thüre angeschlagen; die Kirche erfüllte sich mit Geschrei und Seufzen; die Erschütterung setzte sich in die Stadt fort.

Don Cesar war nicht der Mann, einer solchen Bewegung Einhalt zu thun. Man hatte ihm gerathen, Schweizer, Deutsche zu werben; allein er hatte sich nicht entschließen können. Katholische wollte er nicht, weil sie Anhänger des Papstes, aber noch weniger protestantische, weil sie Ketzer seien; „gleich als komme es ihm zu", sagt Niccolo Contarini, „das Amt eines Inquisitors zu verwalten." Jetzt fragte er seinen Beichtvater, was er zu thun habe: es war ein Jesuit, Benedetto Palma; der rieth ihm, sich zu unterwerfen.

So weit war Don Cesar gebracht, daß er, um diese Unterwerfung unter günstigen Bedingungen zu bewerkstelligen, sich eben an die wenden mußte, die er als seine heftigste Feindin kannte: der geheimen und in gewissem Sinne verrätherischen Verbindungen, in welche Lucrezia mit Rom getreten, war er genöthigt sich zu einem erträglichen Abkommen zu bedienen. Im Auftrage des Herzogs begab sich Lucrezia nicht ohne die gewohnte Pracht in das feindliche Lager.

Die Anhänger Cesars haben immer behauptet, sie hätte wohl bessere Bedingungen erlangen können; aber durch das Versprechen lebenslänglichen Besitzes von Bertinoro mit dem Titel eines Herzogthums gewonnen und von dem jungen geistreichen Cardinal persönlich eingenommen, habe sie alles zugegeben, was man verlangte. Am 12. Januar 1598 ward der Vertrag entworfen, kraft dessen Cesar auf Ferrara, Comacchio, seinen Theil der Romagna Verzicht leisten und dafür Absolution von dem Kirchenbanne erhalten sollte. Wenigstens einiges zu retten, hatte er sich geschmeichelt; sehr hart kam ihm ein so vollständiger Verlust vor; noch einmal berief er die vornehmsten Magistratspersonen der Stadt, den Giudice de' Savj, einige Doctoren und Edelleute, um ihren Rath zu vernehmen. Sie gaben ihm keinen

Trost; schon dachte ein Jeder sich nur selbst mit der neuen Gewalt, die man erwartete, auf guten Fuß zu setzen; schon wetteiferte man, allenthalben die Wappen der Este abzureißen, ihre Beamten zu verjagen; dem Fürsten blieb nichts übrig, als zu unterschreiben und das Erbe seiner Väter zu verlassen.

So verloren die Este Ferrara. Archiv, Museum, Bibliothek, ein Theil des Geschützes, das Alfonso I mit eigener Hand gegossen, ward nach Modena gebracht; alles andere ging verloren. Auf 50 Wagen hatte die Wittwe Alfonso's II ihre Habe weggeführt; die Schwester desselben, in Frankreich verheirathet, nahm die Forderungen des Hauses an diese Krone für sich in Anspruch; das Unerwartete aber erlebte man von Lucrezia. Sie selbst hatte nicht Zeit, von ihrem Herzogthum Besitz zu ergreifen; gerade einen Monat, nachdem sie jenen Vertrag abgeschlossen, am 12. Februar, starb sie; als man ihr Testament eröffnete, fand sich, daß sie eben den, der ihr Haus aus seinem alten Besitze vertrieben, den Cardinal Aldobrandino, zum Universalerben eingesetzt hatte. Auch ihre Ansprüche hatte sie ihm vermacht, die nun gegen Cesar selbst ausgefochten werden mußten. War es doch, als hätte sie ihrem alten Feind einen Gegner hinterlassen wollen, der ihm das Leben verbittern könnte. Es ist etwas Dämonisches in dieser Frau, die ihr eignes Haus mit Vergnügen und Genugthuung seinem Verderben zuführt.

Und so trat nun die kirchliche Herrschaft an die Stelle der herzoglichen. Am 8. Mai traf der Papst selbst in Ferrara ein. Er wollte sogleich den Anblick der neuen Erwerbung genießen und sie mit angemessenen Einrichtungen an die Kirche knüpfen.

Er begann mit Milde und Gnade. Eine Anzahl ferraresischer Oberhäupter wurde mit kirchlichen Würden ausgestattet: Cardinalshüte, Bisthümer, Auditorate fielen ihnen zu; unter den übrigen ward der junge Bentivoglio, der Geschichtschreiber, geheimer Kämmerer des Papstes. Die Gewalt der Herzoge hatte auf der Aneignung der municipalen Berechtigungen beruht; der Papst entschloß sich, den Bürgern ihre alten Rechte zurückzugeben. Er bildete ein Conseglio aus den drei Classen: des höheren Adels mit 27, der geringeren Nobilität und der angesehenen Bürger mit 55, der Zünfte mit 18 Stellen. Ihre Rechte waren sorgfältig geschieden: die erste Classe hatte die bedeutendsten; doch hing dafür die Besetzung der Stellen am

meisten von dem Papste ab. Diesem Conseglio überließ nun der Papst die Sorge für die Lebensmittel, die Regulation der Flüsse, die Ernennung der Richter und Podesta's, selbst die Besetzung der Stellen an der Universität, alles Rechte, die der Herzog sich früher eifersüchtig vorbehalten; und wie man denken kann, begann hiedurch ein ganz neues Leben. Auch für die geringere Classe ward gesorgt: von den strengen fiscalischen Ordnungen ward vieles nachgelassen.

Jedoch nicht alles konnte in diesem Sinne sein. Auch die kirchliche Herrschaft war nicht lauter Milde. Gar bald fiel die Rechtspflege der päpstlichen Beamten dem Adel beschwerlich; der erste Giudice de' Savj, jener Montecatino, fand es ungebührlich, wie man die Rechte seiner Würde einschränke, und dankte ab. Allgemeines Mißvergnügen erregte es, daß Papst Clemens für nöthig hielt, sich seiner Eroberung durch ein Castell zu versichern. Die Vorstellungen, welche die Einwohner gegen dies Vorhaben einreichten, so flehentlich sie auch abgefaßt sein mochten, waren vergebens; gerade einer der bewohntesten Theile der Stadt ward zum Castell ausersehen. Ganze Straßen wurden niedergerissen: Kirchen, Oratorien, Hospitien, die Lusthäuser des Herzogs und des Hofes, das schöne Belvedere, von so vielen Dichtern gepriesen.

Vielleicht hatte man geglaubt, mit diesen Zerstörungen noch vollends die Erinnerung an das herzogliche Haus zu vernichten; jedoch hierüber erwachte sie wieder; die schon übertäubte Neigung zu dem angestammten Fürstengeschlechte kehrte zurück. Alles, was zu dem Hofe gehört hatte, wandte sich nach Modena. Ferrara, schon früher nicht sehr lebhaft, verödete noch mehr.

Doch konnten nicht alle, die es wünschten, dem Hofe folgen. Von einem alten Diener des herzoglichen Hauses ist eine handschriftliche Chronik übrig, in der er von dem Hofe Alfonso's, seinen Vergnügungen, seinen Concerten und Predigten mit Behagen Bericht erstattet. „Jetzt aber", sagt er zum Schluß, „ist es mit alle dem vorbei. Jetzt giebt es keinen Herzog mehr in Ferrara und keine Prinzessinnen, kein Concert und keine Concertgeberinnen; so vergeht die Pracht der Welt. Für Andere wird die Welt durch die Veränderungen angenehm, nicht für mich, der ich allein zurückgeblieben bin, alt, gebrechlich und arm. Jedoch gelobt sei Gott"!

Jesuitische Bewegungen.

Es liegt am Tage, daß Clemens VIII sich durch einen so großen Erfolg, den er im Einverständniß mit der französischen Politik erreicht

hatte, eng und enger an diese geknüpft fühlen mußte. Jetzt kam es ihm zugute, daß er sich in Sachen der Ligue so gemäßigt gehalten, der Entwickelung der Ereignisse in Frankreich doch kein Hinderniß in den Weg gelegt und sich wenigstens noch in dem letzten Moment zur Ertheilung der Absolution entschlossen hatte. An dem Kriege, der an den niederländisch-französischen Grenzen fortging, nahm man zu Rom einen Antheil, als wäre es ein eigener: man war entschieden für Frankreich. Die Eroberung von Calais und von Amiens, die den Spaniern gelang, brachte an dem römischen Hofe ein Mißvergnügen hervor, „das man nicht schildern könnte", sagte Ossat, „eine äußerste Melancholie, Beschämung und Zorn". Der Papst und seine Nepoten fürchteten, bemerkt Delfino, die Spanier möchten den Unwillen, den sie über die Absolution empfunden, an ihnen auslassen. Glücklicherweise stellte Heinrich IV seine erschütterte Reputation durch die Wiedereroberung von Amiens bald wieder her.

Nicht als ob man zu Rom diejenigen zu lieben angefangen hätte, die man früher bekämpfte: den Oberhäuptern der Geistlichkeit, die sich zuerst an Heinrich IV angeschlossen und jene Opposition begründet hatten, vergaß man es doch nie; viel lieber beförderte man die Anhänger der Ligue, wenn sie nur zuletzt freiwillig zurückgetreten, d. i. wenn sie ungefähr im Falle der Curie selber waren. Aber in kurzem that sich — wie denn die Meinungen der Menschen, wenn auch einander nahe stehend, doch sogleich verschiedene Hinneigungen offenbaren — unter den Anhängern des Königs selbst eine mit Absicht strenger katholische Partei hervor, die vor allen Dingen das gute Vernehmen mit dem Hofe zu Rom zu erhalten trachtete; an diese vornehmlich hielt sich der Papst; er hoffte alle Differenzen, die es zwischen den französischen und römischen Interessen noch geben mochte, auszugleichen; hauptsächlich war sein Wunsch und sein Bemühen, die Jesuiten, die aus Frankreich, wie wir sahen, verjagt worden, dahin zurückzuführen und damit, der Entwickelung der Dinge, die in Frankreich stattgehabt, zum Trotz, den römischen Doctrinen daselbst freiere Bahn zu verschaffen.

Es kam ihm hiebei eine Bewegung in dem Orden der Jesuiten zu statten, die, obwohl sie aus dem Innern desselben hervorging, doch mit der Veränderung der allgemeinen Tendenz des römischen Hofes eine große Analogie hatte.

So sonderbar verwickeln sich oft die Dinge der Welt, daß in dem Augenblicke, in welchem die Pariser Universität den Jesuiten nichts so sehr zum Verbrechen machte, als ihre Verbindung mit Spanien,

in welchem man in Frankreich sagte und glaubte, ein Jesuit bete täglich für König Philipp, er sei durch ein fünftes Gelübde zur Ergebenheit gegen Spanien verpflichtet, daß eben damals das Institut der Gesellschaft in Spanien von mißvergnügten Mitgliedern, der Inquisition, einem anderen Orden, endlich sogar von der königlichen Gewalt selbst die heftigsten Anfechtungen erfuhr.

Eine Wendung der Dinge, welche mehr als einen Grund hatte, zunächst aber folgendergestalt entsprungen war.

Im Anfange waren die älteren und bereits ausgebildeten Männer, welche in die Gesellschaft traten, größtentheils Spanier; aus anderen Nationen fanden sich meistens nur jüngere Leute hinzu, die ihre Bildung noch zu machen hatten. Natürlich folgte hieraus, daß die Regierung der Gesellschaft in den ersten Jahrzehnten vorzugsweise in spanische Hände fiel. Die erste Generalcongregation bestand aus 25 Mitgliedern: 18 von diesen waren Spanier. Die ersten drei Generale gehörten derselben Nation an; nach dem Tode des dritten, Borgia, — im Jahre 1573 — hatte abermals ein Spanier, Polanco, die größte Aussicht.

Es zeigte sich aber, daß man in Spanien selbst die Erhebung desselben nicht gern gesehen haben würde. Es gab in dieser Gesellschaft viele Neubekehrten, Judenchristen; auch Polanco gehörte zu dieser Classe; man wünschte dort nicht, daß die höchste Gewalt in einer so mächtigen und so monarchisch eingerichteten Gesellschaft in solche Hände geriethe. Papst Gregor XIII, der hievon einen Wink bekommen, hielt auch aus anderen Gründen eine Abwechselung für nützlich. Als sich ihm eine Deputation der zur Wahl versammelten Congregation vorstellen ließ, fragte er sie, wie viel Stimmen jede Nation habe; es fand sich, daß die spanische deren mehr hatte, als alle anderen zusammen. Er fragte ferner, aus welcher Nation die Generale des Ordens bisher genommen worden. Man sagte ihm, man habe ihrer drei gehabt, alle drei Spanier. „Es ist billig", entgegnete Gregor, „daß Ihr auch einmal einen aus einer anderen Nation wählt." Er schlug ihnen sogar selber einen Candidaten vor.

Nun sträubten sich wohl die Jesuiten einen Augenblick hiewider, weil es ihre Privilegien verletze; aber zuletzt ernannten sie doch eben den, welchen der Papst vorgeschlagen. Es war Eberhard Mercurianus.

Schon hiemit trat eine bedeutende Veränderung ein. Mercurian, ein schwacher und unselbständiger Mann, überließ die Geschäfte anfangs zwar wieder einem Spanier, aber darauf einem Franzosen, seinem bestallten Admonitor; — es bildeten sich Factionen; eine ver-

drängte die andere aus den wichtigen Aemtern; die herrschende fand schon zuweilen einen gewissen Widerstand in den unteren Kreisen.

Noch viel wichtiger aber wurde es, daß bei der nächsten Vacanz im Jahre 1581 Claudius Aquaviva, ein Neapolitaner, aus einem Hause, das sich früher zu der französischen Partei gehalten, ein kräftiger Mann, der erst 38 Jahre zählte, diese Würde erhielt.

Einmal nämlich glaubten die Spanier einzusehen, daß ihre Nation, von der die Gesellschaft begründet und auf ihre Bahn geleitet worden, von dem Generalat auf ewig ausgeschlossen sei; sie wurden darüber mißvergnügt, widerspenstig und faßten den Gedanken, sich auf irgend eine Weise, etwa durch die Aufstellung eines eigenen Generalcommissars für die spanischen Provinzen, von Rom unabhängiger zu machen. Aquaviva dagegen war nicht gemeint, von der Autorität, welche ihm der Buchstabe der Verfassung zuerkannte, das Mindeste fallen zu lassen. Um die Mißvergnügten im Zaum zu halten, setzte er ihnen Obere, auf deren persönliche Ergebenheit er rechnen durfte: jüngere Männer, die ihm an Alter und Gesinnung näher standen; wohl auch Mitglieder von minderem Verdienst, Coadjutoren, die nicht alle Berechtigungen genossen, die dann, die einen, wie die anderen, ihre Stütze in dem General sahen, endlich Landsleute, Neapolitaner.

Die alten, gelehrten, erfahrenen Patres sahen sich nicht allein von der höchsten allgemeinen Würde, sondern auch von den Aemtern in den Provinzen entfernt. Aquaviva gab vor, ihre Fehler seien daran Schuld: der eine sei cholerisch, der andere melancholisch; „natürlich", sagt Mariana, „ausgezeichnete Leute pflegen wohl auch mit einem Mangel behaftet zu sein;" doch war der eigentliche Grund, daß er sie fürchtete und zur Ausführung seiner Befehle gefügigere Werkzeuge haben wollte. In der Regel bedarf der Mensch der Genugthuung, selbstthätigen Antheil an den öffentlichen Dingen zu nehmen, und am wenigsten wird man sich ruhig aus seinem Besitze treiben lassen. Es entstanden Reibungen in allen Collegien. Mit stummer Animosität wurden die neuen Oberen aufgenommen; sie konnten nichts Wesentliches durchsetzen; sie waren froh, wenn sie ohne Bewegung, ohne Unruhen wegkamen. Doch hatten sie Macht genug, sich auch wieder zu rächen. Auch sie besetzten nun die untergeordneten Aemter bloß mit ihren persönlichen Anhängern; denn an Anhängern konnte es ihnen bei der monarchischen Verfassung des Ordens und dem Ehrgeiz der Mitglieder auf die Länge nicht fehlen; sie schickten ihre hartnäckigsten Gegner fort, und zwar gerade dann am liebsten, wenn eine wichtige Berathung im Werke war: sie versetzten sie in andere Provinzen. So

löste sich alles in Druck und Gegendruck von Persönlichkeiten auf. Jedes Mitglied hatte nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht, die Fehler anzuzeigen, die es an anderen bemerke, eine Einrichtung, die bei der Unschuld einer kleinen Genossenschaft nicht ohne moralischen Zweck sein mochte; jetzt aber entwickelte sie sich zur widerwärtigsten Angeberei: sie ward ein Mittel des geheimen Ehrgeizes, des unter der Maske der Freundschaft verborgenen Hasses; „wollte man das Archiv zu Rom nachsehen", ruft Mariana aus, „so würde sich vielleicht kein einziger rechtschaffener Mann wenigstens unter uns Entfernten finden". Es riß ein allgemeines Mißtrauen ein: Keiner hätte sich seinem Bruder vollkommen eröffnet.

Dazu kam noch, daß Aquaviva nicht bewogen werden konnte, Rom zu verlassen und die Provinzen zu besuchen, wie doch noch Lainez und Borgia gethan. Man entschuldigte dies damit, daß es auch seinen Vortheil habe, die Dinge schriftlich in Erfahrung zu bringen, in ununterbrochenem Fortgang, ohne die Störung der Zufälligkeiten einer Reise. Allein zunächst folgte doch auf jeden Fall hieraus, daß die Provinzialen, in deren Händen die ganze Correspondenz lag, eine noch größere Selbständigkeit erhielten. Es war vergebens, über sie zu klagen: sie konnten dies leicht vorhersehen und die Wirkung um so eher im voraus vernichten, da Aquaviva sie ohnehin begünstigte; sie behielten ihre Stellen so gut wie auf Lebenszeit.

Unter diesen Umständen fühlten die alten Jesuiten in Spanien, daß sich eine Lage der Dinge, die sie als Tyrannei empfanden, innerhalb der Grenzen der Gesellschaft allein niemals würde abändern lassen; sie beschlossen, sich nach fremder Hülfe umzusehen.

Zuerst wandten sie sich an die nationale geistliche Gewalt ihres Landes, an die Inquisition. Dem Richterspruche der Inquisition war, wie man weiß, gar manches Vergehen vorbehalten. Ein mißvergnügter Jesuit klagte — wie er erklärte, durch Gewissensscrupel bewogen — seinen Orden an, daß er Verbrechen dieser Art, wenn sie von seinen Mitgliedern begangen worden, verberge und selbst abmache. Plötzlich ließ die Inquisition den Provinzial, der bei einem Falle dieser Art betheiligt war, und einige seiner thätigsten Genossen einziehen. Da nach diesem ersten Anfang auch andere Anklagen hervortraten, so ließ sich die Inquisition die Statuten des Ordens aushändigen und schritt zu neuen Verhaftungen. Es entstand eine um so lebhaftere Aufregung in den gläubigen Spaniern, da man nicht wußte weshalb, da sich die Meinung ausbreitete, die Jesuiten seien um einer Ketzerei willen eingezogen worden.

Die Inquisition hätte jedoch nur eine Strafe verhängen, keine Aenderung vorschreiben können. Als es so weit war, wandten sich die Mißvergnügten auch an den König. Mit weitläufigen Klageschriften über die Mängel in ihrer Verfassung bestürmten sie ihn. Philipp dem II hatte diese Verfassung niemals gefallen; er pflegte zu sagen, alle anderen Orden durchschaue er, nur den jesuitischen könne er nicht verstehen; besonders schien ihm einzuleuchten, was man ihm von dem Mißbrauch der absoluten Gewalt und dem Unwesen der geheimen Anklagen vortrug; in der Mitte des großen europäischen Kampfes, in dem er sich befand, widmete er doch auch dieser Sache seine Aufmerksamkeit: zunächst beauftragte er den Bischof Manrique von Carthagena, besonders mit Hinsicht auf jene Punkte, den Orden einer Visitation zu unterwerfen.

Ein Angriff, der, wie man sieht, dem Charakter des Institutes, dem Oberhaupte selbst galt, um so bedeutender, da er aus eben dem Lande kam, wo die Gesellschaft entsprungen war und zuerst Fuß gefaßt hatte.

Aquaviva erschrack nicht davor. Er war ein Mann, der hinter einer großen äußeren Milde und sanften Sitten eine innerliche Unerschütterlichkeit verbarg, eine Natur, wie auch Clemens VIII, und wie sie überhaupt in dieser Zeit emporkamen, vor allen Dingen besonnen, gemäßigt, klug, verschwiegen. Er hätte sich nie ein absprechendes Urtheil erlaubt; er litt nicht, daß ein solches auch nur in seiner Gegenwart verlautete, am wenigsten über eine ganze Nation; seine Secretäre waren ausdrücklich angewiesen, jedes verletzende, jedes bittere Wort zu vermeiden. Er liebte die Frömmigkeit, auch ihren äußeren Anschein: in seiner Haltung am Altar drückte er einen hingegebenen Genuß an den Worten des Hochamtes aus; jedoch hielt er alles fern, was an Schwärmerei erinnerte. Er ließ eine Erklärung des Hohenliedes nicht zum Druck gelangen, weil er es anstößig fand, daß der Ausdruck auf den Grenzen sinnlicher und geistiger Liebe schwankte. Auch wenn er tadelte, wußte er zu gewinnen; er zeigte die Ueberlegenheit der Ruhe; mit sinnreichen Gründen wies er die Irrenden zurecht; mit Begeisterung hing die Jugend an ihm. „Man muß ihn lieben", schreibt Maximilian von Baiern seinem Vater von Rom, „wenn man ihn nur ansieht." Diese Eigenschaften nun, seine unermüdliche Thätigkeit, seine vornehme Herkunft selbst, die stets wachsende Bedeutung seines Ordens machten ihm eine große Stellung in Rom. Gelang es seinen Gegnern, die nationalen Gewalten in Spanien zu gewinnen, so hatte er den römischen Hof für sich, den er von

Jugend auf kannte — er war schon Kammerherr, als er in den Orden trat —, den er mit der Meisterschaft eines angeborenen und geübten Talentes zu behandeln wußte.

Besonders ward es ihm bei der Natur Sixtus' V leicht, die Antipathien dieses Papstes gegen die Bestrebungen der Spanier zu erwecken. Papst Sixtus hatte, wie wir wissen, die Idee, Rom noch mehr zur Metropole der Christenheit zu erheben, als es das schon war; Aquaviva stellte ihm vor, man suche in Spanien nichts anderes als sich von Rom unabhängig zu machen. Papst Sixtus haßte nichts so sehr als unechte Geburt; Aquaviva hinterbrachte ihm, jener zum Visitator ausersehene Bischof Manrique sei ein Bastard, Grund genug für den Papst, die schon ertheilte Bewilligung der Visitation zurückzunehmen. Auch den Proceß des Provinzials zog er nach Rom. Unter Gregor XIV gelang es dem General, eine förmliche Bestätigung der Institute des Ordens auszubringen.

Aber auch die Gegner waren hartnäckig und verschlagen. Sie sahen wohl, daß man den General an dem römischen Hofe selbst angreifen müsse. Einen Augenblick der Abwesenheit desselben — er hatte den Auftrag, eine Zwistigkeit zwischen Mantua und Parma beizulegen — benutzten sie, um Clemens VIII zu gewinnen. Auf den Antrag der spanischen Jesuiten und Philipps II ordnete Clemens, im Sommer 1592, ohne Wissen Aquaviva's eine Generalcongregation an.

Erstaunt und betroffen eilte Aquaviva zurück. Den Generalen der Jesuiten waren allgemeine Congregationen so unbequem, wie eine Kirchenversammlung dem Papst. Suchte sie schon jeder Andere zu vermeiden, wie viel mehr Aquaviva, gegen den ein so lebhafter Haß sich regte! Doch bemerkte er bald, daß die Anordnung unwiderruflich war; er faßte sich und sagte: „Wir sind gehorsame Söhne; der Wille des heiligen Vaters geschehe." Dann eilte er, seine Maßregeln zu nehmen.

Schon auf die Wahlen verschaffte er sich einen großen Einfluß. Es glückte ihm, selbst in Spanien mehrere von seinen gefährlichsten Widersachern, z. B. Marianna, zurückgewiesen zu sehen.

Als nun die Versammlung beisammen war, wartete er nicht so lange, bis man ihn angriff. Gleich in der ersten Sitzung erklärte er: da er das Unglück habe, einigen seiner Mitbrüder zu mißfallen, so bitte er vor allen anderen Geschäften um eine Untersuchung seines Betragens. Es ward eine Commission ernannt; es wurden Beschwerden namhaft gemacht; allein wie hätte ihm die Ueberschreitung eines positiven Gesetzes nachgewiesen werden sollen: er war viel zu

klug, um sich eine solche zu Schulden kommen zu lassen; er ward glänzend gerechtfertigt.

Dergestalt persönlich gesichert, ging er mit der Versammlung an die Erörterung der das Institut betreffenden Vorschläge.

König Philipp hatte einiges gefordert, anderes der Erwägung empfohlen. Gefordert hatte er zweierlei: Verzichtleistung auf gewisse päpstliche Privilegien, z. B. verbotene Bücher zu lesen, vom Verbrechen der Ketzerei zu absolviren, und ein Gesetz, kraft dessen sich jeder Noviz, der in den Orden trete, der Majorate, die er etwa besitze, selbst aller seiner Pfründen begeben solle. Es waren Dinge, in denen die Gesellschaft mit Inquisition und Staatsverwaltung zusammenstieß. Nach einigem Bedenken wurden diese Forderungen hauptsächlich durch Aquaviva's eigenen Einfluß bewilligt.

Noch um vieles wichtiger aber waren die Punkte, die der König der Erwägung empfohlen. Vor allem: ob nicht die Gewalt der Oberen auf eine bestimmte Zeit einzuschränken, ob nicht eine Wiederholung der Generalcongregationen in festgesetzten Terminen anzuordnen sei. Das Wesen des Institutes, die Rechte der absoluten Herrschaft kamen hiedurch in Frage. Da war Aquaviva nicht so geneigt. Nach lebhaften Debatten wies die Congregation diese Anträge des Königs zurück. Allein auch der Papst war von der Nothwendigkeit derselben überzeugt. Was dem König abgeschlagen worden, befahl nunmehr der Papst: aus apostolischer Machtvollkommenheit setzte er fest, daß die Oberen, die Rectoren, alle drei Jahre wechseln, die Generalcongregationen alle sechs Jahre einmal zusammentreten sollten.

Nun ist es zwar an dem, daß die Ausführung dieser Anordnungen doch nicht so viel wirkte, als man gehofft hatte. Die Congregationen konnten gewonnen werden; die Rectoren wurden freilich gewechselt, aber in einem engen Kreise, und bald kehrten die nämlichen wieder. Aber allemal war es ein bedeutender Schlag für die Gesellschaft, daß es durch innere Empörung und Einwirkung von außen zu einer Abänderung ihrer Gesetze gekommen war.

Und schon erhob sich in den nämlichen Gegenden noch ein anderer Sturm.

Die Jesuiten hatten sich anfangs an den Lehrbegriff der Thomisten gehalten, wie er in den Schulen jener Zeit überhaupt herrschte. Ignazio hatte seine Schüler ausdrücklich auf die Lehre des Doctor Angelicus angewiesen.

Gar bald aber glaubten sie zu finden, daß sie mit diesen Lehren den Protestanten gegenüber nicht ganz zum Ziele gelangen könnten.

Sie wollten in den Doctrinen selbständig sein wie im Leben. Es war ihnen unbequem, den Dominicanern nachzutreten, zu denen S. Thomas gehört hatte, und die als die natürlichen Erklärer seiner Meinungen angesehen wurden. Nachdem sie schon früher manches Zeichen dieser Gesinnung gegeben, so daß schon zuweilen bei der Inquisition von der freieren Denkart der Väter Jesuiten die Rede war, trat Aquaviva 1584 in seiner Studienordnung offen mit derselben hervor. Er meint, S. Thomas sei zwar der beifallswürdigste Autor; doch würde es ein unerträgliches Joch sein, in allen Dingen seinen Fußtapfen folgen, gar keine freien Meinungen hegen zu sollen. Von neueren Theologen sei manche alte Lehre besser begründet, manche neue vorgetragen worden, die zur Bekämpfung der Ketzer trefflich diene; in alle dem möge man diesen Doctoren folgen.

Schon dies veranlaßte in Spanien, wo die theologischen Katheder noch größtentheils von Dominicanern eingenommen waren, eine gewaltige Aufregung. Man erklärte die Studienordnung für das verwegenste, anmaßendste, gefährlichste Buch in seiner Art; man ging König und Papst darüber an.

Wie viel größer aber mußte die Bewegung werden, als nun wirklich das thomistische System in einem der wichtigsten Lehrstücke von den Jesuiten verlassen ward!

In der gesammten Theologie, der katholischen wie der protestantischen, waren die Streitfragen über Gnade und Verdienst, freien Willen und Prädestination noch immer die wichtigsten, wirksamsten; sie beschäftigten noch immer Gemüth, Gelehrsamkeit und Speculation der Geistlichen wie der Laien. Auf der protestantischen Seite fanden nun damals die strengen Lehren Calvins von dem particularen Rathschluß Gottes, nach welchem „Einigen die ewige Seligkeit, Anderen die Verdammniß vorherbestimmt worden", den meisten Beifall; die Lutheraner mit ihren milderen Begriffen hierüber waren im Nachtheil und erlitten bald hier, bald dort Verluste. Eine entgegengesetzte Entwickelung fand auf der katholischen Seite statt. Wo irgend eine Hinneigung zu den Begriffen auch der mildesten Protestanten, auch nur eine schärfere Auffassung der augustinischen Vorstellungsweise zum Vorschein kam, z. B. bei Bajus in Löwen, ward sie bekämpft und unterdrückt. Besonders die Jesuiten zeigten sich hierin eifrig. Das in dem tridentinischen Concilium aufgestellte Lehrsystem, das ja selbst nicht ohne den Einfluß ihrer Mitbrüder, Lainez und Salmeron, zu Stande gekommen, vertheidigten sie gegen jede Abweichung nach der verworfenen und verlassenen Seite hin. Und selbst dies System

that ihrem polemischen Eifer nicht immer Genüge. Im Jahre 1588 trat Luis Molina zu Evora mit einem Buche hervor, in welchem er jene Streitfragen neuerdings vornahm und die noch immer übrig gebliebenen Schwierigkeiten auf eine neue Weise zu beseitigen versuchte. Seine vornehmste Absicht bei diesem Unternehmen war, dem freien Willen des Menschen noch einen größeren Spielraum zu vindiciren als der thomistische oder der tridentinische Lehrbegriff annahm. In Trient hatte man das Werk der Heiligung vorzüglich auf die inhärirende Gerechtigkeit Christi begründet, welche, uns eingegossen, die Liebe hervorrufe, zu allen Tugenden und guten Werken leite und endlich die Rechtfertigung hervorbringe. Einen bedeutenden Schritt weiter geht Molina. Er behauptet, der freie Wille könne ohne Hülfe der Gnade moralisch gute Werke hervorbringen; er könne Versuchungen widerstehen; er könne sich selbst zu einem und dem anderen Act der Hoffnung, des Glaubens, der Liebe und der Reue erheben. Wenn der Mensch so weit sei, so gewähre ihm alsdann Gott um des Verdienstes Christi willen die Gnade, durch die er die übernatürlichen Wirkungen der Heiligung erfahre; allein ganz wie vorher sei auch bei dem Empfangen dieser Gnade, bei ihrem Wachsen der freie Wille unaufhörlich thätig. Auf diesen komme doch alles an: es stehe bei uns, die Hülfe Gottes wirksam oder unwirksam zu machen. Auf der Vereinigung des Willens und der Gnade beruhe die Rechtfertigung; sie seien verbunden wie ein paar Männer, die an Einem Schiffe ziehen. Es versteht sich nun, daß Molina hiebei den Begriff von Prädestination, wie er bei Augustinus oder Thomas von Aquino vorkommt, nicht annehmen kann. Er findet ihn zu hart, zu grausam. Er will von keiner anderen Vorherbestimmung wissen als einer solchen, welche eigentlich Voraussicht sei. Nun wisse aber Gott aus höchster Einsicht in die Natur eines jeden Willens voraus, was derselbe in dem gegebenen Falle thun werde, obwohl er auch das Gegentheil hätte thun können. Allein nicht darum erfolge etwas, weil es Gott vorherwisse, sondern Gott sehe es darum vorher, weil es erfolgen werde.

Eine Lehre, die nun allerdings der calvinistischen ganz an dem entgegengesetzten Ende gegenübertritt, zugleich die erste, die es unternimmt, das Geheimniß, so zu sagen, zu rationalisiren. Sie ist verständlich, scharfsinnig und flach; eben darum kann sie einer gewissen Wirkung nicht verfehlen; man darf sie wohl mit der Doctrin von der Volkssouveränetät vergleichen, welche die Jesuiten zu der nämlichen Zeit ausbildeten.

Nothwendig aber mußten sie damit in ihrer eigenen Kirche Widerstand erwecken, schon darum, weil sie sich von dem Doctor Angelicus entfernten, dessen Summa noch immer das vornehmste Handbuch der katholischen Theologen bildete. Einige Mitglieder des Ordens selbst, Henriquez, Mariana, sprachen öffentlich ihren Tadel aus. Bei weitem lebhafter aber nahmen die Dominicaner ihren Patriarchen in Schutz. Sie schrieben und predigten gegen Molina; in ihren Vorlesungen griffen sie ihn an. Endlich veranstaltete man am 4. März 1594 in Valladolid eine Disputation zwischen beiden Theilen. Die Dominicaner, die sich im Besitze der Rechtgläubigkeit glaubten, wurden heftig. „Sind denn", rief ein Jesuit aus, „die Schlüssel der Weisheit etwa bei Euch?" Die Dominicaner schrien auf; sie nahmen dies für einen Angriff auf S. Thomas selbst.

Seitdem trennten sich die beiden Orden völlig. Die Dominicaner wollten nichts mehr mit den Jesuiten zu thun haben. Die Jesuiten nahmen, wo nicht alle, doch bei weitem zum größten Theil, für Molina Partei. Aquaviva selbst, seine Assistenten waren für denselben.

Aber schon griff auch hier die Inquisition ein. Der Großinquisitor — es war eben jener Hieronymus Manrique, der zum Visitator des Ordens bestimmt gewesen — machte Miene, Molina zu verdammen; er ließ ihm bemerken, sein Buch dürfte wohl nicht mit einer einfachen Verwerfung wegkommen, sondern zum Feuer verurtheilt werden. Gegenklagen Molina's wider die Dominicaner weigerte er sich anzunehmen.

Eine Streitigkeit, welche die ganze katholische Welt sowohl wegen der Lehren als um ihrer Verfechter willen in Bewegung setzte, und die jenen Angriff auf das jesuitische Institut, der sich in Spanien erhoben, um vieles verstärkte.

Eben hiedurch trat nun aber die sonderbare Erscheinung ein, daß, während man die Jesuiten wegen ihrer Hinneigungen zu Spanien aus Frankreich verjagte, von Spanien her selbst der gefährlichste Angriff gegen sie unternommen ward. In beiden Ländern waren Momente der Politik und der Doctrin hiebei thätig. Das politische war am Ende in beiden das nämliche, ein nationaler Gegensatz gegen die Vorrechte und Freiheiten dieses Ordens; in Frankreich war es gewaltsamer, heftiger, in Spanien aber eigenthümlicher, besser begründet; in Hinsicht der Doctrin waren es die neuen Lehren, welche den Jesuiten Haß und Verfolgung zuzogen. Ihre Lehre von der Volkssouveränetät und dem Königsmorde ward ihnen in Frankreich,

ihre Meinungen von dem freien Willen wurden ihnen in Spanien verderblich.

Ein Augenblick in der Geschichte dieser Gesellschaft, der für die Wendung, die sie nahm, von großer Bedeutung ist.

Gegen die Angriffe der nationalen Gewalten, des Parlaments und der Inquisition, suchte Aquaviva Hülfe in dem Mittelpunkte der Kirche, bei dem Papst.

Er benutzte den günstigen Augenblick, als jener Großinquisitor gestorben und seine Stelle noch nicht wieder besetzt war, um den Papst zu bestimmen, die Entscheidung der Glaubensstreitigkeit nach Rom zu evociren. Es war schon viel gewonnen, wenn die Entscheidung nur zunächst verschoben ward. Wie leicht fanden sich dann in Rom anderweite Einflüsse, welche sich in einem bedenklichen Augenblicke geltend machen ließen! Am 9. October 1596 wurden die Acten des Processes nach Rom gesendet. Von beiden Seiten fanden sich die gelehrten Theologen ein, um ihren Streit unter den Augen des Papstes durchzufechten.

In der französischen Angelegenheit nahm sich Clemens der Jesuiten ohnehin an. Er fand es unverantwortlich, um eines Einzigen willen, welcher Strafe verdient haben möge, einen ganzen Orden zu verbannen, und zwar den, der das Meiste zur Herstellung des Katholicismus vollbringe, der eine so starke Stütze der Kirche sei. Litt nicht auch der Orden in der That für seine Hingebung an den päpstlichen Stuhl, für die Lebhaftigkeit, mit der er die Ansprüche desselben auf eine höchste Gewalt auf Erden verfocht? Dem Papste mußte alles daran liegen, den Gegensatz vollends zu verlöschen, in welchem sich Frankreich noch gegen ihn hielt. Je genauer die Verbindung ward, in die er mit Heinrich IV trat, je einhelliger die beiderseitige Politik, desto wirksamer wurden seine Vorstellungen; von Moment zu Moment gab Heinrich nachgiebigere Erklärungen.

Hierin unterstützte nun das wohlerwogene Betragen des Ordens den Papst ungemein.

Die Jesuiten hüteten sich wohl, dem König von Frankreich Entrüstung oder Widerwillen zu zeigen; auch waren sie nicht geneigt, sich ferner für die verlorene Sache der Ligue in Gefahr zu stürzen; sowie sie die Wendung wahrnahmen, welche die päpstliche Politik genommen, schlugen auch sie eine ähnliche ein. Pater Commolet, der noch nach der Bekehrung Heinrichs IV auf den Kanzeln ausgerufen, „man bedürfe eines Ehud wider ihn", und bei dem Siege des Königs hatte fliehen müssen, war umgestimmt, als er nach Rom kam, und

erklärte sich für die Lossprechung des Königs. Unter allen Cardinälen trug wohl kein Anderer, durch Nachgiebigkeit, versöhnende Schritte und persönlichen Einfluß auf den Papst, so viel zu dieser Absolution bei wie der Jesuit Toledo. Sie thaten dies, während das Parlament noch immer neue Beschlüsse gegen sie faßte, Beschlüsse, über die sich Aquaviva beklagte, ohne sich doch dadurch zu Eifer und Heftigkeit fortreißen zu lassen. Nicht alle Jesuiten hatten vertrieben werden können; die zurückgebliebenen erklärten sich jetzt für den König und ermahnten das Volk, ihm ergeben zu sein, ihn zu lieben. Schon drangen einige nach den verlassenen Orten vor; Aquaviva billigte dies nicht und wies sie an, die Erlaubniß des Königs abzuwarten. Man trug Sorge, daß Heinrich sowohl das Eine als das Andere erfuhr; er war höchlich erfreut darüber; er dankte dem General in besonderen Schreiben. Auch versäumten die Jesuiten nicht, ihn nach Kräften in dieser Neigung zu befestigen. Pater Rocheome, den man den französischen Cicero nannte, verfaßte eine populäre Apologie des Ordens, die dem Könige besonders einleuchtete.

Zu diesem doppelten Antriebe, von der Seite des Papstes und des Ordens, kamen nun politische Betrachtungen Heinrichs IV selbst. Er sah, wie er in einer Depesche sagt, daß er durch die Verfolgung eines Ordens, der so viel Mitglieder von Geist und Gelehrsamkeit zähle, so viel Macht und Anhang habe, sich in der eifrig katholischen Classe, die noch immer so zahlreich sei, unversöhnliche Feinde erhalten, Verschwörungen veranlassen werde. Er sah, daß er sie von da, wo sie sich noch hielten, nicht werde verjagen können; er hätte den Ausbruch einer öffentlichen Bewegung zu fürchten gehabt. Ueberdies hatte Heinrich durch das Edict von Nantes den Hugenotten so starke Zugeständnisse gemacht, daß er auch dem Katholicismus eine neue Garantie schuldig war. Schon murrte man in Rom; zuweilen gab der Papst doch noch zu erkennen, daß er fürchte, betrogen zu sein. Endlich aber stand der König hoch genug, um die allgemeine Lage der Dinge besser zu übersehen, als sein Parlament, und die Verbindung der Jesuiten mit Spanien nicht zu fürchten. Pater Lorenz Maggio eilte im Namen des Generals nach Frankreich, um dem Könige mit theueren Eidschwüren die Treue der Gesellschaft zuzusichern. „Ergebe es sich anders, so solle man ihn und seine Mitbrüder für die schwärzesten Verräther halten". Dem Könige schien es rathsamer, ihre Freundschaft als ihre Feindseligkeiten zu erproben. Er sah ein, daß er sich ihrer zu seinem eigenen Vortheil gegen Spanien werde bedienen können.

Durch so viele Motive äußerer Politik und innerer Nothwendigkeit bewogen, erklärte sich der König schon im Jahre 1600 bei den Unterhandlungen von Lyon bereit, den Orden wiederaufzunehmen. Er selbst wählte sich den Jesuiten Cotton zu seinem Beichtvater. Nachdem manche andere Gunstbezeigung vorhergegangen, erfolgte im September 1608 das Edict, durch welches die Jesuiten in Frankreich wiederhergestellt wurden. Es wurden ihnen einige Bedingungen gemacht, von denen die wichtigste ist, daß so die Vorsteher wie die Mitglieder der Gesellschaft in Frankreich in Zukunft nur Franzosen sein dürften. Heinrich zweifelte nicht, daß er alles auf eine Weise angeordnet habe, die ihn zu vollkommenem Zutrauen berechtige.

Unbedenklich wandte er ihnen seine Gunst zu. In ihren eigenen Angelegenheiten, zunächst in ihrer dominicanischen Streitigkeit, kam er ihnen zu Hülfe.

Clemens VIII zeigte in dieser Sache ein lebhaftes theologisches Interesse. In seiner Gegenwart sind 65 Versammlungen, 37 Disputationen über alle Punkte, welche hiebei in Frage kommen konnten, gehalten worden; er selbst hat mehreres darüber geschrieben, und soweit wir urtheilen können, neigte er sich zu dem herkömmlichen Lehrbegriff, zu einer für die Dominicaner günstigen Entscheidung. Selbst Bellarmin sagte: er leugne nicht, daß der Papst sich gegen die Jesuiten zu erklären geneigt sei; aber er wisse, daß dies doch nicht geschehen werde. Zu gefährlich wäre es gewesen, in einer Zeit, wo die Jesuiten die vornehmsten Apostel des Glaubens in aller Welt waren, mit ihnen über einen Artikel des Glaubens zu brechen, und wirklich machten sie schon einmal Miene, ein Concilium zu fordern; der Papst soll ausgerufen haben: „sie wagen alles, alles". Zu entschieden nahmen auch die Franzosen Partei. Heinrich IV war für sie, sei es, daß ihm ihre Vorstellungsweise einleuchtete, was allerdings möglich wäre, oder daß er vorzugsweise dem Orden, der dem Protestantismus den Krieg machte, auch darum beifiel, um seine Orthodoxie außer Zweifel zu setzen. Cardinal du Perron nahm an den Congregationen Theil und hielt die jesuitische Partei mit geschicktem Eifer aufrecht. Er sagte dem Papst, die Lehren der Dominicaner könne auch ein Protestant unterschreiben, und es mag wohl sein, daß er damit Eindruck auf denselben gemacht hat.

Der Wettstreit zwischen Spanien und Frankreich, welcher die Welt bewegte, mischte sich auch in diese Streitigkeiten ein. Die Dominicaner fanden eben so viel Schutz bei den Spaniern wie die Jesuiten bei den Franzosen.

Daher kam es auch, daß Clemens VIII in der That zu keiner Entscheidung schritt. Es hätte ihn in neue Verlegenheiten verwickelt, von so mächtigen Orden, so gewaltigen Fürsten den einen oder den anderen zu verletzen.

Politische Stellung Clemens' VIII.

Ueberhaupt war dies nun eine der vornehmsten Rücksichten des päpstlichen Stuhles, von den beiden Mächten, auf denen das Gleichgewicht der katholischen Welt beruhte, weder die eine noch die andere von sich zu entfremden, ihre Streitigkeiten unter einander beizulegen und wenigstens nie zu einem Kriege ausbrechen zu lassen, seinen Einfluß auf beide zu behaupten.

Das Papstthum erscheint uns hier in seinem löblichsten Berufe, vermittelnd, friedenstiftend.

Den Frieden von Vervins — 2. Mai 1598 — verdankte die Welt hauptsächlich Clemens dem VIII. Er ergriff den günstigen Augenblick, als der König von Frankreich wegen seiner zerrütteten Finanzen, der König von Spanien wegen seiner zunehmenden Altersschwäche auf ein Abkommen zu denken genöthigt waren. Er traf die Einleitungen; von ihm gingen die ersten Eröffnungen aus; der Franciscanergeneral, Fra Bonaventura Calatagirona, den er zu diesem Geschäft glücklich ausersehen und nach Frankreich gesendet hatte, legte die ersten und größten Schwierigkeiten bei. Die Spanier hatten eine Menge Plätze in Frankreich inne; sie waren bereit, dieselben zurückzugeben; jedoch Calais nahmen sie aus; die Franzosen bestanden auf die Rückgabe auch von Calais; Fra Calatagirona war es, der die Spanier bestimmte, dies zuzusagen. Dann erst wurden die Unterhandlungen zu Vervins förmlich eröffnet. Ein Legat und ein Nuntius präsidirten denselben; der Franciscanergeneral fuhr fort, auf das geschickteste zu vermitteln; auch sein Secretär Soto erwarb sich ein nicht geringes Verdienst dabei. Die Hauptsache war, daß der König von Frankreich sich entschloß, sich von seinen Verbündeten, England und Holland, zu trennen. Es ward dies zugleich als ein Vortheil für den Katholicismus betrachtet, indem erst hiedurch der Abfall Heinrichs IV von dem protestantischen Systeme vollendet zu werden schien. Nach langen Zögerungen verstand sich Heinrich dazu. Und hierauf gaben die Spanier alle ihre Eroberungen wirklich zurück; der Besitzstand ward hergestellt, wie er im Jahre 1559 gewesen war. Der Legat

erklärte, Seine Heiligkeit werde darüber ein größeres Vergnügen empfinden als selbst über die Einnahme von Ferrara; weit mehr als diese weltliche Erwerbung habe ein Friede zu bedeuten, der die gesammte Christenheit umfasse und in Ruhe setze.

Bei diesem Frieden war nur Ein Punkt, die Streitigkeit zwischen Savoyen und Frankreich, unerledigt geblieben. Der Herzog von Savoyen hatte, wie wir berührten, Saluzzo an sich gerissen und wollte sich nicht bequemen, es wieder herauszugeben; nach vieler vergeblichen Unterhandlung griff ihn endlich Heinrich IV mit offenen Waffen an. Dem Papste, welchem ohnehin in Vervins die Vermittelung in dieser Sache ausdrücklich übertragen worden war, lag alles daran, den Frieden wiederherzustellen: bei jeder Gelegenheit, in jeder Audienz drang er darauf; so oft ihn der König seiner Ergebenheit versichern ließ, forderte er diesen Frieden als einen Beweis derselben, als einen Gefallen, den man ihm thun müsse. Die eigentliche Schwierigkeit lag darin, daß die Herausgabe von Saluzzo die allgemeinen italienischen Interessen zu verletzen schien. Man sah es nicht gern, daß die Franzosen eine Landschaft in Italien besitzen sollten. Zuerst, soviel ich finde, hat jener Minorit Calatagirona die Auskunft vorgeschlagen, dem Herzog Saluzzo zu lassen und Frankreich durch Bresse und einige benachbarten savoyischen Landschaften zu entschädigen. Diesen Vorschlag zu einem wirklichen Abkommen zu erheben, war das Verdienst, das sich Cardinal Aldobrandino im Jahre 1600 in Lyon erwarb. Auch die Franzosen dankten es ihm: Lyon bekam dadurch eine breitere Umgrenzung, wie es sich dieselbe schon lange gewünscht hatte.

Unter so glücklichen Umständen dachte Papst Clemens zuweilen daran, der unter ihm vereinigten katholischen Welt eine gemeinschaftliche Richtung wider den alten Erbfeind zu geben. In Ungarn war der Türkenkrieg wiederausgebrochen; schon damals glaubte man wahrzunehmen, daß das osmanische Reich von Tag zu Tage schwächer werde: bei der persönlichen Untauglichkeit der Sultane, dem Einfluß des Serails, den unaufhörlichen Empörungen besonders in Asien, schien es möglich, etwas Rechtes gegen die Osmanen auszurichten. Der Papst ließ es wenigstens an sich nicht fehlen. Schon im Jahre 1599 belief sich die Summe, die er für diesen Krieg aufgewendet hatte, auf anderthalb Millionen Scudi. Bald darauf finden wir ein päpstliches Heer von 12000 Mann an der Donau. Aber um wie viel wichtigere Erfolge ließen sich erwarten, wenn man einmal die Kräfte des Abendlandes in einiger Ausdehnung zu einem orientalischen Unter-

nehmen vereinigte, wenn sich besonders Heinrich IV entschloß, seine Macht der östreichischen zuzugesellen! Der Papst unterließ nicht, ihn dazu zu ermuntern. Und in der That schrieb Heinrich gleich nach dem Frieden von Verdins den Venezianern, er hoffe in kurzem in Venedig zu Schiffe zu steigen, wie die früheren Franzosen, zu einem Unternehmen auf Constantinopel. Er wiederholte sein Versprechen bei dem Abschluß des Friedens mit Savoyen. Aber allerdings hätte der Ausführung ein innigeres Verständniß vorausgehen müssen, als sich nach so starken Erschütterungen so bald erreichen ließ.

Vielmehr kam der Gegensatz und Wetteifer, der zwischen den beiden vornehmsten Mächten bestehen blieb, dem päpstlichen Stuhle in seinen eigenen Angelegenheiten noch mehr als einmal zu statten. Papst Clemens hatte selbst noch einmal Anlaß, sich desselben sogar in Sachen des Kirchenstaates zu bedienen.

Bei so vielen glänzenden Unternehmungen, so vielem Fortgang nach außen übte Clemens auch an seinem Hofe, in seinem Staate eine strenge und sehr monarchische Gewalt aus.

Die neue Einrichtung, die Sixtus V dem Cardinalcollegium gegeben, schien demselben erst einen recht regelmäßigen Einfluß in die Geschäfte verschaffen zu müssen. Jedoch die Formen enthalten nicht das Wesen, und es erfolgte das gerade Gegentheil. Der processualische Geschäftsgang, die Unbeweglichkeit, zu der eine deliberirende Versammlung hauptsächlich wegen der widerstreitenden Meinungen, die in ihr hervorzutreten pflegen, verdammt ist, machten es Clemens VIII unmöglich, den Congregationen die wichtigen Sachen anzuvertrauen. Anfangs befragte er sie noch; doch wich er schon damals oft von ihren Entscheidungen ab; dann theilte er ihnen die Sachen erst kurz vor ihrem Abschluß mit: die Consistorien dienten mehr zur Publication als zur Berathung; endlich beschäftigte er sich bloß mit untergeordneten Angelegenheiten oder den Formalitäten.

Ohne Zweifel lag in der neuen Wendung, welche Clemens der Politik des römischen Hofes gab, hiezu eine gewisse Nöthigung. Allein es war auch eine persönliche Neigung zur Alleinherrschaft dabei. Das Land ward in demselben Sinne verwaltet; neue Auflagen wurden ausgeschrieben, ohne daß man Jemanden gefragt hätte, die Einkünfte der Communen unter besondere Aufsicht genommen, die Barone der strengsten Rechtspflege unterworfen; man achtete nicht mehr auf Herkommen und Bevorrechtung.

Solange nun der Papst persönlich alle Geschäfte leitete, ging das wohl. Die Cardinäle wenigstens, obwohl nicht alle ihre Ge-

danken ihnen auf der Oberfläche lagen, gefielen sich in Bewunderung und Unterwürfigkeit.

Allmählich aber, mit den höheren Jahren, kam der Besitz, die Ausübung dieser monarchischen Gewalt an den päpstlichen Nepoten, Pietro Aldobrandino. Er war ein Sohn jenes Pietro Aldobrandino, der sich unter den Brüdern durch juristische Praxis ausgezeichnet hatte. Beim ersten Anblick versprach er wenig. Er war unansehnlich, pockennarbig, litt an Asthma, hustete immer, und in der Jugend hatte er es selbst in den Studien nicht weit gebracht. Sowie ihn aber sein Oheim in die Geschäfte nahm, zeigte er eine Gewandtheit und Gefügigkeit, wie sie kein Mensch erwartete. Nicht allein wußte er sich sehr gut in die Natur des Papstes zu finden, sie so zu sagen zu ergänzen, seine Strenge zu mildern, die Schwachheiten, die sich auch in ihm allmählich zeigten, weniger auffallend und unschädlich zu machen; er erwarb auch das Zutrauen und die Genugthuung der fremden Gesandten, so daß sie sämmtlich die Geschäfte in seinen Händen zu sehen wünschten. Ursprünglich hatte er dieselben mit seinem Vetter Cinthio theilen sollen, der auch nicht ohne Geist war, besonders für die Literatur; allein gar bald hatte er diesen Genossen verdrängt. Im Jahre 1603 finden wir Cardinal Pietro allmächtig an dem Hofe. „Die gesammten Unterhandlungen", sagt eine Relation von diesem Jahre, „alle Gunst und Gnade hängen von ihm ab: Prälatur, Adel, Hofleute, Gesandte erfüllen sein Haus. Man kann sagen: durch sein Ohr wird alles vernommen, von seinem Gutachten hängt alles ab, aus seinem Munde kommt die Eröffnung, in seinen Händen liegt die Ausführung".

Eine solche Gewalt, so unumschränkt, durchgreifend und dabei doch keineswegs gesetzmäßig, erweckte, trotz der Freunde, die sie finden mochte, in den Uebrigen einen geheimen, tiefen und allgemeinen Widerspruch. Bei einem geringfügigen Anlaß trat das unerwartet hervor.

Ein Mensch, den man um seiner Schulden willen festgenommen, wußte im rechten Augenblick seine Fesseln zu zerreißen und in den Palast Farnese zu entspringen, bei dem man ihn eben vorüberführte.

Schon lange hatten die Päpste von dem Rechte der vornehmen Geschlechter, Verbrechern in ihrem Hause eine Freistätte zu gewähren, nichts mehr wissen wollen. Der Cardinal Farnese, obwohl durch die Vermählung einer Aldobrandina in das Haus Farnese mit dem Papste verwandt, machte es wieder geltend. Er ließ die Sbirren, die ihren Gefangenen in dem Palaste suchen wollten, mit Gewalt

hinaustreiben; dem Governatore, der sich darauf einstellte, entgegnete er, sein Haus habe nicht die Sitte, Angeklagte auszuliefern; dem Cardinal Aldobrandino, welcher Aufsehen zu vermeiden wünschte und in eigener Person erschien, um die Sache in Güte beizulegen, gab er wegwerfende Antworten: er ließ ihn merken, nach dem Tode des Papstes, der bald zu erwarten sei, werde ein Farnese mehr zu bedeuten haben als ein Aldobrandino.

Was ihm zu einem so trotzigen Betragen den Muth gab, war vor allem seine Verbindung mit den Spaniern. Aus der Verzichtleistung Heinrichs IV auf Saluzzo, die man in Rom ein wenig armselig fand, hatte man geschlossen, daß sich dieser Fürst mit den italienischen Geschäften nicht befassen wolle; das Ansehen der Spanier war hierauf wieder gestiegen; da die Aldobrandini eine so starke Hinneigung zu Frankreich an den Tag legten, so schlossen die Gegner derselben sich an Spanien an. Der spanische Botschafter, Viglienna, gab dem Verfahren Farnese's seine volle Billigung.

Der Rückhalt einer auswärtigen Macht, der Schutz eines großen Geschlechtes, — bedurfte es mehr, um die Unzufriedenheit des römischen Adels zum Ausbruch zu bringen? Cavalieri und Nobili strömten in den Palast Farnese. Einige Cardinäle schlugen sich offen zu ihnen; andere begünstigten sie insgeheim. Alles rief, man müsse Papst und Kirche von der Gefangenschaft des Cardinals Aldobrandino befreien. Da der Papst Truppen nach Rom berief, so rieth der spanische Botschafter den Vereinigten, denen er sogar Belohnungen versprach, einige bewaffneten Banden, die sich eben an der neapolitanischen Grenze zeigten, ebenfalls herbeizurufen. Es hätte wenig gefehlt, daß nicht eine offene Fehde, im Sinne vergangener Jahrhunderte, in Rom selbst ausgebrochen wäre.

So weit aber wollte es doch der Cardinal nicht kommen lassen. Es war ihm genug, seine Unabhängigkeit, seine Macht, die Möglichkeit eines Widerstandes gezeigt zu haben. Er beschloß, sich nach Castro zurückzuziehen, das ihm eigenthümlich zugehörte. Im großen Style führte er es aus. Er versicherte sich eines Thores und ließ es besetzen; alsdann, im Geleite von 10 Wagen und 300 Pferden, verließ er die Stadt. Und hiedurch hatte er in der That alles gewonnen: alle diese Widersetzlichkeit ging ihm durch; es ward eine förmliche Unterhandlung eingeleitet; man nahm die Miene an, als liege die Sache am Governatore, und veranstaltete eine Versöhnung desselben mit dem Hause Farnese. Dann kehrte der Cardinal zurück, nicht minder glänzend, als wie er gegangen war. Alle Straßen, Fenster,

Dächer waren mit Menschen erfüllt. Nie waren die Farnesen zur Zeit ihrer Herrschaft so glänzend empfangen, oder gar mit so lautem Jubel begrüßt worden.

Wenn aber Cardinal Pietro Aldobrandino dies geschehen ließ, so war es nicht allein Schwäche, erzwungene Nachgiebigkeit; die Farnesen waren am Ende nahe Verwandte des päpstlichen Hauses; auch hätte es nichts geholfen, sich unversöhnlich anzustellen; vor allem mußte der Ursprung des Uebels gehoben werden, der in den politischen Verhältnissen lag. Von den Spaniern war keine Aenderung ihres Systemes, nicht einmal die Abberufung eines so unbequemen Gesandten zu erlangen; Aldobrandino konnte sich nur dadurch helfen, daß er Heinrich IV zu lebhafter Theilnahme an den italienischen Angelegenheiten bewog.

Es war ihm erquickend, sagen seine Feinde, „wie an einem heißen Tage ein kühler, ruhiger Wind", als im December 1604 drei französische Cardinäle, alles ausgezeichnete Männer, auf einmal ankamen. Es ward wieder möglich, zu Rom eine französische Partei zu bilden. Mit Freuden wurden sie empfangen. Die Schwester des Cardinals, Signora Olimpia, erklärte den Angekommenen tausendmal, ihr Haus werde sich unbedingt in französischen Schutz begeben. Baronius behauptete, durch seine Geschichte gelernt zu haben, daß der römische Stuhl keiner anderen Nation so viel verdanke wie der französischen: als er ein Bild des Königs sah, brach er in ein Lebehoch aus. Er suchte sich zu unterrichten, ob nach dem Verluste von Saluzzo gar kein Alpen-Paß mehr in den Händen der Franzosen geblieben sei. Dieser Baronius war aber nicht bloß ein Geschichtschreiber, er war der Beichtvater des Papstes und sah ihn alle Tage. Der Papst und Aldobrandino nahmen sich in Acht und ließen sich nicht so weit heraus. Allein eben so viel schien es zu bedeuten, wenn ihre nächsten Angehörigen sich so unverhohlen ausdrückten; nur die Gesinnung der Herren schienen sie zu wiederholen. Da sich nun Heinrich IV entschloß, auch Pensionen zu zahlen, so hatte er bald eine Partei, die der spanischen ein Gegengewicht gab.

Allein noch viel weiter gingen die Absichten Aldobrandino's. Oft stellte er den venezianischen Gesandten und Cardinälen die Nothwendigkeit vor, dem Uebermuthe der Spanier Schranken zu setzen. Könne man ertragen, daß sie in dem Hause eines Anderen diesem zum Trotz gebieten wollten? Zwar sei es für Jemanden, der in kurzem in dem Privatstand zurückzutreten habe, gefährlich, sich den Unwillen dieser Macht zuzuziehen; doch könne er auch um seiner Ehre willen

nicht zugeben, daß das Papstthum unter seinem Oheim an Reputation verliere. Genug, er schlug den Venetianern eine Verbindung der italienischen Staaten unter französischem Schutze gegen Spanien vor.

Schon war er auch mit den übrigen in Unterhandlung getreten. Er liebte Toscana nicht; mit Modena hatte er fortwährende Streitigkeiten; Parma war in die Händel des Cardinals Farnese verwickelt; aber er schien alles zu vergessen, um sich an Spanien zu rächen. Mit Leidenschaft widmete er sich dieser Absicht: er sprach von nichts anderem, er schien an nichts anderes zu denken. Um den Staaten, mit denen er sich vereinigen wollte, näher zu sein, begab er sich im Anfange des Jahres 1605 nach Ancona.

Er hatte noch nichts erreicht, als sein Oheim starb, 5. März 1605, und damit auch seine Gewalt ein Ende nahm.

Indessen war auch schon die Anregung des Gedankens, diese geflissentliche Erneuerung des französischen Einflusses in Rom und Italien von vieler Bedeutung. Sie bezeichnet eine Tendenz der gesammten Politik der Aldobrandini.

Wir gehen, denke ich, nicht zu weit, wenn wir uns dadurch an die ursprüngliche Stellung dieses Geschlechtes in Florenz erinnern lassen. Es hatte immer zur französischen Partei gehört: Messer Salvestro hatte den Aufruhr im Jahr 1527, in dem die Medici verjagt, die Franzosen berufen wurden, vorzüglich mit veranlaßt. Dafür hatte er denn auch, als seine Gegner, Spanier und Medici, den Platz behielten, büßen, sein Vaterland verlassen müssen. Sollte Papst Clemens dies vergessen, sollte er Spanier und Medici geliebt haben? Er war von Natur verschlossen, zurückhaltend; nur zuweilen eröffnete er sich gegen seine Vertrauten; dann ließ er wohl den Spruch hören: „Frage deine Vorfahren, und sie werden dir deine Straße zeigen." Es ist gewiß, daß er einmal beabsichtigte, den Staat von Florenz, wie er sich ausdrückte, zu reformiren. Seine Hinneigung zu Frankreich liegt am Tage: er fand das Papstthum im engsten Bunde mit Spanien; er führte es bis nahe an eine Vereinigung mit Frankreich wider Spanien. Wenn die Herstellung einer nationalen Macht in Frankreich im Interesse der Kirche lag, so war sie doch zugleich eine Sache der Neigung, eine persönliche Genugthuung. Jedoch war dieser Papst besonnen, vorsichtig, behutsam: er griff nichts an, als was sich durchführen ließ. Statt Florenz zu reformiren, reformirte er, wie ein Venezianer sagt, seine eigenen Gedanken, als er sah, daß jenes nicht ohne allgemeine Gefahr angehen werde. Die französischen Waffen nach Italien zu rufen, war nie seine Meinung. Es war ihm genug, das

Gleichgewicht herzustellen, sich von der Uebermacht der Spanier loszumachen, der kirchlichen Politik eine breitere Grundlage zu geben, auf friedlichem Wege, nach und nach, ohne Erschütterung noch Geräusch, aber desto sicherer.

Wahl und erste Handlungen Pauls V.

Gleich in dem nächsten Conclave trat nun auch der Einfluß der Franzosen hervor. Aldobrandino verband sich mit ihnen. Vereinigt waren sie unwiderstehlich; einen Cardinal, den der König von Spanien namentlich ausgeschlossen, einen Medici, nahen Verwandten der Königin von Frankreich, erhoben sie zur päpstlichen Würde. Voll Jubel sind die Briefe, in denen du Perron diesen unerwarteten Erfolg Heinrich dem IV meldet; in Frankreich beging man ihn mit öffentlichen Festlichkeiten. Nur war es ein kurzes Glück. Leo XI., wie dieser Papst sich nannte, überlebte seine Wahl nur 26 Tage. Man behauptet, der Gedanke seiner Würde, das Gefühl der Schwierigkeit seines Amtes habe seine altersschwachen Kräfte vollends erdrückt.

Das Gewühl der Wahlkämpfe erneuerte sich hierauf um so lebhafter, da Aldobrandino nicht mehr so eng mit den Franzosen verbündet war. Montalto trat ihm mächtig gegenüber. Es begann ein Wettstreit, wie bei den früheren Wahlen, zwischen den Creaturen des letzten und eines früheren Papstes. Zuweilen führte jeder, umgeben von seinen Getreuen, den Mann seiner Wahl in die eine oder in die andere Capelle; sie stellten sich einander gegenüber auf; bald mit dem einen, bald mit dem anderen ward ein Versuch gemacht; auch Baronius, obwohl er sich mit Händen und Füßen sträubte, ward einmal nach der Capelle Paolina geführt; allein allemal zeigte sich die Opposition stärker: es konnte Keiner von Allen durchgesetzt werden. Bei den Papstwahlen kam es wie bei anderen Beförderungen allmählich mehr darauf an, wer die wenigsten Feinde, als wer die meisten Verdienste habe.

Endlich warf Aldobrandino seine Augen unter den Creaturen seines Oheims auf einen Mann, der sich allgemeinen Beifall erworben und gefährliche Feindschaften zu vermeiden gewußt hatte, den Cardinal Borgheſe. Für diesen gelang es ihm die Franzosen zu gewinnen, die bereits eine Annäherung zwischen Montalto und Aldobrandino bewirkt hatten; auch Montalto stimmte ein: Borgheſe ward gewählt, ehe nur die Spanier erfahren hatten, daß er vorgeschlagen war, 16. Mai 1605.

So blieb es denn auch diesmal dabei, daß der Nepot des letzten Papstes den Ausschlag für die Wahl des neuen gab. Die Borghesen waren auch übrigens von Hause aus in einer ähnlichen Stellung wie die Aldobrandini. Wie diese aus Florenz, waren sie aus Siena weggegangen, um nicht der mediceischen Herrschaft unterworfen zu sein. Um so mehr schien die neue Regierung eine folgerichtige Fortsetzung der vorigen werden zu müssen.

Indeß entwickelte Paul V auf der Stelle eine eigenthümlich schroffe Natur.

Von dem Stande eines Advocaten war er durch alle Grade kirchlicher Würden emporgestiegen: Vicelegat in Bologna, Auditor di Camera, Vicar des Papstes, Inquisitor war er gewesen; er hatte still hin in seinen Büchern, seinen Acten vergraben gelebt und sich in keinerlei politische Geschäfte gemischt; eben daher war er ohne besondere Feindschaften durchgekommen; keine Partei sah in ihm einen Gegner, weder Aldobrandino noch Montalto, weder die Franzosen noch die Spanier; und dies war denn die Eigenschaft, die ihm zur Tiara verhalf.

Er jedoch verstand dies Ereigniß anders. Daß er ohne sein Zuthun, ohne alle künstlichen Mittel zum Papstthum gelangt war, schien ihm eine unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes. Er fühlte sich dadurch über sich selbst erhoben; die Veränderung seiner Haltung und Bewegung, seiner Mienen und des Tons seiner Rede setzte selbst diesen Hof in Erstaunen, der doch an Umwandlungen aller Art gewöhnt war; er fühlte sich aber auch zugleich gebunden, verpflichtet. Mit derselben Unbeugsamkeit, mit der er in seinen bisherigen Aemtern den Buchstaben des Gesetzes gehandhabt, nahm er sich vor, auch die höchste Würde zu verwalten und ohne Ansprüche zu behaupten.

Andere Päpste pflegten ihre Thronbesteigung mit Gnaden zu bezeichnen; Paul V begann mit einem Richterspruche, der noch heute Grauen erregt.

Ein armer Autor, Cremonese von Geburt, Piccinardi, hatte sich, ich weiß nicht, aus welchem Verdruß, in seiner Einsamkeit damit beschäftigt, eine Lebensbeschreibung Clemens' VIII aufzusetzen, in der er diesen Papst mit dem Kaiser Tiberius verglich, so wenig Aehnlichkeit auch diese Regenten mit einander haben mögen. Er hatte dies seltsame Werk nicht allein nicht drucken lassen, sondern ganz für sich behalten und so gut wie Niemandem mitgetheilt; eine Frau, die er früher im Hause gehabt, gab ihn an. Paul V äußerte sich hierüber anfangs mit viel Ruhe, und man schien um so weniger besorgen zu müssen,

da sich mächtige Personen, selbst Botschafter für ihn verwandten. Wie sehr erstaunte man, als Piccinardi eines Tages auf der Engelsbrücke enthauptet wurde! Was auch zu seiner Entschuldigung gesagt werden mochte, so hatte er doch das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, für das die Gesetze diese Strafe bestimmen. Bei einem Papst wie Paul war keine Gnade; auch die Habseligkeiten des armen Menschen wurden eingezogen.

An dem Hofe erneuerte dieser Papst unverzüglich die Anordnungen des Tridentinums über die Residenz. Er erklärte es für eine Todsünde, von seinem Bisthum entfernt zu sein und die Einkünfte desselben zu genießen. Er nahm die Cardinäle hievon nicht aus; er ließ Stellen in der Verwaltung nicht als Entschuldigung gelten. In der That zogen sich Viele zurück; Andere baten nur um Aufschub; noch Andere, um Rom nicht verlassen zu müssen und doch auch nicht für pflichtvergessen zu gelten, gaben ihre Entlassung ein.

Allein das Bedenklichste war, daß er sich bei seinen canonistischen Studien mit einem überschwenglichen Begriffe vom Papstthum durchdrungen hatte. Die Lehre, daß der Papst der einzige Stellvertreter Jesu Christi, daß die Gewalt der Schlüssel seinem Gutdünken anvertraut, daß er von allen Völkern und Fürsten in Demuth zu verehren sei, wollte er in ihrer vollen Bedeutung behaupten. Er sagte, nicht von Menschen, sondern vom göttlichen Geiste sei er auf diesen Stuhl erhoben worden, mit der Pflicht, die Immunitäten der Kirche, die Gerechtsamen Gottes wahrzunehmen; in seinem Gewissen sei er gehalten, alle seine Kräfte anzustrengen, um die Kirche von Usurpation und Vergewaltigung zu befreien. Er wolle lieber sein Leben dafür wagen, als einst wegen einer Vernachlässigung seiner Pflicht zur Rechenschaft gezogen zu werden, wenn er vor Gottes Throne erscheinen müsse.

Mit juridischer Schärfe faßte er die Ansprüche der Kirche als ihre Rechte; als seine Gewissenspflicht sah er es an, sie in aller ihrer Strenge zu erneuern und durchzusetzen.

Venezianische Irrungen.

Seit die päpstliche Gewalt sich im Gegensatze gegen den Protestantismus wiederhergestellt, die Ideen, auf denen die Hierarchie überhaupt beruht, erneuert hatte, machte sie auch alle ihre canonischen Berechtigungen in Bezug auf das Innere der katholischen Staaten aufs neue geltend.

Indem sie ihre Gegner besiegte, wuchs auch ihre Autorität über ihre Anhänger.

Nachdem die Bischöfe zu strengerem Gehorsam verpflichtet, die Mönchsorden enger an die Curie geknüpft, alle Reformationen in dem Sinne vollzogen waren, zugleich die höchste Macht des Papstes zu befördern, schlugen allenthalben in den Hauptstädten von Europa regelmäßige Nuntiaturen ihren Sitz auf, die mit dem Ansehen der Gesandtschaft einer einflußreichen Macht jurisdictionelle Rechte verbanden, welche ihnen auf die wichtigsten Verhältnisse des Lebens und des Staates eine wesentliche Einwirkung verschafften.

Selbst da, wo die Kirche sich im Einverständniß mit dem Staate hergestellt, wo sich beide vereinigt dem Emporkommen protestantischer Meinungen entgegengesetzt hatten, brachte doch dies Verhältniß gar bald Mißhelligkeiten hervor.

Gleich damals, wie noch heute, ließ es sich der römische Hof besonders angelegen sein, seine Ansprüche in Italien aufrechtzuerhalten. Unaufhörlich finden wir deshalb die italienischen Staaten in Mißverständnissen mit der kirchlichen Gewalt. Die alten Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche waren weder im Allgemeinen durch ein entscheidendes Princip, noch auch im Besonderen durch Vertrag und Uebereinkunft beseitigt worden. Die Päpste selbst waren sich nicht immer gleich. Auf das hartnäckigste bestanden Pius V, Gregor XIII wenigstens in der ersten Hälfte seiner Regierung auf ihren Ansprüchen; Sixtus V war in den einzelnen Fällen um vieles nachsichtiger. Die Staaten und ihre Abgeordneten suchen über die schwierigen Augenblicke ohne Nachtheil wegzukommen, die günstigen zu ihrem Nutzen zu ergreifen; auch kann das ihnen nicht ganz mißlingen: die Neigungen der Päpste gehen vorüber und wechseln; die Interessen der Staaten bleiben. Auf jeden Fall werden hiedurch die Fragen, die man zu entscheiden hat, bei weitem weniger Gegenstand des Jus canonicum und der Rechtsfindung, als der Politik, gegenseitiger Forderung und Nachgiebigkeit.

Papst Paul V jedoch verstand seine Ansprüche einmal wieder völlig juridisch: er hielt die canonischen Anordnungen der Decretalen für Gesetze Gottes; er schrieb es nicht einer inneren Nothwendigkeit der Sache, sondern persönlicher Nachlässigkeit zu, wenn seine Vorfahren etwas nachgegeben, übersehen hatten, und hielt sich für berufen, diesen Fehler wieder gutzumachen. Bald nach seiner Thronbesteigung finden wir ihn deshalb mit allen seinen italienischen Nachbarn in bitteren Streitigkeiten.

In Neapel hatte der Reggente Ponte, Präsident des königlichen Rathes, einen kirchlichen Notar, von dem die Information über eine Ehesache dem bürgerlichen Gericht verweigert, und einen Buchhändler, von dem einer königlichen Verordnung zuwider das Buch des Baronius gegen die sicilianische Monarchie verbreitet worden war, zu den Galeeren verurtheilt; ein Monitorium Clemens' VIII hiegegen war ohne Folgen geblieben. Papst Paul V zögerte keinen Augenblick, die Excommunication auszusprechen.

Der Herzog von Savoyen hatte einige Pfründen vergabt, deren Verleihung der römische Hof in Anspruch nahm, Genua Gesellschaften verboten, die bei den Jesuiten gehalten wurden, weil man da die Wahlen zu den Aemtern zu beherrschen versuche; Lucca hatte ganz im Allgemeinen die Execution der Decrete päpstlicher Beamten ohne vorläufige Genehmigung der einheimischen Magistrate untersagt; in Venedig endlich waren ein paar Geistliche, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht, vor die weltliche Gerichtsbarkeit gezogen worden. Gerade die Allgemeinheit dieses Widerstandes gegen die kirchliche Gewalt setzte den Papst in Amtseifer und Zorn. Allenthalben fuhr er mit strengen Befehlen und Drohungen dazwischen. Ja, in diesem Augenblick erweiterte er sogar noch die bisherigen Ansprüche kirchlicher Autorität. Er sagte unter anderem, was nie erhört worden: dem Staate komme es nicht zu, seinen Unterthanen den Verkehr mit den Protestanten zu verbieten; das sei eine Sache der Kirche und gehöre ausschließend vor die kirchliche Jurisdiction.

Die meisten italienischen Staaten sahen diese Schritte als Uebertreibungen an, die sich bei mehr Erfahrung von selbst verlieren würden. Keiner wünschte der Erste zu sein, der mit dem Papste bräche. Der Großherzog von Toscana äußerte, er habe Sachen vor der Hand, die den Papst außer sich bringen müßten; aber er suche sie hinzuhalten; Paul V sei ein Mann, der die Welt nach einer Stadt des Kirchenstaates beurtheile, wo es nach dem Buchstaben der Gesetze hergehe; bald müsse sich das ändern; die Spanier würden sich fangen: sie würden entweder von freien Stücken losgelassen werden oder das Netz zerreißen; ein solches Beispiel müsse man erwarten. So dachten ungefähr auch die Uebrigen und gaben fürs erste nach. Genua widerrief seine Verordnung; der Herzog von Savoyen ließ die streitigen Pfründen auf einen Nepoten des Papstes übergehen; die Spanier selbst gestatteten, daß jener Reggente vor zahlreichen Zeugen die Absolution nachsuchte und empfing.

Nur die Venezianer, sonst so klug und gefügig, verschmähten es, diese Politik zu beobachten.

In der That war aber auch Venedig mehr als die Anderen gereizt. Es bietet ein rechtes Beispiel dar, wie verletzend die Eingriffe des römischen Hofes besonders für einen benachbarten Staat werden konnten.

Schon diese Nachbarschaft an sich erwies sich höchst unbequem, zumal nachdem die Kirche Ferrara erworben hatte. Die Grenzstreitigkeiten, welche die Republik mit den Herzogen gehabt, wurden vom römischen Hofe bei weitem lebhafter fortgesetzt; sie ward in der Regulation des Po, die sie eben mit großen Kosten ausführte, in dem althergebrachten Besitze ihrer Fischereien gestört; sie konnte nicht anders fertig werden, als indem sie jene Arbeiten durch bewaffnete Fahrzeuge beschützen und für einige ihrer Fischerbarken, die der Legat von Ferrara aufgebracht, auch ihrerseits päpstliche Unterthanen aufgreifen ließ.

Indessen nahm Papst Paul V auch ihre Hoheitsrechte über Ceneda, die sie seit Jahrhunderten ruhig ausübte, in Anspruch; er machte einen Versuch, die Appellationen von dem bischöflichen Gerichte, dem dort die Jurisdiction zustand, nach Rom zu ziehen. Man gerieth darüber sehr hart an einander: der päpstliche Nuntius schritt zu Excommunicationen; der venezianische Senat sorgte dafür, daß dieselben keine bürgerliche Wirkung nach sich zogen.

Und nicht minder bitter waren die Streitigkeiten über den Zehnten der Geistlichkeit. Die Venezianer behaupteten, daß sie ihn früherhin eingezogen, ohne den Papst darüber zu befragen; sie wollten es nicht anerkennen, daß die Bewilligung des Papstes erfordert werde, um diese Auflage zu erheben. Aber noch empfindlicher war es ihnen, daß der römische Hof von Tag zu Tage die Exemptionen von derselben erweiterte. Die Cardinäle, denen sehr reiche Pfründen zugehörten, die Malteser, die Mönchsklöster zur Hälfte, die Bettelorden, außerdem alle, welche im Dienste der Kirche auswärts beschäftigt waren, oder unter irgend einem Titel zur päpstlichen Hofhaltung gezählt wurden, endlich auch die, denen der Hof Pensionen auf venezianische Pfründen angewiesen, waren für eximirt erklärt. Es erfolgte, daß die Reichen nichts zu bezahlen brauchten und die ganze Last auf die Armen fiel, welche nicht zahlen konnten. Das Einkommen des venezianischen Clerus ward auf 11 Millionen Ducaten berechnet; der Zehnte warf effectiv nicht mehr als 12000 Ducaten ab.

Dazu kamen nun noch unzählige, mehr die Privatleute als gerade

den Staat selbst angehende Streitpunkte. Ich will nur Einen anführen.

Man weiß, wie sehr im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die venezianischen Druckereien blühten; die Republik war stolz auf diesen ehrenvollen Gewerbzweig; aber durch die Anordnungen der Curie ging er nach und nach zu Grunde. Man fand in Rom kein Ende, Bücher zu verbieten: erst die protestantischen, dann die Schriften wider die Sitten der Geistlichkeit, wider die kirchliche Immunität, alle, die vom Dogma im geringsten abwichen, die gesammten Werke eines Autors, der einmal Tadel erfahren. Der Verkehr konnte nur noch in untadelhaft katholischen Sachen stattfinden; kaufmännisch betrachtet, erholte er sich wirklich ein wenig an den kunstreichen und prächtigen Missalen und Breviaren, die bei der Erneuerung der kirchlichen Gesinnungen guten Absatz fanden. Jetzt aber ward auch dieser Erwerb geschmälert. Man legte zu Rom Hand an eine Verbesserung dieser Bücher, die in ihrer neuen Gestalt von Rom selbst ausgehen sollten. Die Venezianer bemerkten mit jenem Ingrimme, den ein zum Privatvortheil benutzter Gebrauch der öffentlichen Gewalt immer hervorbringt, daß einige bei der Congregation des Index, welche die Drucksachen beaufsichtigte, angestellten Beamten Antheil an dem Geldgewinn der römischen Druckereien hätten.

Unter diesen Umständen ward das Verhältniß zwischen Rom und Venedig durch und durch gehässig und gespannt.

Wie sehr aber mußte damit jene Gesinnung kirchlich-weltlicher Opposition, die schon 1589 Heinrich dem IV zu Hülfe kam, befördert werden! Der Sieg Heinrichs, die ganze Entwickelung der europäischen Angelegenheiten bestätigte sie, brachte sie empor. Die Irrungen mit dem Papste selbst trugen dazu bei, daß die Vertreter dieser Gesinnung allmählich zur Leitung der Geschäfte gelangten. Niemand schien geeigneter, die Interessen der Republik gegen die geistliche Gewalt wahrzunehmen. Im Januar 1606 ward Leonardo Donato, das Oberhaupt der Antirömischgesinnten, zum Dogen erhoben. Alle seine Freunde, durch deren Theilnahme es ihm in dem Kampfe innerer Parteiung geglückt, zog er zur Theilnahme an den Geschäften heran.

Indem ein Papst auftrat, welcher die streitigen Ansprüche seiner Gewalt mit rücksichtslosem Eifer überspannte, gerieth die venezianische Regierung in die Hände von Männern, welche die Opposition gegen die römische Herrschaft zu ihrer persönlichen Gesinnung ausgebildet, durch sie emporgekommen, und ihr Princip nun um so nachdrücklicher

behaupteten, weil es ihnen zugleich diente, ihre Gegner innerhalb der Republik abzuwehren, zu unterdrücken.

Es lag in der Natur beider Gewalten, daß die Reibungen zwischen ihnen von Tag zu Tage feindseliger, weitaussehender wurden.

Der Papst drang nicht allein auf die Auslieferung jener geistlichen Verbrecher; er forderte auch die Abschaffung zweier vor kurzem von den Venezianern erneuerten Gesetze, durch welche die Veräußerung liegender Gründe an die Geistlichkeit verboten und die Errichtung neuer Kirchen von der Genehmigung der weltlichen Behörde abhängig gemacht ward. Er erklärte, Verordnungen nicht dulden zu wollen, welche in so entschiedenem Widerspruch mit den Schlüssen der Concilien, den Constitutionen seiner Vorgänger, allen canonischen Rechtssatzungen seien. Die Venezianer wichen um kein Haarbreit. Sie sagten, es seien Grundgesetze ihres Staates, von ihren Altvorderen gegeben, die sich um die Christenheit so wohl verdient gemacht, für die Republik unverletzlich.

Nicht lange aber blieb man bei den unmittelbaren Gegenständen des Streites stehen; sogleich gingen beide Theile zu weiteren Beschwerden fort. Kirchlicherseits fand man sich durch die Verfassung von Venedig überhaupt beeinträchtigt: diese Republik verbiete den Recurs nach Rom, schließe diejenigen, welche durch geistliche Aemter in Verbindung mit der Curie gekommen, unter dem Titel von Papalisten von der Berathung über geistliche Angelegenheiten aus und belaste sogar den Clerus mit Auflagen. Die Venezianer dagegen erklärten diese Beschränkungen für noch lange nicht hinreichend. Sie forderten, die kirchlichen Pfründen sollten nur an Eingeborene verliehen, nur diesen Antheil an der Inquisition verstattet werden; jede Bulle müsse der Genehmigung des Staates unterworfen, jede geistliche Versammlung durch einen Weltlichen beaufsichtigt, alle Geldsendung nach Rom verboten werden.

Allein auch hiebei hielt man nicht inne: von den unmittelbaren Fragen des Streites stieg man zu den allgemeinen Grundsätzen auf.

Die Jesuiten hatten schon längst aus ihrer Lehre von der Gewalt des Papstes die wichtigsten Folgerungen für das geistliche Recht abgeleitet und säumten nicht, sie zu wiederholen.

Der Geist, sagt Bellarmin, leite und zügele das Fleisch, nicht umgekehrt. Eben so wenig dürfe die weltliche Gewalt sich über die geistliche erheben, sie leiten, ihr befehlen, sie strafen wollen; es würde dies eine Rebellion, eine heidnische Tyrannei sein. Die Priesterschaft habe ihren Fürsten, der ihr nicht allein in geistlichen, sondern

auch in weltlichen Angelegenheiten befehle; unmöglich könne sie noch einen besonderen weltlichen Oberen anerkennen: Niemand könne zweien Herren dienen. Der Priester habe über den Kaiser zu richten, der Kaiser nicht über den Priester; es würde absurd sein, wenn das Schaf den Hirten richten wollte. Auch dürfe der Fürst keine Auflagen von geistlichen Gütern ziehen. Von den Laien möge er seine Abgaben nehmen; von den Priestern werde ihm die bei weitem größere Beihülfe des Gebetes und des Opfers geleistet. Von allen sachlichen und persönlichen Lasten sei der Geistliche eximirt: er gehöre zur Familie Christi. Beruhe diese Exemption auch nicht auf einem ausdrücklichen Gebot in der heiligen Schrift, so gründe sie sich doch auf Folgerung aus derselben und Analogie. Den Geistlichen des neuen Testaments komme eben das Recht zu, welches den Leviten des alten zugestanden.

Eine Lehre, welche jener geistlichen Republik, der ein so großer Einfluß auf den Staat zufallen sollte, eine nicht minder vollkommene Unabhängigkeit von den Rückwirkungen desselben zusprach, die man in Rom mit unzähligen Beweisen aus Schrift, Concilien, kaiserlichen und päpstlichen Constitutionen zu befestigen suchte und im Ganzen für unwiderlegbar hielt. Wer sollte es in Venedig wagen, sich einem Bellarmin, einem Baronius zu widersetzen?

Die Venezianer besaßen in ihrem Staatsconsultor, Paul Sarpi, einen Mann, den Natur und Umstände zu einer Gesinnung ausgebildet, in eine Stellung geführt hatten, daß er es wagen konnte, die Waffen gegen die geistliche Macht zu ergreifen.

Paul Sarpi war der Sohn eines Kaufmannes, der von St.-Veit nach Venedig gewandert, und einer Mutter aus einem venezianischen Geschlechte, das die Privilegien der Cittadinanza genoß, aus dem Hause Morelli. Der Vater war ein kleiner, schwarzer, ungestümer, händelsüchtiger Mann, der durch falsche Speculationen unglücklich wurde. Die Mutter war eine von den schönen venezianischen Blondinen, wie man ihnen dort nicht selten begegnet, groß von Gestalt, bescheiden und vernünftig. Der Sohn glich ihr in den Zügen des Gesichtes.

Ein Bruder der Mutter nun, Ambrosio Morelli, stand damals an der Spitze einer Schule, die sich eines besonderen Rufes erfreute und vornehmlich zur Erziehung des jungen Adels diente. Es ergab sich von selbst, daß auch der Neffe des Lehrers an dem Unterrichte Theil nahm. Niccolo Contarini, Andrea Morosini waren seine Mit-

schüler und wurden sehr vertraut mit ihm. Gleich an der Schwelle seines Lebens trat er in die wichtigsten Verbindungen.

Jedoch ließ er sich weder durch die Mutter, noch durch den Oheim, noch durch diese Verbindungen abhalten, seinem Hange zur Einsamkeit zu folgen und bereits in seinem 14. oder 15. Jahre in ein Servitenkloster zu treten.

Er sprach wenig; er war immer ernsthaft. Niemals aß er Fleisch; bis zu seinem dreißigsten Jahre trank er keinen Wein; er haßte anstößige Gespräche; „da kommt die Jungfer", sagten seine Kameraden, wenn er erschien, „reden wir von etwas Anderem." Alles, was Verlangen, Neigung oder Begierde in ihm sein mochte, galt den Studien, für die er eine große Gabe mitbrachte.

Er hatte das unschätzbare Talent einer raschen und sicheren Auffassung, wie er denn Jedermann wiedererkannte, den er einmal gesehen, wie er, sobald er etwa in einen Garten trat, ihn sogleich überblickt und Alles bemerkt hatte; er war geistig und leiblich mit einem guten, scharfen Auge ausgerüstet. Mit besonderem Glücke widmete er sich deshalb den Naturwissenschaften. Seine Bewunderer schreiben ihm die Entdeckung der Valveln in den Blutgefäßen, die Wahrnehmung der Expansion und Contraction der Pupille, die erste Beobachtung der Neigung der Magnetnadel und gar mancher anderen magnetischen Erscheinungen zu, und es läßt sich nicht leugnen, daß er an den Arbeiten Aquapendente's und besonders Porta's anregenden, mit hervorbringenden Antheil nahm. Den physikalischen Studien fügte er mathematischen Calcül und Beobachtung der Phänomene des Geistes zu. In der Servitenbibliothek zu Venedig bewahrte man ein Exemplar der Werke des Vieta auf, in welchem die mancherlei Fehler dieses Autors von der Hand des Fra Paolo verbessert waren; man hatte daselbst einen kleinen Aufsatz von ihm über den Ursprung und Untergang der Meinungen in den Menschen, der, nach den Auszügen, die Foscarini daraus mittheilt, zu urtheilen, eine Theorie des Erkenntnißvermögens enthielt, welche Sensation und Reflexion zu ihrer Grundlage nahm und mit der Locke'schen viel Aehnlichkeit hatte, wenn sie ihr auch nicht so ganz entsprochen haben sollte, wie man behauptet hat. — Fra Paolo schrieb nur so viel, als nothwendig war; Neigung zur Production hatte er nicht von Natur; er las immer, eignete sich an, beobachtete; sein Geist war nüchtern und umfassend, methodisch und kühn; auf den Bahnen freier Forschung ging er einher.

Mit diesen Kräften nun kam er an die theologischen und kirchenrechtlichen Fragen.

Man hat gesagt, er sei insgeheim Protestant gewesen; doch schwerlich ging sein Protestantismus über die ersten einfachen Sätze der augsburgischen Confession hinaus, wenn er ja noch diese festhielt. Wenigstens hat Fra Paolo sein Lebenlang alle Tage Messe gelesen. Das Bekenntniß wird man nicht nennen können, zu welchem er sich innerlich gehalten; es war eine Gesinnung, wie sie sich besonders in Männern, die sich den Naturwissenschaften gewidmet, in jenen Zeiten öfter zeigt, von keinem der bestehenden Lehrsysteme festgehalten, abweichend, forschend, jedoch in sich selbst weder abgeschlossen, noch vollkommen ausgebildet.

So viel aber ist gewiß, daß Fra Paolo dem weltlichen Einflusse des Papstthums einen entschiedenen unversöhnlichen Haß widmete. Es ist vielleicht die einzige Leidenschaft, die er hegte. Man hat sie daher leiten wollen, weil ihm ein Bisthum versagt worden, zu dem er vorgeschlagen war. Und wer möchte wohl den Einfluß einer empfindlichen Zurücksetzung, die einem natürlichen Ehrgeize seine Bahn verschließt, auch auf ein männliches Gemüth von vornherein ableugnen wollen? Jedoch lagen die Dinge hier um vieles tiefer. Es war eine politisch-religiöse Gesinnung, die mit allen anderen Ueberzeugungen zusammenhing, sich durch Studien und Erfahrung befestigt hatte, von den Freunden, den Altersgenossen, jenen Männern, die sich einst bei Morosini versammelt hatten und jetzt an das Ruder des Staates gelangt waren, getheilt wurde. Vor der Schärfe einer eindringenden Beobachtung verschwanden jene chimärischen Beweise, mit denen die Jesuiten ihre Behauptungen zu erhärten versuchten, Lehrsätze, deren eigentlicher Grund doch auch nur in einer aus vorübergegangenen Lebensmomenten entsprungenen Ergebenheit gegen den römischen Stuhl zu suchen war.

Nicht ohne Mühe überzeugte Sarpi zuerst die einheimischen Juristen. Die einen hielten die Exemption der Geistlichen wie Bellarmin für eine Anordnung des göttlichen Rechtes; die anderen behaupteten wenigstens, der Papst habe sie befehlen dürfen; sie beriefen sich auf die Concilienschlüsse, in denen jene Exemption ausgesprochen sei; was aber ein Concilium gedurft, wie viel mehr stehe dies dem Papste zu! Leicht waren die ersten widerlegt; den anderen bewies Fra Paolo hauptsächlich, daß die Concilien, auf die es ankomme, von den Fürsten berufen, als Reichsversammlungen anzusehen seien, von denen auch eine Menge politischer Gesetze ausgegangen. Es ist dies ein

Punkt, auf dem sich die Lehre, wie sie Fra Paolo und seine Freunde vortrugen, hauptsächlich mit begründet.

Sie gingen von dem Grundsatze aus, der in Frankreich durchgefochten worden, daß die fürstliche Gewalt unmittelbar von Gott stamme und Niemandem unterworfen sei. Der Papst habe auch nicht einmal zu untersuchen, ob die Handlungen eines Staates sündlich seien oder nicht. Denn wohin sollte dies führen? Gebe es denn irgend eine, die nicht wenigstens ihres Endzweckes halber sündlich sein könne? Der Papst würde alles zu prüfen, in alles einzugreifen haben; das weltliche Fürstenthum würde dadurch aufgelöst werden.

Dieser Gewalt seien nun Geistliche so gut wie Weltliche unterthan. Alle Gewalt, sage der Apostel, komme von Gott. Von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit sei Niemand ausgenommen, so wenig wie von dem Gehorsam gegen Gott. Der Fürst gebe die Gesetze; er richte Jedermann; er fordere die Abgaben ein; in alle dem sei ihm der Clerus den nämlichen Gehorsam schuldig wie die Laien.

Allerdings stehe auch dem Papst Jurisdiction zu, aber lediglich eine geistliche. Habe denn Christus eine weltliche Gerichtsbarkeit ausgeübt? Weder dem h. Peter noch dessen Nachfolger könne er übertragen haben, was von ihm selbst nicht in Anspruch genommen worden sei.

Nimmermehr schreibe sich demnach die Exemption der Geistlichkeit von einem ursprünglichen göttlichen Rechte her; sie beruhe allein auf den Bewilligungen des Fürsten. Der Fürst habe der Kirche Besitz und Gerichtsbarkeit verliehen; er sei ihr Protector, ihr allgemeiner Patron; von ihm hange billig die Ernennung der Geistlichen, die Publication der Bullen ab.

Der Fürst könne diese Gewalt, selbst wenn er wolle, nicht aufgeben: sie sei ein ihm anvertrautes Fideicommiß; er sei in seinem Gewissen verbunden, sie seinem Nachfolger unversehrt zu überliefern.

So tritt der Anspruch und die Theorie des Staates dem Anspruche und der Theorie der Kirche kühnlich gegenüber. Die Tendenzen kämpfender Gewalten sprechen sich in entgegengesetzten Systemen aus. Bei der innigen Verschmelzung geistlicher und weltlicher Interessen in den europäischen Staaten giebt es ein weites Gebiet menschlicher Handlungen, wo sich beide berühren, vermischen. Die Kirche hat schon lange dieses ganze Gebiet für sich in Anspruch genommen und thut es jetzt aufs neue. Der Staat hat seinerseits auch zuweilen einen ähnlichen Anspruch erhoben, vielleicht aber bisher noch niemals so kühn, so systematisch, wie es hier geschah. Rechtlich

ließen sich diese Ansprüche niemals ausgleichen; politisch war es nur durch wechselseitige Nachgiebigkeit möglich; sobald man diese nicht mehr für einander hatte, kam es zum Kampfe. Jeder Theil mußte versuchen, wie weit seine Kraft reichen würde. Stritten sie über das Recht auf den Gehorsam, so mußte nun an Tag kommen, wer sich diesen zu verschaffen vermöge.

Am 17. April 1606 sprach der Papst in der strengen Form früherer Jahrhunderte, mit ausdrücklicher Beziehung auf so allgewaltige Vorgänger, wie Innocenz III einer gewesen war, über Doge, Senat und sämmtliche Staatsgewalten von Venedig, ausdrücklich auch über die Consultoren, die Excommunication aus. Zu etwanigem Widerruf gestattete er den Verurtheilten nur die kürzesten Fristen: drei von acht, eine von drei Tagen. Nach deren Verlauf sollten alle Kirchen des venezianischen Gebietes, Klosterkirchen und Privatcapellen nicht ausgenommen, dem Verbote des Gottesdienstes, dem Interdict unterliegen. Den Geistlichen des Landes ward zur Pflicht gemacht, dies Breve der Verdammung vor den versammelten Gemeinden abzukündigen und es an die Kirchthüren anschlagen zu lassen. Allesammt, vom Patriarchen bis zum Pfarrer, wurden sie bei schweren Strafen, göttlichen und menschlichen Gerichtes, dazu angewiesen.

So geschah der Angriff. Nicht so gewaltig nahm sich die Vertheidigung aus.

Es war in dem Collegium von Venedig vorgeschlagen worden, eine feierliche Protestation einzulegen, wie in früheren Zeiten geschehen; doch ward dies nicht beliebt, aus dem Grunde, weil das Urtheil des Papstes an sich null und nichtig sei und gar nicht einmal einen Schein von Gerechtigkeit habe. In einem kleinen Erlaß, auf einem Quartblatt, machte Leonardo Donato den Geistlichen den Beschluß der Republik bekannt, die fürstliche Autorität, „die in weltlichen Dingen keinen Oberen außer Gott erkenne", aufrechtzuerhalten: ihre getreue Geistlichkeit werde schon von selbst die Nullität der gegen sie ergangenen Censuren erkennen und in ihren Amtsverrichtungen, Seelsorgen und ihrem Gottesdienst ununterbrochen fortfahren. Keine Befürchtung, keine Drohung ward ausgesprochen: es war nur eine Erklärung des Vertrauens, obwohl man mündlich etwas Mehreres gethan haben mag.

Und hiedurch ward nun aus der Frage des Anspruches, des Rechtes, unmittelbar eine Frage der Macht und des Besitzes. Von ihren beiden Oberherren, dem Papste und der Republik, zu entgegen-

gesetzten Beweisen des Gehorsams aufgefordert, mußte die venezianische Geistlichkeit sich entscheiden, wem sie dieselben leisten wolle.

Sie schwankte nicht: sie gehorchte der Republik. Von dem päpstlichen Breve ward nicht ein einziges Exemplar angeschlagen. Die Fristen, die der Papst gesetzt, verstrichen. Allenthalben ging der Gottesdienst auf die gewohnte Weise fort. Wie die Weltgeistlichen, thaten auch die Klöster.

Nur die neugegründeten Orden, welche das Princip der kirchlichen Restauration vorzugsweise in sich darstellten, Jesuiten, Theatiner und Capuziner, machten hievon eine Ausnahme. Die Jesuiten waren an und für sich nicht so ganz entschlossen; sie fragten erst bei ihrem Provinzial in Ferrara, bei dem General in Rom an, und dieser wandte sich selbst an den Papst. Die Antwort Pauls V war, sie müßten entweder das Interdict beobachten, oder den Staub von ihren Füßen schütteln und Venedig verlassen. Gewiß, ein schwerer Entschluß, da man ihnen hier geradehin erklärte, sie würden niemals wieder zurückkommen dürfen; aber ihr Princip ließ ihnen keine Wahl: auf einigen Barken begaben sie sich in das päpstliche Gebiet. Ihr Beispiel riß die beiden anderen Orden mit sich fort. Einen Mittelweg, den die Theatiner vorschlugen, fanden die Venezianer nicht rathsam: sie wollten keine Spaltung innerhalb ihres Landes; sie forderten entweder Gehorsam oder Entfernung. Leicht waren die verlassenen Kirchen mit anderen Priestern besetzt; es ward dafür gesorgt, daß Niemand einen Mangel spürte. Mit besonderem Pomp und ungewöhnlich zahlreicher Procession wurde das nächste Frohnleichnamsfest begangen.

Auf jeden Fall aber trat hiemit eine vollständige Spaltung ein.

Der Papst war erstaunt; — seinen überspannten Vorstellungen setzte sich die Realität der Dinge schroff gegenüber; — gab es ein Mittel, sie zu überwältigen?

Paul V dachte wohl zuweilen an die Anwendung von Kriegsgewalt; auch in den Congregationen behielt einmal die kriegerische Stimmung das Uebergewicht; Cardinal Sauli rief aus: man werde die Venezianer züchtigen; man ordnete Legaten ab und rüstete ein Heer. Im Grunde aber durfte man es nicht wagen. Man hätte fürchten müssen, daß Venedig sich protestantische Hülfe gesucht und Italien, ja die katholische Welt überhaupt in die gefährlichste Bewegung gesetzt hätte.

Man mußte zuletzt doch wieder wie sonst eine Ausgleichung der kirchenrechtlichen Fragen durch Politik versuchen; nur daß dieselbe

jetzt nicht zwischen den Betheiligten selbst stattfinden konnte, die sich zu lebhaft entzweit hatten, sondern der Vermittelung der beiden vorwaltenden Mächte, Spanien und Frankreich, anheimfiel. Deren eigene Interessen mußten dann aber auch hervortreten.

Es gab wohl in dem einen wie in dem anderen Reiche eine Partei, welche den Ausbruch von Feindseligkeiten gewünscht hätte. Unter den Spaniern waren es die eifrigen Katholiken, welche den römischen Stuhl aufs neue an die Monarchie zu ketten hofften, die Governatoren der italienischen Landschaften, deren Macht durch den Krieg wachsen mußte; auch der Botschafter Viglienna in Rom hegte diesen Wunsch: er dachte dabei sein Haus zu kirchlichen Würden zu befördern. In Frankreich dagegen waren es gerade die eifrigen Protestanten. Sully und seine Anhänger hätten einen italienischen Krieg schon deshalb gern gesehen, weil dadurch den Niederländern, die eben von Spinola bedrängt wurden, eine Erleichterung zu Theil geworden wäre. Auch brachten es diese Parteien auf beiden Seiten zu Demonstrationen. Der König von Spanien erließ ein Schreiben an den Papst, worin er demselben wenigstens in allgemeinen Ausdrücken seine Hülfe zusagte. In Frankreich erhielt der venezianische Botschafter Anerbietungen auch von bedeutenden Männern: er hätte, meint er, in einem Monat ein Heer von 15000 Franzosen zusammenbringen können. Diese Richtungen behielten jedoch nicht die Oberhand. Die leitenden Minister, Lerma in Spanien, Villeroy in Frankreich, wünschten die Ruhe zu erhalten. Der Erste setzte seinen Ruhm überhaupt in die Herstellung des Friedens; der Zweite gehörte der strenger katholischen Seite an: nie hätte er zugegeben, daß der Papst von den Franzosen angegriffen worden wäre. Die Fürsten stimmten mit ihren Ministern überein. Heinrich IV bemerkte mit Recht, wenn er das Schwert für die Republik zöge, so würde er seine Reputation als guter Katholik aufs Spiel setzen. Philipp III erließ eine neue Erklärung an den Papst: er wolle ihn unterstützen, aber einmal nicht ohne Sicherheit des Kostenersatzes, sodann zum Guten, aber nicht zum Bösen.

So zerschlugen sich die Möglichkeiten des Krieges. Die beiden Mächte wetteiferten nur, welche von ihnen am meisten zu dem Frieden beizutragen und dabei ihren Einfluß am sichersten zu befestigen vermöchte; dazu kamen aus Spanien Franz von Castro, Neffe Lerma's, aus Frankreich der Cardinal Joyeuse nach Venedig.

Ich hätte weder die Neigung, noch wäre ich im Stande, den

gesammten Gang ihrer Unterhandlungen auseinanderzusetzen; auch ist es schon hinreichend, nur die wichtigsten Momente zu fassen.

Die erste Schwierigkeit lag darin, daß der Papst vor allem die Suspension der venezianischen Gesetze, die ihm so großen Anstoß erregt hatten, forderte und die Suspension seiner kirchlichen Censuren davon abhängig machte.

Auch die Venezianer aber pflegten nicht ohne eine gewisse republikanische Selbstgefälligkeit ihre Gesetze für heilig und unverletzlich zu erklären. Als die Forderung im Januar 1607 zur Berathung kam, ward sie, obwohl das Collegium schwankte, doch zuletzt im Senate geradezu verworfen. Den Franzosen, die dem Papst ihr Wort gegeben, gelang es, sie im März noch einmal in Vorschlag zu bringen. Von den vier Opponenten im Collegium trat dann wenigstens einer zurück; nachdem die Gründe für und wider in dem Senate zum zweiten Male durchgesprochen worden, kam es zwar auch diesmal nicht zu förmlicher und ausdrücklicher Suspension; aber man faßte einen Beschluß, in welchem man sagte, „die Republik werde sich mit gewohnter Frömmigkeit betragen". So dunkel diese Worte auch lauteten, so meinten doch der Gesandte und der Papst die Erfüllung ihres Wunsches darin zu erblicken. Auch der Papst suspendirte dann seine Censuren.

Sogleich aber erhob sich eine andere, sehr unerwartete Schwierigkeit. Die Venezianer weigerten sich, die Jesuiten, die nach ihrer Entfernung durch ein feierliches Decret ausgeschlossen worden, wiederaufzunehmen.

Sollte aber der Papst seine Getreuen, die kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie ihm unverbrüchlich anhingen, in so großen Nachtheil setzen lassen?

Er wandte alles an, um die Venezianer umzustimmen. Auch hatten die Jesuiten die Franzosen für sich; durch eine besondere Gesandtschaft hatten sie sich der Gunst des Königs auch für diesen Fall versichert: Joyeuse ließ sich ihre Sache sehr angelegen sein. Die Venezianer blieben unerschütterlich.

Da war nur auffallend, daß die Spanier sich eher wider den Orden erklärten als für ihn. In Spanien herrschte das dominicanische Interesse vor: Lerma liebte die Jesuiten nicht und hielt es überhaupt nicht für gut, daß ein Staat genöthigt werden sollte, ungehorsame Unterthanen wiederaufzunehmen; genug, Franz von Castro vermied es anfangs, von den Jesuiten zu reden; endlich setzte er sich den Verwendungen der Franzosen geradehin entgegen.

Eine Erscheinung, zwar in der Lage der Dinge wohlbegründet, aber doch so auffallend, daß der Papst selbst darüber stutzte und, indem er irgend ein tiefer liegendes Geheimniß vermuthete, es aufgab, auf die Herstellung der Jesuiten zu dringen.

Wie viel aber mußte ihm dieser Entschluß kosten! Um ein paar unbedeutender Gesetze willen hatte er entschlossen geschienen, die Welt in Feuer und Flamme gerathen zu lassen; jetzt gab er das immerwährende Exil seiner getreuesten Anhänger aus einer katholischen, einer italienischen Landschaft zu.

Dagegen bequemte sich nun auch die Republik, die beiden Geistlichen auszuliefern, die sie festgenommen hatte.

Nur machte sie auch hier den Anspruch, eine Rechtsverwahrung einzulegen, von welcher der Papst schlechterdings nichts wissen wollte. Sehr sonderbar ist doch die Auskunft, zu der man sich endlich entschloß. Der Secretär des venezianischen Senates führte die Gefangenen in den Palast des französischen Gesandten und übergab sie ihm „aus Rücksicht", sagte er, „für den allerchristlichsten König und mit dem Vorbehalt, daß das Recht der Republik, über ihre Geistlichen zu richten, damit nicht geschmälert sein solle." „So empfange ich sie", antwortete der Gesandte und führte sie vor den Cardinal, der in einer Loggia auf- und abging. „Dies sind die Gefangenen", sprach er, „die dem Papst auszuantworten sind"; des Vorbehaltes gedachte er dabei nicht. Der Cardinal ließ sie dann, auch ohne ein Wort hinzuzufügen, dem päpstlichen Commissar ausliefern, der sie mit dem Zeichen des Kreuzes annahm.

Wie weit war man doch entfernt, sich einigermaßen einzuverstehen? Man wollte nur eben ein äußerliches Vernehmen herstellen.

Dazu waren nun noch die Aufhebung der Censur, die Ertheilung der Absolution erforderlich.

Aber selbst hiegegen hatten die Venezianer Einwendungen zu machen: sie blieben dabei, daß die Censur in sich selbst null und nichtig gewesen und sie gar nichts angegangen, daß sie demnach auch keiner Lossprechung bedürftig seien. Joyeuse erklärte ihnen, er könne die Formen der Kirche nicht ändern. Endlich kam man überein, daß die Absolution nicht mit der gewöhnlichen Oeffentlichkeit vollzogen werden solle; Joyeuse erschien in dem Collegium: gleichsam privatim sprach er sie hier aus. Die Venezianer haben sich immer angestellt, als seien sie ganz ohne Absolution weggekommen; auch war sie nicht in aller Form gegeben, gegeben aber allerdings.

Ueberhaupt sieht man wohl, nicht so durchaus zum Vortheil

der Venezianer, wie gewöhnlich behauptet wird, waren die streitigen Punkte erledigt worden.

Die Gesetze, über die der Papst sich beklagte, waren suspendirt, die Geistlichen, deren Auslieferung er forderte, ihm überantwortet, die Absolution selbst empfangen. Jedoch war alles nur unter außerordentlichen Einschränkungen geschehen. Die Venezianer verfuhren wie bei einer Ehrensache, mit ängstlicher Besorgniß für ihre Reputation: jede Nachgiebigkeit hatten sie verclausulirt, soviel als möglich versteckt. Der Papst dagegen war in dem Nachtheil, daß er sich zu einer auffallenden und wenig ehrenvollen Concession hatte entschließen müssen, die in der ganzen Welt Aufsehen erregte.

Seitdem kehrten nun die Verhältnisse zwischen Rom und Venedig wenigstens äußerlich wieder in das alte Geleise zurück. Dem ersten Gesandten der Venezianer rief Paul V entgegen: das Alte sei beseitigt, alles werde neu; er beklagte sich zuweilen, daß Venedig nicht vergessen wolle, was er doch vergessen habe; er zeigte sich so mild und nachgiebig wie irgend einer seiner Vorfahren.

Allein damit wurden doch im Grunde nur neue Feindseligkeiten vermieden; die inneren Gegensätze blieben: ein eigentliches Vertrauen stellte sich so bald nicht wieder her.

Austrag der jesuitischen Sache.

Auf eine ähnliche Weise, d. i. nicht vollkommener, wurde indessen auch die Streitigkeit zwischen Jesuiten und Dominicanern beseitigt.

Clemens starb, wie wir sahen, ehe er ein Urtheil gesprochen. Paul V, der die Sache mit alle dem Eifer angriff, durch den sich der Anfang seiner Verwaltung überhaupt auszeichnete, — vom September 1605 bis Februar 1606 wurden allein siebzehn Versammlungen in seiner Gegenwart gehalten, — neigte sich nicht minder zu dem alten System, auf die Seite der Dominicaner, als sein Vorgänger. Im October und November 1606 wurden bereits Versammlungen gehalten, um die Form festzusetzen, in der die jesuitischen Lehren zu verdammen seien; die Dominicaner glaubten den Sieg in Händen zu haben.

Eben damals aber hatten sich auch die venezianischen Angelegenheiten auf die Weise, die wir betrachteten, entwickelt: die Jesuiten hatten dem römischen Stuhle einen Beweis von Anhänglichkeit gegeben, durch welchen sie alle anderen Orden bei weitem übertrafen, und Venedig ließ sie dafür büßen.

Unter diesen Umständen wäre es wie eine Grausamkeit erschienen, wenn der römische Stuhl diese seine getreuesten Diener mit

einem Verdammungsdecret hätte heimsuchen wollen. Als alles zu demselben vorbereitet worden, hielt der Papst inne. Eine Weile ließ er die Sache ruhen; endlich, am 29. August 1607, trat er mit einer Erklärung hervor, durch welche Disputatoren und Consultoren nach ihrer Heimath entlassen wurden: die Entscheidung werde zu seiner Zeit bekannt gemacht werden; indeß sei es Sr. Heiligkeit ernstliche Willensmeinung, daß kein Theil den anderen verunglimpfe.

Dergestalt hatten die Jesuiten von dem Verluste, den sie in Venedig erlitten, doch auch wieder einen Vortheil. Es war ein großer Gewinn für sie, daß ihre angefochtenen Lehren, wiewohl nicht bestätigt, doch auch nicht verworfen wurden. Sie rühmten sich sogar des Sieges. Mit dem Vorurtheil der Rechtgläubigkeit, das sie einmal für sich hatten, verfolgten sie nun die doctrinelle Richtung, die sie eingeschlagen, unaufhaltsam weiter.

Es fragte sich nur noch, ob es ihnen nun auch gelingen würde, ihre eigenen inneren Streitigkeiten vollständig beizulegen.

Noch immer gab es lebhafte Gährungen. Die Veränderungen in der Constitution erwiesen sich unzureichend, und die spanische Opposition gab es nicht auf, zu ihrem Ziele zu gelangen, Aquaviva zu entfernen. Endlich erklärten sogar, was noch nie geschehen, die Procuratoren sämmtlicher Provinzen eine allgemeine Congregation für nothwendig; im J. 1607 kam sie zusammen, und es war aufs neue von durchgreifenden Umwandlungen die Rede.

Wir bemerkten schon öfter die enge Verbindung, in welche die Jesuiten mit Frankreich getreten, die Gunst, die ihnen Heinrich IV angedeihen ließ. Auch an den inneren Streitigkeiten des Ordens nahm er Antheil; er war ganz für Aquaviva. In einem ausdrücklichen Schreiben sicherte er demselben nicht allein seine Gewogenheit zu; er gab auch der Congregation den Wunsch zu erkennen, daß in der Verfassung der Gesellschaft keine Aenderung vorgenommen werde.

Eines so mächtigen Schutzes wußte sich nun Aquaviva vortrefflich zu bedienen.

Vornehmlich in den Provinzialcongregationen hatte der Widerstand, den er erfuhr, seinen Sitz. Er brachte jetzt ein Gesetz durch, kraft dessen erstens kein Vorschlag in einer Provinzialversammlung als angenommen betrachtet werden solle, wenn er nicht durch zwei Drittheile aller Stimmen gebilligt werde, und ferner auch ein auf diese Weise beliebter Vorschlag doch nur alsdann zur Berathung in der allgemeinen Versammlung gelangen könne, wenn in dieser die Majorität dazu ihre vorläufige Zustimmung gebe. Anordnungen,

durch welche, wie man sieht, der Einfluß der Provinzialcongregationen außerordentlich geschmälert wurde.

Aber überdies ward nun auch ein förmliches Verdammungsurtheil über die Gegner des Generals ausgesprochen und den Oberen in den Provinzen die ausdrückliche Weisung ertheilt, gegen die sogenannten Ruhestörer zu verfahren. Hierauf kehrte der Friede allmählich zurück. Die spanischen Mitglieder bequemten sich und hörten auf, der neuen Richtung ihres Ordens zu widerstreben. Unter dem herrschenden Einfluß wuchs allmählich eine gefügigere Generation empor. Dagegen suchte der General Heinrichs IV die Begünstigungen, die er von ihm erfahren, durch doppelte Ergebenheit zu erwiedern.

Schluß.

Noch einmal neigten sich dergestalt alle diese Streitigkeiten zur Beruhigung.

Ueberlegen wir aber ihre Entwickelung und ihre Ergebniß im Ganzen, so war doch damit die größte Veränderung im Inneren der katholischen Kirche eingetreten.

Wir gingen von dem Moment aus, in welchem die päpstliche Gewalt, in siegreichem Kampfe begriffen, zu immer größerer Machtfülle fortschritt. In engem Bunde mit der spanischen Politik faßte sie die Absicht, alle katholischen Mächte in Einer Richtung fortzureißen, die Abtrünnigen in Einer großen Action zu überwältigen. Wäre es ihr gelungen, so würde sie die geistlichen Motive zu unbedingter Herrschaft erhoben, alle katholischen Staaten zu einer in Idee, Glauben, Leben und Politik zusammenschließenden Einheit verbunden und damit auch auf ihr Inneres einen vorwaltenden Einfluß erworben haben.

In eben diesem Momente aber traten die stärksten inneren Gegensätze hervor.

In der französischen Angelegenheit erhob sich das Gefühl der Nationalität gegen die Ansprüche der Hierarchie. Von den geistlichen Beweggründen, von der Leitung des kirchlichen Oberhauptes wollten doch auch die Katholischgläubigen nicht in allen Stücken abhangen: es blieben Principien übrig, der weltlichen Politik, der nationalen Selbständigkeit, die sich mit unbesiegbarer Energie den Absichten des Papstthums entgegenstellten. Wir dürfen im Allgemeinen sagen: diese Principien behielten den Sieg; der Papst mußte sie anerkennen;

die französische Kirche selbst stellte sich her, indem sie sich auf dieselben gründete.

Hieraus folgte nun aber, daß Frankreich sich auch sofort wieder in Feindseligkeiten gegen die spanische Monarchie warf, daß zwei große, von Natur einander widerstrebende und eigentlich immer zum Kampf geneigte Mächte einander in der Mitte der katholischen Welt gegenübertraten. So wenig war es möglich, die Einheit zu behaupten. Die Verhältnisse Italiens bewirkten sogar, daß dieser Gegensatz, das Gleichgewicht, das dadurch hervorgebracht ward, dem römischen Stuhle Vortheil gewährten.

Indem brachen auch neue theologische Entzweiungen aus. So scharfsinnig und genau die Bestimmungen des tridentinischen Conciliums sein mögen, so konnten sie das doch nicht verhindern; innerhalb der von ihnen gezogenen Grenzen gab es noch Raum zu neuen Glaubensstreitigkeiten. Die beiden mächtigsten Orden traten gegen einander in die Schranken; jene beiden Mächte selbst nahmen gewissermaßen Partei; in Rom hatte man nicht den Muth, eine Entscheidung auszusprechen.

Und hiezu kamen nun die Irrungen über die Grenzen der geistlichen und der weltlichen Gerichtsbarkeit, Irrungen, die einen localen Ursprung hatten, mit einem nicht eben sehr mächtigen Nachbar, die aber mit einem Geist und Nachdruck geführt wurden, durch welche sie eine allgemeine Bedeutung erlangten. Billig hält man in allen katholischen Staaten das Andenken Paolo Sarpi's in hohen Ehren. Er hat die Grundlagen zu den kirchlichen Berechtigungen, deren sie sich sämmtlich erfreuen, durchgekämpft. Der Papst vermochte nicht, ihn zu beseitigen.

Gegensätze der Ideen und der Lehre, der Verfassung und der Macht, die nun jener kirchlich weltlichen Einheit, welche das Papstthum darzustellen suchte, gewaltig widerstrebten und sie zu zersetzen drohten.

Der Gang der Dinge zeigt jedoch, daß die zusammenhaltenden Ideen noch einmal die stärkeren waren. Den inneren Widerstreit konnte man nicht versöhnen; aber es gelang, einen eigentlichen Kampf zu vermeiden. Der Friede zwischen den großen Mächten ward hergestellt und erhalten; die italienischen Interessen erhoben sich noch nicht zu vollem Bewußtsein und einwirkender Thätigkeit; den streitenden Orden ward Stillschweigen auferlegt. Die Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat trieb man nicht auf das Aeußerste: Venedig nahm die angebotene Vermittelung an.

Die Politik des Papstthums war, soviel wie möglich eine Stellung über den Parteien zu nehmen, die Entzweiungen zu vermitteln. Noch besaß es Autorität genug, um dies zu vermögen.

Ohne Zweifel wirkte darauf zurück, wie es hinwiederum davon abhing, daß indessen die große Action nach außen, der Fortschritt, in dem man begriffen war, der Kampf gegen den Protestantismus unaufhörlich fortgingen.

Auf diesen und seine Entwickelung müssen wir nun zurückkommen.

Siebentes Buch.

Gegenreformation. Zweiter Zeitraum.

1590—1630.

Ich denke mich nicht zu täuschen oder die Schranken der Historie zu überschreiten, wenn ich an dieser Stelle ein allgemeines Gesetz des Lebens wahrzunehmen glaube.

Unzweifelhaft ist: es sind immer Kräfte des lebendigen Geistes, welche die Welt so von Grund aus bewegen. Vorbereitet durch die vorangegangenen Jahrhunderte, erheben sie sich zu ihrer Zeit, hervorgerufen durch starke und innerlich mächtige Naturen, aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes. Es ist ihr Wesen, daß sie die Welt an sich reißen, zu überwältigen suchen. Je mehr es ihnen aber damit gelingt, je größer der Kreis wird, den sie umfassen, desto mehr treffen sie mit eigenthümlichem, unabhängigem Leben zusammen, das sie nicht so ganz und gar zu besiegen, in sich aufzulösen vermögen. Daher geschieht es — denn in unaufhörlichem Werden sind sie begriffen —, daß sie in sich selbst eine Umwandlung erfahren. Indem sie das Fremdartige umfassen, nehmen sie schon einen Theil seines Wesens in sich auf: es entwickeln sich Richtungen in ihnen, Momente des Daseins, die mit ihrer Idee nicht selten im Widerspruch stehen. Es kann aber nicht anders sein, als daß in dem allgemeinen Fortschritt auch diese wachsen und gedeihen. Es kommt nur darauf an, daß sie nicht das Uebergewicht bekommen; sie würden sonst die Einheit und ihr Princip geradezu zerstören.

Nun sahen wir, wie gewaltig sich in dem restaurirenden Papstthum innere Widersprüche, tiefere Gegensätze regten; jedoch die Idee behielt

den Sieg: die höhere Einheit, wenngleich nicht mit ihrer ganzen alten zusammenfassenden Gewalt, behauptete das Uebergewicht und schritt unabläßig, noch in den Momenten des inneren Kampfes, für den sie vielmehr daraus frische Kraft sog, zu neuen Eroberungen fort.

Diese Unternehmungen ziehen jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist von hoher Wichtigkeit für die Welt, wie weit sie gelingen, welche Umwandlungen sie zur Folge haben, welchen Widerstand in sich oder von außen her sie finden.

Erstes Capitel.

Fortschritte der katholischen Restauration.

1590—1617.

1.

Unternehmungen des Katholicismus in Polen und den angrenzenden Ländern.

Es ist die Meinung ausgesprochen worden, die Protestanten, die ja, wie wir sahen, in Polen eine Zeitlang entschieden die Oberhand besaßen, wären auch wohl im Stande gewesen, einen König ihres Glaubens auf den Thron zu erheben; aber ihnen selbst sei am Ende ein Katholik vortheilhafter vorgekommen, weil er in dem Papste doch noch eine höhere Gewalt, einen Richter über sich habe.

Wäre dem so, so würden sie sich für eine so unprotestantische Gesinnung selber eine harte Züchtigung zugezogen haben.

Denn eben durch einen katholischen König vermochte der Papst ihnen den Krieg zu machen.

Hatten doch sogar die päpstlichen Nuntien von allen fremden Gesandten in Polen allein das Recht, sich mit dem König ohne Anwesenheit des Senators zu unterreden. Man kennt sie wohl: sie waren klug und gewandt genug, um das vertraulichere Verhältniß, das ihnen hiedurch möglich wurde, zu pflegen und zu benutzen.

Im Anfange der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts war Cardinal Bolognetto Nuntius in Polen. Er klagt über die Beschwerden des Klima's, die für einen Italiener doppelt empfindliche Kälte, den Dampf der engen geheizten Stuben, die ganze ungewohnte

Lebensweise; dessenungeachtet begleitet er König Stephan von Warschau nach Krakau, von Wilna nach Lublin — durch das Reich, zuweilen in etwas melancholischer Stimmung, aber nichts desto minder unermüdlich; während der Feldzüge bleibt er mit demselben wenigstens in Briefwechsel; in ununterbrochener Verbindung erhält er die römischen Interessen mit der königlichen Person.

Wir haben eine ausführliche Relation über seine Amtsführung, aus der wir ersehen, was er unternahm, wie weit er es brachte.

Vor allem forderte er den König auf, die Aemter nur mit Katholischen zu besetzen, in den königlichen Städten nur katholischen Gottesdienst zu gestatten, die Zehnten herzustellen, — Maßregeln, wie sie um dieselbe Zeit in anderen Ländern ergriffen wurden und die Erneuerung des Katholicismus herbeiführten oder bezeichneten.

Damit drang er nun nicht durch. König Stephan glaubte nicht so weit gehen zu können; er erklärte, er sei nicht mächtig genug dazu.

Allein dabei hatte doch dieser Fürst nicht allein katholische Ueberzeugungen, sondern einen angeborenen Eifer für das Kirchenwesen; in vielem Anderen gab er den Vorstellungen des Nuntius nach.

Durch unmittelbare königliche Unterstützung kamen die Jesuitencollegien in Krakau, Grodno, Pultusk zu Stande; der neue Kalender ward ohne Schwierigkeit eingeführt, der größte Theil der Anordnungen des tridentinischen Conciliums zur Vollziehung gebracht. Das Wichtigste aber war der Beschluß des Königs, die Bisthümer in Zukunft nur noch an Katholiken zu geben. Auch in diese höchsten geistlichen Würden waren Protestanten eingedrungen; dem Nuntius ward jetzt verstattet, sie vor seinen Richterstuhl zu ziehen, sie abzusetzen, was um so mehr sagen wollte, da mit dem bischöflichen Amt zugleich Sitz und Stimme in dem Senat verbunden waren. Eben diese politische Bedeutung des geistlichen Institutes suchte der Nuntius überhaupt zu benutzen. Vor allem forderte er die Bischöfe zu einhelligen Maßregeln an den Reichstagen auf: er gab ihnen dieselben an; mit den mächtigsten, dem Erzbischof von Gnesen, dem Bischofe von Krakau, hatte er persönlich ein engeres Verhältniß angeknüpft, das ihm ausnehmend förderlich wurde. Und so gelang es ihm, nicht allein die Geistlichkeit selbst mit verjüngtem Eifer zu durchdringen; er bekam bereits auf weltliche Angelegenheiten einen großen Einfluß. Die Engländer brachten einen Handelsvertrag mit Polen in Anregung, der namentlich für Danzig sehr nützlich zu werden versprach; der Nuntius war es allein, der ihn rückgängig

machte, hauptsächlich weil die Engländer das ausdrückliche Versprechen verlangten, Handel und Wandel in Ruhe treiben zu dürfen, ohne um ihrer Religion willen belästigt zu werden.

Genug, wie gemäßigt auch König Stephan sein mochte, so nahm sich doch zuerst unter ihm der Katholicismus wieder wesentlich auf.

Es hatte dies aber desto mehr zu bedeuten, da die mächtigste Partei im Lande, die Faction Zamoisky, der durch die Gunst des Königs überhaupt die wichtigsten Stellen zufielen, auch eine katholische Farbe annahm, und da sie es war, die nach dem Tode Stephans in den Wahlstreitigkeiten den Ausschlag gab. Jenen schwedischen Prinzen, welchen Catharina Jagellonica im Gefängniß geboren, und der von erster Jugend an, sei es durch ursprüngliche Neigung, oder durch den Einfluß der Mutter, oder gleich durch die Hoffnung auf die polnische Krone, oder durch alles zusammen, in der Mitte eines protestantischen Landes unerschütterlich bei dem katholischen Glauben festgehalten worden war, brachten die Zamoisky's auf den Thron. Es ist Siegmund III, ein Fürst, dessen Gesinnung sich durchaus nach den katholischen Antrieben bildete, die damals Europa in Bewegung setzten.

Papst Clemens VIII sagt in einer seiner Instructionen, er habe — noch als Cardinal und Legat in Polen — diesem Fürsten den Rath gegeben, alle Stellen des öffentlichen Dienstes in Zukunft nur an Katholiken zu vertheilen. Schon öfter war dieser Rath gegeben worden, bereits von Paul IV, vom Cardinal Hosius, auch von Bolognetto. Jetzt aber erst fand sich ein geeigneter Boden, um ihn aufzunehmen. Was weder von Siegmund August, noch von Stephan zu erhalten gewesen war, dazu zeigte sich Siegmund III sehr bald entschlossen. Er machte es in der That zu seinem Grundsatze, nur noch die Katholischen zu befördern, und Papst Clemens hat ganz Recht, wenn er den Fortgang des Katholicismus in Polen vor allem dieser Maßregel zuschreibt.

Das vornehmste Attribut der königlichen Gewalt in Polen bestand in der Verleihung der Würden. Alle geistlichen und weltlichen Stellen, größere und geringere — man wollte ihrer bei 20000 rechnen —, vergab der König. Welch einen Einfluß mußte es nun haben, daß Siegmund III begann, nicht allein die geistlichen, sondern alle Aemter ausschließend mit Katholiken zu besetzen, die Wohlthat des Staates, wie einst die Italiener sagten, das volle Bürgerrecht in höherem Sinne, nur seinen Glaubensgenossen angedeihen zu lassen! Man kam um so besser fort, je mehr man sich die Gunst der Bischöfe,

der Jesuiten erwarb. Der Starost Ludwig von Mortangen erlangte die pomerellische Woiwodschaft hauptsächlich dadurch, daß er sein Haus in Thorn der Gesellschaft Jesu schenkte. Wenigstens in den polnisch-preußischen Landschaften bildete sich hierauf eine Opposition zwischen den Städten und dem Adel, welche eine religiöse Farbe annahm. Ursprünglich hatten beide den Protestantismus ergriffen; jetzt trat der Adel zurück. Das Beispiel der Kostka, Dzialinsky, Konopat, welche mächtig wurden, weil sie übertraten, übte einen großen Einfluß auf die übrigen aus. Die Schulen der Jesuiten wurden hauptsächlich von dem jungen Adel besucht; bald finden wir, daß sich die Jesuitenschüler in den protestantisch verbliebenen Städten an der bürgerlichen Jugend reiben. Aber überhaupt ergriff die neue Einwirkung besonders die Edelleute. Das Collegium zu Pultusk zählte 400 Zöglinge, alle von Adel. Der Impuls, der im Allgemeinen im Geiste der Zeit lag, der Unterricht der Jesuiten, der neu erwachte Eifer in der gesammten Geistlichkeit und die Begünstigung des Hofes, alles kam zusammen, um den polnischen Adel für den Rücktritt zum Katholicismus zu stimmen.

Es versteht sich aber, daß man auch sogleich weiter ging und diejenigen, die nun nicht übertraten, die Ungunst der Staatsgewalt empfinden ließ.

In Polen kehrte die katholische Geistlichkeit besonders den Anspruch hervor, daß die kirchlichen Gebäude, die ja von Katholischgläubigen, unter der Mitwirkung der Bischöfe, häufig der Päpste, gegründet worden, ein unveräußerliches Eigenthum ihrer Kirche seien. Allenthalben, wo der katholische Dienst von den Pfarrkirchen ausgeschlossen worden, erhoben die Bischöfe, gestützt auf jenen Grundsatz, gerichtliche Klagen. Die Gerichte waren jetzt mit eifrigen Katholiken besetzt: gegen eine Stadt nach der anderen begannen die nämlichen Processe, erfolgten die nämlichen Urtel; es half nichts, daß man an den König appellirte und ihn an jene Conföderation erinnerte, durch welche beiden Bekenntnissen gleicher Schutz verheißen worden; die Antwort war: der gleiche Schutz bestehe eben darin, daß man jedem Theile zu seinem Rechte verhelfe; die Conföderation schließe keine Versicherung der kirchlichen Gebäude ein. In wenigen Jahren setzten sich die Katholischen in den Besitz aller Pfarrkirchen in den Städten: „in den Pfarrkirchen," rief der Pole aus, „wird der alte Gott verehrt"; in den kleineren preußischen Städten durfte der evangelische Gottesdienst nur noch in einem Zimmer auf dem Rathhause ausge-

übt werden; von den größeren behauptete allein Danzig seine Pfarrkirche.

In diesem Augenblick eines glücklichen Fortganges aber blieb man nicht allein bei der Bekämpfung der Protestanten stehen, man faßte auch schon die Griechen ins Auge.

König und Papst vereinigten auch hier ihren Einfluß: besonders wirksam war, soviel ich finde, die Drohung, die griechischen Bischöfe von Sitz und Stimme in dem Senat auszuschließen; genug, der Wladika von Wladimir und einige anderen griechischen Bischöfe entschlossen sich im Jahre 1595, sich nach Maßgabe des florentinischen Conciliums mit der römischen Kirche zu vereinigen. Ihre Gesandten gingen nach Rom; römische und königliche Abgeordnete erschienen in der Provinz; die Ceremonie der Versöhnung ward vollzogen; ein Jesuit, Beichtvater des Königs, belebte sie durch eine begeisterte Predigt; den Katholischen wurden auch hier einige Kirchen eingeräumt.

Ein ungemeiner Aufschwung binnen wenigen Jahren. „Vor kurzem", sagt ein päpstlicher Nuntius schon im Jahre 1598, „konnte es scheinen, als würde die Ketzerei den Katholicismus in Polen vollends beseitigen; jetzt trägt der Katholicismus die Ketzerei zu Grabe."

Fragt man, wodurch dies hauptsächlich geschehen war, so war es doch vor allem die persönliche Gesinnung des Königs, — eine Gesinnung, die bei der eigenthümlichen Stellung dieses Fürsten sogleich noch weitere Aussichten eröffnete.

Versuch auf Schweden.

Durch den Tod seines Vaters Johann im Jahre 1592 wurde Siegmund König von Schweden.

Zwar war er hier weder an und für sich unbeschränkt, noch auch ohne persönliche Verpflichtung. Schon 1587 hatte er eine Versicherung unterzeichnet, daß er in den Ceremonien der Kirche nichts ändern, daß er selbst Niemanden befördern wolle, der nicht Protestant sei; und auch jetzt verpflichtete er sich aufs neue, die Privilegien der Geistlichen wie der Laien erhalten, um der Religion willen Niemanden hassen noch lieben, die Landeskirche auf keine Weise beeinträchtigen zu wollen. Nichtsdestominder erwachten auf der Stelle alle Hoffnungen der Katholischen, alle Besorgnisse der Protestanten.

Was die Katholischen zu erreichen immer so eifrig gewünscht, einen König ihres Glaubens in Schweden zu haben, war ihnen jetzt gewährt. Von katholischer Begleitung umgeben, bei der selbst ein päpstlicher Nuntius, Malaspina, nicht fehlte, brach Siegmund im Juli 1593 nach seinem Erbreich auf. Schon seine Reise durch die preußischen Provinzen war mit Beförderungen des Katholicismus bezeichnet. In Danzig ereilte ihn ein päpstlicher Abgeordneter, Bartholomäus Powsinsky, mit einem Geschenke von 20000 Scudi, „einem kleinen Beitrag", wie es in der Instruction heißt, „zu den Kosten, welche die Herstellung des Katholicismus veranlassen könnte."

Sehr merkwürdig ist diese Instruction. Sie zeigt uns, wie unbedingt man in Rom diese Herstellung hoffte und empfahl.

„Powsinsky", heißt es in derselben, „ein vertrauter Diener Sr. Heiligkeit und Vasall Sr. Majestät, werde gesendet, um dem Könige die Theilnahme des Papstes an den erwünschten Ereignissen, die ihm seit kurzem begegnet, zu bezeigen: an der Niederkunft seiner Gemahlin, dem guten Ausgange des letzten Reichstages, vor allem aber an dem größten Glück, das ihm hätte widerfahren können, nämlich, daß er jetzt Gelegenheit habe, den Katholicismus in seinem Vaterlande wiederherzustellen." Der Papst versäumt nicht, einige Gesichtspunkte für dieses Werk anzugeben.

„Ohne Zweifel durch Gottes besondere Vorsehung", sagt er, „seien gerade mehrere Bisthümer, unter anderen selbst der erzbischöfliche Stuhl in Upsala erledigt. Sollte der König ja einen Augenblick anstehen, die protestantischen Bischöfe, die es noch im Lande gebe, zu entfernen, so werde er doch unfehlbar die erledigten Sitze mit Katholisch-gläubigen besetzen." Der Abgeordnete hat ein Verzeichniß von schwedischen Katholiken bei sich, die dazu geeignet scheinen. Der Papst ist überzeugt, daß diese Bischöfe dann schon darauf denken werden, katholische Pfarrer und Schulmeister zu bekommen. Nur muß man ihnen dazu die Möglichkeit verschaffen.

„Vielleicht", meint er, „lasse sich sogleich ein Jesuitencollegium in Stockholm einrichten. Wäre dies aber nicht der Fall, so werde der König doch gewiß so viele fähigen jungen Schweden, als er nur finden könne, nach Polen mitnehmen und sie an seinem Hofe, bei einigen der eifrigsten Bischöfe oder in den polnischen Jesuitencollegien im katholischen Glauben aufziehen lassen."

Die erste Absicht war hier, wie allenthalben, sich des Clerus wieder zu bemeistern. Noch eine andere hatte indeß der Nuntius gefaßt. Er dachte die Katholiken, die in Schweden noch übrig waren,

zu veranlassen, gegen die Protestanten Beschwerde zu führen. Dann werde der König eine Stellung über beiden Parteien nehmen; jede Neuerung werde das Ansehen einer rechtlichen Entscheidung bekommen können. Es war ihm nur leid, daß Siegmund nicht eine stärkere bewaffnete Macht mit sich führte, um seinen Entschlüssen Nachdruck zu verschaffen.

Nun läßt sich wohl nicht beweisen, daß der König die Absichten des römischen Hofes auch sogleich zu den seinigen gemacht habe. Soviel aus seinen eigenen Erklärungen abzunehmen ist, mochte zunächst sein Sinn dahin gehen, den Katholischen nur erst einige Freiheiten zu verschaffen, ohne die protestantische Verfassung umzustürzen. Aber sollte er fähig sein, dem starken religiösen Antriebe Einhalt zu thun, der seine Umgebung beherrschte, dessen Repräsentanten er mit sich führte? Durfte man glauben, daß er an jenem Punkte, wenn er ihn erreicht hätte, stehen bleiben werde?

Die Protestanten wollten es nicht erwarten. Die Absichten, die man diesseits hegte, riefen jenseits unmittelbar, fast unbewußt, ihr Gegentheil hervor.

Gleich nach dem Tode Johanns vereinigten sich die schwedischen Reichsräthe — früher und später berühmte Namen: Gyllenstierna, Bielke, Baner, Sparre, Oxenstierna — mit dem Bruder des verstorbenen, dem Oheim des jungen Königs, noch einem von den Söhnen Gustav Wasa's, dem eifrig protestantischen Herzog Carl, „ihn in Abwesenheit seines Neffen als Reichsgubernator anzuerkennen und ihm in alle dem Gehorsam zu versprechen, was er zur Erhaltung der augsburgischen Confession in Schweden thun werde." In diesem Sinne ward im März 1593 ein Concilium zu Upsala gehalten. Das augsburgische Bekenntniß ward hier aufs neue proclamirt, die Liturgie des Königs Johann verdammt, selbst in dem früheren Ritus alles das ermäßigt, was noch an katholische Gebräuche zu erinnern schien; — den Exorcismus behielt man nur in milderen Ausdrücken und um seiner moralischen Bedeutung willen bei; es ward eine Erklärung abgefaßt, daß man keinerlei Ketzerei, weder papistische noch calvinistische, im Lande dulden werde. In demselben Sinne wurden nun auch die Stellen besetzt. Viele alten Vertheidiger der Liturgie sagten ihr jetzt ab; doch nicht allen half das: einige wurden doch entfernt. Die Bisthümer, auf deren Erledigung zu Rom man so große Entwürfe gegründet, wurden Lutheranern gegeben: das Erzbisthum Upsala dem heftigsten Gegner der Liturgie, M. Abraham Angermannus; durch eine unverhältnißmäßige Majorität — er hatte 243, sein nächster Mit-

bewerber nur 38 Stimmen — stellte die Geistlichkeit den eifrigsten Lutheraner, den sie finden konnte, an ihre Spitze.

Unter König Johann hatte sich bis zuletzt ein mittlerer, dem Papstthum nicht so scharf wie anderwärts entgegengesetzter Zustand erhalten; leicht hätte Siegmund eine Veränderung, wie die Katholiken sie wünschten, daran knüpfen können; aber jetzt war man ihm von der anderen Seite zuvorgekommen: der Protestantismus hatte sich fester in Besitz gesetzt, als jemals zuvor.

Auch die königlichen Gerechtsame Siegmunds waren hiebei nicht geschont worden. Er ward schon nicht eigentlich mehr ganz als der König, — vielmehr als ein Fremder mit dem Anspruch auf die Krone, als ein Abtrünniger, vor dem man sich in Acht nehmen müsse, der die Religion bedrohe, ward er betrachtet. Die große Mehrheit der Nation, einmüthig in ihren protestantischen Ueberzeugungen, hielt sich an Herzog Carl.

Wohl fühlte der König seine vereinsamte Stellung, als er angekommen. Er konnte nichts thun; er suchte nur die Forderungen, die man an ihn machte, abzulehnen.

Aber indessen er schwieg und wartete, geriethen die Gegensätze in Kampf, die hier noch nie so unmittelbar einander gegenübergestanden. Die evangelischen Prediger schalten wider die Papisten; die jesuitischen, die in der Hofcapelle predigten, blieben die Antwort nicht schuldig. Die Katholiken des königlichen Gefolges bemächtigten sich bei einer Beerdigung einer evangelischen Kirche; die Protestanten hielten hierauf für nöthig, sich der Benutzung ihres entweihten Heiligthums eine Zeitlang zu enthalten. Schon kam es zu Thätlichkeiten. Die Heiducken brauchten Gewalt, um sich einer verschlossenen Kanzel zu bemächtigen; dem Nuntius warf man vor, daß er aus seinem Hause mit Steinen nach singenden Chorknaben habe werfen lassen; die Erbitterung stieg von Moment zu Moment.

Endlich ging man nach Upsala, um die Krönung zu vollziehen. Die Schweden forderten vor allen Dingen die Bestätigung der Schlüsse ihres Conciliums. Der König sträubte sich. Er wünschte nur Duldung für den Katholicismus; er wäre zufrieden gewesen, hätte man ihm nur die Aussicht gelassen, sie in Zukunft einmal zu gestatten. Aber diese schwedischen Protestanten waren unerschütterlich. Man behauptet, die eigene Schwester des Königs habe ihnen gesagt, die Natur desselben sei, nach langem und standhaftem Widerstande endlich doch nachzugeben, und in sie gedrungen, ihn nur immer aufs neue zu bestürmen. Sie forderten schlechthin, daß allenthalben in

Kirchen und Schulen einzig und allein die Lehre der Augsburger Confession verkündigt werden solle. An ihrer Spitze stand Herzog Carl. Die Stellung, die er einnahm, gab ihm eine Unabhängigkeit und Macht, wie er sie sonst niemals hätte hoffen dürfen. Sein persönliches Verhältniß zu dem Könige ward immer unangenehmer, bitterer. Der König, wie gesagt, war fast ganz ohne Waffen; der Herzog sammelte ein paar tausend Mann auf seinen Gütern um die Stadt her. Endlich erklärten die Stände dem Könige geradezu, man werde ihm die Huldigung nicht leisten, wenn er sich nicht füge.

Der arme Fürst sah sich in schmerzlicher Verlegenheit. Zuzugestehen, was man von ihm verlangte, beschwerte ihn in seinem Gewissen; es zu verweigern, brachte ihn um eine Krone.

In dieser Noth fragte er zuerst bei dem Nuntius an, ob er nicht nachgeben dürfe. Malaspina war nicht dahin zu bringen, das gutzuheißen.

Hierauf wandte sich der König an die Jesuiten in seinem Gefolge. Was der Nuntius nicht gewagt, nahmen sie auf sich. Sie erklärten, in Betracht der Nothwendigkeit und der unverkennbaren Gefahr, in der sich der König befinde, könne er den Ketzern ihre Forderungen zugestehen, ohne Gott zu beleidigen. Nicht eher gab sich der König zufrieden, als bis er diesen Bescheid schriftlich in Händen hatte.

Alsdann erst fügte er sich den Forderungen seiner Unterthanen. Er bestätigte die Schlüsse von Upsala, die ausschließende Uebung der unveränderten Augsburger Confession, ohne daß in Kirche oder Schule eine fremde Lehre beigemischt, ohne daß irgend jemand angestellt werden dürfe, der nicht zu ihrer Vertheidigung bereit sei. Er erkannte die Prälaten an, die wider seinen Willen in jene Aemter gekommen.

Sollte sich aber hiebei sein katholisches Herz beruhigen? Sollte seine römisch-gesinnte Umgebung sich mit einem Resultat begnügen, das sie so ganz verdammen mußte? Es wäre an sich nicht zu erwarten.

In der That schritt man endlich zu einer Protestation, wie sie wohl in ähnlichen Fällen auch sonst vorgekommen ist.

„Der Nuntius", heißt es in dem Berichte, der über diese Sache nach Rom erstattet wurde, mit dessen Worten ich wohl am besten diese Thatsache erläutere, „der Nuntius war eifrig bemüht, der geschehenen Unregelmäßigkeit abzuhelfen. Er bewirkte, daß der König zur Sicherheit seines Gewissens schriftlich eine Protestation abfaßte,

in welcher er erklärte, daß er nicht mit seinem Willen, sondern ganz allein durch Gewalt genöthigt zugestanden, was er zugestanden. Ferner bewog der Nuntius Se. Majestät, auch den Katholiken entsprechende Zugeständnisse zu machen, um, wie in Polen, so auch in Schweden beiden Theilen verpflichtet zu sein, wie dies auch bei dem deutschen Kaiser stattfindet. Der König war zufrieden, dies zu thun".

Seltsame Auskunft. An einer Protestation ist es noch nicht genug. Um einer Verpflichtung, die man durch einen Eid übernommen, einigermaßen entledigt zu sein, leistet man der anderen Partei einen entgegengesetzten Eid: so ist man beiden verpflichtet und in der Nothwendigkeit, beiden die gleiche Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Die Schweden waren erstaunt, daß der König nach so feierlichen Versprechungen doch sogleich hierauf den Katholischen einen wenig verhehlten Schutz angedeihen ließ. Es rührte ohne Zweifel von dieser geheimen Verpflichtung her. „Noch vor seiner Abreise", fährt unser Berichterstatter mit Zufriedenheit fort, „gab der König Aemter und Würden an Katholisch-gläubige. Vier Statthalter, obwohl sie Ketzer waren, ließ er schwören, die Katholiken und ihre Religion zu beschützen. An vier Orten richtete er die Uebung des katholischen Gottesdienstes wieder ein."

Maßregeln, welche vielleicht das unruhige Gewissen eines devoten Fürsten beschwichtigen, allein auf den Gang der Dinge keinen anderen als einen nachtheiligen Einfluß ausüben konnten.

Denn eben dadurch geschah es, daß die schwedischen Stände, in unaufhörlicher Aufregung gehalten, sich um so entschiedener in den Widerstand warfen.

Die Geistlichkeit reformirte ihre Schulen in streng lutherischem Sinne; sie ordnete ein besonderes Dankfest für die Behauptung der wahren Religion „gegen die Absichten und Ränke der Jesuiten" an; 1595 ward auf dem Reichstage von Süderköping ein Beschluß gefaßt, daß alle Uebung des katholischen Ritus, wo ihn der König etwa eingerichtet hatte, wieder abgeschafft werden sollte. „Einmüthig heißen wir gut", sagen die Stände, „daß alle Sectirer, die der evangelischen Religion zuwider sind und ihren Sitz im Lande aufgeschlagen haben, binnen sechs Wochen aus dem ganzen Reiche entfernt werden"; und auf das strengste wurden diese Beschlüsse ausgeführt. Das Kloster Wadstena, das seit 211 Jahren bestanden und sich in der Mitte so vieler Bewegungen noch immer erhalten, ward nunmehr aufgelöst und zerstört. Angermannus hielt eine Kirchen-

visitation, die ihres Gleichen nicht gehabt. Wer die evangelische Kirche versäumte, ward mit Ruthen gepeitscht; der Erzbischof führte einige starken Schüler mit sich, welche die Züchtigung unter seiner Aufsicht vollzogen; die Altäre der Heiligen wurden zerstört, ihre Reliquien zerstreut, die Ceremonien, welche man noch 1593 für gleichgültig erklärte, im Jahre 1597 an vielen Orten abgeschafft.

Das Verhältniß zwischen Siegmund und Carl gab nun dieser Bewegung eine persönliche Gestalt.

Alles, was man that, lief dem wohlbekannten Willen, den Anordnungen des Königs entgegen: in allem hatte Herzog Carl einen überwiegenden Einfluß. Wider den ausdrücklichen Befehl Siegmunds hielt der Herzog die Reichstage; jeden Eingriff desselben in die Landesangelegenheiten suchte er zu entfernen; er ließ einen Beschluß fassen, kraft dessen die Rescripte des Königs erst dann gültig sein sollten, wenn sie von der schwedischen Regierung bestätigt worden.

Carl war bereits durch die That Fürst und Herr. Schon regte sich in ihm der Gedanke, es auch dem Namen nach zu werden. Unter anderem deutet es ein Traum an, den er 1595 hatte. Es kam ihm vor, als werde ihm auf einem Gastmahle in Finnland eine verdeckte doppelte Schüssel aufgetragen; er hebt den Deckel auf: in der einen erblickt er die Insignien der Krone, in der anderen einen Todtenkopf. Aehnliche Gedanken regen sich in der Nation. Es geht eine Sage durchs Land, man habe in Linköping einen gekrönten Adler mit einem ungekrönten streiten sehen; der ungekrönte habe den Platz behalten.

Als es aber so weit war, als die protestantischen Grundsätze mit so vieler Härte geltend gemacht wurden, ihr Vorfechter einen Anspruch auf die königliche Gewalt zu erheben schien, regte sich doch auch eine Partei für den König. Einige Großen, die an seiner Autorität einen Rückhalt gegen den Herzog gesucht, wurden verjagt; ihre Anhänger blieben im Lande; das gemeine Volk war mißvergnügt über die Abschaffung aller Ceremonien und leitete ländliche Unfälle von dieser Vernachlässigung her; in Finnland hielt der Statthalter Flemming das Banner des Königs aufrecht.

Eine Lage der Dinge, die es für König Siegmund auf der einen Seite nothwendig, auf der anderen rathsam machte, sein Glück noch einmal zu versuchen. Es war vielleicht der letzte Moment, in welchem es ihm möglich war, seine Gewalt herzustellen. Im Sommer 1598 brach er zum zweiten Male auf, um sein Erbreich einzunehmen.

Er war diesmal wo möglich noch strenger katholisch als früher. Der gute Herr glaubte, das mancherlei Unglück, das ihn seit der

ersten Reise betroffen, unter anderem der Tod seiner Gemahlin, sei deshalb über ihn verhängt worden, weil er damals den Ketzern Zugeständnisse gemacht habe; mit tiefem Herzeleid eröffnete er dem Nuntius diesen seinen peinlichen Gedanken. Er erklärte, er wolle eher sterben, als aufs neue etwas gestatten, was die Reinheit seines Gewissens beflecken könne.

Es verknüpfte sich aber hiemit zugleich ein europäisches Interesse. In so großem Fortgange war der Katholicismus, daß er auch ein Unternehmen in einem so entfernten Theile von Europa hauptsächlich im Lichte einer allgemeinen Combination betrachtete.

Schon früher hatten die Spanier in ihrem Kampfe mit England ihre Augen zuweilen auf die schwedischen Küsten geworfen; sie hatten gefunden, der Besitz eines schwedischen Hafens werde ihnen von dem größten Nutzen sein, und Unterhandlungen darüber eröffnet. Jetzt zweifelte man nicht, daß Siegmund, wenn er nur erst Herr in seinem Lande sei, ihnen Elfsborg in Westgothland einräumen werde. Leicht lasse sich hier eine Flotte erbauen, in Stand halten, mit Polen und Schweden bemannen; wie viel anders könne man von hier, als von Spanien aus, England den Krieg machen; gar bald werde es vergessen, Indien anzugreifen. Auch für die Autorität des Königs in Schweden könne ein Bund mit dem katholischen Könige nicht anders als vortheilhaft sein.

Aber noch mehr. Die Katholischen zogen in Betracht, daß sie sich zur Herrschaft in Finnland und auf der Ostsee erheben würden. Von Finnland aus hofften sie einen glücklichen Angriff auf das russische Reich machen, durch den Besitz des baltischen Meeres das Herzogthum Preußen in ihre Gewalt bringen zu können. Noch hatte das Kurhaus Brandenburg die Belehnung durch keine Unterhandlung zu erwerben vermocht; der Nuntius versichert, der König sei entschlossen, sie demselben nicht zu gewähren, sondern das Herzogthum an die Krone zu bringen; er sucht ihn darin nach Kräften zu bestärken, hauptsächlich, wie sich versteht, aus religiösen Erwägungen: denn niemals werde Brandenburg die Wiederherstellung des Katholicismus in Preußen zugestehen.

Betrachtet man auf der einen Seite den Umfang der Aussichten, welche sich an einen Erfolg des Königs knüpften, der doch so unwahrscheinlich nicht war, auf der anderen Seite die allgemeine Bedeutung, welche dem schwedischen Reiche bevorstand, wenn der Protestantismus den Sieg davontrug, so erkennt man hier den Moment einer weltgeschichtlichen Entscheidung.

Zamoisky hatte dem Könige gerathen, an der Spitze eines starken Heeres aufzubrechen, um Schweden mit den Waffen zu erobern. König Siegmund hielt dafür, daß das nicht nöthig sei: er wollte nicht glauben, daß man ihm in seinem Erbreiche Gewalt entgegensetzen werde. Er hatte indeß ungefähr 5000 Mann bei sich; ohne Widerspruch landete er mit ihnen in Calmar und setzte sich von da gegen Stockholm in Bewegung; hier war eine andere Abtheilung seiner Truppen bereits angelangt und aufgenommen worden; eine finnische Schaar rückte gegen Upland vor.

Indessen hatte sich auch Herzog Carl gerüstet. Es war offenbar mit seiner Macht sowie mit der Alleinherrschaft des Protestantismus aus, wenn der König den Sieg behielt. Während seine Uplandsbauern die Finnen abwehrten, stellte er sich selbst mit einer regelmäßigen Kriegsmannschaft dem Könige auf seinem Zuge bei Stegeborg in den Weg. Er forderte die Entfernung der königlichen Heere, die Uebertragung der Entscheidung an einen Reichstag: alsdann wolle er auch seine Leute entlassen. Der König ging nicht darauf ein. Die feindlichen Schaaren rückten gegen einander.

Gering an Zahl, unbedeutende Massen, jede von ein paar tausend Mann. Aber die Entscheidung erfolgte nicht minder nachhaltig, als wäre sie durch große Heere herbeigeführt worden.

An der Person des Fürsten lag doch alles. Carl, sein eigener Rathgeber, trotzig, entschlossen, ein Mann und, was die Hauptsache war, wesentlich im Besitz; Siegmund, von anderen abhängig, weich, gutmüthig, kein Kriegsmann, jetzt in der unglücklichen Nothwendigkeit, das Reich, das ihm gehörte, erobern zu müssen, zwar legitim, aber im Kampfe gegen das Bestehende.

Zweimal stießen die Truppen bei Stangebro auf einander, zuerst mehr durch Zufall als mit Absicht; der König war im Vortheil, und er selbst soll der Ermordung der Schweden Einhalt gethan haben. Das zweite Mal aber, als die Dalkarlier sich für den Herzog erhoben, seine Flotte angekommen war, hatte dieser die Oberhand: den Mord der Polen hielt Niemand ein; Siegmund erlitt eine vollständige Niederlage; er mußte alles eingehen, was man von ihm forderte. Ließ er sich doch sogar dahin bringen, die einzigen Getreuen auszuliefern, die er gefunden, damit sie vor ein schwedisches Gericht gestellt würden. Er selbst versprach, sich der Entscheidung des Reichstages zu unterwerfen.

Doch war dies nur eine Auskunft für die Verlegenheiten des Augenblicks. Statt den Reichstag zu besuchen, wo ihm nur die

traurige Rolle des Besiegten hätte zu Theil werden können, schiffte er mit dem ersten günstigen Winde nach Danzig zurück.

Er schmeichelte sich wohl mit der Hoffnung, ein ander Mal, in einem glücklicheren Augenblick, doch noch Herr in seinem Erbreiche zu werden; in der That aber überließ er es durch diese Entfernung sich selber und dem überwiegenden Einflusse seines Oheims, der kein Bedenken trug, nach einiger Zeit auch den Königstitel anzunehmen, und alsdann den Krieg nicht erst lange in Schweden erwartete, sondern ihn nach dem polnischen Gebiete spielte, wo er unter abwechselnden Schicksalen geführt ward.

Aussicht auf Rußland.

In kurzem aber schien es, als wolle sich dieses fehlgeschlagene Unternehmen durch einen anderen, glücklichen Erfolg vergüten.

Man weiß, wie so manchmal sich die Päpste Hoffnung gemacht hatten, Rußland zu gewinnen — schon Adrian VI, Clemens VII; dann hatte der Jesuit Possevin bei Iwan Wasiljowitsch sein Glück versucht; noch 1594 sandte Clemens VIII einen gewissen Comuleo nach Moskau mit mehr als gewöhnlichem Vertrauen, da er die Sprache kannte; allein es waren alles vergebliche Bemühungen: erklärte doch Boris Godunow geradezu, „Moskwa sei jetzt das wahre rechtgläubige Rom“: er ließ für sich beten „als für den einzigen christlichen Herrscher auf Erden.“

Um so willkommener war unter diesen Umständen die Aussicht, welche das Auftreten des falschen Demetrius auf das unerwartetste darbot.

Fast noch mehr an die geistlichen als an die politischen Interessen von Polen schloß sich Demetrius an.

Es war ein katholischer Beichtvater, dem er sich zuerst entdeckte; Väter Jesuiten wurden geschickt, ihn zu prüfen; dann nahm sich der päpstliche Nuntius Rangone seiner an. Gleich bei der ersten Zusammenkunft erklärte ihm dieser, er werde nichts zu hoffen haben, wenn er nicht die schismatische Religion abschwöre und die katholische annehme. Ohne viele Umstände zeigte sich Demetrius hiezu bereit; er hatte es schon vorher versprochen: den nächsten Sonntag geschah der Uebertritt. Er war entzückt, daß ihn hierauf König Siegmund anerkannte; er schrieb es mit Recht der Verwendung des Nuntius zu und versprach diesem, zur Ausbreitung und Vertheidigung des römischen Glaubens alles zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Ein Versprechen, das sofort eine hohe Bedeutung bekam. In Polen mochte man doch nicht recht an ihn glauben. Wie sehr erstaunte man, als der armselige Flüchtling in der That bald darauf in den Palast der Zaaren einzog! Der plötzliche Tod seines Vorgängers, in welchem das Volk ein Gottesurtheil sah, mag wohl am meisten dazu beigetragen haben.

Und hier erneuerte nun Demetrius seine Zusage: den Neffen jenes Nuntius nahm er mit großer Ehrerbietung bei sich auf; da seine polnische Gemahlin in kurzem bei ihm anlangte, mit einem zahlreichen Hofe, nicht allein von Rittern und Damen, sondern vorzüglich von Mönchen — Dominicanern, Franciscanern und Jesuiten, so schien er sein Wort unverzüglich halten zu wollen.

Aber eben dies gereichte ihm am meisten zum Verderben. Was ihm die Unterstützung der Polen verschafft hatte, entzog ihm die Neigung der Russen. Sie sagten, er esse und bade nicht wie sie; er ehre die Heiligen nicht; er sei ein Heide und habe eine ungetaufte heidnische Gemahlin auf den Thron von Moskwa geführt: unmöglich, das sei kein Zaarensohn.

Durch eine unerklärliche Ueberzeugung hatten sie ihn anerkannt; durch eine andere, die sich ihrer mit noch größerer Stärke bemeisterte, fühlten sie sich bewogen, ihn wieder zu stürzen.

Das wesentliche Moment war doch auch hier die Religion. In Rußland erhob sich wie in Schweden eine Gewalt, die ihrem Ursprunge nach den Tendenzen des Katholicismus entgegengesetzt war.

Innere Bewegungen in Polen.

Mißlungene Unternehmungen gegen einen äußeren Feind werden in der Regel die Wirkung haben, daß sie innere Streitigkeiten erwecken. Jetzt trat in Polen eine Bewegung ein, die es zweifelhaft machte, ob der König auf die angefangene Weise werde weiter regieren können. Sie hatte folgende Ursachen.

Nicht immer hielt sich König Siegmund mit denen im Einverständniß, durch deren Bemühung er zur Krone gelangt war. Im Widerspruch gegen Oestreich hatten ihn diese berufen; er dagegen schloß sich eng an Oestreich an. Zweimal nahm er seine Gemahlin aus der Linie von Grätz; er kam einst in Verdacht, daß er die Krone an dies Haus bringen wolle.

Schon darüber war der Großkanzler Zamoisky mißvergnügt. Noch mehr aber erbitterte ihn, daß der König, um von seinem Be-

förderer selbst unabhängig zu werden, nicht selten Gegner desselben zu den wichtigeren Stellen erhob und in den Senat nahm.

Denn hauptsächlich mit dem Senat suchte Siegmund III zu regieren. Er erfüllte ihn mit persönlich ergebenen Männern; zugleich machte er ihn ganz katholisch: die Bischöfe, unter dem Einfluß des Nuntius von dem König ernannt, bildeten darin eine starke und wohl allmählich die vorherrschende Partei.

Eben hieraus aber ergab sich eine, für die polnische Verfassung und die religiösen Interessen überaus wichtige doppelte Opposition.

Dem Senat als politischem Körper setzten sich die Landboten entgegen. Wie jener an den König, schlossen diese sich an Zamoisky, dem sie eine unbedingte Verehrung widmeten, und der ihrer Ergebenheit ein dem königlichen beinahe gleiches Ansehen verdankte. Eine Stellung, die für einen unternehmenden Magnaten einen mächtigen Reiz haben mußte. Nach dem Tode des Großkanzlers bemächtigte sich ihrer der Palatin von Krakau, Zebrzydowsky.

An diese Partei schlossen sich nun die Protestanten an. Es waren doch am Ende die Bischöfe, gegen welche beide klagten, die Einen wegen ihres weltlichen, die Anderen wegen ihres geistlichen Einflusses. Die Protestanten beschwerten sich, daß man in einem Gemeinwesen wie das polnische, welches auf freier Uebereinstimmung beruhe, wohlerworbene Rechte unaufhörlich kränke, daß man gemeine Leute zu hohen Würden erhebe und Männer von gutem Adel nöthigen wolle, diesen zu gehorchen. Viele Katholischen stimmten ihnen hierin bei.

Es ist wohl keine Frage, daß dieses religiöse Element der politischen Bewegung noch einen besonderen Antrieb verlieh.

Nachdem die Beschwerden öfter vorgetragen, die Subsidien verweigert, die Reichstage gesprengt worden — alles ohne Frucht —, griffen die Mißvergnügten endlich zu dem äußersten Mittel und riefen den gesammten Adel zum Rokoß. Rokoß war eine gesetzliche Form der Insurrection; der versammelte Adel machte alsdann den Anspruch, König und Senat vor sein Gericht zu ziehen. In dieser Versammlung waren die Evangelischen von um so größerer Bedeutung, da sie sich mit den Griechisch-gläubigen vereinigten.

Indessen auch der König hatte seine Anhänger. Der Nuntius hielt die Bischöfe zusammen; die Bischöfe gaben dem Senat seine Richtung; es ward ein Bund zur Vertheidigung des Königs und der Religion geschlossen; klüglich ergriff man den günstigen Zeitpunkt, die alten Irrungen zwischen Weltlichen und Geistlichen zu heben. Der

König zeigte sich auch in dem Augenblicke der Gefahr unerschütterlich: er habe eine gerechte Sache, er traue auf Gott.

In der That behielt er die Oberhand. Im October 1606 sprengte er den Rokoß auseinander, als sich eben eine große Anzahl seiner Mitglieder entfernt hatte; im Juli 1607 kam es zu einem förmlichen Treffen. Unter dem Geschrei Jesu Maria griffen die königlichen Truppen den Feind an und brachten ihm eine Niederlage bei. Noch eine Zeitlang hielt sich Zebrzydowsky im Felde; aber im Jahre 1608 mußte er sich doch zur Unterwerfung bequemen; es ward eine allgemeine Amnestie verkündigt.

Und hiedurch geschah es nun, daß die Staatsverwaltung die katholische Richtung, welche sie einmal eingeschlagen, weiter verfolgen konnte.

Die Unkatholischen blieben von den Aemtern ausgeschlossen, und in Rom fuhr man fort, die Wirkung zu preisen, die dies hervorgebracht habe: „ein protestantischer Fürst, — ein Fürst, der die Würden nur beiden Parteien zu gleichen Theilen verleihe, würde das ganze Land mit Ketzereien anfüllen; das Privatinteresse beherrsche nun einmal die Menschen. Da der König so standhaft sei, so folge der Adel dem Willen desselben."

Auch in den königlichen Städten beschränkte man den protestantischen Gottesdienst: „ohne offenbare Gewalt", sagt eine päpstliche Instruction, „nöthigt man doch die Einwohner, sich zu bekehren".

Der Nuntius sah darauf, daß die höchsten Gerichte im Sinne der katholischen Kirche besetzt würden und „nach den Worten der heiligen canonischen Satzungen" verführen. Besonders wichtig waren dann die gemischten Ehen. Das höchste Tribunal wollte keine für gültig erkennen, die nicht vor dem Pfarrer und einigen Zeugen geschlossen worden; die Pfarrer aber weigerten sich, gemischte Ehen einzusegnen; kein Wunder, wenn gar Mancher schon deshalb sich dem katholischen Ritus unterwarf, um seine Kinder nicht in Nachtheil zu setzen. Andere wurden dadurch bewogen, daß man den Protestanten den Kirchenpatronat streitig machte. Tausend Mittel besitzt ein Staat, um eine Meinung zu befördern, die er begünstigt: sie wurden hier, soweit es außer directem Zwange möglich war, alle angewendet; wenig bemerkt, aber unaufhörlich ging der Uebertritt fort.

Ohne Zweifel hatte hieran auch der Ernst und Nachdruck Antheil, mit welchem die Nuntien die geistlichen Geschäfte verwalteten. Sie hielten darauf, daß die Bisthümer nur mit wohlgeeigneten Männern besetzt würden, visitirten die Klöster und litten nicht, daß,

wie man wohl zu thun angefangen, ungehorsame und störrige Mitglieder, die man anderwärts los sein wollte, nach Polen geschickt würden; auch den Pfarren wendeten sie ihre Aufmerksamkeit zu: geistliche Gesänge, die Kinderlehre suchten sie einzuführen. Sie drangen auf die Einrichtung der bischöflichen Seminare.

Unter ihnen arbeiteten nun besonders die Jesuiten. In allen Provinzen finden wir sie thätig: unter dem gelehrigen Volke der Liven, in Litthauen, wo sie noch Spuren des alten Schlangendienstes zu bekämpfen haben, unter den Griechen, wo oft Jesuiten die einzigen katholischen Priester sind — zuweilen muß die Taufe achtzehnjährigen Jünglingen ertheilt werden; sie stoßen auf hochbetagte Männer, welche niemals das Abendmahl empfangen —, vorzüglich aber in dem eigentlichen Polen, wo, wie ein Mitglied rühmt, „Hunderte von gelehrten, rechtgläubigen, gottgeweihten Männern aus dem Orden beschäftigt sind, durch Schulen und Sodalitäten, Wort und Schrift Irrthümer auszurotten, die katholische Frömmigkeit zu pflanzen".

Auch hier erweckten sie in ihren Anhängern den gewohnten Enthusiasmus; auf das unglücklichste aber vereinigte er sich mit der Insolenz eines übermüthigen jungen Adels. Der König vermied eigentliche Gewaltthaten; die Jesuitenschüler hielten sich für befugt dazu.

Nicht selten feierten sie den Himmelfahrtstag damit, daß sie einen Sturm auf die Evangelischen machten, in ihre Häuser eindrangen, sie plünderten, verwüsteten; wehe dem, der sich ergreifen, der sich nur auf der Straße betreffen ließ!

Schon 1606 ward die Kirche, 1607 der Kirchhof der Evangelischen in Krakau gestürmt; die Leichen wurden aus den Gräbern geworfen; 1611 zerstörte man die Kirche der Protestanten in Wilna, mißhandelte oder tödtete ihre Priester; 1615 erschien in Posen ein Buch, welches nachzuweisen suchte, daß die Evangelischen kein Recht hätten, in dieser Stadt zu wohnen; im nächsten Jahre zerstörten die Jesuitenschüler die böhmische Kirche, so daß kein Stein auf dem anderen blieb; die lutherische Kirche ward verbrannt. So ging es an vielen anderen Orten; hie und da wurden die Protestanten durch die steten Angriffe genöthigt, ihre Kirchen zu veräußeren. Bald begnügte man sich nicht mehr mit den Städten: die Krakauer Studenten verbrannten die benachbarten Kirchen auf dem Lande. In Podlachien ging ein alter evangelischer Pfarrer, des Namens Barkow, auf seinen Stab gestützt, vor seinem Wagen daher; ein polnischer Edelmann, der von der anderen Seite denselben Weg kam, befahl seinem Kutscher, die

Pferde geradezu auf ihn loszutreiben: ehe der alte Mann noch ausweichen konnte, war er schon überfahren; er starb an seinen Wunden.

Mit alle dem konnte aber der Protestantismus nicht unterdrückt werden. Der König war durch ein Versprechen gebunden, das er nicht die Macht hatte zurückzunehmen. Für sich selbst blieben die Herren doch ungezwungen, und nicht alle traten sofort über. Zuweilen wurde nach vielen ungünstigen auch ein günstiges Urtheil ausgebracht und eine oder die andere Kirche wiederhergestellt. In den polnisch-preußischen Städten bildeten die Protestanten immer die Majorität. Noch viel weniger waren die Griechen bei Seite zu bringen; jene Union von 1595 erweckte vielmehr Abscheu als Nachfolge. Die Partei der Dissidenten, aus Protestanten und Griechen zusammengesetzt, war immer von großer Bedeutung; die gewerbreichsten Städte, die streitbarsten Völkerschaften, wie die Kosaken, gaben ihren Forderungen einen besonderen Nachdruck. Dieser Widerstand war um so mächtiger, da er an den Nachbarn, die nicht hatten überwältigt werden können, Rußland und Schweden, von Tag zu Tage einen stärkeren Rückhalt fand.

2.

Fortsetzung der Gegenreformation in Deutschland.

Ganz andere Grundsätze hegte man in Deutschland; jeder Fürst hielt es für sein gutes Recht, in seinen Landschaften die Religion nach seinen persönlichen Grundsätzen einzurichten.

Ohne viel Zuthun der Reichsgewalt, ohne besonderes Aufsehen wogte dann die angefangene Bewegung weiter.

Besonders hielten es die geistlichen Fürsten für Pflicht, ihre Territorien zum Katholicismus zurückzuführen.

Schon erschienen die Schüler der Jesuiten unter ihnen. Johann Adam von Bicken, Kurfürst von Mainz von 1601 — 1604, war ein Zögling des Collegium Germanicum in Rom. In dem Schloß von Königstein hörte er einst die Gesänge, mit denen die dortige lutherische Gemeinde ihren verstorbenen Pfarrer bestattete. „Mag sie denn", rief er aus, „ihre Synagoge ehrlich zu Grabe bringen." Den nächsten Sonntag bestieg ein Jesuit die Kanzel: einen lutherischen Prediger hat es daselbst niemals wieder gegeben. So ging es auch anderwärts. Was Bicken unvollendet gelassen, setzte sein Nach-

folger, Johann Schweikhard, eifrig fort. Es war ein Mann, der die Freuden der Tafel liebte, der aber dabei selbst regierte und ein ungemeines Talent zeigte. Es gelang ihm, die Gegenreformation in seinem ganzen Stifte, selbst auf dem Eichsfelde, zu vollenden. Er sendete eine Commission nach Heiligenstadt, welche binnen 2 Jahren 200 Bürger, unter ihnen viele, die im protestantischen Glauben ergraut waren, zum Katholicismus zurückbrachte. Es waren noch einige wenige übrig; er ermahnte sie persönlich, „als ihr Vater und Hirt", wie er sagte, „aus tiefem getreuem Herzen" und brachte sie zum Uebertritt. Mit außerordentlichem Vergnügen sah er eine Stadt wieder katholisch, die vor vierzig Jahren völlig protestantisch gewesen war.

So verfuhren nun auch Ernst und Ferdinand von Cöln, beides baierische Prinzen; der Kurfürst Lothar aus dem Hause Metternich von Trier, ein ausgezeichneter Fürst, von scharfem Verstand, mit dem Talente, die Schwierigkeiten, die sich ihm darboten, zu überwinden, prompt in seiner Justiz, wachsam, um den Vortheil sowohl seines Landes als seiner Familie zu befördern, auch übrigens leutselig und nicht allzu streng, nur mußte es nicht die Religion anbetreffen: Protestanten duldete er nicht an seinem Hofe. So großen Namen gesellte sich Neithard von Thüngen, Bischof von Bamberg, zu. Als er von seiner Hauptstadt Besitz nahm, fand er den ganzen Rath bis auf zwei Mitglieder protestantisch. Er hatte schon in Würzburg dem Bischof Julius beigestanden; er entschloß sich, die Maßregeln desselben nunmehr auf Bamberg anzuwenden. Bereits für Weihnachten 1595 erließ er sein Reformationsedict: es lautet auf Abendmahl nach katholischem Ritus oder Auswanderung; und obwohl Domcapitel, Adel und Landschaft ihm widersprachen, von den Nachbarn die dringendsten Vorstellungen ergingen, so finden wir doch alle die folgenden Jahre hindurch die Reformationsbefehle erneuert und im Ganzen ausgeführt. Mit dem Bamberger wetteiferte in Niederdeutschland Theodor von Fürstenberg zu Paderborn. Im Jahre 1596 setzte er alle Priester seiner Diöces gefangen, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilten. Natürlich gerieth er hierüber mit seinem Adel in Entzweiung, und wir finden Bischof und Adel sich wechselseitig ihre Heerden, ihre Stutereien wegtreiben. Auch mit der Stadt gerieth er endlich in offene Fehde. Unglücklicherweise erhob sich hier ein ungestümer Volksführer, der doch der großen Stellung nicht gewachsen war, deren er sich bemächtigt hatte. Im Jahre 1604 ward Paderborn zu neuer Huldigung gezwungen. Hierauf ward das

Jesuitencollegium auf das prächtigste ausgestattet; in kurzem erging auch hier ein Edict, das nur zwischen Messe und Auswanderung die Wahl ließ. Wie so ganz katholisch wurden allmählich Bamberg und Paderborn!

Höchst merkwürdig bleibt allemal die rasche und dabei doch so nachhaltige Verwandlung, welche in allen diesen Ländern hervorgebracht ward. Soll man annehmen, daß der Protestantismus in der Menge noch nicht recht Wurzel gefaßt hatte, oder soll man es der Methode der Jesuiten zuschreiben? Wenigstens ließen sie es an Eifer und Klugheit nicht fehlen. Von allen Punkten, wo sie sich festgesetzt, ziehen sie in weiten Kreisen umher. Sie wissen die Menge zu fesseln; ihre Kirchen sind die besuchtesten; sie gehen immer auf die vornehmste Schwierigkeit los; ist irgendwo ein bibelfester Lutheraner, auf dessen Urtheil die Nachbarn etwas geben, so wenden sie alles an, um ihn zu gewinnen, was ihnen auch bei ihrer Uebung in der Controvers selten fehlschlägt. Sie zeigen sich hülfreich; sie heilen Kranke; sie suchen Feindschaften zu versöhnen. Durch heilige Eide verpflichten sie alsdann die Ueberwundenen, die Bekehrten. Nach allen Wallfahrtsorten sieht man die Gläubigen unter ihren Fahnen heranziehen; Menschen, die eben noch eifrige Protestanten gewesen, schließen sich jetzt den Processionen an.

Und die Jesuiten hatten nicht allein geistliche, sondern auch weltliche Fürsten erzogen. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts traten ihre beiden großen Zöglinge auf, Ferdinand II und Maximilian I.

Man sagt, als der junge Erzherzog Ferdinand im Jahre 1596 Ostern in seiner Hauptstadt Grätz feierte, sei er der Einzige gewesen, der das Abendmahl nach katholischem Ritus nahm; in der ganzen Stadt habe es nur noch drei Katholiken gegeben.

In der That waren nach dem Tode des Erzherzogs Carl unter einer nicht sehr kräftigen vormundschaftlichen Regierung die Unternehmungen zu Gunsten des Katholicismus rückgängig geworden. Die Protestanten hatten die ihnen entrissenen Kirchen wieder eingenommen, ihre Schule zu Grätz durch neue, glückliche Berufungen verstärkt; der Adel hatte einen Ausschuß aufgestellt, um sich allem zu widersetzen, was zum Nachtheil des Protestantismus versucht werden möchte.

Dessenungeachtet entschloß sich Ferdinand augenblicklich, zur Ausführung und Vollendung der Gegenreformation zu schreiten. Geistliche und politische Antriebe kamen zusammen. Er sagte, auch er wolle Herr in seinem Lande sein, so gut wie der Kurfürst von Sachsen, der Kurfürst von der Pfalz. Gab man ihm die Gefahr zu bedenken, die ein

Anfall der Türken während innerer Zwistigkeiten herbeiführen könne, so entgegnete er, erst nach vollzogener Bekehrung dürfe man auf die göttliche Hülfe zählen. Im Jahre 1597 begab sich Ferdinand über Loreto nach Rom zu den Füßen Papst Clemens' VIII. Er that das Gelübde, die katholische Religion in seinen Erblanden auch mit Gefahr seines Lebens herstellen zu wollen; der Papst bestärkte ihn darin. So kam er zurück und schritt ans Werk. Im September 1598 erging sein Decret, durch welches er die Entfernung aller lutherischen Prädicanten in Grätz binnen vierzehn Tagen gebot.

Grätz war der Mittelpunkt der protestantischen Lehre und Gewalt. Man ließ nichts unversucht, um den Erzherzog wankend zu machen, weder Bitte noch Warnung, noch auch Drohung; aber der junge Fürst war nach dem Ausdruck des krainerischen Geschichtschreibers fest „wie ein Marmor". Im October erging ein ähnlicher Erlaß in Krain, im December in Kärnten.

Und nun zeigten sich zwar die Stände äußerst schwierig, selbst auf ihren besonderen Landesversammlungen; denn eine allgemeine gestattete Ferdinand nicht mehr: sie weigerten sich, ihre Subsidien zu zahlen; schon wurden die Soldaten an den Grenzen unruhig. Aber der Erzherzog erklärte, er wolle eher alles verlieren, was er von Gottes Gnaden besitze, als daß er einen Schritt breit weiche. Die Gefahr vor den Türken, die unter diesen Umständen bereits Canischa erobert hatten und täglich drohender vorrückten, nöthigte die Stände doch zuletzt, ihre Steuern zu bewilligen, ohne irgend eine Concession erhalten zu haben.

Hierauf hielt nun den Erzherzog nichts weiter zurück. Im October 1599 ward die protestantische Kirche in Grätz verschlossen und der evangelische Gottesdienst bei Leib- und Lebensstrafe verboten. Es ward eine Commission gebildet, die sich mit bewaffnetem Gefolge in das Land begab. Zuerst wurde Steiermark, dann Kärnten, endlich auch Krain reformirt. Von Ort zu Ort erscholl der Ruf: „es kommt die Reformation." Die Kirchen wurden niedergerissen, die Prediger verjagt oder gefangengesetzt, die Einwohner genöthigt, entweder des katholischen Glaubens zu leben oder das Land zu räumen. Es fanden sich doch Viele, z. B. in dem kleinen St.-Veit funfzig Bürger, welche die Auswanderung dem Abfall vorzogen. Die Auswanderer mußten den zehnten Pfennig bezahlen, was für sie immer kein kleiner Verlust war.

Mit so großer Härte verfuhr man. Dafür erlebte man die Ge-

nugthuung, daß man im Jahre 1603 über 40000 Communicanten mehr zählte als früher.

Und sogleich entwickelte das nun eine weitere Wirkung auf alle östreichischen Gebiete.

Anfangs hatte Kaiser Rudolf seinem jungen Vetter sein Vorhaben widerrathen; da es gelang, ahmte er es selber nach. Von 1599 bis 1601 finden wir eine Reformationscommission in Oberöstreich, 1602 und 1603 in Unteröstreich thätig. Von Linz und Steier mußten die im Dienst des Evangeliums ergrauten Prediger und Schullehrer weichen; schmerzlich empfanden sie es: „nunmehr, vom Alter gebeugt", ruft der Rector zu Steier aus, „werde ich ins, Elend verstoßen!". „Täglich", schreibt Einer von denen, die noch zurückgeblieben, „bedroht uns das Verderben: unsere Gegner beobachten uns, spotten unser, dürsten nach unserem Blute".

In Böhmen glaubte man sich durch die uralten utraquistischen Privilegien, in Ungarn durch die Selbständigkeit und Macht der Stände besser geschützt. Jetzt aber schien sich Rudolf weder um die einen, noch um die anderen kümmern zu wollen. Er war überredet worden, daß die alten Utraquisten untergegangen und die Evangelischen zum Genusse jener Privilegien nicht berechtigt seien. Im J. 1602 erließ er ein Edict, das zunächst die Kirchen der mährischen Brüder zu schließen befahl und ihre Zusammenkünfte verbot. Auch alle Anderen fühlten, daß sie in demselben Falle waren; und man ließ sie nicht in Zweifel über das, was sie zu erwarten hatten. Schon begann in Ungarn die offenbare Gewalt. Basta und Belgiojoso, welche die kaiserlichen Truppen in diesem Lande befehligten, nahmen die Kirchen von Caschau und Clausenburg weg: mit ihrer Hülfe suchte der Erzbischof von Colocsa die 13 Städte in Zips zum Katholicismus zurückzuführen. Auf die Beschwerden der Ungarn gab der Kaiser die Resolution: „Seine Majestät, welche den heiligen römischen Glauben von Herzen bekenne, wünsche ihn auch in allen ihren Reichen und besonders den ungarischen auszubreiten: sie bestätige hiemit und ratificire alle Beschlüsse, die seit den Zeiten des heil. Stephan, Apostels der Ungarn, zu Gunsten dieses Glaubens erlassen worden".

Trotz seiner hohen Jahre hatte denn auch der behutsame Kaiser seine Mäßigung abgelegt; die katholischen Fürsten insgesammt befolgten dieselbe Politik; soweit nur irgend ihre Macht reichte, breitete sich der Strom der katholischen Meinung weiter aus: Doctrin und Gewalt trieben ihn vorwärts; in der Reichsverfassung gab es kein Mittel hiegegen. Vielmehr fühlten sich die katholischen Bestre-

bungen so stark, daß sie in diesem Momente auch die Reichsangelegenheiten zu ergreifen, die bisher behaupteten Rechte des protestantischen Theiles zu gefährden anfingen. Schon waren, nicht ohne Einfluß der päpstlichen Nuntien, besonders des Cardinals Madruzzi, der zuerst die Aufmerksamkeit dahin lenkte, im Zustande der Reichsgerichte Veränderungen eingetreten, die Anlaß und Mittel dazu an die Hand gaben.

Auch das Kammergericht hatte endlich gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine mehr katholische Färbung bekommen: es waren Urtel ergangen, die der katholischen Auslegung des Religionsfriedens entsprachen. Die Benachtheiligten hatten dagegen das Rechtsmittel der Revision ergriffen; allein mit den Visitationen waren auch die Revisionen ins Stocken gekommen: die Sachen häuften sich an und blieben alle liegen.

Unter diesen Umständen geschah es, daß der Reichshofrath in Aufnahme kam. Wenigstens ließ sich hier ein Ende absehen: die unterliegende Partei konnte nicht zu einem niemals auszuführenden Rechtsmittel ihre Zuflucht nehmen. Aber der Reichshofrath war nicht allein noch entschiedener katholisch als das Kammergericht, er hing auch durchaus vom Hofe ab. „Der Reichshofrath", sagt der florentinische Geschäftsträger Alidosi, „erläßt keinen definitiven Urtheilsspruch, ohne ihn vorher dem Kaiser und dem geheimen Rathe mitzutheilen, die ihn selten ohne Abänderungen zurückschicken".

Welche allgemein wirksamen Institute gab es aber im Reiche außer den richterlichen? Die Einheit der Nation knüpfte sich an dieselben. Aber auch sie waren jetzt unter den Einfluß der katholischen Meinung, der Convenienz des Hofes gerathen. Schon fing man auf allen Seiten an, über die parteiischen Urtel, die gewaltsamen Executionen zu klagen, als bei der Sache von Donauwerth die allgemeine Gefahr hervortrat, die von diesem Punkte aus drohte.

Daß ein katholischer Abt in einer protestantischen Stadt, der seine Processionen öffentlicher und feierlicher halten wollte als herkömmlich, hiebei von dem Pöbel gestört und beschimpft worden, genügte dem Reichshofrath, um die Stadt selbst mit einem weitaussehenden Proceß, Mandaten, Citationen, Commissariaten, heimzusuchen und endlich die Acht über sie auszusprechen. Ein benachbarter strengkatholischer Fürst, Maximilian von Baiern, bekam den Auftrag, sie zu vollstrecken. Er begnügte sich nicht, Donauwerth zu besetzen; auf der Stelle berief er Jesuiten, erlaubte nur noch den katholischen Gottesdienst und schritt in gewohnter Weise zur Gegenreformation.

Maximilian selbst sah diese Sache in dem Lichte ihrer allgemeinen Bedeutung. Er schrieb dem Papste, wie an einem Prüfstein könne man daran die Abnahme des Ansehens der Protestanten erkennen.

Allein er täuschte sich, wenn er glaubte, sie würden es sich gefallen lassen. Sie sahen sehr wohl, was sie zu erwarten hatten, wenn es so fortging.

Schon erkühnten sich die Jesuiten, die Verbindlichkeit des Religionsfriedens zu leugnen: er habe im Grunde gar nicht geschlossen werden können ohne die Bestimmungen des Papstes; auf keinen Fall sei er länger als bis zum tridentinischen Concilium gültig gewesen; als eine Art Interim sei er anzusehen.

Und auch die, welche die Gültigkeit dieses Vertrages anerkannten, meinten doch, daß wenigstens alle, seit dem Abschluß desselben von den Protestanten eingezogenen Güter wieder herausgegeben werden müßten. Auf die protestantischen Erklärungen seiner Worte nahmen sie keine Rücksicht.

Wie nun, wenn diese Ansichten, wie es ja schon zu geschehen anfing, von den höchsten Reichsgerichten anerkannt, Urtel danach ausgesprochen und zur Vollstreckung gebracht wurden?

Als der Reichstag im Jahre 1608 zu Regensburg zusammenkam, wollten die Protestanten zu keiner Berathung schreiten, ehe ihnen nicht der Religionsfriede schlechthin bestätigt worden sei. Selbst Sachsen, das sich sonst immer auf die kaiserliche Seite neigte, forderte jetzt die Abschaffung der Hofprocesse, insofern sie dem alten Herkommen zuwider seien, die Verbesserung des Justizwesens und nicht allein die Erneuerung des Religionsfriedens, wie er 1555 geschlossen worden, sondern eine pragmatische Sanction, durch welche den Jesuiten verboten würde, wider denselben zu schreiben.

Auf der anderen Seite hielten aber auch die Katholiken eifrig zusammen: der Bischof von Regensburg hatte schon vorher ein Rundschreiben erlassen, in dem er seine Glaubensgenossen ermahnte, die Gesandten vor allem zu einhelliger Vertheidigung der katholischen Religion anzuweisen, „steif und fest wie eine Mauer zusammenzustehen", nur nicht zu temporisiren: jetzt habe man nichts zu fürchten; an stattlichen hochlöblichen Fürstenhäusern besitze man grundfeste eifrige Defensoren. Zeigten sich dann die Katholiken ja noch geneigt, den Religionsfrieden zu bestätigen, so trugen sie doch auf die Clausel an, „daß das, so demselben zuwidergehandelt, abgeschafft und restituirt werde", eine Clausel, die eben alles enthielt, was die Protestanten fürchteten und vermieden wissen wollten.

Bei diesem Zwiespalt in der Hauptsache war nicht daran zu denken, daß in irgend einem Punkte ein einmüthiger Beschluß gefaßt oder dem Kaiser die Türkenhülfe, die er wünschte und bedurfte, bewilligt worden wäre.

Es scheint doch, als habe dies auf den Kaiser einen Eindruck gemacht, als sei man am Hofe einmal entschlossen gewesen, dem Begehren der Protestanten unumwunden zu willfahren.

Wenigstens ist das der Inhalt eines sehr merkwürdigen Berichtes, welchen der päpstliche Geschäftsträger über diesen Reichstag abgestattet hat.

Der Kaiser war nicht selbst dahin gegangen; Erzherzog Ferdinand versah seine Stelle. So war auch nicht der Nuntius selbst in Regensburg; er hatte aber einen Augustiner, Fra Felice Milensio, Generalvicar seines Ordens, in seinem Namen dahin geschickt, der dann auch mit ungemeinem Eifer die Interessen des Katholicismus aufrechtzuerhalten suchte.

Dieser Fra Milensio nun, von dem unser Bericht stammt, versichert, der Kaiser habe sich wirklich zu einem Erlaß entschlossen, den Wünschen der Protestanten gemäß. Er leitet ihn von den unmittelbaren Einwirkungen des Satans her: ohne Zweifel sei er von den geheimen Kämmerern des Kaisers, von denen der eine ein Jude, der andere ein Ketzer, ausgegangen.

Hören wir von ihm selbst, was er nun weiter berichtet. „Auf die Nachricht von dem eingelaufenen Erlaß", sagt er, „die mir und einigen Anderen mitgetheilt worden, begab ich mich zu dem Erzherzog und fragte, ob ein solches Decret gekommen sei. Der Erzherzog bejahte dies. — Und denkt nun auch Ew. Erzherzogliche Durchlaucht es bekannt zu machen? — Der Erzherzog antwortete: So befiehlt der kaiserliche geheime Rath; der ehrwürdige Vater sieht selbst, in welcher Lage wir sind. Hierauf entgegnete ich: Ew. Erzherzogliche Durchlaucht wird ihre Frömmigkeit nicht verleugnen wollen, die Frömmigkeit, in der sie aufgezogen ist, mit der sie vor kurzem gewagt hat, so vielen drohenden Gefahren zum Trotz die Ketzer ohne Ausnahme aus ihren Landschaften zu verbannen. Ich kann nicht glauben, daß Ew. Durchlaucht den Verlust der Kirchengüter, die Bestätigung der teuflischen Secte Luthers und der noch schlimmeren Calvins, die doch nie im Reiche öffentlich Duldung genossen, durch dies neue Zugeständniß genehmigen werde. Der fromme Fürst hörte mich an. Was ist aber zu machen? sprach er. — Ich bitte Ew. Durchlaucht, sagte ich, diese Sache Seiner Heiligkeit dem Papste vorzulegen und

keinen Schritt zu thun, ehe wir dessen Antwort haben. So that der Erzherzog; er achtete mehr auf die Gebote Gottes als auf die Beschlüsse der Menschen."

Ist alle dem wirklich so, so sieht man wohl, welch eine wichtige Stelle dieser namenlose Augustinerbruder in unserer Reichsgeschichte einnimmt. In dem entscheidenden Momente hintertrieb er die Bekanntmachung einer Concession, welche die Protestanten wahrscheinlich befriedigt haben würde. An deren Stelle trat Ferdinand mit einer Interpositionsschrift hervor, welche die Möglichkeit jener Clausel nach wie vor einschloß. In einer Versammlung vom 5. April 1608 vereinigten sich die Protestanten, sich nicht zu fügen, sie nicht anzunehmen. Da jedoch auch der andere Theil nicht nachgab, von dem Kaiser oder seinem Stellvertreter nichts zu erlangen war, was ihre Furcht hätte beschwichtigen können, so griffen sie zu dem äußersten Mittel: sie verließen den Reichstag. Zum ersten Male kam es zu keinem Abschied, geschweige denn zu Bewilligungen; es war der Augenblick, in welchem die Einheit des Reiches sich factisch auflöste.

Und unmöglich konnten sie hiebei stehen bleiben. Die eingenommene Stellung zu behaupten, wäre Jeder allein zu schwach gewesen: eine Vereinigung, wie sie schon lange beabsichtigt, berathen und entworfen hatten, führten sie jetzt im Drange des Momentes aus. Unmittelbar nach dem Reichstage kamen zwei pfälzische Fürsten, Kurfürst Friederich und der Pfalzgraf von Neuburg, zwei brandenburgische, die Markgrafen Joachim und Christian Ernst, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden zu Ahausen zusammen und schlossen ein Bündniß, das unter dem Namen der Union bekannt ist. Sie verpflichteten sich, einander auf jede andere Weise und auch mit den Waffen beizustehen, besonders in Hinsicht der auf dem letzten Reichstage vorgetragenen Beschwerden. Sie setzten sich sogleich in eine Kriegsverfassung; jedes Mitglied nahm es über sich, einen oder den anderen seiner Nachbarn in den Bund zu ziehen. Ihr Sinn war, da die Lage der Dinge, wie sie im Reiche bestand, ihnen keine Sicherheit gewährte, sich diese selbst zu verschaffen, sich selbst zu helfen.

Eine Neuerung von der umfassendsten Bedeutung, um so mehr, da in den kaiserlichen Erblanden ein Ereigniß eintrat, das ihr sehr wohl entsprach.

Aus mancherlei Gründen nämlich war der Kaiser mit seinem Bruder Matthias zerfallen; die in ihrer Freiheit und ihrer Religion bedrängten östreichischen Stände sahen in diesem Zwiespalt eine Gelegenheit, beides zu behaupten, und traten auf die Seite des Erzherzogs.

Schon im Jahre 1606 schloß der Erzherzog im Einverständnisse mit ihnen einen Frieden mit den Ungarn, ohne den Kaiser darum gefragt zu haben. Sie entschuldigten sich damit, daß der Kaiser die Geschäfte vernachlässige, daß die Lage der Dinge sie gezwungen habe. Da nun aber Rudolf sich weigerte, diesen Frieden anzuerkennen, so erhoben sie sich und zwar sogleich in Kraft ihres Vertrages zur Empörung. Zuerst schlossen die ungarischen und die östreichischen Stände einen Bund zu Schutz und Trutz mit einander. Dann zogen sie auch die Mähren, besonders durch den Einfluß eines Lichtenstein an sich; sie vereinten sich alle, Gut und Blut für den Erzherzog zu wagen. So rückten sie, in denselben Tagen, in welchen der Regensburger Reichstag sich auflöste, im Mai 1608, mit ihrem selbstgewählten Oberhaupt ins Feld wider den Kaiser. Rudolf mußte sich bequemen, seinem Bruder Ungarn, Oestreich und Mähren abzutreten.

Natürlich mußte aber Matthias den Ständen die Dienste, die sie ihm geleistet, mit Concessionen erwiedern. Seit 48 Jahren hatten die Kaiser vermieden, einen Palatinus in Ungarn zu ernennen; jetzt ward ein Protestant zu dieser Würde befördert. Die Freiheit der Religion ward nicht allein den Magnaten, sondern auch den Städten, allen Ständen, ja selbst den Soldaten an den Grenzen auf das feierlichste zugesichert. Nicht eher leisteten die Oestreicher die Huldigung, als bis auch ihnen das Exercitium Religionis in Schlössern und Dörfern sowie in den Privathäusern der Städte freigegeben worden.

Was den Oestreichern und Ungarn der Angriff, das verschaffte den Böhmen die Vertheidigung. Gleich anfangs hatte sich Rudolf zu großen Zugeständnissen bequemen müssen, nur um seinem Bruder noch einigermaßen zu widerstehen: nachdem Ungarn und Oestreicher durch diesen zu so großen Freiheiten gelangt waren, konnte auch er, was auch immer der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte dazu sagen mochten, den Böhmen ihre Forderungen nicht verweigern. Er gewährte ihnen den Majestätsbrief, der nicht allein die alten Concessionen wiederholte, die Maximilian II gegeben, sondern ihnen auch eine eigene Behörde zu deren Vertheidigung zu gründen gestattete.

Wie so ganz anders standen nun plötzlich die deutschen, die erbländischen Angelegenheiten! Die Union breitete sich in Deutschland aus und wachte über jeden Angriff des Katholicismus, den sie gewaltig zurücktrieb. Ihre alten Ansprüche hatten die Stände der östreichischen Provinzen zu einer wohlgegründeten verfassungsmäßigen Gewalt ausgebildet. Es war dabei ein nicht unbedeutender Unterschied. Im Reiche hatte der Katholicismus die Territorien der katho-

lischen Fürsten wieder erfüllt; erst, als er weiter ging, in die Reichssachen gewaltiger eingriff, die Existenz freier Stände gefährdete, da fand er Widerspruch. In den Erblanden stellte sich ihm dagegen noch innerhalb der Territorialbefugnisse die Macht protestantischer Landsassen unüberwindlich entgegen. Im Ganzen war es aber der nämliche Sinn. In Oestreich sagte man sehr bezeichnend: man müsse ein Schwert mit dem anderen in der Scheide halten.

Denn auch die andere Partei setzte sich sogleich in kriegerische Verfassung. Am 11. Juli 1609 ward ein Bund zwischen Maximilian von Baiern und sieben geistlichen Herren, den Bischöfen von Würzburg, Constanz, Augsburg, Passau, Regensburg, dem Propst von Ellwangen, dem Abt von Kempten, geschlossen, zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, in dem nach dem Muster jenes alten Bundes zu Landsperg der Herzog von Baiern eine außerordentliche Gewalt bekam. Bald gesellten sich, doch mit einer gewissen Unabhängigkeit, die drei geistlichen Kurfürsten hinzu. Erzherzog Ferdinand wünschte aufgenommen zu werden; Spanien erklärte seinen Beifall; der Papst versprach, nichts zu unterlassen, was er für den Bund leisten könne. Man darf nicht zweifeln, daß sich der Papst besonders durch spanischen Einfluß nach und nach immer stärker in die Interessen dieser Liga verwickeln ließ.

Und so stellten sich zwei feindselige Parteien einander gegenüber, beide gerüstet, jede immer voll Furcht, überrascht, angegriffen zu werden, keine vermögend, die Sache zu einer großen Entscheidung zu bringen.

Es folgt, daß man in Deutschland keine Schwierigkeit mehr beseitigen, keine gemeinschaftliche Sache abthun kann.

Im Jahre 1611 soll zur Wahl eines römischen Königs geschritten werden; vergebens versammeln sich die Kurfürsten: sie können sie nicht zu Stande bringen.

Im Jahre 1612 kann es doch selbst nach dem Tode Rudolfs lange zu keiner Wahl kommen. Die drei weltlichen Kurfürsten fordern die Einführung eines paritätischen Reichshofrathes durch die Wahlcapitulation; die drei geistlichen setzen sich dieser Forderung entgegen. Nur dadurch, daß Sachsen, welches in allen diesen Dingen eine große Ergebenheit gegen das Haus Oestreich zeigt, auf die katholische Seite tritt, kann die Wahl vollzogen werden.

Was aber im Kurfürstenrathe nicht durchgegangen, fordert die Union der Fürsten an dem Reichstage von 1613 desto ungestümer; eben so entschieden stellen sich ihr die Katholiken entgegen; es kommt

zu keiner Berathung mehr: die Protestanten wollen sich dem Joche der Stimmenmehrheit nicht mehr unterwerfen.

In Jülich und Cleve, wo trotz der wechselnden Stimmungen der schwachen Regierung des letzten eingeborenen Fürsten zuletzt doch durch den Einfluß der lothringischen Gemahlin desselben starke Maßregeln für die Restauration des Katholicismus ergriffen worden, schien es jetzt eine Zeitlang, als müsse der Protestantismus die Oberhand bekommen: die nächsten Erben waren beide protestantisch. Allein auch hier war das Princip der religiösen Spaltung das stärkere. Von den protestantischen Prätendenten tritt der eine zum Katholicismus über; auch hier setzten sich die Parteien auseinander. Da sie keinen höchsten Richter anerkennen, so schreiten sie 1641 zu Thätlichkeiten. Der eine greift mit spanischer, der andere mit niederländischer Hülfe so weit um sich, als er vermag, und reformirt ohne weiteres den ihm zugefallenen Antheil auf seine Weise.

Wohl macht man Versuche der Aussöhnung. Es wird auf einen Kurfürstentag angetragen; aber Kurpfalz will davon nichts hören, da es seinem Collegen von Sachsen nicht traut; — oder auf einen allgemeinen Compositionstag; die katholischen Stände haben unzählige Gründe, ihm zu widersprechen. Andere blicken auf den Kaiser; sie rathen ihm, durch die Aufstellung einer ansehnlichen Truppenmasse sein Ansehen herzustellen. Doch was wäre von Matthias zu erwarten gewesen, der schon durch den Ursprung seiner Gewalt beiden Parteien angehörte, aber, von den Fesseln erdrückt, die er sich angelegt, sich zu keiner freien Thätigkeit erheben konnte? Laut beschwerte sich der Papst über ihn; er erklärte ihn für untauglich, eine so große Würde in diesen Zeiten zu bekleiden; er ließ ihm in den stärksten Ausdrücken Vorstellungen machen und wunderte sich nur, daß der Kaiser das so hinnahm. Später waren die Katholiken nicht so unzufrieden mit ihm. Selbst die Eiferer gestanden zu, er sei ihrer Kirche nützlicher geworden, als man hätte glauben können. Aber in Sachen des Reiches vermochte er nichts. Im Jahre 1617 machte er einen Versuch, die beiden Bündnisse aufzulösen. Allein unmittelbar hierauf verjüngte sich die Union, und die Liga ward so gut wie neu gegründet.

Nunciatur in der Schweiz.

Ein Zustand des Gleichgewichtes, wie er sich schon seit geraumer Zeit, nur friedlicher, in der Schweiz entwickelt hatte.

Die Autonomie der Territorien war in der Schweiz schon längst ausgesprochen; auf den Tagsatzungen durfte nicht einmal von Religionssachen gehandelt werden. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hegte man auf der katholischen Seite gar nicht einmal mehr die Hoffnung, die Protestanten zu überwältigen; sie waren nicht allein mächtiger und reicher, sie hatten auch geschicktere, in den Geschäften geübtere Männer.

Die Nuntien, die in Luzern ihren Sitz aufgeschlagen, täuschen sich hierüber nicht: sie selbst sind es, die diesen Zustand der Dinge bezeichnen. Jedoch auch bei dieser Beschränkung ihres Wirkungskreises in der Mitte der Katholiken nahmen sie noch immer eine recht bedeutende Stellung ein.

Ihre vornehmste Absicht war, die Bischöfe zu ihrer Pflicht anzuhalten. Die Bischöfe deutscher Nation betrachteten sich gern als Fürsten; unaufhörlich stellten ihnen die Nuntien vor, daß sie das doch bloß um ihres geistlichen Berufes willen seien, und schärften ihnen diesen ein. In der That finden wir viel Leben in der schweizerischen Kirche. Visitationen werden ausgeführt, Synoden veranstaltet, Klöster reformirt, Seminare gestiftet. Die Nuntien suchen das gute Benehmen zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt zu erhalten: durch Milde und Ueberredung kommen sie darin ziemlich zum Ziele. Es gelingt ihnen, das Eindringen protestantischer Schriften zu verhindern, wenn sie sich auch bescheiden müssen, den Leuten ihre Bibeln und ihre deutschen Gebetbücher zu lassen. Mit großem Erfolge arbeiten Jesuiten und Capuziner. Marianische Sodalitäten werden gestiftet: sie umfassen Alt und Jung; Predigt und Beichte werden eifrig besucht; die Wallfahrten zu den wunderthätigen Bildern nehmen wieder überhand; und man muß zuweilen die Strenge mildern, die sich der Eine oder der Andere auflegt. Die Nuntien wissen die Dienste, die ihnen besonders die italienischen Capuziner leisten, nicht genug zu rühmen.

Und so kommen denn auch Bekehrungen vor. Die Nuntien nehmen die Convertiten bei sich auf, unterstützen, empfehlen sie: sie suchen aus den Beiträgen der Gläubigen unter der Aufsicht von Prälaten Cassen zu Gunsten der Neubekehrten zu gründen. Zuweilen gelingt es, verloren gegebene Jurisdictionen wiederzugewinnen; dann eilt man, die Messe daselbst wiederherzustellen. Der Bischof von Basel, der Abt zu St.-Gallen zeigen sich hierin besonders eifrig.

In alle dem kommt es nun den Nuntien sehr zu statten, daß der König von Spanien sich eine Partei in der katholischen Schweiz

gemacht hat. Die Anhänger von Spanien, z. B. die Lusi in Unterwalden, die Amli in Luzern, die Bühler in Schwyz, und wie sie alle heißen, sind in der Regel auch dem römischen Stuhl am ergebensten. Die Nuntien verfehlen nicht, diese Neigungen nach Kräften zu pflegen: sie beobachten jede denkbare Rücksicht; die längsten und langweiligsten Reden hören sie geduldig an; sie sparen nicht mit Titeln; sie zeigen sich als große Bewunderer der alten Thaten der Nation und der Weisheit ihrer republikanischen Einrichtungen. Besonders finden sie es nothwendig, ihre Freunde durch regelmäßig wiederkehrende Gastgebote zusammenzuhalten; sie selbst erwiedern jede Einladung, jede Ehre, die man ihnen erweist, mit einem Geschenk; Geschenke vor allem sind hier wirksam; wer zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt worden und dazu eine goldene Kette, eine Medaille erhalten, fühlt sich ihnen auf ewig verpflichtet. Nur müssen sie sich hüten, etwas zu versprechen, das sie nicht gewiß wären zu halten; können sie mehr leisten, als sie zugesagt, so wird ihnen das desto höher angerechnet. Ihr Haushalt muß immer wohlgeordnet sein und keinem Tadel Raum geben.

So geschah es nun, daß die katholischen Interessen auch in der Schweiz im Allgemeinen in gute Aufnahme und ruhigen Fortschritt gelangten.

Es gab nur Einen Punkt, wo der Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken innerhalb Eines Gebietes, zusammentreffend mit schwankenden politischen Verhältnissen, Gefahr und Kampf veranlassen konnte.

In Graubündten war die Regierung wesentlich protestantisch; unter ihren Landschaften waren dagegen die italienischen, vor allen Valtellina, unerschütterlich katholisch.

Daher kam es hier zu unaufhörlichen Reibungen. Die Regierung litt keine fremden Priester im Thal; sie hatte selbst verboten, eine auswärtige Jesuitenschule zu besuchen; sie gestattete nicht einmal dem Bischof von Como, zu dessen Diöcese Valtellina gehörte, sein bischöfliches Amt daselbst auszuüben. Dagegen sahen auch die Eingeborenen mit großem Mißvergnügen Protestanten in ihrem Lande, und zwar als die Herren nnd Meister desselben; sie hielten sich innerlich doch zu den Italienern, zu dem rechtgläubigen Mailand; aus dem Collegium Helveticum daselbst, wo allein sechs Stellen für das Thal bestimmt waren, gingen immer aufs neue junge Theologen hervor, welche ihren Eifer entzündeten.

Es war das aber darum so gefährlich, weil Frankreich, Spanien und Venedig jedes nach Kräften wetteiferte, sich in Graubündten eine

Partei zu machen, Parteien, die sich nicht selten mit offener Gewalt bekämpften und eine die andere aus der Stelle trieben. Im Jahre 1607 nahm zuerst die spanische, gleich darauf die venezianische Faction Chur ein. Jene zerriß die Bündnisse; diese stellte dieselben wieder her. Die spanische hatte katholische, die venezianische protestantische Sympathien, wonach sich dann die ganze Politik des Landes bestimmte. Hauptsächlich kam es darauf an, für welche Seite Frankreich war. Die Franzosen hatten in der ganzen Schweiz, nicht allein in der katholischen, sondern auch in der protestantischen, ihre Pensionäre; in Graubündten genossen sie alten Einfluß. Um das Jahr 1612 waren sie für das katholische Interesse; dem Nuntius gelang es, ihre Freunde für Rom zu gewinnen; das venezianische Bündniß ward sogar förmlich aufgekündigt.

Parteikämpfe, die an sich wenig Aufmerksamkeit verdienen würden, die aber dadurch eine höhere Bedeutung bekamen, daß die Oeffnung oder Schließung der bündtnerischen Päße für die eine oder die andere Macht davon abhing. Wir werden sehen, daß sie ein Gewicht in die Wagschale der allgemeinen Verhältnisse der Politik und der Religion warfen.

Regeneration des Katholicismus in Frankreich.

Da ist nun die vornehmste Frage, welche Stellung Frankreich überhaupt in religiöser Hinsicht annahm.

Der erste Blick zeigt, daß sich die Protestanten noch immer überaus mächtig daselbst hielten.

Heinrich IV hatte ihnen das Edict von Nantes gewährt, durch das ihnen nicht allein der Besitz der Kirchen, die sie innehatten, bestätigt, sondern Antheil an den öffentlichen Lehranstalten, paritätische Kammern in den Parlamenten, Sicherheitsplätze in großer Anzahl überlassen wurden und überhaupt eine Unabhängigkeit eingeräumt ward, von der man fragen konnte, ob sie sich mit der Idee des Staates vertrage. Um das Jahr 1600 zählte man 760 Kirchsprengel der französischen Protestanten, alle wohlgeordnet; 4000 Edelleute hielten sich zu diesem Bekenntniß; man rechnete, daß es ohne Mühe 25000 Streiter ins Feld stellen könne; es besaß bei 200 befestigte Plätze. Eine ehrfurchtgebietende Macht, die man nicht ungestraft beleidigen durfte.

Neben ihnen aber und im Gegensatz mit ihnen erhob sich zu-

gleich eine zweite Macht, die Corporation des katholischen Clerus in Frankreich.

Die großen Besitzthümer der französischen Geistlichkeit gaben ihr an und für sich eine gewisse Unabhängigkeit; dadurch aber, daß sie zur Theilnahme an den Staatsschulden herbeigezogen worden, kam dies auch zur Darstellung und zum Bewußtsein.

Denn nicht so ganz erzwungen war diese Theilnahme, daß die Verpflichtung zu derselben nicht von Zeit zu Zeit mit den Formen einer freiwilligen Entschließung hätte wiederholt werden müssen.

Unter Heinrich IV bekamen die Zusammenkünfte, die zu dem Ende gehalten wurden, eine regelmäßigere Gestalt. Sie sollten von zehn zu zehn Jahren wiederholt werden, allemal im Mai, wo die Tage lang sind und sich viel thun läßt, niemals zu Paris, um keine Zerstreuung zu veranlassen; alle zwei Jahre sollten kleinere Versammlungen stattfinden, um die Rechnungen abzunehmen.

Es läßt sich an sich nicht erwarten, daß diese Versammlungen, namentlich die größeren, bei ihren finanziellen Verbindlichkeiten hätten stehen bleiben sollen. Schon die Erfüllung derselben gab ihnen Muth zu umfassenderen Beschlüssen. In den Jahren 1595 und 1596 beschlossen sie, die Provinzialconcilien zu erneuern, sich den Eingriffen der weltlichen Gerichtsbarkeit in die geistliche Amtsführung zu widersetzen, keine Simonie zu dulden, und was dem mehr ist; der König gab nach einigem Schwanken seine Zustimmung hiezu. Es war die Regel, daß der Clerus allgemeine Vorstellungen in Bezug auf Kirchen und Kirchenzucht machte. Der König konnte sich denselben unmöglich entziehen; es ging nie ohne neue Bewilligungen ab. Bei der nächsten Zusammenkunft begann dann der Clerus mit der Untersuchung, ob sie auch ausgeführt worden seien.

Sehr eigenthümlich ward hiedurch die Stellung Heinrichs IV zwischen zwei Corporationen, die beide eine gewisse Selbständigkeit hatten, beide ihre Versammlungen in der bestimmten Zeit hielten und ihn dann mit entgegengesetzten Vorstellungen bestürmten, denen er sich in der That weder auf der einen noch auf der anderen Seite so leicht entgegensetzen konnte.

Die Protestanten hatten sich, nachdem sie durch den Uebertritt des Königs zugleich ihres Oberhauptes beraubt worden waren, eine Organisation gegeben, die zuweilen in Gegensatz mit ihm trat. Der König sah ihre starke Aufstellung nicht ungern, insofern seine eifrig katholischen Räthe und die Parlamente dadurch bewogen werden

konnten, die Concessionen, die für die Sicherheit seiner alten Glaubensgenossen nothwendig waren, zu genehmigen. Er hat es sich ungemeine Mühe kosten lassen, ihnen das Edict von Nantes zu verschaffen; noch war der Friede mit Spanien nicht geschlossen und von den mächtigen Liguisten Einer noch in den Waffen, als es ihnen bewilligt wurde; es war ganz sein eigenes Werk.

Papst Clemens VIII zeigte sich darüber ungehalten und ließ sogar eine Drohung verlauten; der König wußte, daß er sie nicht zu fürchten habe.

Wenn man fragt, welchem von beiden Theilen Heinrich IV durch die That den größten Vorschub leistete, so ist das doch offenbar der katholische, obwohl sein eigenes Emporkommen sich von dem protestantischen herschrieb.

Schon im Jahre 1598 erklärte der König dem Clerus, seine Absicht sei, die katholische Kirche wieder so blühend zu machen, wie sie vor hundert Jahren gewesen; er bat ihn nur um Geduld und Vertrauen: Paris sei nicht an Einem Tage gebaut worden.

Ganz auf eine andere Weise wurden nun die Rechte des Concordats ausgeübt als früher; die Pfründen gelangten nicht mehr an Kinder und Frauen; der König sah bei der Besetzung geistlicher Stellen sehr ernstlich auf Gelehrsamkeit, Gesinnung und erbauliches Leben.

„In allen äußerlichen Dingen", sagt ein Venezianer, „zeigt er sich persönlich der römisch-katholischen Religion zugethan und der entgegengesetzten abgeneigt."

In diesem Sinne war es, daß er die Jesuiten zurückberief. Er glaubte, daß ihr Eifer zur Herstellung des Katholicismus und dadurch auch zur Erweiterung der königlichen Gewalt, wie er sie jetzt verstand, beitragen müßte.

Doch würde dies alles wenig geholfen haben, wäre nicht die bereits begonnene innere Regeneration der katholischen Kirche in Frankreich in dieser Zeit mächtig fortgeschritten. In den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts nahm sie in der That eine neue Gestalt an. Werfen wir noch einen Blick auf diese Umwandlung, besonders auf die Verjüngung der Klosterzucht, in der sie sich darstellt.

Mit großem Eifer wurden die alten Orden reformirt, Dominicaner, Franciscaner, Benedictiner. Die Frauencongregationen wetteiferten mit ihnen. Die Feuillantines nahmen so übertriebene Büßungen vor, daß einst in Einer Woche vierzehn dadurch umgekommen sein sollen; der Papst selbst mußte sie zur Milderung ihrer Strenge ermahnen. Im Portroyal ward Gemeinschaft der

Güter, Stillschweigen, Nachtwachen wiedereingeführt; Tag und Nacht ohne Aufhören ward hier das Mysterium der Eucharistie angebetet. Ungemildert beobachteten die Nonnen von der Schädelstätte die Regel des heil. Benedict; durch unausgesetztes Gebet am Fuße des Kreuzes suchten sie eine Art Buße für die Beleidigungen zu üben, die dem Baume des Lebens von den Protestanten zugefügt würden.

In einem etwas anderen Sinne hatte damals die h. Teresa den Orden der Carmeliterinnen in Spanien reformirt. Auch sie verordnete die strengste Clausur; selbst die Besuche der Verwandten an dem Sprachgitter suchte sie zu beschränken; nicht ohne Aufsicht blieb der Beichtvater. Jedoch sah sie in der Strenge nicht schon den Zweck. Sie suchte eine Stimmung der Seele hervorzurufen, welche sie dem Göttlichen nähere. Da fand sie nun, daß keine Entfernung von der Welt, kein Entsagen, keine Casteiung das Gemüth in den Schranken halte, deren es bedürfe, wenn nicht etwas anderes hinzukomme: Arbeit, geradezu häusliche Beschäftigung, weibliche Handarbeit, das Salz, das die weibliche Seele vor Verderben bewahre, durch welche den unnützen herumschweifenden Gedanken die Thür geschlossen werde. Doch sollte diese Arbeit, wie sie ferner anordnete, nicht kostbar, kunstreich, oder auf eine gewisse Zeit bestellt sein; sie sollte doch das Gemüth nicht selbst beschäftigen. Ihre Absicht war, die Ruhe einer in Gott sich selbst bewußten Seele zu befördern, einer Seele, wie sie sagt, „die immer lebt, als stünde sie vor Gottes Angesicht, die keinen Schmerz hat, als seiner Gegenwart nicht zu genießen"; sie wollte hervorbringen, was sie das Gebet der Liebe nennt, „wo die Seele sich selbst vergißt und die Stimme des himmlischen Meisters vernimmt". Ein Enthusiasmus, der wenigstens von ihr auf eine reine, großartige und naive Weise gefaßt ward und in der ganzen katholischen Welt den größten Eindruck machte. Gar bald wurde man auch in Frankreich inne, daß man noch etwas anderes bedürfe als die bloße Bußübung. Es ward ein eigener Abgeordneter nach Spanien geschickt, Pierre Berulle, der auch endlich, obwohl nicht ohne Schwierigkeiten, den Orden nach Frankreich überpflanzte, wo er dann sehr bald Wurzel faßte und die schönsten Früchte trug.

Auch die Stiftungen des Franz von Sales waren in diesem milderen Sinne. Franz von Sales pflegte in allen seinen Beschäftigungen mit heiterer Gemüthsruhe, ohne Anstrengung noch Eile zu Werke zu gehen. Mit seiner Gehülfin, Mère Chantal, stiftete er den Orden von der Heimsuchung ausdrücklich für solche, deren zartere

Leibesbeschaffenheit sie abhalte, in die strengeren Vereinigungen einzutreten. Er vermied in seiner Regel nicht allein die eigentliche Büßung und dispensirte von den schwereren Pflichten; er warnte auch vor allen innerlichen Zumuthungen: ohne viel Nachgrübeln müsse man sich vor Gottes Angesicht stellen und nicht verlangen, ihn mehr zu genießen, als er sich selbst gewähre; unter der Gestalt von Entzückungen verführe uns der Hochmuth: nur den gewöhnlichen Weg der Tugenden müsse man wandeln. Deshalb machte er vor allem seinen Nonnen die Krankenpflege zur Pflicht. Immer zwei und zwei, eine die Oberin, die andere die Beigesellte, sollten die Schwestern ausgehen und die bedürftigen Kranken in ihren Häusern aufsuchen. Mit den Werken, durch die Arbeit müsse man beten, meinte Franz von Sales. Ueber ganz Frankreich breitete sein Orden eine wohlthätige Wirksamkeit aus.

Es ist in diesem Gange der Dinge, wie man leicht sieht, ein Fortschritt, von der Strenge zur Mäßigung, von der Entzückung zur Ruhe, von abgeschiedener Bußübung zur Erfüllung einer socialen Pflicht.

Schon waren auch die Ursulinerinnen in Frankreich aufgenommen, deren viertes Gelübde es ist, sich dem Unterrichte junger Mädchen zu widmen, und die dies mit bewundernswürdigem Eifer erfüllten.

Wie es sich von selbst versteht, waren nun ähnliche Tendenzen auch in den Congregationen für Männer lebendig.

Jean Baptiste Romillon, der bis zu seinem 26. Jahre die Waffen wider den Katholicismus getragen, aber sich dann zu demselben bekehrt hatte, stiftete mit einem gleichgesinnten Freunde die „Väter der christlichen Lehre", welche den Elementarunterricht in Frankreich neu begründet haben.

Wir gedachten schon Berulle's, eines der ausgezeichnetsten Geistlichen des damaligen Frankreichs. Von erster Jugend an hatte er einen recht ernsten Eifer bewiesen, sich zum Dienste der Kirche auszubilden: er hatte sich dazu täglich, wie er sagt, „den wahrsten und innerlichsten Sinn seines Herzens" vorgehalten, welcher sei, „nach der größten Vollkommenheit zu trachten". Vielleicht hängt es mit den Schwierigkeiten, die er hiebei fand, zusammen, daß ihm nichts so nothwendig schien wie ein Institut zur Bildung von Geistlichen unmittelbar zum Kirchendienst zu errichten. Er nahm sich hiebei Philipp Neri zum Muster; auch er stiftete Priester des Oratoriums. Er duldete kein Gelübde: er ließ nur einfache Verpflichtungen zu; er

war großgesinnt genug, um zu wünschen, daß sich ein Jeder wieder entferne, der den Geist dazu nicht in sich spüre. In der That hatte nun auch sein Institut ungemeinen Fortgang; durch seine Milde zog es auch vornehmere Zöglinge an; bald sah sich Berulle an der Spitze einer glänzenden, kräftigen, gelehrigen Jugend; bischöfliche Seminare, gelehrte Schulen wurden ihm übertragen; in der Geistlichkeit, die aus dem Institut hervorging, regte sich ein neuer, frischer Geist. Eine ganze Anzahl bedeutender Prediger hat es gebildet; von dieser Zeit an setzte sich der Charakter der französischen Prediger fest.

Und könnten wir an dieser Stelle der Congregation von S. Maur vergessen? Indem die französischen Benedictiner sich der in Lothringen vollzogenen Reformation dieses Ordens anschlossen, fügten sie den übrigen Obliegenheiten die Verpflichtung hinzu, sich der Erziehung des jungen Adels und der Gelehrsamkeit zu widmen. Bald im Anfang erschien dann der ruhmwürdige Mann unter ihnen, Nicolaus Hugo Menard, der ihren Studien die Richtung auf die kirchlichen Alterthümer gab, der wir so viele großartigen Werke verdanken.

Schon waren auch die barmherzigen Brüder, eine Stiftung jenes unermüdlichen Krankenpflegers Johannes a Deo, eines Portugiesen, dem ein spanischer Bischof in einem Augenblick der Verwunderung diesen Beinamen gegeben, durch Maria Medici in Frankreich eingeführt worden; sie nahmen hier eine noch strengere Regel an; aber nur um so mehr Nachfolge fanden sie; in kurzem sehen wir 30 Spitäler von ihnen gegründet.

Welch ein Vorhaben ist es aber, ein ganzes Reich religiös umzugestalten, in Eine Richtung des Glaubens und der Lehre hinzureißen! In den tieferen Regionen, in dem Landvolke, bei den Landpfarrern selbst, gingen an vielen Orten noch immer die alten Mißbräuche im Schwange. Mitten in der allgemeinen Regung erschien endlich auch der große Missionar der gemeinen Leute, Vincenz von Paula, der die Congregation der Mission stiftete, deren Mitglieder, von Ort zu Ort ziehend, die religiösen Anregungen bis in die entferntesten Winkel des Landes ausbreiten sollten. Vincentius war selbst ein Bauernsohn, demüthig, voll von Eifer und praktischem Sinne. Auch der Orden der barmherzigen Schwestern, in welchem sich das zartere Geschlecht noch in dem Alter, worin es alle Ansprüche auf häusliches Glück oder weltlichen Glanz zu machen hätte, dem Dienste der Kranken, oft der verworfenen weihet, ohne auch nur die religiöse Gesinnung, von der diese ganze Thätigkeit ausgeht, anders als flüchtig äußern zu dürfen, verdankt ihm seine Entstehung.

Bestrebungen, wie sie in christlichen Ländern glücklicherweise immer aufs neue hervorgetreten sind, der Erziehung, des Unterrichts, der Predigt, gelehrter Studien, der Wohlthätigkeit. Nirgends werden sie ohne Vereinigung mannichfaltiger Kräfte und religiöser Begeisterung gedeihen. Anderwärts überläßt man sie dem sich immer verjüngenden Geschlechte, dem jedesmaligen Bedürfniß. Hier sucht man den Vereinigungen eine unerschütterliche Grundlage, dem religiösen Antriebe eine feste Form zu geben, um alles dem unmittelbaren Dienste der Kirche zu weihen und die künftigen Geschlechter unvermerkt zu demselben Sinne heranzuziehen.

In Frankreich zeigten sich nun in kurzem die größten Erfolge. Schon unter Heinrich IV sahen sich die Protestanten durch eine so tiefgreifende wie ausgebreitete Thätigkeit einer entgegengesetzten Gesinnung beschränkt und gefährdet; eine Zeit lang hatten sie keinen Fortgang mehr; aber gar bald erlitten sie Verluste: bereits unter Heinrich IV klagen sie, daß der Abfall in ihren Reihen beginne.

Und doch war Heinrich schon durch seine Politik genöthigt, ihnen Begünstigungen widerfahren zu lassen und sich den Zumuthungen des Papstes, der sie z. B. von allen öffentlichen Stellen ausgeschlossen wissen wollte, zu widersetzen.

Unter Maria Medici aber verließ man die bisherige Politik: man schloß sich um vieles enger an Spanien an; eine entschieden katholische Gesinnung bekam in allen inneren und äußeren Geschäften die Oberhand. Wie am Hofe, so hatte sie selbst in der Ständeversammlung das Uebergewicht. Von den beiden ersten Ständen ward im Jahre 1614 nicht allein die Publication des Tridentinums, sondern sogar die Herstellung der Kirchengüter in Béarn ausdrücklich gefordert.

Da war es nun für die Protestanten, in denen doch auch ein lebendiges kirchliches Leben waltete, um dies nicht unterdrückt zu sehen, ein großes Glück, daß sie politisch noch immer so stark, daß sie so gut gerüstet waren. Wie sich die Regierung mit ihren Gegnern vereinigt hatte, so fanden sie an mächtigen Mißvergnügten, an denen es dort niemals gefehlt hat noch fehlen wird, Rückhalt und Hülfe. Es dauerte noch eine Weile, ehe man sie geradezu angreifen konnte.

Zweites Capitel.

Allgemeiner Krieg. Siege des Katholicismus.

1617—1623.

Ausbruch des Krieges.

So verschieden auch die Zustände sein mögen, welche sich hiedurch entwickelt haben, so treffen sie doch in einem großen Resultat zusammen. Allenthalben ist der Katholicismus gewaltig vorgedrungen; allenthalben ist er auch auf einen mächtigen Widerstand gestoßen. In Polen vermag er seine Widersacher schon darum nicht zu erdrücken, weil sie an den benachbarten Reichen einen unüberwindlichen Rückhalt finden. In Deutschland hat sich eine eng geschlossene Opposition dem vordringenden Dogma, der zurückkehrenden Priesterschaft entgegengeworfen. Der König von Spanien hat sich entschließen müssen, den vereinigten Niederlanden einen Stillstand zu gewähren, der nicht viel weniger als eine förmliche Anerkennung enthält. Die französischen Hugenotten sind durch feste Plätze, kriegsbereite Mannschaften und zweckdienliche finanzielle Einrichtungen gegen jeden Angriff gerüstet. In der Schweiz ist das Gleichgewicht der Parteien schon lange ausgebildet, und auch der regenerirte Katholicismus vermag es nicht zu erschüttern.

Europa ist in zwei Welten geschieden, die sich auf jedem Punkt umfassen, beschränken, ausstoßen, bekämpfen.

Vergleichen wir sie im Allgemeinen, so stellt die katholische Seite zunächst eine bei weitem größere Einheit dar. Zwar wissen wir wohl, daß es ihr nicht an inneren Feindseligkeiten fehlt; aber diese sind doch fürs erste beschwichtigt. Vor allem, zwischen Frankreich und Spanien besteht ein gutes und sogar vertrauliches Vernehmen; dann will es nicht viel sagen, daß sich der alte Widerwille von Venedig oder Savoyen zuweilen regt; selbst so gefährliche Attentate wie jene Verschwörung gegen Venedig gehen ohne Erschütterung vorüber. Papst Paul V zeigte sich, nachdem ihm seine ersten Erfahrungen eine so nachdrückliche Lehre ertheilt, ruhig und gemäßigt; er verstand es, den Frieden zwischen den katholischen Mächten aufrechtzuerhalten, und dann und wann gab er ein Moment der gemeinschaftlichen Politik an. Die Protestanten dagegen hatten nicht allein überhaupt keinen

Mittelpunkt, sondern seit dem Tode der englischen Elisabeth und der Thronbesteigung Jakobs I, der von Anfang an eine etwas zweideutige Politik beobachtete, nicht einmal eine vorwaltende Macht. Lutheraner und Reformirte standen einander mit einem Widerwillen gegenüber, der nothwendig zu entgegengesetzten politischen Maßregeln führte. Aber auch die Reformirten selbst waren unter einander entzweit; Episcopalen und Puritaner, Arminianer und Gomaristen bekämpften sich mit wildem Haß; in der Assemblée der Hugenotten zu Saumur 1611 brach ein Zwiespalt aus, der niemals wieder gründlich beigelegt werden konnte.

Gewiß, man dürfte diesen Unterschied nicht von einer geringeren Lebendigkeit der religiösen Bewegung innerhalb des Katholicismus herleiten: wir nahmen eben das Gegentheil wahr. Eher ließe sich folgender Grund angeben. In dem Katholicismus war nicht jene Energie der ausschließenden Dogmatik, die den Protestantismus beherrschte; es gab wichtige Streitfragen, welche man unausgemacht ließ; Enthusiasmus, Mystik und die tiefere, nicht bis zur Klarheit des Gedankens durchzubildende Sinnesweise, die sich aus religiösen Tendenzen von Zeit zu Zeit immer wieder erheben muß, ward von dem Katholicismus in sich aufgenommen, geregelt, in den Formen klösterlicher Ascetik dienstbar gemacht, von dem Protestantismus dagegen zurückgewiesen, verdammt und ausgestoßen. Eben darum brach dann unter den Protestanten eine solche Gesinnung, sich selbst überlassen, in mancherlei Secten hervor und suchte sich einseitig, aber frei ihre eigenen Bahnen.

Dem entspricht es, daß die Literatur überhaupt auf der katholischen Seite um vieles mehr Gestalt und Regel gewonnen hatte. Wir können sagen, unter den Auspizien der Kirche setzten sich in Italien zuerst die modern-classischen Formen durch; in Spanien näherte man sich ihnen, soweit es der Geist der Nation immer zuließ; schon begann eine ähnliche Entwickelung in Frankreich, wo sie sich später so vollkommen ins Werk gesetzt, so glänzende Resultate hervorgebracht hat. Malherbe trat auf, der sich zuerst der Regel willig unterwarf und alle Licenz selbstbewußt fahren ließ, und der nun der monarchisch-katholischen Gesinnung, die er hegte, durch die epigrammatische Präcision, die etwas prosaische, aber dem Sinne der Franzosen entsprechende Popularität und Eleganz, mit welcher er sich aussprach, einen neuen Nachdruck verlieh. In den germanischen Nationen konnte diese Richtung damals selbst auf der katholischen Seite noch nicht zur Herrschaft gelangen; sie ergriff nur erst die lateinische Poesie, wo sie aber doch wirklich zuweilen, selbst bei unserem Balde, der sonst ein ausge-

zeichnetes Talent hat, wie eine Parodie herauskommt; in der Muttersprache blieb noch alles der Ausdruck der Natur. Noch viel weniger aber konnte sich die Nachahmung der Antike in diesen Völkern auf der protestantischen Seite durchsetzen. Shakespeare stellte den Inhalt und Geist der Romantik in unvergänglichen, frei hervorgebrachten Formen vor Augen; Alterthum und Historie mußten seinem Sinne dienen. Aus einer deutschen Schuhmacherwerkstatt gingen, dunkel, formlos und unergründlich, aber mit unwiderstehlicher Kraft der Anziehung, Werke deutschen Tiefsinnes und religiöser Weltanschauung hervor, die ihres Gleichen nicht haben, freie Geburten der Natur.

Jedoch ich will nicht versuchen, den Gegensatz dieser beiden einander gegenüberstehenden geistigen Welten darzustellen; um ihn ganz zu fassen, müßten wir der protestantischen Seite eine größere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Nur noch ein für die Begebenheit selbst unmittelbar wirksames Moment sei mir verstattet hervorzuheben.

In dem Katholicismus herrschten jetzt die monarchischen Tendenzen vor. Ideen von popularen Berechtigungen, von gesetzlichem Widerstande gegen die Fürsten, von Volkssouveränetät und Königsmord, wie sie dreißig Jahre früher selbst von den eifrigsten Katholiken verfochten worden, waren nicht mehr an der Zeit. Es gab jetzt keinen bedeutenden Gegensatz einer katholischen Bevölkerung gegen einen protestantischen Fürsten: selbst mit Jacob I von England vertrug man sich; jene Theorien fanden keine Anwendung mehr. Schon daraus folgte, daß das religiöse Princip sich dem dynastischen immer enger anschloß; es kam, wenn ich nicht irre, hinzu, daß die fürstlichen Persönlichkeiten auf der katholischen Seite ein gewisses Uebergewicht entwickelten. Wenigstens darf man das von Deutschland sagen. Da lebte noch der alte Bischof Julius von Würzburg, der bei uns den ersten durchgreifenden Versuch einer Gegenreformation gemacht hatte; Kurfürst Schweikhard von Mainz verwaltete sein Erzkanzleramt mit einem, durch warmen innerlichen Antheil erhöhten Talente und verschaffte demselben wieder einmal großen Einfluß; die beiden anderen rheinischen Kurfürsten waren entschlossene, thätige Männer; an ihrer Seite erhoben sich der männliche, scharfsinnige, unermüdliche Maximilian von Baiern, ein geschickter Administrator, von großartigen politischen Entwürfen erfüllt, und Erzherzog Ferdinand, unerschütterlich durch seinen Glauben, den er mit der Inbrunst einer starken Seele umfaßte, — fast alles Schüler der Jesuiten, welche es noch verstanden, in den Gemüthern ihrer Zöglinge große Antriebe hervorzurufen, auch ihrerseits Reformatoren, die den Zustand der

Dinge, in welchem man sich befand, mit Anstrengung und geistigem Schwunge zu Stande gebracht hatten.

Die protestantischen Fürsten ihrerseits waren mehr Erben als Stifter; sie waren bereits die zweite oder die dritte Generation. Nur in Einem und dem Anderen zeigten sich, ich weiß nicht, ob Kraft und innerliche Stärke, aber doch Ehrgeiz und Liebe zur Bewegung.

Dagegen traten jetzt unter den Protestanten offenbar Hinneigungen zur Republik, wenigstens zu einer aristokratischen Freiheit hervor. An vielen Orten, in Frankreich, in Polen, in allen östreichischen Gebieten war ein mächtiger Adel von protestantischer Ueberzeugung mit der katholischen Regierungsgewalt in offenem Kampfe. Was sich durch einen solchen erreichen lasse, davon gab die Republik der Niederlande, die sich täglich zu höherer Blüthe erhob, ein glänzendes Beispiel. Es ist allerdings in dieser Zeit in Oestreich die Rede davon gewesen, daß man sich von dem herrschenden Geschlechte lossagen und eine Verfassung wie die Schweiz oder wie die Niederlande annehmen müsse. In dem Gelingen dieser Bestrebungen lag für die deutschen Reichsstädte die einzige Möglichkeit, wieder zu größerer Bedeutung zu gelangen, und lebhaft nahmen sie daran Theil. Die innere Verfassung der Hugenotten war schon republikanisch, und zwar selbst nicht ohne demokratische Elemente. In den englischen Puritanern traten diese bereits einem protestantischen Könige entgegen. Es existirt eine kleine Schrift von einem kaiserlichen Botschafter in Paris aus dieser Zeit, in welcher die europäischen Fürsten mit vieler Lebhaftigkeit auf die gemeinschaftliche Gefahr aufmerksam gemacht werden, die ihnen aus dem Emporkommen eines solchen Geistes entspringe.

Die katholische Welt war in diesem Augenblicke einmüthig, classisch, monarchisch, die protestantische entzweit, romantisch, republikanisch.

In dem Jahre 1617 ließ sich bereits alles zu einem entscheidenden Kampfe zwischen ihnen an: auf der katholischen Seite fühlte man sich, wie es scheint, überlegen; es ist nicht zu leugnen, daß sie sich zuerst erhob.

In Frankreich erging am 15. Juni 1617 ein Edict, das der katholische Clerus schon längst gefordert, aber der Hof aus Rücksicht auf die Macht und die Oberhäupter der Hugenotten noch immer verweigert hatte, kraft dessen die Kirchengüter in Béarn wieder herausgegeben werden sollten. Dahin ließ sich Luynes bringen, der sich, obwohl die Protestanten anfangs auf ihn rechneten, doch allmählich der jesuitisch-päpstlichen Partei angeschlossen hatte; schon erhoben sich, im Vertrauen auf diese Gesinnung der höchsten Gewalt, hie und da,

zuweilen unter dem Läuten der Sturmglocke, Angriffe des Pöbels auf die Protestanten; die Parlamente nahmen gegen sie Partei.

Noch einmal machte der polnische Prinz Wladislaw sich auf, der sicheren Erwartung, daß er jetzt den Thron von Moskau einnehmen werde. Man hielt dafür, daß hiemit Absichten gegen Schweden verbunden seien, und unverzüglich ging der Krieg zwischen Polen und Schweden wieder an.

Allein bei weitem das Wichtigste bereitete sich in den Erblanden des Hauses Oestreich vor. Die Erzherzoge hatten sich versöhnt und verstanden: mit dem großen Sinne, den dies Haus in gefährlichen Augenblicken öfter bewiesen, gaben die Uebrigen die Ansprüche, die ihnen nach dem Tode des Kaisers Matthias, dem es an Nachkommenschaft gebrach, zuwachsen mußten, an Erzherzog Ferdinand auf; und in kurzem ward derselbe in der That als Thronfolger in Ungarn und Böhmen anerkannt. Es war dies am Ende nur eine Ausgleichung persönlicher Ansprüche, die aber eine allgemeine Bedeutung in sich schloß.

Von einem so entschlossenen Eiferer wie Ferdinand ließ sich nichts anderes erwarten, als daß er unverzüglich auch hier seinem Glauben die Alleinherrschaft zu verschaffen und darnach die gesammte Kraft dieser Länder zur Fortpflanzung des Katholicismus zu verwenden suchen werde.

Eine gemeinschaftliche Gefahr für alle Protestanten in den Erblanden, in Deutschland und in Europa.

Eben deshalb erhob sich zunächst an diesem Punkte der Gegensatz. Die Protestanten, die sich dem Vordringen des Katholicismus entgegengeworfen, waren nicht allein zur Gegenwehr gerüstet, sie hatten Muth genug, die Vertheidigung sogleich in einen Angriff zu verwandeln.

In Kurfürst Friedrich von der Pfalz concentrirten sich die Elemente des europäischen Protestantismus. Seine Gemahlin war die Tochter des Königs von England, die Nichte des Königs von Dänemark, sein Oheim Prinz Moritz von Oranien, nahe mit ihm verwandt das Oberhaupt der französischen Hugenotten von der minder friedlichen Partei, der Herzog von Bouillon. Er selbst stand an der Spitze der deutschen Union. Ein ernster Fürst, der Selbstbeherrschung genug besaß, um sich von den schlechten Gewohnheiten frei-

zuhalten, die damals an den deutschen Höfen herrschten, und sich vielmehr angelegen sein ließ, seine landesherrlichen Pflichten zu erfüllen, den Sitzungen seines geheimen Rathes fleißig beizuwohnen, — etwas melancholisch, stolz, voll hoher Gedanken. Zu seines Vaters Zeit standen im Speisesaale auch Tische für Räthe und Edelleute; er ließ sie alle wegschaffen: er speiste nur mit Fürsten und höchsten Personen. Man nährte an diesem Hofe ein lebhaftes Gefühl einer großen politischen Bestimmung; geflissentlich warf man sich in tausend weitaussehende Verbindungen; da so lange nicht ernstlich geschlagen worden, hatte man keinen deutlichen Begriff, was sich erreichen lasse, was die Zukunft bringen könne: den verwegensten Entwürfen gab man Raum.

In dieser Stimmung war der Hof zu Heidelberg, als die Böhmen, die, besonders im Gefühle jener religiösen Gefahr, mit dem Hause Oestreich in eine immer heftiger aufbrausende Entzweiung gerathen waren, sich entschlossen, Ferdinand zu verwerfen, obwohl er ihr Wort bereits besaß, und dem Kurfürsten von der Pfalz ihre Krone anzutragen.

Einen Augenblick bedachte sich Kurfürst Friedrich. Es war doch unerhört, daß ein deutscher Fürst einem anderen eine demselben rechtmäßig zufallende Krone entreißen wollte! Aber alle seine Freunde, Moritz, der den Stillstand mit den Spaniern nie gemocht, der Herzog von Bouillon, Christian von Anhalt, welcher das ganze Getriebe der europäischen Politik übersah und sich überzeugt hielt, es werde Niemand den Muth und die Macht haben, sich dem vollzogenen Ereignisse zu widersetzen, seine vertrautesten Räthe feuerten ihn an; die unermeßliche Aussicht, Ehrgeiz und Religionseifer zugleich rissen ihn hin: er nahm die Krone an (August 1619). Welch einen Erfolg mußte es haben, wenn er sich behauptete! Die Macht des Hauses Oestreich im östlichen Europa wäre gebrochen, der Fortgang des Katholicismus auf immer gehemmt gewesen.

Und schon regten sich ihm allenthalben mächtige Sympathien. In Frankreich erhob sich eine allgemeine Bewegung unter den Hugenotten; die Béarner widersetzten sich jenem königlichen Befehle; die Assemblée zu Loudun nahm sich ihrer an; nichts wäre der Königin-Mutter erwünschter gewesen, als diese kriegsbereite Opposition für sich zu gewinnen; schon war Rohan auf ihrer Seite und hatte ihr den Beitritt der Uebrigen versprochen.

Da war auch in dem unaufhörlich wogenden Graubündten die katholisch-spanische Partei wieder einmal unterdrückt, die protestanti-

sche zur Herrschaft emporgestiegen; mit Vergnügen empfing das Gericht zu Davos die Botschafter des neuen Königs von Böhmen und versprach ihm, die Päße des Landes den Spaniern auf ewig verschlossen zu halten.

Bemerken wir wohl, daß sich hiemit auch zugleich die republikanischen Tendenzen erhoben. Nicht allein behaupteten die böhmischen Stände ihrem gewählten Könige gegenüber eine natürliche Unabhängigkeit; in allen östreichischen Erblanden suchte man sie nachzuahmen; die deutschen Reichsstädte faßten neue Hoffnungen, und in der That ist die beste Geldhülfe, die Friedrich bei seinem Unternehmen empfing, von dieser Seite gekommen.

Allein eben darum, aus dem doppelten Gesichtspunkte der Religion und der Politik, nahmen sich nun auch die katholischen Fürsten mehr als je zusammen.

Maximilian von Baiern und Ferdinand, der das Glück gehabt hatte, in diesem Augenblicke zum Kaiser ernannt zu werden, schlossen den engsten Bund; der König von Spanien rüstete sich zu nachdrücklicher Hülfeleistung; Papst Paul V ließ sich zu sehr ansehnlichen Subsidienzahlungen bewegen.

Wie die Winde in der stürmischen Jahreszeit zuweilen plötzlich umschlagen, so trat der Strom des Glückes, des Vollbringens mit einem Mal auf die andere Seite.

Den Katholischen gelang es, einen der mächtigsten protestantischen Fürsten, aber einen Lutheraner, dem jene von dem Calvinismus ausgegangene Bewegung von Herzen verhaßt war, den Kurfürsten von Sachsen, für sich zu gewinnen.

Schon hierauf erhoben sie sich mit der gewissen Hoffnung des Sieges. Eine einzige Schlacht, am weißen Berge, 8. November 1620, machte der Gewalt des pfälzischen Friedrich und allen seinen Entwürfen ein Ende.

Denn auch die Union vertheidigte ihr Oberhaupt nicht mit dem nöthigen Nachdruck. Es mag wohl sein, daß jenes republikanische Element den vereinten Fürsten selbst gefährlich vorkam: sie wollten den Holländern den Rhein nicht einräumen; sie fürchteten die Analogien, welche ihre Verfassung in Deutschland erwecken möchte. Auf der Stelle erfochten die Katholiken auch in Oberdeutschland das Uebergewicht. Die Oberpfalz ward von den Baiern, die Unterpfalz von

den Spaniern besetzt; schon im April 1621 löste die Union sich auf. Alles, was sich zu Gunsten Friedrichs regte und erhob, ward verjagt oder zerschmettert. In Einem Moment, unmittelbar nach der größten Gefahr, war das katholische Prinzip in dem oberen Deutschland und in den östreichischen Provinzen allmächtig.

Indem erkämpfte es sich auch in Frankreich eine große Entscheidung. Nach einem glücklichen Schlage, den die königliche Gewalt gegen die ihr entgegengesetzten Factionen des Hofes, die Partei der Königin-Mutter, geführt, mit denen allerdings die Hugenotten in naher Berührung gestanden, drang der päpstliche Nuntius darauf, daß man den günstigen Augenblick zu einer Unternehmung gegen den Protestantismus überhaupt benutzen müsse; er wollte von keinem Aufschub hören: er meinte, was in Frankreich erst einmal verschoben werde, geschehe dann niemals; er riß Luynes und den König mit sich fort. In Béarn bestanden noch die alten Factionen, Beaumont und Gramont, die sich seit Jahrhunderten bekämpft; ihr Zwist verursachte, daß der König unaufgehalten in das Land einzog, die bewaffnete Macht, die Verfassung desselben auflöste und die Herrschaft der katholischen Kirche wiederherstellte. Zwar trafen die Protestanten im eigentlichen Frankreich nunmehr Anstalt, sich ihrer Glaubensbrüder anzunehmen; aber sie wurden im Jahre 1621 allenthalben geschlagen.

Da hatte sich auch ein veltlinisches Oberhaupt, Jacob Robustelli, mit katholischen Verbannten aus dem Lande, einigen Banditen aus dem Mailändischen und Venezianischen umgeben und den Entschluß gefaßt, der Herrschaft der Graubündtner, deren protestantische Tendenz auf diesen Landestheil so besonders drückte, ein Ende zu machen. Ein Capuzinerpater entflammte die an sich blutdürstige Schaar zu religiös-fanatischem Eifer; in der Nacht zum 19. Juli 1620 drang sie in Tirano ein; in der Morgendämmerung läutete sie die Glocken; indem die Protestanten hierüber aus ihren Häusern stürzten, wurden sie angefallen, überwältigt und sämmtlich ermordet. Wie in Tirano, so gleich darauf im ganzen Thale. Vergebens kamen die Graubündtner aus dem hohen Gebirge mehr als einmal herab, um die verlorene Herrschaft wiederzuerobern: so oft sie kamen, wurden sie auch geschlagen. Im Jahre 1621 drangen die Oestreicher aus Tirol, die Spanier aus Mailand sogar in das eigentliche Graubündten ein. „Das rauhe Gebirg erfüllte sich mit Mordgeheul; von den Feuersbrünsten der einsamen Häuser ward es furchtbar beleuchtet.“ Die Päße und das ganze Land wurden in Besitz genommen.

In diesem gewaltigen Fortgange wachten alle Hoffnungen der Katholischen auf.

Der päpstliche Hof stellte dem spanischen vor, die Niederländer seien entzweit und jetzt ohne Verbündete; eine gelegenere Zeit könne es nicht geben, um den Krieg gegen die alten Rebellen zu erneuern; es gelang ihm, die Spanier zu überreden. Der Canzler von Brabant, Peter Peckius, erschien am 25. März 1621 im Haag; aber statt auf die Erneuerung des Stillstandes, welcher eben ablief, trug er auf die Anerkennung der rechtmäßigen Fürsten an. Die Generalstaaten erklärten diese Zumuthung für ungerecht, unerwartet, ja unmenschlich: — die Feindseligkeiten brachen wieder aus. Auch hier waren die Spanier anfangs im Vortheil. Sie entrissen den Niederländern Jülich, was ihren Unternehmungen am Rhein einen großen Abschluß gab. Von Emmerich bis Straßburg hatten sie das linke Rheinufer inne.

So viele zusammentreffenden Siege auf einmal, auf so verschiedenen Seiten, von so mannichfaltiger Vorbereitung, die aber, im Lichte der Weltentwickelung überschaut, doch in der That einen einzigen bilden! Betrachten wir nun, was für uns das Wichtigste ist, wie man sie benutzte.

Gregor XV.

Bei der Procession, die man zur Feier der Schlacht am weißen Berge veranstaltete, erlitt Paul V den Anfall eines Schlages; kurz darauf folgte ein zweiter, an dessen Folgen er starb — 28. Januar 1621.

Die neue Wahl vollzog sich im Allgemeinen wie die früheren. Paul V hatte so lange regiert, daß unter ihm das gesammte Collegium erneuert worden war; bei weitem der größte Theil der Cardinäle hing deshalb von seinem Nepoten, dem Cardinal Borghese, ab. Nach einigem Schwanken fand derselbe den Mann, über den sich alle seine Anhänger vereinigten, Alexander Ludovisio von Bologna, der dann auch sofort gewählt ward, 9. Februar 1621, und den Namen Gregor XV annahm.

Ein kleiner, phlegmatischer Mann, der sich in früheren Zeiten den Ruf erworben, geschickt zu unterhandeln, es zu verstehen, ohne Aufsehen, im Stillen zu seinem Ziele zu gelangen, jetzt aber schon vom Alter gebeugt, schwach und krank.

Was sollte man für den Moment des welthistorischen Kampfes,

in welchem man sich befand, von einem Papste erwarten, dem man sich oft nicht getraute schwierige Geschäfte mitzutheilen, aus Furcht, seiner Gebrechlichkeit den letzten Stoß zu geben?

Allein zur Seite dieses hinsterbenden Greises trat ein junger Mann von 25 Jahren auf, sein Nepote Ludovico Ludovisio, der sich sogleich in Besitz der päpstlichen Allgewalt setzte und so viel Geist und Kühnheit zeigte, wie die Lage der Dinge nur immer erforderte.

Ludovico Ludovisio war prächtig, glänzend, versäumte nicht, Reichthümer an sich zu bringen, vortheilhafte Familienverbindungen zu schließen, seine Freunde zu begünstigen, zu befördern: er lebte und ließ leben; aber dabei hatte er doch auch die großen Interessen der Kirche im Auge; selbst seine Feinde gestehen ihm wahrhaftes Talent für die Leitung der Geschäfte zu, einen richtig fühlenden Geist, der in den schwierigsten Verwickelungen eine befriedigende Auskunft entdeckte und alle den unbesorgten Muth, der dazu gehört, ein mögliches Ergebniß in dem Dunkel der Zukunft wahrzunehmen und darauf hinzusteuern. Hätte ihn nicht die Schwächlichkeit des Oheims, die ihm keine lange Dauer seiner Gewalt verhieß, in Schranken gehalten, so würde keine Rücksicht auf der Welt Einfluß auf ihn gehabt haben.

Da ist nun sehr wichtig, daß der Nepote wie der Papst von der Idee, in der Ausbreitung des Katholicismus das Heil der Welt zu erblicken, erfüllt war. Cardinal Ludovisio war von den Jesuiten erzogen und ihr großer Gönner; die Kirche S. Ignatius zu Rom ist großentheils auf seine Kosten erbaut worden; er gab etwas darauf, daß er Protector der Capuziner wurde, und meinte, das sei die wichtigste Protection, die er habe; mit Vorliebe und Hingebung widmete er sich der devotesten Abstufung römischer Meinungen.

Will man sich den Geist der neuen Verwaltung im Allgemeinen vergegenwärtigen, so braucht man sich nur zu erinnern, daß Gregor XV es ist, unter dem die Propaganda gestiftet und die Begründer der Jesuiten, Ignatius und Xaver, heiliggesprochen worden sind.

Der Ursprung der Propaganda liegt eigentlich schon in einer Anordnung Gregors XIII, durch welche eine Anzahl Cardinäle mit der Leitung der Missionen im Orient beauftragt und der Druck von Katechismen in den minder bekannten Sprachen angeordnet wurde. Jedoch war das Institut weder fest begründet, noch mit den nöthigen Mitteln versehen, noch auch umfassend. Nun blühte damals ein großer Prediger zu Rom, Girolamo da Narni, der sich durch ein Leben, das ihm den Ruf eines Heiligen verschaffte, die allgemeine Verehrung erwarb und auf der Kanzel eine Gedankenfülle, Gediegen-

heit des Ausdrucks, Majestät des Vortrages entwickelte, welche Jedermann hinrissen. Als Bellarmin einst aus einer Predigt desselben kam, sagte er, er glaube, daß ihm so eben von den drei Wünschen des h. Augustin einer gewährt worden sei, nämlich der Wunsch, S. Paulum zu hören. Auch Cardinal Ludovisio stand ihm nahe; er hatte die Kosten zum Druck seiner Predigten hergegeben. Dieser Capuziner nun zunächst faßte den Gedanken einer Erweiterung jenes Institutes. Auf seinen Rath ward eine Congregation in aller Form gegründet, um in regelmäßigen Sitzungen die Leitung der Missionen in allen Theilen der Welt zu besorgen; wenigstens jeden Monat einmal sollte sie sich vor dem Papste versammeln. Gregor XV wies die ersten Gelder an; der Nepote steuerte aus seinem Privatvermögen bei, und da dies Institut einem in der That vorhandenen Bedürfnisse entgegenkam, das sich eben fühlbar machte, so nahm es sich von Tag zu Tage glänzender auf. Wer weiß nicht, was die Propaganda schon für allgemeine Sprachkunde gethan hat? Sie hat aber überhaupt, und vielleicht in den ersten Zeiten am erfolgreichsten, ihren Beruf auf eine großartige Weise zu erfüllen gesucht.

An diese Gesichtspunkte schloß sich die Canonisation jener beiden Jesuiten an. „Zu der Zeit", sagte die Bulle, „als man neue Welten gefunden und als in der alten sich Luther zur Bekämpfung der katholischen Kirche erhoben habe, sei der Geist Ignatio Loyola's zur Stiftung einer Gesellschaft erweckt worden, die sich vorzugsweise der Bekehrung der Heiden und der Herbeibringung der Ketzer widme. Vor allen anderen Mitgliedern derselben habe sich aber Franz Xaver würdig gemacht, der Apostel der neugefundenen Nationen zu heißen. Deshalb seien sie jetzt beide in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen: Kirchen und Altäre, wo man Gott sein Opfer darbringe, sollen ihnen geweihet werden".

Und in dem Geiste, der sich in diesen Acten darstellt, traf die neue Regierung auch unverweilt Anstalt, den Siegen, welche die Katholiken erfochten, Bekehrungen folgen zu lassen, die Eroberungen, die sie gemacht, durch Wiederherstellung der Religion zu rechtfertigen und zu befestigen. „Alle unsere Gedanken", sagt eine der ersten Instructionen Gregors XV, „müssen wir dahin richten, von dem glücklichen Umschwung, von der sieghaften Lage der Dinge so viel Vortheil zu ziehen wie möglich." Ein Vorhaben, das auf das glänzendste gelang.

Allgemeine Ausbreitung des Katholicismus.

1.

Böhmen, die östreichischen Erblande.

Zuerst fiel das Augenmerk der päpstlichen Gewalt auf das aufgehende Glück der katholischen Meinung in den östreichischen Provinzen.

Indem Gregor XV dem Kaiser die Subsidien verdoppelte, die ihm bisher gezahlt worden, und ihm zugleich ein nicht unbeträchtliches außerordentliches Geschenk versprach — obwohl er, wie er sagt, kaum selbst zu leben übrig behalte —, schärft er ihm ein, daß er keinen Augenblick zögern, seinen Sieg auf das rascheste verfolgen und zugleich die Herstellung der katholischen Religion ins Werk setzen möge. Nur durch diese Herstellung könne er dem Gott des Sieges danken. Er geht von dem Grundsatze aus, durch die Rebellion seien die Lande der Nothwendigkeit eines strengeren Zwanges verfallen: man müsse sie mit Gewalt nöthigen, ihre Gottlosigkeiten fahren zu lassen.

Der Nuntius, welchen Gregor XV an den Kaiser schickte, war der in deutschen Geschichten wohlbekannte Carl Caraffa. Aus den beiden Relationen, die von ihm übrig sind, die eine gedruckt, die andere handschriftlich, können wir mit Sicherheit entnehmen, welche Maßregeln er zur Erreichung jener Absichten ergriffen hat.

In Böhmen, wo seine Thätigkeit begann, war seine erste Sorge, die protestantischen Prediger und Schullehrer zu entfernen, „welche der Beleidigung göttlicher und menschlicher Majestät schuldig seien."

Nicht so ganz leicht ward ihm dies; die Mitglieder der kaiserlichen Regierung zu Prag fanden es noch zu gefährlich. Erst als Mansfeld aus der Oberpfalz vertrieben, alle auswärtige Gefahr entfernt und ein paar auf das Verlangen des Nuntius angeworbene Regimenter in Prag eingerückt waren, am 13. December 1621, wagte man, dazu zu schreiten. Aber auch dann schonte man noch die beiden lutherischen Prediger aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen. Der Nuntius, Repräsentant eines Princips, das keine Rücksicht kennt, wollte davon nichts hören: er klagte, das ganze Volk hänge sich an die Leute; ein katholischer Priester bekomme nichts zu thun, er finde sein Auskommen nicht. Im October 1622 drang er endlich durch, und auch die lutherischen Prediger wurden verwiesen. Einen Augenblick schien es, als würden sich die Befürchtungen der Regierungsräthe bewähren: der Kurfürst von Sachsen erließ ein drohendes Schreiben und nahm in den wichtigsten Fragen eine feindselige Stellung an;

selbst der Kaiser sagte dem Nuntius einmal, man habe wohl allzuviel Eile gehabt, und es wäre besser gewesen, eine gelegenere Zeit zu erwarten. Jedoch man kannte die Mittel, Ferdinand festzuhalten; der alte Bischof von Würzburg stellte ihm vor: „vor Gefahren werde ein glorreicher Kaiser nicht erschrecken; es stehe ihm auch allemal besser an, in die Gewalt der Menschen zu fallen, als in die Hände des lebendigen Gottes." Der Kaiser gab nach. Der Nuntius erlebte den Triumph, daß Sachsen sich die Entfernung der Prediger zuletzt doch gefallen ließ und von seiner Opposition zurücktrat.

Hiedurch war der Weg geebnet. An die Stelle der protestantischen Prediger traten — denn an Weltgeistlichen hatte man noch einen empfindlichen Mangel — Dominicaner, Augustiner, Carmeliter; aus Gnesen langte eine ganze Colonie Franciscaner an; die Jesuiten ließen es nicht an sich fehlen; als ein Schreiben der Propaganda einlief, worin sie ersucht wurden, die Stellen von Pfarrern zu übernehmen, hatten sie das schon gethan.

Und nun hätte nur noch die Frage sein können, ob man nicht wenigstens zum Theil den nationalen utraquistischen Ritus nach den Bestimmungen des Baseler Conciliums bestehen lassen dürfe. Die Regierungsräthe, der Gouverneur selbst, Fürst Lichtenstein, waren dafür; sie gestatteten, daß der grüne Donnerstag 1622 noch einmal mit dem Genuß beider Gestalten gefeiert wurde; und schon erhob sich eine Stimme in dem Volke, daß man sich diesen altherkömmlichen vaterländischen Gebrauch nicht entreißen lassen dürfe. Aber durch keine Vorstellung war der Nuntius dafür zu stimmen: unerschütterlich hielt er die Gesichtspunkte der Curie fest; er wußte wohl, daß der Kaiser sie zuletzt billigen werde; und in der That gelang es ihm, eine Erklärung desselben auszubringen, daß sich seine weltliche Regierung in die religiösen Geschäfte nicht zu mischen habe. Hierauf ward die Messe allenthalben nur noch nach römischem Ritus gehalten: lateinisch, mit Ausiprengung von Weihwasser und Anrufung der Heiligen; an den Genuß beider Gestalten war nicht mehr zu denken; der keckste Vertheidiger dieses Gebrauches wurde gefangengesetzt; endlich ward auch das Symbol des Utraquismus, der große Kelch mit dem Schwert an der Theinkirche, dessen Anblick die alten Erinnerungen wach erhalten hätte, heruntergenommen. Den sechsten Juli, wo man sonst das Andenken an Johann Huß gefeiert, wurden die Kirchen sorgfältig verschlossen gehalten.

Dieser strengsten Einwirkung römischer Dogmen und Gebräuche kam nun die Regierung mit politischen Mitteln zu Hülfe. Die Con-

fiscationen brachten einen beträchtlichen Theil des Landeigenthums in katholische Hände; die Erwerbung liegender Gründe ward den Protestanten so gut wie unmöglich gemacht; in allen königlichen Städten ward der Rath geändert; man hätte kein Mitglied darin geduldet, dessen Katholicismus verdächtig gewesen wäre; die Rebellen wurden begnadigt, sobald sie sich bekehrten; den Widerspenstigen dagegen, den Unüberzeugbaren, die sich den geistlichen Ermahnungen nicht fügen wollten, wurde Einquartierung in die Häuser gelegt, „damit", wie der Nuntius wörtlich sagt, „ihre Drangsale ihnen Einsicht verschaffen möchten."

Die Wirkung, die aus dieser vereinigten Anwendung von Gewalt und Lehre entsprang, war selbst dem Nuntius unerwartet. Er war erstaunt, wie zahlreich die Kirchen in Prag besucht wurden, manchen Sonntag Morgen von zwei- bis dreitausend Menschen, und wie bescheiden, andächtig und äußerlich katholisch sich diese betrugen. Er leitet das daher, daß die katholischen Erinnerungen hier doch niemals ganz verloschen gewesen, — wie man z. B. das große Crucifix auf der Brücke selbst von der Gemahlin König Friedrichs nicht habe wegnehmen lassen; der Grund wird sein, daß die protestantischen Ueberzeugungen die Massen hier in der That noch nicht durchdrungen hatten. Unaufhaltsam schritt die Bekehrung vorwärts; im Jahre 1624 wollen die Jesuiten allein 16,000 Seelen zur katholischen Kirche zurückgebracht haben. In Tabor, wo der Protestantismus ausschließend zu herrschen geschienen, traten bereits Ostern 1622 funfzig, Ostern 1624 alle anderen Familien über. Wie so vollkommen ist Böhmen mit der Zeit katholisch geworden!

Wie in Böhmen, ging es auch in Mähren; und hier kam man sogar noch rascher zum Ziele, da der Cardinal Dietrichstein, zugleich Gouverneur des Landes und Bischof von Olmütz, geistliche und weltliche Gewalt in diesem Sinne vereinigte. Nur fand sich hier eine besondere Schwierigkeit. Der Adel wollte sich die mährischen Brüder nicht entreißen lassen, deren Dienst in Haus und Feld unschätzbar, deren Ortschaften die blühendsten im Lande waren; in dem geheimen Rathe des Kaisers selbst fanden sie Fürsprache. Jedoch der Nuntius und das Princip siegten auch hier. Bei 15,000 wurden entfernt.

Im Glatzischen hatte der junge Graf Thurn die protestantischen Fahnen noch einmal zum Siege geführt; aber den Kaiserlichen kamen die Polen zu Hülfe; hierauf ward das Land überwältigt, auch die Stadt erobert und der katholische Dienst mit gewohnter Strenge her-

gestellt. Einige sechzig Prediger wurden des Landes verwiesen; eine nicht geringe Anzahl von Gläubigen folgte ihnen; ihre Güter wurden dafür eingezogen; die Menge kehrte zum Katholicismus zurück.

Unter diesen Umständen wurden die so oft wiederholten, so oft mißlungenen Versuche, den Katholicismus in dem eigentlichen Oestreich herzustellen, endlich mit entscheidendem Erfolge erneuert. Erst wurden die der Rebellion angeklagten, dann alle anderen Prediger verjagt; mit einem Zehrpfennig versehen, fuhren die armen Leute langsam die Donau hinauf; man rief ihnen nach: wo ist nun euere feste Burg? Der Kaiser erklärte den Landständen gerade heraus: „er habe sich und seinen Nachkommen die Disposition über die Religion gänzlich und allerdings vorbehalten." Im October 1624 erschien eine Commission, die den Einwohnern eine Frist setzte, binnen welcher sie sich zum katholischen Ritus bekennen oder das Land geräumt haben müßten. Nur dem Adel ward noch für den Augenblick und persönlich einige Nachsicht gewährt.

Nun konnte man in Ungarn, obschon es auch besiegt war, wohl nicht so gewaltsam verfahren; doch brachten der Zug der Dinge, die Gunst der Regierung und vor allem die Bemühungen des Erzbischofs Pazmany auch hier eine Veränderung hervor. Pazmany besaß ein großes Talent, seine Muttersprache gut zu schreiben. Sein Buch: Kalauz, geistreich und gelehrt, war für seine Landsleute unwiderstehlich. Auch die Gabe der Rede war ihm verliehen: er soll bei 50 Familien persönlich zum Uebertritt bewogen haben. Namen wie Zrinyi, Forgacz, Erdödy, Balassa, Jakusith, Homonay, Adam Thurzo finden wir darunter. Der Graf Adam Zrinyi hat allein zwanzig protestantische Pfarrer verjagt und katholische an ihre Stelle gesetzt. Unter diesen Einflüssen nahmen auch die ungarischen Reichsangelegenheiten eine andere Wendung. Auf dem Reichstage von 1625 hatte die katholisch-östreichische Partei die Majorität. Ein Convertit, den der Hof wünschte, ein Esterhazy, ward zum Palatin ernannt.

Bemerken wir aber hier gleich den Unterschied. In Ungarn war der Uebertritt bei weitem freiwilliger als in den übrigen Provinzen; die Magnaten gaben mit demselben kein einziges ihrer Rechte auf; es könnte aber sein, daß sie neue erworben hätten. In den östreichisch-böhmischen Landschaften dagegen hatte sich die ganze Selbständigkeit der Stände, ihre Kraft und Macht in die Formen des Protestantismus geworfen; ihr Uebertritt war, wenn nicht in jedem einzelnen Falle, doch im Ganzen erzwungen; mit der Wiederher-

stellung des Katholicismus trat hier zugleich die vollkommene Gewalt der Regierung ein.

2.

Das Reich. Uebertragung der Kur.

Wir wissen, wie so viel weiter man in dem deutschen Reiche schon war als in den Erblanden; dessenungeachtet hatten die neuen Ereignisse auch hier eine unbeschreibliche Wirkung.

Einmal bekam die Gegenreformation wieder frischen Antrieb und ein neues Feld.

Nachdem Maximilian die Oberpfalz in Besitz genommen, zögerte er nicht lange, die Religion daselbst zu ändern: — er theilte die Landschaft in 20 Stationen, in denen 50 Jesuiten arbeiteten; die Kirchen wurden ihnen mit Gewalt übergeben, die Uebung des protestantischen Gottesdienstes überhaupt verboten; je mehr die Wahrscheinlichkeit zunahm, daß das Land baierisch bleiben würde, um so mehr fügten sich die Einwohner.

Auch die Unterpfalz betrachteten die Eroberer gleich als ihr Eigenthum. Schenkte doch Maximilian sogar die Heidelberger Bibliothek dem Papste!

Schon vor der Eroberung nämlich — um hievon ein Wort hinzuzufügen — hatte der Papst durch den Nuntius Montorio in Cöln den Herzog um diese Gunst ersuchen lassen; der Herzog hatte sie mit gewohnter Bereitwilligkeit versprochen; bei der ersten Nachricht von der Einnahme Heidelbergs machte dann Montorio sein Recht geltend. Man hatte ihm gesagt, daß vornehmlich die Handschriften von unschätzbarem Werthe seien, und er ließ Tilly nur bitten, sie zunächst vor der Plünderung zu schützen. Dann schickte der Papst den Doctor Leone Allacci, Scriptor der Vaticana, nach Deutschland, die Bücher in Empfang zu nehmen. Gregor XV nahm die Sache sehr hoch auf. Er erklärte es für eines der glücklichsten Ereignisse seines Pontificates, welches dem heiligen Stuhle, der Kirche, den Wissenschaften zu Ehre und Nutzen gereichen werde; auch dem baierischen Namen sei es rühmlich, daß eine so kostbare Beute zu ewigem Gedächtniß in der Weltschaubühne Rom aufbewahrt werde.

Uebrigens zeigte der Herzog auch hier einen unermüdlichen reformatorischen Eifer; er übertraf darin die Spanier, die doch auch gut katholisch waren. Mit Entzücken sah der Nuntius in Heidelberg,

„von wo die Norm der Calviniſten, der berufene Katechismus, ausgegangen ſei", die Meſſe celebriren und Bekehrungen geſchehen.

Indeſſen reformirte Kurfürſt Schweikhard die Bergſtraße, die er in Beſitz genommen, Markgraf Wilhelm Oberbaden, das ihm nach langem Proceß zuerkannt worden, obwohl ſein Herkommen kaum ehelich, geſchweige denn ebenbürtig war; er hatte es dem Nuntius Caraffa ſchon vorher ausdrücklich verſprochen. Auch in Landſchaften, welche von den politiſchen Ereigniſſen nicht unmittelbar berührt worden, ſetzte man die alten Beſtrebungen mit verjüngtem Eifer fort: in Bamberg, Fulda, auf dem Eichsfelde, in Paderborn, wo zweimal nach einander katholiſche Biſchöfe in Beſitz gelangten; vorzüglich im Münſteriſchen, wo Meppen, Bechta, Halteren und viele anderen Bezirke im Jahre 1624 katholiſch gemacht wurden. Erzbiſchof Ferdinand errichtete beinahe in allen Städten Miſſionen, in Coesfeld „zur Wiederbringung der uralten, bei vielen erkalteten katholiſchen Religion" ein Collegium der Jeſuiten; bis nach Halberſtadt und Magdeburg finden wir jeſuitiſche Miſſionare; in Altona ſiedeln ſie ſich an, um die Sprache zu erlernen und alsdann nach Dänemark und Norwegen vorzudringen.

Mit Gewalt, ſehen wir, ergießen ſich die katholiſchen Beſtrebungen von dem oberen Deutſchland nach dem niederen, von dem Süden nach dem Norden. Indeß wird auch der Verſuch gemacht, in den allgemeinen Reichsangelegenheiten einen neuen Standpunkt zu erobern.

Unmittelbar bei dem Bundesabſchluß hatte Ferdinand II dem Herzog Maximilian das Verſprechen gegeben, im Falle eines glücklichen Erfolges die pfälziſche Kurwürde auf ihn zu übertragen.

Es kann keine Frage ſein, welchen Geſichtspunkt man katholiſcherſeits hiebei vorzüglich faßte. Der Stimmenmehrheit, welche dieſe Partei im Fürſtenrathe beſaß, hatte ſich bisher die gleiche Stimmenanzahl entgegengeſetzt, welche die proteſtantiſche im kurfürſtlichen Collegium behauptete; geſchah die Uebertragung, ſo war man einer ſolchen Feſſel auf immer entledigt.

Von jeher ſtand der päpſtliche Hof mit Baiern in engem Vernehmen: auch Gregor XV machte dieſe Sache recht eigentlich zu der ſeinigen.

Gleich durch den erſten Nuntius, den er nach Spanien ſchickte, ließ er den König ermahnen, zur Vernichtung des Pfalzgrafen, zur Uebertragung der Kur beizutragen, was die kaiſerliche Krone auf ewig den Katholiken ſichern werde. Nicht ſo ganz leicht waren die Spanier dazu zu ſtimmen. Sie ſtanden mit dem Könige von Eng-

land in den wichtigsten Unterhandlungen und trugen Bedenken, ihn in seinem Schwiegersohne, jenem Pfalzgrafen Friedrich, dem ja die Kur gehörte, zu beleidigen. Um so eifriger ward Papst Gregor. An dem Nuntius war es ihm nicht genug; im Jahre 1622 finden wir auch den geschickten Capuziner Bruder Hyacinth, der das besondere Vertrauen Maximilians genoß, im päpstlichen Auftrage an dem spanischen Hofe. Höchst ungern ging man dort näher heraus. Nur so viel erklärte endlich der König, er wolle die Kur lieber in dem baierischen Hause sehen als in seinem eigenen. Dem Bruder Hyacinth genügte dies. Mit dieser Erklärung eilte er nach Wien, um dem Kaiser die Zweifel zu benehmen, die er aus Rücksicht auf Spanien hegen möchte. Hier kam ihm dann der gewohnte Einfluß des Nuntius Caraffa, der Papst selbst kam ihm mit einem neuen Schreiben zu Hülfe. „Siehe da", ruft der Papst darin dem Kaiser zu, „die Pforten des Himmels sind geöffnet; die himmlischen Heerscharen treiben dich an, eine so große Ehre zu erwerben; sie werden in deinem Lager für dich streiten". Eine besondere Betrachtung wirkte hiebei auf den Kaiser, die ihn recht eigen bezeichnet. Schon lange dachte er auf die Uebertragung und hatte diese Absicht in einem Briefe ausgesprochen, der den Protestanten in die Hände fiel und von denselben bekannt gemacht ward. Der Kaiser fand sich hiedurch gleichsam gebunden. Er glaubte, es gehöre zur Behauptung seines kaiserlichen Ansehens, einen einmal gehegten Willen um so strenger festzuhalten, je mehr man davon erfahren habe. Genug, er faßte die Resolution, bei dem nächsten Kurfürstentage zur Uebertragung zu schreiten.

Es fragte sich nur, ob das auch die Reichsfürsten billigen würden. Das Meiste kam hiebei auf Schweikhard von Mainz an, und der Nuntius Montorio wenigstens versichert, anfangs sei dieser bedächtige Fürst dagegen gewesen: er habe erklärt, der Krieg werde sich nur noch furchtbarer erneuern, als er schon gewüthet; übrigens stehe, wenn man ja zu einer Veränderung schreiten wolle, dem Pfalzgrafen von Neuburg das nähere Recht zu: man könne ihn unmöglich vorbeigehen. Der Nuntius sagt nicht, wodurch er den Fürsten endlich überredete. „In den vier oder fünf Tagen", sind seine Worte, „die ich mit ihm in Aschaffenburg zubrachte, erlangte ich den erwünschten Beschluß." Nur so viel sehen wir: auf den Fall, daß es aufs neue zum Kriege komme, ward die ernstliche Hülfe des Papstes zugesagt.

Der Entschluß des Kurfürsten von Mainz war aber für die Sache entscheidend. Seine beiden rheinischen Collegen folgten seiner Meinung. Obwohl Brandenburg und Sachsen noch immer wider-

sprachen — erst später ward der sächsische Widerspruch ebenfalls durch den Erzbischof von Mainz beseitigt —, obwohl auch der spanische Gesandte sich jetzt geradezu dagegen erklärte, so schritt doch der Kaiser standhaft vorwärts. Am 25. Februar 1623 übertrug er die Kur auf seinen siegreichen Verbündeten; doch sollte sie anfangs bloß sein persönlicher Besitz sein; den pfälzischen Erben und Agnaten sollten ihre Rechte für die Zukunft vorbehalten sein.

Indessen war auch unter dieser Bedingung unendlich viel gewonnen, vor allem das Uebergewicht in dem höchsten Rathe des Reiches, dessen Beifall nunmehr jedem neuen Beschlusse zum Vortheil des Katholicismus eine rechtliche Sanction gab.

Maximilian sah wohl, wie viel er hiebei Papst Gregor XV zu verdanken hatte. „Euere Heiligkeit", schreibt er ihm, „hat diese Sache nicht allein befördert, sondern durch ihre Erinnerungen, ihr Ansehen, ihre eifrigen Bemühungen geradezu bewirkt. Ganz und gar muß sie der Gunst und Wachsamkeit Euerer Heiligkeit zugeschrieben werden."

„Dein Schreiben, o Sohn", antwortete Gregor XV, „hat unsere Brust mit einem Strome von Wonne wie mit himmlischem Manna erfüllt; endlich darf die Tochter Sion die Asche der Trauer von ihrem Haupte schütteln und sich in festliche Gewande kleiden".

3.

Frankreich.

In dem nämlichen Momente trat nun auch die große Wendung der Dinge in Frankreich ein.

Fragen wir, woher im Jahre 1621 die Verluste des Protestantismus hauptsächlich kamen, so war es die Entzweiung innerhalb desselben, der Abfall des Adels. Es möchte wohl sein, daß dies mit jenen republikanischen Bestrebungen zusammenhing, die eine municipale, eine theologische Grundlage hatten und dem Einfluß des Adels ungünstig waren. Die Edelleute mochten es nützlicher finden, sich an König und Hof anzuschließen, als sich von Predigern und Bürgermeistern regieren zu lassen. Genug, schon im Jahre 1621 wurden die Sicherheitsplätze von ihren Gouverneurs wetteifernd überliefert; ein Jeder suchte nur sich selbst eine günstige Stellung auszubedingen; im Jahre 1622 wiederholte sich dies: la Force und Chatillon erhielten Marschallstäbe, als sie von ihren Glaubensgenossen abfielen; der alte Lesdiguières ward katholisch und führte selbst

eine Heeresabtheilung gegen die Protestanten an; ihr Beispiel riß viele anderen zum Uebertritt fort. Unter diesen Umständen konnte 1622 nur ein höchst ungünstiger Friede geschlossen werden; ja, man durfte sich nicht einmal schmeicheln, daß er gehalten werden würde. Früher, als die Protestanten mächtig waren, hatte der König die Verträge so oft übertreten und gebrochen: sollte er sie beobachten, nachdem diese ihre Macht verloren hatten? Es geschah alles, was der Friede untersagte: das protestantische Exercitium ward an vielen Orten geradezu verhindert; man verbot den Reformirten, auf der Straße, in den Läden ihre Psalmen zu singen; ihre Rechte auf den Universitäten wurden beschränkt; Fort Louis, das man zu schleifen versprochen, ward beibehalten; es folgte ein Versuch, die Wahl der Magistrate in den protestantischen Städten in königliche Hände zu bringen: gleich durch ein Edict vom 17. April 1622 ward ein Commissar für die Versammlungen der Reformirten aufgestellt; nachdem diese sich einmal einen so großen Eingriff in ihre althergebrachten Freiheiten hatten gefallen lassen, mischte sich die Regierung in die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten: die Hugenotten wurden durch die Commissare verhindert, die Beschlüsse der Dordrechter Synode anzunehmen.

Es war keine Selbständigkeit mehr in ihnen; sie konnten keinen nachhaltigen Widerstand mehr leisten. In ihrem ganzen Gebiete griffen die Bekehrungen um sich.

Die Capuziner erfüllten Poitou und Languedoc mit Missionen; die Jesuiten, welche in Aix, Lyon, Pau und vielen anderen Orten neue Institute erhielten, machten in den Städten und auf dem Lande die größten Fortschritte; ihre marianischen Sodalitäten wußten durch die Bemühung, die sie den im letzten Kriege Verwundeten widmeten, die allgemeine Aufmerksamkeit und Billigung zu erwerben.

Auch Franciscaner zeichneten sich aus, wie jener Pater Villèle von Bordeaux, von dem man fast mythisch erzählt, nachdem er die ganze Stadt Foix auf seine Seite gebracht, habe sich auch ein mehr als hundertjähriger Alter bequemt, eben derselbe, der einst aus der Hand Calvins den ersten protestantischen Prediger empfangen und nach Foix geführt hatte. Die protestantische Kirche ward niedergerissen; den verjagten Prediger ließen die triumphirenden Patres durch einen Trompeter von Stadt zu Stadt begleiten.

Genug, die Bekehrung schritt mächtig fort: Vornehme, Geringe, selbst Gelehrte traten über; auf diese letzteren wirkte besonders der Beweis, daß schon die alte Kirche vor dem Concilium von Nicäa die

Heiligen angerufen, für die Verstorbenen gebetet, eine Hierarchie und viele katholischen Gebräuche gehabt habe.

Wir haben Relationen einiger Bischöfe übrig, aus denen sich das numerische Verhältniß der Bekenntnisse ergiebt, wie es sich unter diesen Umständen festsetzte. In dem Sprengel von Poitiers war in einigen Städten die Hälfte der Einwohner protestantisch, z. B. in Lusignan, St.-Maixant; in anderen, wie Chauvigny, Niort, ein Drittel; ein Viertel in Loudun; in Poitiers selbst nur der zwanzigste Theil, bei weitem noch ein geringerer auf dem Lande. Auch zum Behuf der Bekehrung standen die Bischöfe in unmittelbarem Verkehr mit dem römischen Stuhle; sie machten ihm ihre Beichte und trugen ihm ihre Wünsche vor; der Nuntius war angewiesen, was sie ihm angeben würden, an den König zu bringen und zu bevorworten. Sie gehen hiebei oft sehr ins Einzelne. Der Bischof von Vienne z. B. findet die Missionare besonders von einem Prediger in St.-Marcellin gehemmt, der sich unüberwindlich zeigt; der Nuntius wird beauftragt, die Entfernung desselben bei Hofe zu betreiben. Er soll den Bischof von St.-Malo unterstützen, der sich beklagt hat, daß man in einem Schlosse seiner Diöces keinen katholischen Gottesdienst dulde. Dem Bischof von Xaintes soll er einen geschickten Bekehrer, der ihm namhaft gemacht wird, zufertigen. Zuweilen werden die Bischöfe aufgefordert, wenn sie auf Hindernisse stoßen, näher anzugeben, was sich thun lasse, damit es der Nuntius dem Könige vortragen könne.

Es ist eine enge Vereinigung aller geistlichen Gewalten mit der Propaganda, die sich, wie gesagt, in den ersten Jahren vielleicht am wirksamsten zeigte, und dem Papste, Eifer, lebendige Thätigkeit im Gefolge einer glücklichen Entscheidung der Waffen, Theilnahme des Hofes, der hierin ein großes politisches Interesse sieht, — ein Zeitraum deshalb, in welchem sich die Verluste des Protestantismus in Frankreich auf immer entscheiden.

4.

Vereinigte Niederlande.

Es beschränkten sich aber diese Fortschritte nicht auf Länder, wo die Regierung katholisch war; in dem nämlichen Moment zeigten sie sich auch unter protestantischen Herrschaften.

Man erstaunt schon, wenn man bei Bentivoglio liest, daß in

jenen niederländischen Städten, die dem Könige von Spanien doch hauptsächlich um der Religion willen so heldenmüthig und so lange Widerstand geleistet hatten, vielleicht der größere Theil der angesehenen Häuser sich zum Katholicismus bekannt habe; allein noch bei weitem auffallender ist es, wenn eine sehr ins Einzelne gehende Relation vom Jahre 1622 sogar von Zunahme und Fortschritten des Katholicismus unter so ungünstigen Umständen berichtet. Die Priester wurden verfolgt, verjagt; dessenungeachtet nahm ihre Anzahl zu. Im Jahre 1592 war der erste Jesuit nach den Niederlanden gekommen; im Jahre 1622 zählte man 22 Mitglieder dieses Ordens daselbst. Aus den Collegien von Cöln und Löwen gingen immer neue Arbeiter hervor: im Jahre 1622 waren 220 Weltpriester in den Provinzen beschäftigt; — aber sie reichten für das Bedürfniß bei weitem nicht hin. Jener Relation zufolge stieg die Anzahl der Katholiken in der Erzdiöces Utrecht auf 150000, in der Diöces Harlem, zu welcher Amsterdam gehörte, auf 100000 Seelen; Leuwarden hatte 15000, Gröningen 20000, Deventer 60000 Katholiken; — der apostolische Vicar, welcher damals vom römischen Stuhle nach Deventer geschickt ward, hat dort in 3 Städten und einigen Dörfern 12000 Personen die Firmelung ertheilt. Die Zahlen dieser Relation werden sehr übertrieben sein; aber man sieht doch, daß auch dies so vorzugsweise protestantische Land noch ungemein starke katholische Elemente hatte. Wurden doch selbst jene Bisthümer, die Philipp II hier einzuführen gesucht, von den Katholischen fortwährend anerkannt. Eine Lage der Dinge, die es eben sein mochte, was in den Spaniern den Muth erweckte, ihren Krieg zu erneuern.

5.

Verhältniß zu England.

Friedlichere Aussichten hatten sich indeß in England eröffnet. Der Sohn der Maria Stuart vereinigte die großbritannischen Kronen; und entschlossener als je näherte er sich jetzt den katholischen Mächten.

Schon ehe Jacob I den englischen Thron bestieg, ließ ihn Clemens VIII wissen, „er bete für ihn als den Sohn einer so tugendreichen Mutter; er wünsche ihm alles weltliche und geistliche Heil; er hoffe, ihn selbst noch katholisch zu sehen.“ In Rom beging man diese Thronbesteigung mit feierlichen Gebeten und Processionen.

Eine Annäherung, die Jacob auf eine entsprechende Weise zu erwiedern nicht hätte wagen dürfen, wenn er auch dazu geneigt gewesen wäre; aber er gestattete doch, daß sein Gesandter Parry in Paris mit dem dortigen Nuntius Bubalis in vertrauliches Vernehmen trat. Der Nuntius kam mit einem Schreiben des Cardinal-Nepoten Aldobrandino hervor, worin dieser die englischen Katholiken ermahnte, dem König Jacob als ihrem König und natürlichen Herrn zu gehorchen, ja für ihn zu beten; Parry antwortete mit einer Instruction Jacobs I, worin dieser versprach, die friedfertigen Katholiken ohne alle Beschwerde leben zu lassen.

In der That fing man in dem nördlichen England wieder an, die Messe öffentlich zu halten: die Puritaner beklagten sich, es seien seit kurzem 50000 Engländer zum Katholicismus übergetreten; Jacob soll ihnen die Antwort gegeben haben: „sie möchten ihrerseits eben so viel Spanier nnd Italiener bekehren".

Diese Erfolge mögen die Katholiken veranlaßt haben, ihre Hoffnungen zu hoch zu spannen. Als sich der König dabei doch immer auf der anderen Seite hielt, die alten Parlamentsacten doch wieder ausgeführt wurden, neue Verfolgungen eintraten, geriethen sie in eine desto erbittertere Aufregung; — in der Pulververschwörung brach sie auf eine furchtbare Weise hervor.

Hierauf konnte nun auch der König keinerlei Toleranz weiter stattfinden lassen. Die strengsten Gesetze wurden gegeben und gehandhabt, Haussuchungen, Gefängniß, Geldstrafen verhängt, die Priester, vor allen die Jesuiten, verbannt und verfolgt; mit äußerster Strenge glaubte man so unternehmende Feinde in Zaum halten zu müssen.

Fragte man aber den König privatim, so waren seine Aeußerungen sehr gemäßigt. Einem lothringischen Prinzen, der ihn einst nicht ohne Wissen Pauls V besuchte, sagte er geradezu, zwischen den verschiedenen Bekenntnissen sei doch am Ende nur ein kleiner Unterschied. Zwar halte er das seine für das beste; er nehme es an aus Ueberzeugung, nicht aus Staatsgründen; aber gern höre er auch andere; da es allzuschwer halte, ein Concilium zu berufen, so würde er es gern sehen, wenn man eine Zusammenkunft gelehrter Männer veranstalten wollte, um eine Aussöhnung zu versuchen. Komme ihm der Papst nur einen Schritt entgegen, so werde er von seiner Seite deren vier thun. Auch er erkenne die Autorität der Väter an: Augustin gelte ihm mehr als Luther, St. Bernhard mehr als Calvin; ja, er sehe in der römischen Kirche, selbst der gegenwärtigen, die wahre

Kirche, die Mutter aller anderen; nur habe sie eine Reinigung nöthig; — er gestehe ein, was er freilich einem Nuntius nicht sagen würde, aber wohl einem Freunde und Vetter anvertrauen könne, der Papst sei das Haupt der Kirche, der oberste Bischof. Ihm thue man deshalb großes Unrecht, wenn man ihn als Ketzer oder Schismatiker bezeichne: ein Ketzer sei er nicht, denn er glaube eben das, was der Papst glaube, nur daß dieser einiges mehr annehme; auch kein Schismatiker, denn er halte den Papst für das Oberhaupt der Kirche.

Bei solchen Gesinnungen und einer damit zusammenhangenden Abneigung gegen die puritanische Seite des Protestantismus wäre es dem König allerdings lieber gewesen, sich mit den Katholiken friedlich zu verständigen, als sie mit Gewalt und unaufhörlicher Gefahr in Zaum zu halten.

Noch immer waren sie in England mächtig und zahlreich. Trotz großer Niederlagen und Verluste oder vielmehr gerade in Folge derselben war Irland in unaufhörlicher Gährung; es hatte ein großes Interesse für den König, sich dieses Widerstandes zu entledigen.

Nun muß man wissen, daß sich englische und irische Katholiken an Spanien anschlossen. Die spanischen Botschafter in London, gewandt, klug, prächtig, hatten sich einen ungemeinen Anhang verschafft; ihre Capelle war immer voll; die heilige Woche ward daselbst mit großer Celebrität gefeiert; auch nahmen sie die Gesandten ihrer Glaubensgenossen häufig an; sie wurden, wie ein Venezianer sagt, gleichsam als die Legaten des apostolischen Stuhles betrachtet.

Ich fürchte nicht, zu irren, wenn ich annehme, daß es vor allem dies Verhältniß war, was König Jacob auf den Gedanken brachte, seinen Erben mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen. Er hoffte, daß er sich hiedurch der Katholiken versichern, daß er die Gunst, welche diese dem spanischen Hause widmeten, für das seine gewinnen werde. Die auswärtigen Verhältnisse fügten einen neuen Beweggrund hinzu. Es ließ sich erwarten, daß das Haus Oestreich, so nahe mit ihm verwandt, sich seinem Schwiegersohne von der Pfalz günstiger zeigen würde.

Es fragte sich nur, ob die Sache ausgeführt werden könne. In der Verschiedenheit der Religion lag ein Hinderniß, das für jene Zeit wahrhaft schwer zu beseitigen war.

Immer wird die Welt, die Ordnung der Dinge von einem phantastischen Element umgeben sein, das sich in Poesie und romantischen Erzählungen ausspricht und dann in der Jugend leicht auf

das Leben zurückwirkt. Indem die Unterhandlungen, die man angeknüpft, sich von Tag zu Tage, von Monat zu Monat verzogen, faßte der Prinz von Wales mit seinem vertrauten Freunde und Altersgenossen Buckingham den romanhaften Gedanken, sich selbst aufzumachen und sich seine Braut zu holen. Nicht ganz ohne Antheil an diesem Unternehmen scheint der spanische Botschafter Gondomar gewesen zu sein. Er hatte dem Prinzen gesagt, seine Gegenwart werde allen Schwierigkeiten ein Ende machen.

Wie erstaunte der englische Gesandte in Madrid, Lord Digby, der bis jetzt diese Unterhandlungen geführt hatte, als er eines Tages aus seinem Zimmer gerufen ward, weil ein paar Cavaliere ihn zu sprechen verlangten, und als er dann in diesen Cavalieren den Sohn und den Günstling seines Königs erkannte!

Und allerdings schritt man nun auf das ernstlichste an die Beseitigung jener religiösen Schwierigkeit.

Man bedurfte dabei der päpstlichen Beistimmung, und König Jacob hatte sich nicht gescheut, mit Paul V unmittelbare Unterhandlungen darüber anzuknüpfen. Doch hatte dieser Papst nur unter der Bedingung einwilligen wollen, daß der König den Katholiken seines Landes vollkommene Religionsfreiheit gewähre. Auf Gregor XV machte dagegen die Demonstration, die in der Reise des Prinzen lag, einen solchen Eindruck, daß er auch schon geringere Zugeständnisse für annehmlich hielt. In einem Schreiben an den Prinzen drückte er demselben seine Hoffnung aus, „daß sich der alte Same christlicher Frömmigkeit, wie er ehedem in englischen Königen Blüthen getragen, jetzt in ihm wieder beleben werde: auf keinen Fall könne er, da er sich mit einem katholischen Fräulein zu vermählen denke, die katholische Kirche unterdrücken wollen." Der Prinz antwortete: niemals werde er eine Feindseligkeit gegen die römische Kirche ausüben; er werde es dahin zu bringen suchen, „sowie wir alle", sagte er, „Einen dreieinigen Gott und Einen gekreuzigten Christus bekennen, daß wir uns auch alle zu Einem Glauben und Einer Kirche vereinigen". Man sieht, wie sehr man sich von beiden Seiten einander näherte. Olivarez behauptete, den Papst auf das dringendste um die Dispensation ersucht, ihm erklärt zu haben, der König könne dem Prinzen nichts versagen, was in seinem Königreiche sei. Auch die englischen Katholiken drangen in den Papst; sie stellten vor, daß die Verweigerung der Dispensation eine neue Verfolgung über sie herbeiziehen werde.

Hierauf kam man über die Punkte überein, welche der König zu versprechen habe.

Nicht allein sollte die Infantin mit ihrem Gefolge ihre Religion in einer Capelle am Hoflager ausüben dürfen, auch die erste Erziehung der Prinzen aus dieser Ehe sollte von ihr abhangen; kein Pönalgesetz sollte auf dieselben Anwendung finden, oder ihr Thronfolgerecht zweifelhaft machen können, wenn sie auch katholisch blieben. Ueberhaupt gelobte der König, „die Privatübung der katholischen Religion nicht zu stören, die Katholischen zu keinem Eide zu nöthigen, der ihrem Glauben widerspreche, und dafür zu sorgen, daß die Gesetze gegen die Katholiken von dem Parlament abgeschafft würden".

Im August 1623 beschwur König Jacob diese Artikel, und es schien kein Zweifel an der Vollziehung der Vermählung übrig zu bleiben.

In Spanien stellte man Festlichkeiten an; der Hof empfing die Glückwünsche; die Gesandten wurden förmlich benachrichtigt; die Hofdamen der Infantin und ihr Beichtvater wurden angewiesen, sich kein Wort entfallen zu lassen, das dieser Heirath zuwiderlaufe.

König Jacob erinnerte seinen Sohn, in der Freude dieser glücklichen Verhältnisse, auch seiner Neffen nicht zu vergessen, die ihres Erbtheils beraubt seien, seiner Schwester, die in Thränen schwimme. Eifrig nahm man die pfälzische Sache auf. Es ward der Entwurf gemacht, auch die kaiserliche Linie und das pfälzische Haus in die neue Verwandtschaft zu ziehen: der Sohn des geächteten Kurfürsten sollte mit einer Tochter des Kaisers vermählt werden; um Baiern nicht zu beleidigen, ward die Errichtung einer achten Kur in Vorschlag gebracht. Der Kaiser eröffnete hierüber sogleich die Unterhandlung mit Maximilian von Baiern, der denn auch nicht dawider war und nur die Forderung machte, daß die übertragene pfälzische Kur ihm verbleibe und die neuzuerrichtende achte an die Pfalz komme. Für die katholischen Interessen trug das nicht viel aus. In der wiederhergestellten Pfalz sollten die Katholiken Religionsfreiheit genießen; in dem Kurfürstencollegium würden sie doch immer die Stimmenmehrheit behauptet haben.

So trat die Macht, die unter der vorigen Regierung das Hauptbollwerk des Protestantismus gebildet, in die freundschaftlichste Beziehung zu jenen alten Feinden, denen sie einen unversöhnlichen Haß geschworen zu haben schien, dem Papste und Spanien. Schon fing man in England an, die Katholiken ganz anders zu behandeln. Die Haussuchungen und Verfolgungen hörten auf; gewisse Eidesleistungen wurden nicht mehr gefordert; die katholische Capelle erhob

sich, den Protestanten zum Verdruß; die puritanischen Eiferer, welche die Vermählung verdammten, wurden bestraft. König Jacob zweifelte nicht, daß er noch vor Winter seinen Sohn und dessen junge Gemahlin sowie seinen Günstling umarmen werde; alle seine Briefe drücken ein herzliches Verlangen danach aus.

Es leuchtet ein, welche Vortheile sich schon aus der Ausführung jener Artikel ergeben mußten; die Verbindung selbst aber ließ noch ganz andere, unabsehbare Folgen erwarten. — Was der Gewalt nicht gelungen, einen Einfluß des Katholicismus auf die Staatsverwaltung zu erwerben, schien jetzt auf dem friedlichsten, natürlichsten Wege erreicht zu sein.

6.

Missionen.

An dieser Stelle, in der Betrachtung dieses glänzenden Fortganges in Europa, mögen wir wohl auch unsere Augen nach den entfernteren Weltgegenden richten, in welchen der Katholicismus vermöge verwandter Antriebe gewaltig vorgedrungen war.

Gleich in der ersten Idee, welche die Entdeckungen und Eroberungen der Spanier und Portugiesen hervorrief, lag ein religiöses Moment; es hatte sie immer begleitet, belebt, und in den entwickelten Reichen sowohl im Osten als im Westen trat es mächtig hervor.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts finden wir das stolze Gebäude der katholischen Kirche in Südamerika völlig aufgerichtet. Es sind 5 Erzbisthümer, 27 Bisthümer, 400 Klöster, unzählige Pfarren und Doctrinas daselbst. Prächtige Kathedralen erheben sich, die glänzendste vielleicht in los Angeles. Die Jesuiten lehren Grammatik und freie Künste; mit ihrem Collegium San-Ildefonso zu Mexico ist ein theologisches Seminar verbunden. Auf den Universitäten zu Mexico und Lima werden alle theologischen Disciplinen gelehrt. Man findet, daß die Amerikaner von europäischer Abstammung sich durch besonderen Scharfsinn auszeichnen; sie selbst bedauern nur, von dem Anblick der königlichen Gnade zu weit entfernt zu sein, um auch nach Verdienst belohnt werden zu können. In regelmäßigem Fortschritt haben indeß vorzüglich die Bettelorden das Christenthum über den südamerikanischen Continent auszubreiten angefangen. Die Eroberung hat sich in Mission verwandelt, die Mission ist Civilisation

geworden; die Ordensbrüder lehren zugleich säen und ernten, Bäume pflanzen und Häuser bauen, lesen und singen. Dafür werden sie dann auch mit tiefer Ergebenheit verehrt. Wenn der Pfarrer in seine Gemeinde kommt, wird er mit Glockengeläute und Musik empfangen; Blumen sind auf den Weg gestreut; die Frauen halten ihm ihre Kinder entgegen und bitten um seinen Segen. Die Indianer zeigen ein großes Wohlgefallen an den Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes. Sie werden nicht müde, bei der Messe zu dienen, die Vesper zu singen, das Officium im Chor abzuwarten. Sie haben musikalisches Talent; eine Kirche auszuschmücken, macht ihnen eine harmlose Freude. Denn das Einfache, Unschuldig-phantastische scheint auf sie den größten Eindruck gemacht zu haben. In ihren Träumen sehen sie die Freuden des Paradieses. Den Kranken erscheint die Königin des Himmels in aller ihrer Pracht; junge Gefährtinnen umgeben sie und bringen den Darbenden Erquickung, oder sie zeigt sich auch allein und lehrt ihren Verehrern ein Lied von ihrem gekreuzigten Sohne, „dessen Haupt gesenkt ist, wie der gelbe Halm sich neigt".

Diese Momente des Katholicismus sind es, welche hier wirken. Die Mönche beklagen nur, daß das schlechte Beispiel der Spanier und ihre Gewaltsamkeit die Eingeborenen verderben, dem Fortgange der Bekehrung in den Weg treten.

In Ostindien ging es, soweit die Herrschaft der Portugiesen reichte, ungefähr eben so. Der Katholicismus bekam in Goa einen großartigen Mittelpunkt; Jahr bei Jahr wurden Tausende bekehrt: schon 1565 zählte man bei 300,000 neue Christen um Goa, in den Bergen von Cochin und am Cap Comorin. Aber das allgemeine Verhältniß war doch durchaus anders. Den Waffen wie der Lehre stellte sich hier eine große, eigenthümliche, unbezwungene Welt entgegen, uralte Religionen, deren Dienst Sinn und Gemüth fesselte, mit der Sitte und Denkweise der Völker innig vereinigt.

Es war die natürliche Tendenz des Katholicismus, auch diese Welt zu überwinden.

Dem ganzen Thun und Treiben Franz Xavers, der bereits 1542 in Ostindien anlangte, liegt diese Idee zu Grunde. Weit und breit durchzog er Indien. Er betete am Grabe des Apostels Thomas zu Meliapur; er predigte von einem Baume herab dem Volke von Travancor; auf den Molukken lehrte er geistliche Gesänge, die dann von den Knaben auf dem Markte, von den Fischern auf der See wiederholt wurden. Doch war er nicht geboren, um zu vollenden; sein Wahlspruch war: Amplius! amplius! sein Bekehrungseifer

war zugleich eine Art Reiselust: schon er gelangte nach Japan; er war im Begriff, den Herd und Ursprung der Sinnesweise, die ihm dort entgegengetreten war, in Sina aufzusuchen, als er starb.

Es liegt in der Natur der Menschen, daß sein Beispiel, die Schwierigkeit der Unternehmung zur Nachahmung mehr aufforderten, als davon abschreckten. Auf die mannichfaltigste Weise war man in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts im Orient beschäftigt.

In Madaura finden wir seit 1606 den Pater Nobili. Er ist erstaunt, wie wenig Fortschritte das Christenthum in der langen Zeit gemacht, und glaubt sich dies nur dadurch erklären zu können, daß die Portugiesen sich an die Paria's gewandt hatten. Christus ward als ein Gott der Paria's betrachtet. Ganz anders griff er es an: er hielt dafür, eine wirksame Bekehrung müsse von den Vornehmen anfangen. Er erklärte bei seiner Ankunft, daß er vom besten Adel sei — er hatte Zeugnisse dafür bei sich —, und schloß sich an die Braminen. Er kleidete sich und wohnte wie sie, unterzog sich ihren Büßungen, lernte Sanscrit und ging auf ihre Ideen ein. Sie hegten die Meinung, es habe früher in Indien vier Wege der Wahrheit gegeben, von denen einer verloren gegangen. Er behauptete, er sei gekommen, ihnen diesen verlorenen, aber geradesten, geistigen Weg zur Unsterblichkeit zu weisen. Im Jahre 1609 hatte er schon 70 Braminen gewonnen. Er hütete sich wohl, ihre Vorurtheile zu verletzen; selbst ihre Unterscheidungszeichen duldete er und gab denselben nur eine andere Bedeutung; in den Kirchen sonderte er die Stände von einander ab; die Ausdrücke, mit denen man früher die christlichen Lehren bezeichnet hatte, vertauschte er mit eleganteren, literarisch vornehmeren. Er verfuhr in allen Dingen so geschickt, daß er bald Schaaren von Bekehrten um sich her sah. Obwohl seine Methode viel Anstoß erregte, schien sie doch auch allein geeignet, vorwärtszubringen. Gregor XV sprach im Jahre 1621 seine Billigung derselben aus.

Nicht minder merkwürdig sind die Versuche, die man um dieselbe Zeit am Hofe des Kaisers Akbar machte.

Man erinnerte sich, daß die alten mongolischen Khane, die Eroberer von Asien, lange eine eigenthümliche, unentschiedene Stellung zwischen den verschiedenen Religionen, welche die Welt theilten, einnahmen. Es scheint fast, als habe Kaiser Akbar eine ähnliche Gesinnung gehegt. Indem er die Jesuiten zu sich rief, erklärte er ihnen, „er habe alle Religionen der Erde kennen zu lernen gesucht; jetzt wünsche er auch die christliche kennen zu lernen, mit Hülfe der

Väter, die er ehre und schätze." Den ersten festen Sitz nahm Hieronymus Xaver, Neffe des Franz, im Jahre 1595 an seinem Hofe; die Empörungen der Muhammedaner trugen dazu bei, den Kaiser günstig für die Christen zu stimmen. Im Jahre 1599 ward zu Lahore Weihnachten auf das feierlichste begangen: die Krippe war 20 Tage lang ausgestellt; mit Palmen in der Hand zogen zahlreiche Katechumenen in die Kirche und empfingen die Taufe. Der Kaiser las ein Leben Christi, das man persisch verfaßt hatte, mit vielem Vergnügen; ein Muttergottesbild, nach dem Muster der Madonna del Popolo in Rom entworfen, ließ er sich in den Palast bringen, um es auch seinen Frauen zu zeigen. Die Christen schlossen nun wohl hieraus mehr, als zu schließen war; aber sie brachten es doch immer sehr weit: nach dem Tode Akbars im Jahre 1610 empfingen 3 Prinzen aus königlichem Geblüte feierlich die Taufe. Auf weißen Elephanten ritten sie nach der Kirche; mit Trompeten- und Paukenschall empfing sie Pater Hieronymus. Allmählich — obwohl auch hier wechselnde Stimmungen eintraten, je nachdem man politisch mit den Portugiesen mehr oder minder gut stand — schien es mit dem Christenthume zu einer gewissen Festigkeit kommen zu wollen. Im Jahre 1621 ward ein Collegium in Agra gegründet, eine Station in Patna. Noch 1624 machte der Kaiser Dschehangir Hoffnung, selbst überzutreten.

Zu derselben Zeit waren die Jesuiten auch schon in Sina vorgedrungen. Der kunstfertigen, wissenschaftlichen, lesenden Bevölkerung dieses Reiches suchten sie durch die Erfindungen des Occidents, durch Wissenschaften beizukommen. Den ersten Eingang fand Ricci dadurch, daß er Mathematik lehrte, daß er sich geistig-bedeutendere Stellen aus den Schriften des Confucius aneignete und sie recitirte; Zutritt in Peking verschaffte ihm das Geschenk einer Schlaguhr, welches er dem Kaiser machte; in dessen Gunst und Gnade hob ihn dann nichts so sehr, als daß er ihm eine Landkarte entwarf, durch welche alle Versuche der Sinesen in diesem Fache bei weitem übertroffen wurden. Es bezeichnet Ricci, daß er, als der Kaiser zehn solcher Tafeln auf Seide zu malen und in seinen Zimmern aufzuhängen befahl, die Gelegenheit ergriff, dabei auch etwas für das Christenthum zu thun, und in den Zwischenräumen der Karte christliche Symbole und Sprüche anbrachte. So war sein Unterricht überhaupt: er fing gewöhnlich mit Mathematik an und hörte mit Religion auf; seine wissenschaftlichen Talente verschafften seinen Religionslehren Ansehen. Nicht allein wurden seine unmittelbaren Schüler gewonnen, auch viele Mandarinen, deren Tracht er angenommen, gingen zu ihm über; schon im

Jahre 1605 ward eine marianische Societät in Peking gegründet. Ricci starb schon 1610, nicht allein von überhäufter Arbeit, sondern hauptsächlich von den vielen Besuchen, den langen Mittagsessen und alle den übrigen gesellschaftlichen Pflichten Sina's aufgerieben; aber auch nach seinem Tode folgte man dem Rathe, den er gegeben, „ohne Aufsehen und Lärm zu Werke zu gehen, sich bei diesem stürmischen Meere nahe an die Küsten zu halten", und seinem wissenschaftlichen Beispiele. Im Jahre 1610 trat eine Mondfinsterniß ein: die Vorangaben der einheimischen Astronomen und der Jesuiten waren um eine volle Stunde verschieden; daß die Jesuiten aufs neue Recht hatten, brachte ihnen großes Ansehen zu Wege. Sie wurden nicht allein nebst einigen Mandarinen, ihren Schülern, mit der Verbesserung der astronomischen Tafeln beauftragt, auch das Christenthum kam vorwärts: 1611 ward die erste Kirche in Nanking eingeweiht; 1616 giebt es in 5 Provinzen des Reiches christliche Kirchen. Bei dem Widerstande, den sie nicht selten erfahren, ist es ihnen dann vor allem nützlich, daß ihre Schüler Werke geschrieben, welche die Billigung der Gelehrten genießen; den drohenden Stürmen wissen sie auszuweichen; auch sie schließen sich so eng wie möglich an die Gebräuche des Landes an; in dem Jahre 1619 werden sie in einem oder dem anderen Stücke dazu von dem Papste ermächtigt. Und so vergeht kein Jahr, wo sie nicht Tausende bekehren; allmählich sterben ihre Gegner ab; 1624 erscheint bereits Adam Schall; die genaue Beschreibung von zwei Mondfinsternissen, die in diesem Jahre eintraten, eine Schrift Lombardo's über das Erdbeben verjüngen ihr Ansehen.

Einen anderen Weg hatten die Jesuiten in dem kriegerischen, durch unaufhörliche Parteiung entzweiten Japan eingeschlagen. Von allem Anfang ergriffen auch sie Partei. Im Jahre 1554 hatten sie das Glück, sich für den erklärt zu haben, der den Sieg behielt: seine Gunst war ihnen gewiß, und sie machten durch dieselbe ungemeine Fortschritte. Schon 1579 hat man dort 300,000 Christen gezählt; der Pater Valignano, welcher 1606 starb, ein Mann, dessen Rath Philipp II in ostindischen Angelegenheiten gern einholte, hat 300 Kirchen, 30 Häuser der Jesuiten in Japan gegründet.

Jedoch eben diese Verbindung der Jesuiten mit Mexico und Spanien erregte zuletzt die Eifersucht der einheimischen Gewalten; in neuen Bürgerkriegen hatten sie nicht mehr das frühere Glück; die Partei, der sie sich angeschlossen, unterlag; seit dem Jahre 1612 waren furchtbare Verfolgungen über sie verhängt.

Aber sie hielten sehr gut Stand. Ihre Bekehrten forderten den Märtyrertod heraus; sie hatten eine Märtyrersodalität gestiftet, in welcher man sich gegenseitig zur Erduldung aller Leiden ermuthigte; sie bezeichnen diese Jahre als die Aera Martyrum: — wie sehr auch die Verfolgung zunahm, sagen ihre Geschichtschreiber, so gab es doch in jedem Jahre Neubekehrte. Sie wollen von 1603 bis 1622 genau 239,339 Japanesen zählen, welche zum Christenthume übergegangen.

In allen diesen Ländern bewährten die Jesuiten ein eben so gefügiges als beharrliches und hartnäckiges Naturell; sie machen Fortschritte in einer Ausdehnung, wie man sie nie hätte erwarten sollen: es ist ihnen gelungen, den Widerstand jener gebildeten nationalen Religionen, die den Orient beherrschen, wenigstens zum Theil zu besiegen.

Dabei haben sie auch nicht versäumt, auf die Vereinigung der orientalischen Christen mit der römischen Kirche zu denken.

In Indien selbst hatte man jene uralte nestorianische Gemeinde gefunden, die unter dem Namen der Thomaschristen bekannt ist, und da sie nicht den Papst zu Rom, von dem sie nichts wußte, sondern den Patriarchen von Babylon (zu Mosul) für ihr Oberhaupt und den Hirten der allgemeinen Kirche hielt, hatte man gar bald Anstalt gemacht, sie in die Gemeinschaft der römischen Kirche zu ziehen. Es ward weder Gewalt noch Ueberredung gespart. Im Jahre 1601 schienen die Vornehmsten gewonnen zu sein; ein Jesuit wurde zum Bischof eingesetzt. Man druckte das römische Ritual chaldäisch; auf einem Diöcesanconcilium wurden die Irrthümer des Nestorius verflucht; in Cranganor erhob sich ein Jesuitencollegium; die neue Besetzung des bischöflichen Stuhles im Jahre 1624 geschah mit Einwilligung der hartnäckigsten unter den bisherigen Gegnern.

Es versteht sich, daß hiebei das politische Uebergewicht der spanisch-portugiesischen Macht das Beste that. Auch in Habesch war es zur nämlichen Zeit von größtem Einfluß.

Die früheren Versuche waren alle vergeblich gewesen. Erst als im Jahre 1603 die Portugiesen von Fremona den Abyssiniern in einer Schlacht mit den Kaffern wesentliche Dienste geleistet, gelangten sie und ihre Religion in größeres Ansehen. Eben traf der Pater Paez ein, ein geschickter Jesuit, der in der Landessprache predigte und sich an dem Hofe Eingang verschaffte. Der siegreiche Fürst wünschte mit dem Könige von Spanien in ein näheres Verhältniß zu treten, hauptsächlich um einen Anhalt gegen seine Feinde im Innern zu haben; Paez stellte ihm als das einzige Mittel hiezu vor, daß er von

seiner schismatischen Doctrin ablasse und zur römischen Kirche übertrete. Er machte um so mehr Eindruck, da die Portugiesen in der That in den inneren Bewegungen des Landes Treue und Tapferkeit bewiesen. Disputationen wurden angestellt: leicht waren die unwissenden Mönche zu besiegen; der tapferste Mann des Reiches, Sela-Christos, ein Bruder des Kaisers Seltan-Segued (Socinius), ward bekehrt, unzählige Andere folgten seinem Beispiele, und man trat bereits mit Paul V und Philipp III in Verbindung. Natürlich regten sich hiewider die Repräsentanten der eingeführten Religion; auch in Habesch nahmen, wie in Europa, die bürgerlichen Kriege eine religiöse Farbe an; der Abuna und seine Mönche standen immer auf Seite der Rebellen, Sela-Christos, die Portugiesen und die Bekehrten auf Seite des Kaisers. Jahr für Jahr wird geschlagen; Glück und Gefahr wechseln; zuletzt behält der Kaiser und seine Partei den Sieg. Es ist ein Sieg zugleich des Katholicismus und der Jesuiten. Im Jahre 1621 entscheidet Seltan-Segued jene alten Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christo nach dem Sinne der römischen Kirche; er verbietet, für den alexandrinischen Patriarchen zu beten; in seinen Städten, seinen Gärten werden katholische Kirchen und Capellen erbaut. Im J. 1622 empfängt er, nachdem er bei Paez gebeichtet, das Abendmahl nach katholischem Ritus. Lange schon war der römische Hof ersucht worden, einen lateinischen Patriarchen herüberzusenden; doch trug man dort Bedenken, solange die Gesinnung oder die Macht des Kaisers zweifelhaft waren; jetzt hatte dieser alle seine Gegner besiegt, ergebener konnte er sich nie bezeigen: am 19. Dezember 1622 ernannte Gregor XV einen Portugiesen, welchen König Philipp vorgeschlagen, Doctor Alfonso Mendez, von der Gesellschaft Jesu, zum Patriarchen von Aethiopien. Nachdem Mendez endlich angelangt, leistete der Kaiser dem römischen Papste seine feierliche Obedienz.

Indessen faßte man auch alle griechischen Christen im türkischen Reiche ins Auge: die Päpste schickten Mission auf Mission aus. Unter den Maroniten war durch einige Jesuiten die römische Professio fidei eingeführt worden; einen nestorianischen Archimandriten finden wir 1614 zu Rom, der den Lehren des Nestorius im Namen einer großen Menge von Anhängern entsagt; in Constantinopel ist eine jesuitische Mission eingerichtet, die daselbst durch den Einfluß der französischen Gesandten eine gewisse Festigkeit und Haltung bekommt, der es unter anderem gelingt, den Patriarchen Cyrillus Lucaris, der sich zu protestantischen Meinungen neigte, im Jahre 1621 wenigstens auf einige Zeit zu entfernen.

Eine unermeßliche, weltumfassende Thätigkeit, welche zugleich in den Andes und in den Alpen vordringt, nach Tibet und nach Skandinavien ihre Späher, ihre Vorkämpfer aussendet, in England und in Sina sich der Staatsgewalt nähert, — auf diesem unbegrenzten Schauplatz jedoch allenthalben frisch und ganz und unermüdlich: der Antrieb, der in dem Mittelpunkte thätig ist, begeistert und zwar vielleicht noch lebhafter und inniger jeden Arbeiter an den äußersten Grenzen.

Drittes Capitel.

Gegensatz politischer Verhältnisse. Neue Siege des Katholicismus.

1623—1628.

Was einer vordringenden Macht Grenzen setzt, ist nicht immer und wohl niemals allein Widerstand von außen; in der Regel wird dieser durch innere Entzweiungen, wo nicht geradezu hervorgerufen, doch sehr begünstigt.

Wäre der Katholicismus einmüthig geblieben, mit vereinigten Kräften auf sein Ziel losgegangen, so sieht man nicht recht, wie das germanische nördliche Europa, welches schon großentheils in seine Interessen verflochten, von seiner Politik umsponnen war, ihm auf die Länge hätte widerstehen wollen.

Sollten aber nicht auch auf dieser Stufe der Gewalt die früheren Gegensätze in dem Katholicismus, die doch nur auf der Oberfläche beseitigt und im Inneren unaufhörlich wirksam geblieben, wieder zum Vorschein kommen?

Das Eigenthümliche in dem Fortschritte der Religion war in diesem Zeitraume, daß er allenthalben auf politisch-militärischem Uebergewicht beruhte. In Folge der Kriege drang die Mission vorwärts. Daraus folgte, daß mit demselben die größten politischen Veränderungen verbunden waren, die doch auch als solche etwas bedeuten und Rückwirkungen, die man nicht berechnen konnte, hervorrufen mußten.

Von allen diesen Veränderungen nun war ohne Zweifel die wichtigste, daß die deutsche Linie des Hauses Oestreich, die bisher, durch die erbländischen Unruhen gefesselt, in die allgemeinen Angelegenheiten weniger eingegriffen, auf einmal zu der Selbständigkeit, Bedeutung und Kraft einer großen europäischen Macht gedieh. Durch die Erhebung des deutschen Oestreichs geschah, daß auch Spanien, welches sich seit Philipp II friedlich gehalten, mit neuer Kriegslust zu seinen früheren Hoffnungen und Ansprüchen wiedererwachte. Schon waren beide in Folge der Graubündtner Händel unmittelbar in Verbindung getreten: die Alpenpässe waren auf der italienischen Seite von Spanien, auf der deutschen von Oestreich in Besitz genommen; hier in dem hohen Gebirge schienen sie sich zu gemeinschaftlichen Unternehmungen nach allen Seiten der Welt hin die Hand zu bieten.

Gewiß lag in dieser Stellung auf der einen Seite eine große Aussicht für den Katholicismus selbst, dem sich beide Linien mit unverbrüchlicher Ergebenheit gewidmet hatten, aber auf der anderen doch auch eine große Gefahr innerer Entzweiung. Wie viel Eifersucht hatte die spanische Monarchie unter Philipp II erweckt! Aber bei weitem gewaltiger und kernhafter erhob sich jetzt die Gesammtmacht des Hauses durch den Anwachs ihrer deutschen Kräfte. Nothwendig mußte sie die alten Antipathieen in noch höherem Grade erregen.

Zuerst zeigte sich das in Italien.

Die kleinen italienischen Staaten, an und für sich nicht selbständig, hatten das Bedürfniß und auch das Gefühl des Gleichgewichtes in jener Zeit am lebhaftesten. Daß sie jetzt von zwei Seiten in die Mitte genommen, durch die Besetzung der Alpenpässe von aller fremden Hülfe abgeschnitten werden sollten, empfanden sie als eine unmittelbare Bedrohung. Ohne viel Rücksicht, welcher Vortheil ihrem Glaubensbekenntniß aus jener Combination erwachsen könne, wandten sie sich an Frankreich, das ihnen ja allein helfen konnte, um dieselbe zu zerstören. Auch Louis XIII fürchtete, seinen Einfluß auf Italien zu verlieren. Unmittelbar nach dem Frieden von 1622, noch ehe er in seine Hauptstadt zurückgekommen, schloß er mit Savoyen einen Vertrag ab, kraft dessen das Haus Oestreich mit gemeinschaftlichen Kräften genöthigt werden sollte, jene bündtnerischen Pässe und Plätze herauszugeben.

Eine Absicht, die freilich nur einen einzelnen Punkt ins Auge faßte, aber leicht die allgemeine Entwickelung gefährden konnte.

Sehr wohl erkannte das Gregor XV, die Gefahr, die dem Frieden der katholischen Welt, dem Fortgange der religiösen Interessen

und hiedurch auch der Erneuerung des päpstlichen Ansehens von diesem Punkte aus drohe; mit demselben Eifer, mit welchem er Mission und Bekehrung beförderte, suchte er nun auch — denn ihm vor allen stellte sich der Zusammenhang dar — den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern.

Noch war das Ansehen des päpstlichen Stuhles oder vielmehr das Gefühl der Einheit der katholischen Welt so lebendig, daß sowohl Spanien als Frankreich erklärten, die Entscheidung dieser Sache dem Papste überlassen zu wollen. Ja, ihn selbst ging man an, bis zu völliger Ausgleichung die festen Plätze, die so viele eifersüchtige Besorgniß rege machten, als ein Depositum in seine Hand zu nehmen und mit seinen Truppen zu besetzen.

Einen Augenblick bedachte sich Papst Gregor, ob er auf diese thätige und ohne Zweifel auch kostspielige Theilnahme an entfernten Händeln eingehen solle; da es aber am Tage lag, wie viel davon für den Frieden der katholischen Welt abhing, so ließ er endlich ein paar Compagnien werben und schickte sie unter seinem Bruder, Herzog von Fiano, nach Graubündten. Die Spanier hatten wenigstens Riva und Chiavenna zu behalten gewünscht; auch diese überlieferten sie jetzt den päpstlichen Truppen. Erzherzog Leopold von Tirol ließ sich endlich auch bereit finden, ihnen die Landschaften und Plätze zu übergeben, auf welche er nicht etwa Ansprüche eigenen Besitzes erhob.

Und hiedurch schien nun in der That die Gefahr beseitigt, welche die italienischen Staaten zunächst in Bewegung gesetzt hatte. Hauptsächlich kam es noch darauf an, bei den weiteren Anordnungen die katholischen Interessen wahrzunehmen. Man faßte den Plan, Valtellin, wie es den Spaniern nicht in die Hände fallen dürfe, so auch nicht wieder unter Graubündten gerathen zu lassen; denn wie leicht hätte dann die katholische Restauration daselbst unterbrochen werden können; selbständig sollte es den drei alten rhätischen Bünden als ein vierter gleichberechtigter hinzugefügt werden. Aus derselben Rücksicht wollte man selbst die Verbindung der beiden östreichischen Linien, die zum Fortgange des Katholicismus in Deutschland nothwendig schien, nicht völlig unterbrechen. Die Pässe durch Worms und Valtellin sollten den Spaniern offen bleiben, wohlverstanden, um Truppen nach Deutschland gehen, nicht, um deren nach Italien kommen zu lassen.

So weit war es: zwar noch nichts abgeschlossen, aber alles zum Abschluß reif, als Gregor XV starb — 8. Juli 1623. Er hatte noch die Genugthuung, diese Zwistigkeiten beseitigt, den Fortschritt seiner Kirche unaufgehalten zu sehen. War doch bei den Unterhand-

lungen sogar von einer neuen Verbindung der Spanier und Franzosen zu einem Angriff auf Rochelle und Holland die Rede gewesen.

Es fehlte jedoch viel, daß es nach dem Tode Gregors nun auch dahin gekommen wäre.

Einmal genoß der neue Papst, Urban VIII, noch nicht jenes Vertrauen, das auf der erprobten Voraussetzung einer vollkommenen Unparteilichkeit beruht; sodann waren die Italiener durch den Vertrag lange nicht zufriedengestellt; aber was das Wichtigste ist, in Frankreich kamen Männer an das Ruder, welche die Opposition gegen Spanien nicht mehr auf fremde Bitten als Hülfsmacht, sondern aus eigenem freiem Antrieb als den Hauptgesichtspunkt der französischen Politik wiederaufnahmen, Vieuville und Richelieu.

Vielleicht liegt hierin weniger Willkür, als man anzunehmen geneigt ist. Auch Frankreich war wie Oestreich-Spanien in einer Zunahme aller seiner Kräfte begriffen: durch die Siege über die Hugenotten war die königliche Macht, die Einheit und das Selbstgefühl der Nation unendlich gestiegen; und wie nun mit der Kraft auch die Ansprüche wachsen, so trieb alles dahin, eine kühnere Politik zu ergreifen als die bisher befolgte; diese natürliche Tendenz rief sich ihre Organe hervor, Männer, welche sie durchzusetzen geneigt und befähigt waren. Von Anfang an war Richelieu entschlossen, der Autorität, welche das Haus Oestreich noch immer behauptet und damals verjüngt und erhöht hatte, entgegenzutreten und den Kampf um das oberste Ansehen in Europa mit demselben einzugehen. Ein Entschluß, der nun eine noch viel gefährlichere Spaltung in die katholische Welt brachte, als die frühere gewesen war. Die beiden Hauptmächte mußten in offenen Krieg gerathen. An die Ausführung jenes römischen Tractates war nicht mehr zu denken, und vergeblich bemühte sich Urban VIII, die Franzosen bei ihren Zugeständnissen festzuhalten. Aber eine Verbindung mit der katholischen Opposition genügte den Franzosen noch nicht. Obwohl Cardinal der römischen Kirche, trug Richelieu kein Bedenken, mit den Protestanten selbst unverhohlen in den Bund zu treten.

Zuerst näherte er sich den Engländern, um jene spanische Vermählung zu hintertreiben, die dem Hause Oestreich so vielen neuen Einfluß hätte verschaffen müssen. Es kamen ihm hiebei persönliche Verhältnisse zu Hülfe: die Ungeduld Jacobs I, der mit der Zärtlichkeit jenes alten Mannes, der sich dem Tode nahe glaubt,

nach der Rückkehr seines Sohnes und seines Lieblings verlangte, ein Mißverständniß zwischen den beiden leitenden Ministern Olivarez und Buckingham; aber das Meiste that doch auch hier die Sache selbst. Die pfälzische Angelegenheit entwickelte in der Unterhandlung mit Oestreich, Spanien, Baiern und Pfalz unüberwindliche Schwierigkeiten; — eine Verbindung mit Frankreich dagegen ließ, bei der neuen Richtung, welche diese Macht nahm, eine baldige Entscheidung derselben durch die Waffen erwarten. Da nun diese Verbindung dem König von England nicht allein eine eben so bedeutende Mitgift verschaffte, sondern auch die Aussicht, die englischen Katholiken mit dem Throne zu versöhnen, so zog er es vor, seinen Sohn mit einer französischen Prinzessin zu vermählen; er gewährte ihr dieselben religiösen Zugeständnisse, die er den Spaniern gemacht.

Und sogleich rüstete man zu dem Angriff. Richelieu entwarf einen jener weltumfassenden Pläne, wie sie vor ihm noch nicht in der europäischen Politik erschienen, ihm aber so besonders eigen sind. Durch einen allgemeinen Anfall auf allen Seiten dachte er die spanisch-östreichische Macht mit Einem Male zu verderben.

Er selbst wollte im Bunde mit Savoyen und Venedig in Italien angreifen; ohne alle Rücksicht auf den Papst ließ er unerwartet französische Truppen in Graubündten einrücken und die päpstlichen Garnisonen aus den festen Plätzen verjagen. — Mit der englischen hatte er zugleich die holländische Allianz erneuert. Die Holländer sollten Südamerika, die Engländer die Küsten von Spanien angreifen. — Durch König Jacobs Vermittelung bewegten sich die Türken und drohten einen Einfall in Ungarn. — Der Hauptschlag aber sollte in Deutschland geschehen. Der König von Dänemark, der schon lange gerüstet, war endlich entschlossen, die Kräfte von Dänemark und Niederdeutschland für seine pfälzischen Verwandten in Kampf zu führen. Nicht allein England versprach ihm Hülfe, Richelieu sagte einen Beitrag von einer Million Livres zu den Kriegskosten zu. Von beiden unterstützt, sollte Mansfeld neben dem König auftreten und den Weg in die östreichischen Erblande suchen.

Zu einem so universalen Angriff rüstet sich demnach von den beiden vorwaltenden katholischen Mächten die eine wider die andere.

Es ist keine Frage, unmittelbar muß dies den Fortschritt der katholischen Interessen einhalten. Obwohl das französische Bündniß politischer Natur ist, so muß doch, eben wegen jener engen Verbindung der kirchlichen und politischen Verhältnisse, der Protestantismus darin eine große Förderung sehen. Aufs neue schöpft er Athem.

Ein neuer Vorkämpfer, der König von Dänemark, erscheint für ihn in Deutschland mit unverbrauchten, frischen Kräften, von der großen Combination der europäischen Politik unterstützt. Ein Sieg desselben würde alle Erfolge des Erzhauses und der katholischen Restauration rückgängig gemacht haben.

Jedoch erst der Versuch pflegt die Schwierigkeiten zu entwickeln, die ein Unternehmen enthält. So glänzend die Talente Richelieu's sein mochten, so war er doch zu rasch an das Werk gegangen, dem seine Neigungen galten, das er als ein Ziel des Lebens, sei es in vollem Bewußtsein oder in dunklerem Vorgefühl, vor sich sah: aus seinem Unternehmen erhoben sich Gefahren für ihn selbst.

Nicht allein die deutschen Protestanten, die Gegner des Hauses Oestreich, ermannten sich, sondern auch die französischen, die Gegner Richelieu's selbst, faßten unter der neuen politischen Combination wieder Muth. Sie selbst sagen, sie hätten gehofft, im schlimmsten Falle durch die jetzigen Verbündeten des Königs wieder mit ihm ausgesöhnt zu werden. Rohan erhob sich zu Lande, Soubise zur See. Im Mai 1625 waren die Hugenotten weit und breit in den Waffen.

Und in demselben Momente traten dem Cardinal auf der anderen Seite vielleicht noch gefährlichere Feinde hervor. Bei aller seiner Neigung zu Frankreich besaß Urban VIII doch zu viel Selbstgefühl, als daß er die Verjagung seiner Garnisonen aus Graubündten so leicht hätte verschmerzen sollen. Er ließ Truppen werben und nach dem Mailändischen vorrücken, in der ausgesprochenen Absicht, mit den Spaniern im Bunde die verlorenen Plätze wiedereinzunehmen. Wohl mag es sein, daß auf diese Kriegsbedrohungen wenig zu geben war. Allein um so mehr hatte die kirchliche Einwirkung zu bedeuten, die sich damit verknüpfte. Die Klagen des päpstlichen Nuntius, daß der allerchristlichste König der Gehülfe ketzerischer Fürsten sein wolle, fanden Anklang in Frankreich; die Jesuiten traten mit ihren ultramontanen Doctrinen hervor; von den strenger Kirchlich-gesinnten erfuhr Richelieu lebhafte Angriffe. Zwar fand er dagegen eine Stütze in den gallicanischen Grundsätzen, Vertheidigung bei den Parlamenten; — jedoch er durfte es nicht wagen, den Papst lange zum Feinde zu haben. Das katholische Princip war zu genau mit dem wiederhergestellten Königthum verbunden;

wer konnte dem Cardinal für den Eindruck stehen, welchen die geistlichen Ermahnungen auf seinen Fürsten hervorbringen mochten?

In Frankreich selbst demnach sah sich Richelieu angegriffen, und zwar durch die beiden entgegengesetzten Parteien zugleich. Was er auch immer gegen Spanien ausrichten mochte, so war dies doch eine Stellung, die sich nicht halten ließ: er mußte eilen, aus ihr herauszukommen.

Und wie bei dem Angriffe das Genie der Weltumfassung, des kühn vordringenden Entwurfes, so zeigte er in diesem Augenblick die an Treulosigkeit grenzende diplomatische Gewandtheit, Verbündete zu seinem Werkzeuge zu machen, aber dieselben zu verlassen, wenn es aus anderen Rücksichten nothwendig schien.

Er brachte zunächst seine neuen Bundesgenossen dahin, ihm wider Soubise beizustehen. Er selbst gebot über keine Seemacht; mit protestantischen Streitkräften aus fremden Ländern, mit holländischen und englischen Schiffen überwältigte er im September 1625 seine protestantischen Gegner in der Heimath. Er benutzte sodann ihre Vermittelung dazu, die Hugenotten zu einer unvortheilhaften Abkunft zu nöthigen. Sie zweifelten nicht, daß er, sobald er sich dieser Feinde entledigt habe, den allgemeinen Angriff gegen Spanien erneuern werde.

Allein wie erstaunten sie, als statt dessen plötzlich die Kunde von dem Frieden von Monzon erscholl, der im März 1626 zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen worden! Ein päpstlicher Legat war deshalb an beide Höfe gereist. Einen wesentlichen Einfluß auf die Abkunft scheint er nicht ausgeübt zu haben; immer brachte jedoch seine Anwesenheit das kirchliche Princip in lebendige Erinnerung. Während Richelieu die Protestanten unter dem Anschein des engsten Vertrauens zu seinen Zwecken benutzte, wurden mit noch größerem Eifer Unterhandlungen zu ihrem Verderben mit Spanien gepflogen. Ueber Valtellin einigten sich die Franzosen mit den Spaniern dahin, daß es zwar unter die Herrschaft von Graubündten zurückkehren solle, aber mit selbstthätigem Antheile an der Besetzung der Aemter und der ungeschmälerten Freiheit katholischer Gottesverehrung. Richelieu hatte an diesen Unterhandlungen keinen unmittelbaren Antheil genommen; sie gingen vielmehr von einer extremen kirchlichen Partei aus, der er nicht angehörte. Aber er war doch nicht gemeint, sich offen ihnen zu widersetzen; er ließ sie sich gefallen. Die katholischen Mächte, welche so eben einen Kampf auf Leben und Tod beginnen zu wollen geschienen, standen in Einem Moment wieder vereinigt da.

Es kam hinzu, daß sich über die Ausführung der in dem Vermählungsvertrag eingegangenen Verpflichtungen Mißhelligkeiten zwischen Franzosen und Engländern erhoben.

Mit Nothwendigkeit erfolgte dann ein Stillstand aller jener antispanischen Unternehmungen.

Die italienischen Fürsten mußten sich, so ungern sie es auch thaten, in das Unabänderliche fügen: — Savoyen schloß einen Stillstand mit Genua; Venedig pries sich glücklich, daß es nicht bereits in Mailand eingefallen war, und entließ seine Milizen. Wenigstens hat man behauptet, das schwankende Benehmen der Franzosen habe noch im Jahre 1625 den Entsatz von Breda gehindert, so daß ihnen der Verlust dieser wichtigen Festung an die Spanier zuzuschreiben sei. Jedoch das große und entscheidende Mißgeschick trat in Deutschland ein.

Die Kräfte von Niederdeutschland hatten sich um den König von Dänemark gesammelt, unter dem Schirm, wie man glaubte, jener allgemeinen Verbindung wider Spanien; Mansfeld rückte gegen die Elbe. Ihnen gegenüber hatte sich auch der Kaiser mit doppelter Anstrengung gerüstet: er wußte wohl, wie viel davon abhing.

Als es zum Schlagen kam, bestand schon die Verbindung nicht mehr: die französischen Subsidien wurden nicht gezahlt; allzu langsam lief die englische Unterstützung ein; die kaiserlichen Truppen waren krieggeübter; es erfolgte, daß der König von Dänemark die Schlacht bei Lutter verlor und auf sein Land zurückgeworfen, daß auch Mansfeld als ein Flüchtling in die östreichischen Provinzen getrieben ward, die er als Sieger und Wiederhersteller zu beschreiten gehofft hatte.

Ein Erfolg, der nothwendig eben so universale Wirkungen haben mußte, wie seine Ursachen es waren.

Zunächst für die kaiserlichen Länder. Wir können sie mit Einem Worte bezeichnen. Die letzte Bewegung, welche hier für den Protestantismus unternommen worden — in Hoffnung auf jene allgemeine Combination —, ward gedämpft; nunmehr ward auch der Adel, der bisher persönlich noch unbelästigt geblieben, zum Uebertritt genöthigt. Der Kaiser erklärte am Ignatiustage 1627, daß er nach Ablauf von sechs Monaten Niemanden mehr, auch nicht vom Herren- und Ritterstande, in seinem Erbreiche Böhmen dulden werde, der nicht ihm und der apostolischen Kirche in dem allein seligmachenden katholischen Glauben beistimme; ähnliche Edicte ergingen in Oberöstreich, im Jahre 1628 in Kärnten, Krain und Steiermark, nach einiger

Zeit auch in Niederöstreich. Vergebens war es, auch nur um Aufschub zu bitten: der Nuntius Caraffa stellte vor, nur von der Hoffnung auf einen allgemeinen Glückswechsel schreibe sich diese Bitte her. Seitdem erst wurden diese Landschaften wieder vollkommen katholisch. Welche Opposition hatte 80 Jahre daher der Adel von Oestreich dem Erzhause gemacht! Jetzt erhob sich die landesfürstliche Macht, rechtgläubig, siegreich und unumschränkt, über jeden Widerstand.

Und noch weitaussehender waren die Wirkungen des neuen Sieges in dem übrigen Deutschland. Niedersachsen war eingenommen; bis an den Kattegat standen die kaiserlichen Völker; Brandenburg und Pommern hielten sie besetzt; Mecklenburg war in den Händen des kaiserlichen Feldherrn. So viele Hauptsitze des Protestantismus waren von einem katholischen Kriegsheere überwältigt.

Es zeigte sich sogleich, wie man diese Lage der Dinge zu benutzen denke. Ein kaiserlicher Prinz ward zum Bischof von Halberstadt postulirt; aus apostolischer Macht ernannte dann der Papst ebendenselben zum Erzbischof von Magdeburg. Es ist keine Frage, daß, wenn eine katholische, erzherzogliche Regierung sich hier festsetzte, sie mit der Strenge der übrigen geistlichen Fürsten auf die Herstellung des Katholicismus in dem gesammten Sprengel dringen mußte.

Indessen setzten sich die Antireformationen in Oberdeutschland mit neuem Eifer fort. Man muß einmal das Verzeichniß der Erlasse der Reichskanzlei aus diesen Jahren bei Caraffa ansehen: wie viele Anmahnungen, Beschlüsse, Entscheidungen, Empfehlungen, alle zu Gunsten des Katholicismus! Der junge Graf von Nassau-Siegen, die jüngeren Pfalzgrafen von Neuburg, der Deutschmeister unternahmen neue Reformationen; in der Oberpfalz ward nun auch der Adel zum Katholicismus genöthigt.

Jetzt nahmen jene alten Processe geistlicher Herren gegen weltliche Stände über eingezogene Kirchengüter einen anderen Gang als früher. Wie ward allein Würtemberg geängstigt! Es drangen alle die alten Kläger, die Bischöfe von Constanz und Augsburg, die Aebte von Mönchsreit und Kaisersheim, mit ihren Ansprüchen gegen das herzogliche Haus durch; die Existenz desselben ward gefährdet. Allenthalben bekamen die Bischöfe Recht wider die Städte: der Bischof von Eichstädt wider Nürnberg, das Capitel von Straßburg wider die Stadt Straßburg; Schwäbisch-Hall, Memmingen, Ulm, Lindau, viele anderen Städte wurden genöthigt, den Katholischen die ihnen entrissenen Kirchen zurückzugeben.

Begann man nun hier allenthalben auf den Buchstaben des

Religionsfriedens zu bringen, wie nahe lag dann eine allgemeinere Anwendung der Grundsätze desselben, wie man sie jetzt verstand!

„Nach der Schlacht bei Lutter", sagt Caraffa, „schien der Kaiser wie von einem langen Schlafe zu erwachen: von einer großen Furcht befreit, die seine Vorfahren und ihn selbst bisher gefesselt, faßte er den Gedanken, ganz Deutschland zu der Norm des Religionsfriedens zurückzuführen."

Außer Magdeburg und Halberstadt wären dann auch Bremen, Verden, Minden, Camin, Havelberg, Schwerin, fast alle norddeutschen Stifter dem Katholicismus zurückgegeben worden. Es war immer das entfernte Ziel gewesen, welches der Papst und die Jesuiten in den glänzendsten Augenblicken ihres Glückes ins Auge gefaßt hatten. Eben darum war doch selbst der Kaiser bedenklich. Er zweifelte, sagt Caraffa, nicht an dem Rechte, sondern an der Möglichkeit der Ausführung. Allein der Eifer der Jesuiten, vor allen des Beichtvaters Lamormain, das günstige Gutachten der vier katholischen Kurfürsten, das unermüdliche Anhalten jenes päpstlichen Nuntius, der ja selbst berichtet, es habe ihm monatlange Arbeit gekostet, um durchzudringen, beseitigten am Ende alle Bedenklichkeiten. Bereits im August 1628 ward das Restitutionsedict eben so abgefaßt, wie es nachher erschienen ist. Ehe es erlassen würde, sollte es nur noch einmal den katholischen Kurfürsten in Erwägung gegeben werden.

Es war aber hiermit noch ein weiterer Plan verknüpft: man gab der Hoffnung Raum, die lutherischen Fürsten in Gutem zu gewinnen Nicht die Theologen, sondern der Kaiser und einige katholischen Reichsfürsten selbst sollten es versuchen. Man beabsichtigte, davon auszugehen, daß die Vorstellung, die man im nördlichen Deutschland vom Katholicismus hege, irrig, daß die Abweichung des ungeänderten augsburgischen Bekenntnisses von der echt-katholischen Lehre nur sehr gering sei; den Kurfürsten von Sachsen hoffte man dadurch zu gewinnen, daß man ihm den Patronat der drei Hochstifter seines Gebietes überlasse. Man verzweifelte nicht, den Haß der Lutheraner gegen den Calvinismus erwecken und dann zu einer vollkommenen Herstellung des Katholicismus benutzen zu können.

Ein Gedanke, den man in Rom mit Lebhaftigkeit ergriff und zu einem ausführlichen Project ausarbeitete. Keineswegs meinte Urban VIII sich mit den Bestimmungen des Religionsfriedens zu begnügen, den ja niemals ein Papst gutgeheißen hatte. Nur eine völlige Restitution aller Kirchengüter, eine vollkommene Zurückführung aller Protestanten konnte ihn befriedigen.

Hatte sich doch dieser Papst in dem glücklichen Augenblicke zu einem, wo möglich noch kühneren Gedanken erhoben, in dem Entwurfe, England anzugreifen. Gleichsam mit einer Art von Naturnothwendigkeit tritt dieser Plan von Zeit zu Zeit in den großen katholischen Combinationen wieder hervor. Jetzt hoffte sich der Papst des wiederhergestellten Einverständnisses der beiden Kronen dazu zu bedienen.

Zuerst dem französischen Gesandten stellte er vor, welche Beleidigung für Frankreich darin liege, daß man sich in England an die bei der Vermählung gemachten Zusagen so ganz und gar nicht binde. Entweder müsse Ludwig XIII die Engländer nöthigen, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, oder einem Fürsten die Krone entreißen, der als ein Ketzer vor Gott und als ein Wortbrüchiger vor den Menschen sie unwürdig trage.

Hierauf wandte er sich auch an den spanischen Botschafter Oñate. Der Papst meinte, schon als ein guter Ritter sei Philipp IV verpflichtet, der Königin von England, einer so nahen Verwandten — sie war seine Schwägerin —, die jetzt um ihres Glaubens willen bedrängt werde, zu Hülfe zu kommen.

Als der Papst sah, daß er Hoffnung hegen dürfe, übertrug er dem Nuntius Spada zu Paris die Unterhandlung.

Unter den einflußreichen Männern in Frankreich ergriff Cardinal Berulle, der die Unterhandlung über die Vermählung geleitet, diesen Gedanken am lebhaftesten. Er berechnete, wie man sich der englischen Fahrzeuge an den französischen Küsten bemächtigen, wie man sogar die Flotte der Engländer in ihren Häfen verbrennen könne. In Spanien ging Olivarez ohne viel Zögern auf diesen Plan ein. Zwar hätten ihn frühere Treulosigkeiten bedenklich machen können. Und ein anderer hoher Staatsbeamter, Cardinal Bedmar, stimmte deshalb dagegen; aber der Gedanke war zu großartig, zu umfassend, als daß Olivarez, der in allen Dingen das Glänzende liebte, ihn hätte zurückweisen mögen.

Auf das geheimste ward die Unterhandlung betrieben; selbst jener französische Gesandte in Rom, dem die ersten Eröffnungen geschehen waren, erfuhr nichts von ihrem Fortgange.

Richelieu entwarf die Artikel des Vertrages, Olivarez verbesserte sie; auch so ließ sie sich Richelieu gefallen. Am 20. April 1627 wurden sie ratificirt. Die Franzosen verpflichteten sich, sogleich die Rüstungen zu beginnen und ihre Häfen in Stand zu setzen. Die Spanier waren bereit, noch im Jahre 1627 zum Angriff zu schrei-

ten; im nächsten Frühling sollten ihnen dann die Franzosen mit ganzer Macht zu Hülfe kommen.

Es tritt aus unseren Nachrichten nicht deutlich hervor, wie Spanien und Frankreich die Beute zu theilen gedachten; so viel ergiebt sich, daß man dabei auch auf den Papst Rücksicht nahm. In tiefstem Vertrauen eröffnete Berulle dem Nuntius, wenn es gelinge, so solle Irland an den päpstlichen Stuhl fallen; der Papst möge es dann durch einen Vicekönig regieren lassen. Mit außerordentlicher Genugthuung empfing der Nuntius diesen Antrag; nur empfahl er Seiner Heiligkeit, nichts davon verlauten zu lassen, damit es nicht scheine, als habe sie bei ihren Anschlägen weltliche Absichten.

Auch an Deutschland und Italien dachte man aber bei diesem Plane.

Noch schien es möglich, das Uebergewicht der englischen und der holländischen Seemacht durch eine allgemeine Vereinigung zu bezwingen. Man faßte den Gedanken, eine bewaffnete Compagnie zu errichten, unter deren Schutze ein unmittelbarer Verkehr zwischen der Ostsee, Flandern, den französischen Küsten, Spanien und Italien ohne allen Antheil der beiden Seemächte eingerichtet werden könne. Schon machte der Kaiser den Hansestädten Anträge in diesem Sinne; — die Infantin zu Brüssel wünschte, daß den Spaniern ein Hafen an der Ostsee eingeräumt werden möchte; — es ward mit dem Großherzog von Toscana darüber unterhandelt, der den spanisch-portugiesischen Handel hiedurch nach Livorno ziehen könne.

So weit brachte man es nun freilich nicht. Einen sehr abweichenden Gang nahm durch die Verflechtung der Verhältnisse das Ereigniß, aber doch einen solchen, der zuletzt zu einem den katholischen Tendenzen überaus günstigen Resultate führte.

Indem man so umfassende Pläne zu einem Angriffe auf England entwarf, begegnete, daß man selbst einen Angriff von England erfuhr.

Im Juli 1627 erschien Buckingham mit einer stattlichen Flotte an der Küste von Frankreich; er landete auf der Insel Rhé und nahm sie ein, bis auf die Citadelle von St.-Martin, die er sofort belagerte; er rief die Hugenotten zu erneuter Vertheidigung ihrer Freiheiten und ihrer religiösen Unabhängigkeit auf, die allerdings von Tag zu Tage immer mehr gefährdet war.

Die englischen Geschichtschreiber pflegen dies Unternehmen von

einer seltsamen Leidenschaft Buckinghams für die Königin Anna von Frankreich herzuleiten. Stehe es mit dieser Neigung, wie es wolle, so liegt doch in dem großen Gange der Angelegenheiten ein ganz anderer und gewiß der wesentlichste Grund desselben. Sollte Buckingham den Angriff, den man beabsichtigte, in England erwarten? Es war doch ohne Zweifel besser, ihm zuvorzukommen und den Krieg nach Frankreich zu tragen. Einen günstigeren Zeitpunkt konnte es nicht geben: Louis XIII war gefährlich krank und Richelieu im Kampfe mit starken Factionen. Nach einigem Zögern erhoben die Hugenotten in der That die Waffen aufs neue: ihre kühnen und kriegskundigen Anführer erschienen noch einmal im Felde.

Nur hätte Buckingham nun auch den Krieg nachdrücklicher führen und besser unterstützt werden müssen. König Carl I bekennt in allen seinen Briefen, daß dies nicht hinreichend geschehe. Wie man es trieb, war man dem Cardinal Richelieu, dessen Genius in schwierigen Augenblicken seine Mittel mit doppelter Kraft entwickelte und der sich nie entschlossener, standhafter, unermüdlicher bewiesen, in kurzem nicht mehr gewachsen. Buckingham rettete sich durch einen Rückzug. Sein Unternehmen, das die französische Regierung in außerordentliche Gefahr hätte bringen können, hatte dann keinen anderen Erfolg, als daß sich die gesammte Kraft des Landes mit erneuter Gewalt unter der Leitung des Cardinals auf die Hugenotten stürzte.

Der Mittelpunkt der hugenottischen Macht war ohne Zweifel in Rochelle. Schon in früheren Jahren hatte Richelieu, wenn er sich in seinem Bisthume Luçon dort in der Nähe aufhielt, über die Möglichkeit, diesen Platz zu erobern, nachgedacht; jetzt sah er sich selbst berufen, ein solches Unternehmen zu leiten; er beschloß, es auszuführen, es koste, was es wolle.

Sonderbarerweise kam ihm hiebei nichts so sehr zu statten, wie der Fanatismus eines englischen Puritaners.

Endlich hatte Buckingham sich noch einmal gerüstet, um Rochelle zu entsetzen; seine Ehre war dafür verpflichtet, seine Stellung in England und der Welt hing davon ab; und ohne Zweifel hätte er alle seine Kräfte dazu angestrengt: diesen Augenblick wählte jener Fanatiker, von Rachsucht und mißverstandenem Religionseifer angetrieben, um Buckingham zu ermorden.

In großen Entscheidungen ist es nothwendig, daß mächtige Männer eine Unternehmung zu ihrer persönlichen Angelegenheit machen. Die Belagerung von Rochelle war wie ein Zweikampf zwischen den beiden Ministern. Jetzt blieb Richelieu allein übrig. In England

fand sich Niemand, der Buckinghams Stelle vertreten, seine Ehre sich zu Herzen genommen hätte; die englische Flotte erschien an der Rhede, aber ohne etwas Rechtes zu unternehmen. Man sagt, Richelieu habe gewußt, daß sie dies nicht thun würde. Unerschütterlich hielt er aus. Im October 1628 ergab sich ihm Rochelle.

Nachdem die Hauptfeste gefallen, verzweifelten auch die benachbarten Plätze, sich zu halten; ihre Sorge war nur, eine erträgliche Abkunft zu treffen.

Und so entsprangen aus alle diesen politischen Verwickelungen, die den Protestanten anfangs günstig geschienen, am Ende doch wieder dem Katholicismus entscheidende Siege, gewaltige Fortschritte. Das nordöstliche Deutschland, das südwestliche Frankreich, die so lange widerstanden, waren beide besiegt. Es schien nur noch darauf anzukommen, die überwundenen Feinde durch Gesetze und fortwirkende Einrichtungen auf immer zu unterwerfen.

Die Hülfe, welche Dänemark den Deutschen, England den Franzosen angedeihen ließ, war denselben eher verderblich geworden: sie hatte den überlegenen Feind erst herbeigezogen; diese Mächte waren bereits selbst gefährdet oder angegriffen. Die kaiserlichen Truppen drangen nach Jütland vor. Zwischen Spanien und Frankreich ward im Jahre 1628 noch auf das lebhafteste über jenen gemeinschaftlichen Angriff auf England unterhandelt.

Viertes Capitel.

Mantuanisch-schwedischer Krieg. Umschwung der Dinge.

Auf den ersten Blick bietet der Gang der Weltereignisse, der Fortschritt einer angefangenen Entwickelung den Anschein des Unabänderlichen dar.

Tritt man aber näher, so zeigt sich nicht selten, daß das Grundverhältniß, auf welchem alles beruht, leicht und zart ist, fast persönlich, Hinneigung oder Abneigung, nicht so schwer zu erschüttern.

Fragen wir, was diese neuen großen Vortheile der katholischen Restauration hauptsächlich hervorbrachte, so war es nicht so sehr die Kriegsmacht des Tilly und des Wallenstein oder das militärische Uebergewicht Richelieu's über die Hugenotten, als das erneute Einverständ-

niß zwischen Frankreich und Spanien, ohne welches weder jene noch auch dieser viel ausgerichtet haben würden.

Der Protestantismus leistete schon 1626 keinen selbständigen Widerstand mehr; nur durch eine Entzweiung der katholischen Mächte ermannte er sich dazu; die Versöhnung derselben führte sein Verderben herbei.

Wer hätte sich aber verbergen können, wie leicht sich jenes Einverständniß erschüttern ließ?

Innerhalb der Grenzen des Katholicismus waren zwei entgegengesetzte Antriebe mit gleicher Nothwendigkeit ausgebildet, der eine der Religion, der andere der Politik. Jener forderte Zusammenhalten, Ausbreitung des Glaubens, Hintansetzung aller anderen Rücksichten; dieser rief den Wettstreit der großen Mächte um ein vorwaltendes Ansehen unablässig hervor.

Man dürfte wohl nicht sagen, durch den Gang der Ereignisse sei das Gleichgewicht von Europa bereits umgestürzt gewesen. Das Gleichgewicht beruhte in jenen Zeiten auf dem Gegensatze zwischen Frankreich und Oestreich-Spanien, und auch Frankreich war im Laufe dieser Begebenheiten unendlich viel stärker geworden.

Aber nicht minder von der Voraussicht der Zukunft als von einer gegenwärtigen Bedrängniß hängt die Thätigkeit der Politik ab. Der natürliche Lauf der Dinge schien eine allgemeine Gefahr herbeiführen zu müssen.

Daß die altprotestantischen norddeutschen Länder von den wallensteinischen Kriegsvölkern überschwemmt worden, eröffnete die Möglichkeit, die kaiserliche Hoheit im Reiche, welche seit Jahrhunderten, einen Moment im Leben Carls V etwa ausgenommen, nur noch ein Schatten gewesen, zu wahrhafter Macht und wesentlicher Bedeutung herzustellen. Ging es mit der katholischen Restauration auf dem eingeschlagenen Wege fort, so war das unvermeidlich.

Einmal hatte Frankreich dagegen ein Aequivalent nicht zu erwarten; sobald es der Hugenotten Herr geworden war, blieb ihm nichts weiter zu gewinnen übrig. Aber hauptsächlich erhoben sich die Besorgnisse der Italiener. Sie fanden die Erneuerung eines mächtigen Kaiserthums, das so viele Ansprüche in Italien hatte und mit der verhaßten Gewalt der Spanier so unmittelbar zusammenstand, gefahrvoll, ja unerträglich.

Aufs neue war die Frage, ob die katholischen Bestrebungen ohne Rücksicht hierauf fortgesetzt werden, noch einmal die Oberhand erkämpfen, oder ob die politischen Gesichtspunkte überwiegen und einen Einhalt derselben veranlassen würden.

Indem der Strom der katholischen Restauration sich noch mit voller Gewalt über Frankreich und Deutschland ergoß, trat in Italien eine Bewegung ein, bei der sich das entscheiden mußte.

Mantuanische Erbfolge.

In den letzten Tagen des Jahres 1627 starb Vincenzo II Gonzaga, Herzog von Mantua, ohne Leibeserben. Sein nächster Agnat war Carl Gonzaga, Herzog von Nevers.

An und für sich bot nun diese Erbfolge keine Schwierigkeiten dar: an den Rechten des Agnaten konnte kein Zweifel obwalten; allein sie schloß eine politische Veränderung von großer Bedeutung ein.

Carl Nevers war in Frankreich geboren und mußte als ein Franzose angesehen werden; man glaubte, die Spanier würden es nicht dulden, daß ein Franzose in Oberitalien, welches sie von jeher mit besonderer Eifersucht vor allem französischen Einfluß sicherzustellen gesucht, mächtig würde.

Gehen wir nach so langer Zeit der Sache auf den Grund, so findet sich doch, daß man anfangs weder an dem spanischen noch an dem östreichischen Hofe ihn auszuschließen gedachte. Er war doch auch mit dem Erzhause verwandt: die Kaiserin war eine mantuanische Prinzessin und immer sehr für ihn. „Man muthete ihm", sagt Khevenhiller, der in den mantuanischen Geschäften gebraucht wurde, „anfangs nichts Widriges zu; man berathschlagte vielmehr, ihn zu des Erzhauses Devotion zu bringen". Auch Olivarez hat dies ausdrücklich versichert; er hat erzählt, als man von der schweren Krankheit Don Vincenzo's gehört, sei beschlossen worden, einen Courier an den Herzog von Nevers abzusenden, um ihm den Schutz von Spanien zu einer friedlichen Besitznahme von Mantua und Montferrat anzutragen. Es ist wohl möglich, daß man ihm Bedingungen gesetzt, Sicherheiten von ihm verlangt haben würde; sein Recht dachte man ihm nicht zu entreißen.

Merkwürdig, wie diese natürliche Entwickelung verhindert ward.

In Italien traute man den Spaniern ein so rechtliches Verfahren nicht zu. Man hatte ihnen nie glauben wollen, so oft sie auch früher versicherten, daß sie es beobachten, daß sie sich der Erbfolge des Nevers nicht widersetzen würden. Die spanischen Machthaber in Italien hatten nun einmal den Verdacht auf sich geladen, auch auf eine ungesetzliche Weise nach dem Besitz einer unumschränkten

Macht zu streben. Man ließ sich jetzt nicht ausreden, daß sie ein ihnen ergebeneres Mitglied des Hauses Gonzaga zu dem Herzogthume zu befördern suchen würden.

Gestehen wir aber, daß der Wunsch der Italiener, einen mit Frankreich natürlich verbündeten und von Spanien unabhängigen Fürsten in Mantua zu sehen, an dieser Meinung viel Antheil hatte. Sie wollten nicht glauben, daß Spanien etwas zugeben würde, was ihnen im antispanischen Interesse so erwünscht kam. Sie überredeten die berechtigte Linie selbst hievon, und diese hielt für das Beste, sich nur zuerst, auf welche Weise auch immer, in Besitz zu setzen.

Man möchte sagen, es war wie in einem animalischen Organismus. Die innere Krankheit suchte nur einen Anlaß, einen angegriffenen Punkt, um zum Ausbruch zu kommen.

In tiefstem Geheimniß, noch vor dem Ableben Vincenzo's, langte der junge Gonzaga Nevers, Herzog von Rethel, in Mantua an. Ein mantuanischer Minister, der sich zur antispanischen Partei hielt, des Namens Striggio, hatte hier alles vorbereitet. Der alte Herzog machte keine Schwierigkeit, die Rechte seines Vetters anzuerkennen. Es war noch ein Fräulein aus der einheimischen Linie vorhanden — Urenkelin Philipps II von Spanien, von seiner jüngeren Tochter, die sich nach Savoyen verheirathet hatte, — und es schien viel darauf anzukommen, daß der junge Herzog sich mit ihr vermähle. Zufällige Umstände verzögerten die Sache, und Vincenzo war schon todt, als man das Fräulein einst in der Nacht aus dem Kloster holte, wo sie erzogen ward, in den Palast brachte und hier ohne viel Zögern die Vermählung schloß und vollzog. Dann erst ward der Tod des Herzogs bekannt gemacht; Rethel ward als Prinz von Mantua begrüßt und empfing die Huldigung. Ein mailändischer Abgeordneter wurde so lange entfernt gehalten, bis alles vollbracht war, und dann nicht ohne eine Art von Hohn in Kenntniß gesetzt.

Zugleich mit der Anzeige von dem Tode des Herzogs trafen diese Nachrichten in Wien und Madrid ein.

Man wird bekennen, daß sie recht geeignet waren, so mächtige Fürsten, die sich in der Haltung einer religiösen Majestät gefielen, zu entrüsten, zu erbittern. Eine so nahe Verwandte ohne ihre Zustimmung, ja ohne ihr Wissen, mit einer Art von Gewaltsamkeit verheirathet, ein bedeutendes Lehen in Besitz genommen ohne die mindeste Rücksicht auf den Lehnsherrn! Jedoch ergriffen nun die beiden Höfe abweichende Maßregeln.

Olivarez, stolz wie ein Spanier, doppelt stolz als Minister eines so

mächtigen Königs, immer erfüllt von hochfliegendem Selbstgefühl, war jetzt weit entfernt, sich dem Herzog zu nähern; er beschloß, wenn nichts weiter, doch wenigstens, wie er sich ausdrückt, ihn zu mortificiren. Und war nicht sein Bezeigen offenbar feindselig? Durfte man ihm nach dieser Probe seiner Gesinnung die wichtigen Städte von Montferrat anvertrauen, die als eine Vormauer von Mailand betrachtet wurden? Der Herzog von Guastalla machte Ansprüche auf Mantua, der Herzog von Savoyen auf Montferrat; jetzt traten die Spanier mit beiden in Verbindung: man griff zu den Waffen; der Herzog von Savoyen rückte von der einen, Don Gonzalez de Cordova, Gouvernator in Mailand, von der anderen Seite in Montferrat ein. Schon hatten Franzosen in Casale Zutritt gefunden. Don Gonzalez eilte, es zu belagern. Er zweifelte um so weniger, daß er es in kurzem erobern werde, da er auf innere Einverständnisse rechnete.

Nicht so rasch ging der Kaiser zu Werke. Er war überzeugt, daß Gott ihn beschütze, weil er den Weg der Gerechtigkeit wandele. Er mißbilligte das Verfahren der Spanier und ließ Don Gonzalez förmlich abmahnen. Dagegen wollte er seine oberrichterliche Function mit voller Freiheit ausüben. Er sprach das Sequester über Mantua aus, bis er entschieden haben werde, welchem von den verschiedenen Prätendenten die Erbschaft zugehöre. Da der neue Herzog von Mantua — er war nun selbst angekommen — sich nicht unterwerfen wollte, so ergingen die schärfsten Mandate wider ihn.

Waren nun aber auch Ursprung und Sinn dieser Maßregeln verschieden, so trafen sie doch in ihrer Wirkung zusammen. Nevers sah sich durch die Rechtsansprüche der deutschen Linie des Hauses Oestreich nicht minder bedroht als durch die Gewaltsamkeit der spanischen. Indem er der Gefahr zu entgehen dachte, zog er sie sich eben über das Haupt.

Und anfangs hatte er in der That nur schlechte Aussichten. Es ist wahr, einige italienischen Staaten sahen seine Sache für so gut als die ihrige an: sie unterließen nichts, ihn bei dem Entschlusse des Widerstandes festzuhalten; aber um an sich selbst für ihn etwas auszurichten, fehlte es ihnen doch an hinreichenden Kräften.

Wohl hatte ihm auch Richelieu zugesagt, ihn nicht fallen zu lassen, wenn er sich nur halte, bis ihm Frankreich zu Hülfe kommen könne. Aber die Frage war, wann dies sein dürfte.

Die Verhältnisse von Mantua entwickelten sich noch während der Belagerung von Rochelle auf einen sehr gefährlichen Punckt. Ehe es gefallen, konnte Richelieu keinen Schritt thun. Er durfte es nicht

wagen, sich aufs neue in Feindseligkeiten gegen Spanien einzulassen, solange dadurch noch eine gefährliche Erhebung der Hugenotten veranlaßt werden konnte.

Aber auch noch eine andere Rücksicht zu nehmen, nöthigten ihn seine früheren Erfahrungen. Um keinen Preis durfte er sich mit der devoten, ernstlich-katholischen Partei in seinem Vaterlande entzweien. Er durfte es nicht wagen, mit dem Papste zu brechen oder nur eine Politik einzuschlagen, die demselben mißfällig gewesen wäre.

Unendlich viel kam noch einmal auf den Papst an. Seine Stellung, die Natur seines Amtes forderten ihn auf, alles für die Erhaltung des Friedens in der katholischen Welt zu thun. Als ein italienischer Fürst hatte er auf seine Nachbarn einen unzweifelhaften Einfluß. Auch für Frankreich mußte sein Verfahren, wie wir sahen, maßgebend werden. Es lag alles daran, ob er den Ausbruch der Entzweiung verhüten, oder ob er selbst Partei ergreifen würde.

In den früheren Verwickelungen hatte Urban VIII seine Politik eingeleitet, ihre Bahn vorgezeichnet gefunden. Hier tritt seine Sinnesweise zum ersten Mal vollständiger und zugleich für die Weltangelegenheiten bestimmend hervor.

Urban VIII.

Unter anderen Fremden, die durch den Handel von Ancona, der sich im 16. Jahrhundert in ziemlicher Aufnahme befand, zu ansehnlichen Reichthümern gelangten, zeichnete sich das florentinische Haus Barberini durch geschickte Berechnung der Geschäfte und glücklichen Erfolg aus. Ein Sprößling dieses Hauses, Maffeo, im Jahre 1568 zu Florenz geboren, ward nach dem frühen Tode seines Vaters nach Rom gebracht, wo ihm ein Oheim lebte, der sich an der Curie eine gewisse Stellung gemacht hatte. Auch Maffeo schlug die Laufbahn an der Curie ein; er ward durch die Wohlhabenheit seines Hauses befördert; doch entwickelte er auch ein ausnehmendes Talent dazu: auf jeder Stufe, die er betrat, erkannten seine Amtsgenossen eine gewisse Ueberlegenheit in ihm an. Hauptsächlich durch eine Nuntiatur in Frankreich, bei welcher er die volle Gewogenheit des französischen Hofes erwarb, eröffnete er sich dann ferner hohe Aussichten. Nach dem Tode Gregors XV dachte ihm die französische Partei von allem Anfang den Pontificat zu. Die Gestalt des Conclave's war damals von den früheren dadurch unterschieden, daß der letzte Papst nur eine kurze Zeit gesessen. Obwohl er eine bedeutende Anzahl Cardinäle

ernannt hatte, so waren doch die Creaturen seines Vorgängers noch immer eben so zahlreich; in dem Conclave standen einander der vorletzte und der letzte Nepot mit ziemlich gleichen Kräften gegenüber. Maffeo Barberino soll jedem von ihnen zu verstehen gegeben haben, er sei ein Gegner des anderen; man behauptet, daß er hieraus von beiden, und zwar von jedem aus Haß wider den anderen, unterstützt worden sei. Noch wirksamer jedoch war es ohne Zweifel, daß er sich immer als einen Verfechter der jurisdictionellen Ansprüche der römischen Curie gezeigt und sich dadurch der Mehrzahl der Cardinäle werth gemacht hatte. Genug, von eigenem Verdienst und fremder Unterstützung gleich gefördert, drang Maffeo Barberino durch und stieg in dem frischen Alter von 55 Jahren zur Würde des Papstthums auf.

Gar bald nahm der Hof einen starken Unterschied zwischen ihm und seinen nächsten Vorfahren wahr. Clemens den VIII fand man in der Regel mit den Werken des h. Bernhard, Paul den V mit den Schriften des sel. Justinian von Venedig beschäftigt; bei dem neuen Papst, Urban VIII, lagen dagegen die neuesten Gedichte oder auch Fortificationszeichnungen auf dem Arbeitstische.

Es wird sich in der Regel finden, daß die Zeit, in der ein Mensch seine entschiedene Richtung ergreift, in die erste Blüthe der männlichen Jahre fällt, in denen er an Staat oder Literatur einen selbstthätigen Antheil zu nehmen anfängt. Die Jugend Pauls V, geboren 1552, Gregors XV, geboren 1554, gehörte in eine Epoche, in welcher die Principien der katholischen Restauration in vollem ungebrochenem Schwunge vorwärts schritten; auch sie wurden von denselben erfüllt. Die ersten Thätigkeiten Urbans VIII — geboren 1568 — fielen dagegen in die Zeiten der Opposition des päpstlichen Fürstenthums gegen Spanien, der Herstellung eines katholischen Frankreichs. Wir finden, daß nun auch seine Neigung sich vorzugsweise diesen Richtungen hingab.

Urban VIII betrachtete sich vornehmlich als einen weltlichen Fürsten. Er hegte den Gedanken, der Kirchenstaat müsse durch Befestigungen gesichert, durch eigene Waffen furchtbar sein. Man zeigte ihm die marmornen Denkmale seiner Vorfahren; er sagte, er wolle sich eiserne setzen. An den Grenzen des Bolognesischen baute er Castelfranco, welches man das Fort Urbano genannt hat, obgleich der militärische Zweck desselben so wenig in die Augen sprang, daß die Bolognesen argwöhnten, es sei mehr gegen als für sie angelegt. In Rom fing er schon 1625 an, Castel San-Angelo mit neuen Brustwehren zu befestigen; unverzüglich versah er es, gleich als sei ein Krieg vor

der Thür, mit Munition und Mundvorrath; auf Monte Cavallo zog er die hohe Mauer, die den päpstlichen Garten einschließt, ohne es zu achten, daß dabei einige großartigen Reste des Alterthums in den Gärten der Colonnesen zu Grunde gingen. In Tivoli richtete er eine Gewehrfabrik ein; die Räume der vaticanischen Bibliothek wurden zum Zeughause bestimmt; Soldaten gab es überflüssig, und die Stätte der obersten Macht der Christenheit, der friedliche Bezirk der ewigen Stadt, erfüllte sich mit militärischem Lärmen. Auch einen Freihafen mußte ein wohleingerichteter Staat haben; Civitavecchia ward mit vielen Kosten dazu eingerichtet. Nur entsprach der Erfolg mehr der Lage der Sachen als der Absicht des Papstes. Die Barbaresken verkauften daselbst die den christlichen Seefahrern abgenommene Beute. Dazu mußten die Anstrengungen des Oberhirten der Christenheit dienen.

In allen diesen Dingen verfuhr der Papst Urban mit unbedingter Selbstherrschaft; wenigstens in seinen ersten Jahren erweiterte er noch die unumschränkte Regierungsweise seiner Vorfahren.

Schlug man ihm vor, das Collegium zu Rathe zu ziehen, so entgegnete er wohl, er allein verstehe mehr als alle Cardinäle zusammengenommen. Nur selten ward Consistorium gehalten, und auch dann hatten nur Wenige den Muth, sich freimüthig zu äußern. Die Congregationen versammelten sich in der gewohnten Weise; jedoch wurden ihnen keine wichtigen Fragen vorgelegt, die Beschlüsse, welche sie ja etwa faßten, wenig berücksichtigt. Auch für die Verwaltung des Staates bildete Urban keine eigentliche Consulta, wie seine Vorfahren. Sein Nepot Franz Barberino hatte in den ersten zehn Jahren des Pontificats ganz Recht, wenn er für keine Maßregel, die man ergriffen hatte, welcher Art sie auch sein mochte, die Verantwortlichkeit übernehmen wollte.

Die fremden Gesandten waren unglücklich, daß sie so wenig mit dem Papste anfangen konnten. In den Audienzen sprach er selbst das Meiste, docirte, setzte mit dem Nachfolgenden das Gespräch fort, welches er mit dem Vorhergehenden begonnen. Man mußte ihn hören, ihn bewundern, ihm mit der größten Ehrerbietung begegnen, selbst wenn er abschlug. Auch bei anderen Päpsten erfolgten viele abschlägigen Bescheide, aber aus einem Princip, sei es der Religion oder der Politik: bei Urban bemerkte man Laune. Man konnte nie sagen, ob man ein Ja oder ein Nein zu erwarten haben würde. Die gewandten Venezianer lauschten ihm ab, daß er den Widerspruch liebe, daß er durch eine fast unwillkürliche Hinneigung immer auf das

Gegentheil von dem Vorgetragenen verfalle: um zu ihrem Zwecke zu gelangen, brauchten sie das Mittel, sich selbst Einwürfe zu machen. Indem der Papst das Entgegengesetzte aufsuchte, gerieth er dann von selbst auf Vorschläge, zu denen ihn sonst keine Ueberredung der Welt zu bringen vermocht hätte.

Eine Gesinnung, die sich auch in untergeordneten Kreisen auf ihre Weise zeigen kann und damals in Italienern und Spaniern nicht selten vorkam. Sie betrachtet eine öffentliche Stellung gleichsam als einen Tribut, welcher dem Verdienste, der Persönlichkeit gebühre. In der Verwaltung eines Amtes folgt sie dann auch bei weitem mehr diesen persönlichen Antrieben als den Forderungen der Sache, nicht viel anders als ein Autor, der, von dem Gefühle seines Talentes erfüllt, nicht sowohl den Gegenstand ins Auge faßt, der ihm vorliegt, als dem Spiele seiner Willkür freien Lauf läßt.

Gehörte doch Urban selbst zu dieser Art von Autoren! Die Gedichte, die von ihm übrig sind, zeigen Witz und Gewandtheit. Aber wie seltsam sind darin doch die heiligen Gegenstände behandelt! Die Gesänge und Sprüche des alten wie des neuen Testaments müssen sich in Horazische Metra fügen, der Lobgesang des alten Simeon in zwei Sapphische Strophen! Von der Eigenthümlichkeit des Textes kann hiebei natürlich nichts übrig bleiben: der Inhalt muß sich einer Form fügen, die ihm an sich widerspricht, nur weil der Verfasser sie eben beliebt.

Aber diese Talente, der Glanz, mit dem sie die Person des Papstes umgaben, die athletische Gesundheit selbst, deren er genoß, vermehrten nur in ihm das Selbstgefühl, welches ihm seine hohe Stellung ohnehin einflößte.

Ich wüßte keinen Papst, der es in dem Grade gehabt hätte. Man machte ihm einst einen Vorwurf aus den alten päpstlichen Constitutionen; er antwortete: der Ausspruch eines lebenden Papstes sei mehr werth, als die Satzungen von hundert verstorbenen.

Jenen Beschluß des römischen Volkes, niemals wieder einem Papste bei seinen Lebzeiten eine Bildsäule zu errichten, hob er mit den Worten auf: „ein solcher Beschluß könne einem Papste nicht gelten, wie er einer sei."

Man lobte ihm das Betragen eines seiner Nuntien in einer schwierigen Angelegenheit; er versetzte: „der Nuntius habe nach seiner Instruction gehandelt."

Ein solcher Mann war es — so erfüllt von der Idee, ein großer Fürst zu sein, so französisch gestimmt durch seine frühere Thätig-

keit wie durch die Förderung, die er von Frankreich erfahren, endlich so eigenwillig, kräftig und voll Selbstgefühls —, an den in diesem Augenblicke die Leitung der höchsten geistlichen Macht der katholischen Christenheit gekommen war.

An seinem Entschlusse, an der Haltung, die er in der Mitte der katholischen Mächte annahm, hing unendlich viel für den Fortschritt oder Einhalt der universalen Restauration, mit der man beschäftigt war.

Schon öfter aber hatte man in diesem Papste eine Abneigung gegen Spanien-Oestreich bemerken wollen.

Schon im Jahre 1625 beklagte sich Cardinal Borgia über die Härte desselben: „der König von Spanien könne nicht die mindeste Bewilligung erlangen; alles werde ihm abgeschlagen."

Cardinal Borgia behauptete, die Sache von Valtellin habe Urban VIII mit Willen nicht beigelegt; der König habe sich erboten, die streitigen Pässe fahren zu lassen; der Papst habe niemals darauf geachtet.

So läßt sich auch nicht leugnen, daß Urban mit daran Schuld hatte, wenn jene Verbindung zwischen den Häusern Oestreich und Stuart nicht zu Stande kam. Als er die Dispensation ausfertigte, welche seine Vorgänger entworfen, setzte er zu den alten Bedingungen noch hinzu, daß in jeder Provinz öffentliche Kirchen für die Katholiken errichtet werden sollten, eine Forderung, die bei der Ueberzahl einer gereizten protestantischen Bevölkerung niemals zugestanden werden konnte, die der Papst hernach bei der französischen Vermählung selbst fallen ließ. Er schien in der That den Zuwachs an Macht ungern zu sehen, den Spanien durch die Verbindung mit England erlangt haben würde. Ganz insgeheim unterhandelte in jenen Tagen der Nuntius, der in Brüssel residirte, über eine Vermählung des Kurprinzen von der Pfalz, nicht mit einer östreichischen, sondern mit einer baierischen Prinzessin.

Und an der mantuanischen Verwickelung, die sich jetzt erhob, hatte der Papst nicht minder einen wesentlichen Antheil. Die geheime Vermählung der jungen Prinzessin mit Rethel, von der alles abhing, hätte ohne päpstliche Dispensation nicht vollzogen werden können. Papst Urban gab sie, ohne die nächsten Verwandten, den Kaiser oder den König auch nur gefragt zu haben, und noch im rechten Augenblicke traf sie ein.

Dergestalt lag die Gesinnung des Papstes bereits offen am Tage. Wie die übrigen italienischen Mächte, wünschte er vor allem einen von Spanien unabhängigen Fürsten in Mantua zu sehen.

Auch wartete er nicht, bis er etwa von Richelieu angegangen

würde. Da seine Verwendungen am kaiserlichen Hofe unwirksam blieben, dessen Schritte vielmehr immer feindseliger wurden, die Belagerung von Casale fortdauerte, wandte sich der Papst selbst an Frankreich.

Er ließ die dringendsten Bitten vernehmen: „der König möge ein Heer ins Feld rücken lassen, selbst ehe Rochelle noch genommen sei; eine Unternehmung in der mantuanischen Sache sei eben so gottgefällig wie die Belagerung jenes Hauptbollwerkes der Hugenotten; erscheine der König nur erst in Lyon und erkläre sich für die Freiheit von Italien, so werde auch er, der Papst, nicht säumen, ein Heer ins Feld zu stellen und sich mit dem Könige zu vereinigen".

Von dieser Seite hatte demnach Richelieu diesmal nichts zu fürchten, wenn er die vor drei Jahren fehlgeschlagene Opposition gegen Spanien wiederaufnahm. Aber er wollte ganz sicher gehen: er hatte nicht die Eile des Papstes; in jener Belagerung, die seinen Ehrgeiz fesselte, ließ er sich nicht stören.

Desto entschlossener zeigte er sich, sowie Rochelle gefallen war. „Monsignore", redete er den päpstlichen Nuntius an, den er sogleich rufen lassen, „nun wollen wir auch keinen Augenblick weiter verlieren; aus allen Kräften wird sich der König der italienischen Sache annehmen".

Dergestalt erhob sich jene Feindseligkeit gegen Spanien und Oestreich, die sich schon so oft geregt, kräftiger als jemals. Die Eifersucht von Italien rief noch einmal den Ehrgeiz der Franzosen hervor. Die Lage der Dinge schien so dringend, daß Ludwig XIII das Frühjahr nicht abwarten wollte. Noch in der Mitte des Januar 1629 brach er von Paris auf und nahm den Weg gegen die Alpen. Vergebens widersetzte sich der Herzog von Savoyen, der sich, wie gesagt, zu Spanien hielt: seine Pässe, die er barricadiren lassen, wurden im ersten Anlauf gestürmt, Susa genommen; schon im März mußte er einen Vertrag eingehen; die Spanier sahen sich in der That genöthigt, die Belagerung von Casale aufzuheben.

Und so standen die beiden vorwaltenden Mächte der katholischen Christenheit aufs neue in den Waffen gegeneinander. Richelieu nahm seine kühnsten Pläne gegen die spanisch-östreichische Macht wieder auf.

Vergleichen wir aber die Zeiten, so fußte er jetzt hiebei auf eine bei weitem gediegenere, haltbarere Grundlage als früher bei seiner graubündtnerisch-pfälzischen Unternehmung. Damals hatten die Hugenotten den Augenblick ergreifen können, um ihm den inneren

Krieg zu erneuern. Auch jetzt waren sie zwar nicht vollkommen unterdrückt; aber seit sie Rochelle verloren, flößten sie keine Besorgniß mehr ein; ihre Niederlagen und Verluste gingen ununterbrochen fort; auch nur eine Diversion zu machen, waren sie nicht mehr fähig. Und vielleicht noch wichtiger ist es, daß Richelieu jetzt den Papst für sich hatte. Bei der früheren Unternehmung entsprang ihm aus dem Gegensatze, in den er dabei mit der römischen Politik gerieth, eine Gefahr selbst für seine Stellung im Innern von Frankreich; die jetzige war dagegen von Rom selbst hervorgerufen, in dem Interesse des päpstlichen Fürstenthums. Richelieu fand es überhaupt gerathen, sich so eng wie möglich an das Papstthum anzuschließen; in dem Streite zwischen römischen und gallicanischen Doctrinen hielt er sich nunmehr zu den römischen und verleugnete die gallicanischen.

Welche Bedeutung entwickelte hiemit der Gegensatz Urbans VIII gegen das Haus Oestreich!

Mit der religiösen Entwickelung, mit dem Fortschritte der katholischen Restauration waren politische Veränderungen verknüpft, die immer unaufhaltsamer ihr eigenes Princip geltend machten und sich jetzt dem kirchlichen selbst entgegensetzten.

Der Papst trat gegen diejenige Macht in die Schranken, welche sich die Wiederherstellung des Katholicismus am eifrigsten angelegen sein ließ.

Es fragt sich nun, welche Haltung diese Macht, besonders Kaiser Ferdinand, in dessen Händen die Unternehmung der Wiederherstellung hauptsächlich ruhte, einer so mächtigen und drohenden Opposition gegenüber einnehmen würde.

Die Macht Kaiser Ferdinands II im Jahre 1629.

Es war dem Kaiser eben, als wäre nichts geschehen.

Zwar konnte er sich unter den obwaltenden Umständen keinerlei Gunst von dem Papste versprechen; in den kleinsten Dingen, z. B. einer Sache der Abtei St.-Maximian, ja in den devotesten Anträgen — wenn er unter anderem wünscht, St.-Stephan und St.-Wenceslaus, weil man dem einen in Ungarn, dem anderen in Böhmen eine so große Verehrung widme, in den römischen Kalender aufgenommen zu sehen —, fand er Widerstand, und er bekam nichts als abschlägige Antworten. Nichtsdestominder ließ er am 6. März 1629 das Restitutionsedict ins Reich ergehen. Es ist als das End-

urteil in einem nunmehr über ein Jahrhundert geführten großen Proceß zu betrachten. Die Evangelischen wurden durchaus condemnirt; den Katholischen wird vollkommen Recht gegeben: „es bleibt uns nichts übrig", sagt der Kaiser, „als dem beleidigten Theile beizustehen und unsere Commissare abzuordnen, um alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, Prälaturen, Klöster und andere geistlichen Güter von ihren unbefugten Inhabern zurückzufordern". Auf der Stelle erschienen die Commissionen; für jeden Kreis des Reiches trat eine besondere in Wirksamkeit; die rücksichtslosesten Executionen begannen. Und sollte nicht damit wenigstens der Papst begütigt, zu einiger Gunst und Hinneigung bewogen werden? Papst Urban nahm es auf als eine Pflichterfüllung. Der Kaiser bat um das Recht, die durch das Restitutionsedict gewonnenen geistlichen Stellen wenigstens das erste Mal selbst zu besetzen; der Papst schlug es ihm ab: „denn er dürfe die Concordate nicht verletzen; auch in Frankreich halte man sie". Es liegt fast ein Hohn in dieser Verweisung; denn der französische Concordat gewährte ja eben dem Könige das Recht, welches der Kaiser verlangte. Der Kaiser wünschte die zurückerworbenen Klöster in Collegien, besonders für die Jesuiten, verwandeln zu können; der Papst antwortete: die Klöster müßten zunächst den Bischöfen überantwortet werden.

Indessen fuhr der Kaiser auf seinem Wege fort, ohne auf die Ungunst des Papstes Rücksicht zu nehmen; er betrachtete sich als den großen Vorfechter der katholischen Kirche.

Drei Heere ließ er auf einmal ins Feld rücken.

Das erste kam den Polen wider die Schweden zu Hülfe und stellte in der That das Kriegsglück der Polen einigermaßen wieder her. Doch war das nicht die einzige Absicht: bei diesem Feldzuge dachte man zugleich daran, Preußen an das Reich und den Orden, dem es entrissen worden, zurückzubringen.

Ein anderes Heer rückte gegen die Niederlande, um hier den Spaniern zu Hülfe zu kommen. Es ergoß sich über die Haide von Utrecht gegen Amsterdam hin, und nur ein Zufall, die Ueberrumpelung von Wesel, hinderte es an den größten Erfolgen.

Indessen sammelte sich ein drittes Heer bei Memmingen und Lindau, um nach Italien zu gehen und die mantuanische Sache mit dem Schwerte auszumachen. Die Schweizer waren nicht zu bewegen, den Durchzug in Gutem zuzugestehen: sie wurden mit Gewalt gezwungen; in einem Augenblicke waren Lucienfteig, Chur, mit allen graubündtnerischen Päßen bis an den Comersee, eingenommen;

35,000 Mann stark, stieg alsdann dieses Heer längs der Adda und dem Oglio hinab. Noch einmal ward der Herzog von Mantua aufgefordert, sich zu unterwerfen. Er erklärte, er stehe im Schutze des Königs von Frankreich: mit diesem müsse man unterhandeln. Indem nun die Deutschen sich gegen Mantua, die Spanier sich gegen Montferrat bewegten, erschienen auch die Franzosen zum zweiten Male. Sie machten auch diesmal Fortschritte: sie nahmen Saluzzo, Pinerolo; aber in der Hauptsache richteten sie nichts aus; nicht einmal den Herzog von Savoyen vermochten sie aufs neue zu ihrem Willen zu nöthigen. Die Spanier begannen Casale, die Deutschen nach kurzem Stillstand Mantua zu belagern; sie hatten bei weitem das Uebergewicht.

Kein Wunder, wenn in dieser Lage der Dinge jetzt in Wien selbst Erinnerungen an die alte kaiserliche Hoheit laut wurden: „man werde den Italienern zeigen, daß es noch einen Kaiser gebe; man werde Rechnung mit ihnen halten."

Besonders hat sich Venedig den Haß des Hauses Oestreich zugezogen. Man urtheilte in Wien, daß, wenn Mantua einmal gefallen, auch die Terra ferma von Venedig nicht mehr widerstehen könne: in ein paar Monaten müsse man sie haben; dann könne man die kaiserlichen Lehen zurückfordern. Der spanische Gesandte ging noch weiter. Er verglich die spanisch-östreichische Macht mit der römischen, die venezianische mit der carthaginiensischen. „Aut Roma", rief er aus, „aut Carthago delenda est."

Und hier gedachte man auch der weltlichen Rechte des Kaiserthums gegen das Papstthum.

Ferdinand II beabsichtigte, sich krönen zu lassen; er forderte, daß ihm der Papst nach Bologna oder Ferrara entgegenkomme; der Papst wagte weder, es zu versprechen, noch abzuschlagen, und suchte sich mit einer Reservatio mentalis zu helfen. Es kam die Rede auf die Lehnsrechte des Reiches über Urbino und Montefeltro; man sagte dem päpstlichen Nuntius ohne weiteres, Wallenstein werde sich darüber näher informiren, wenn er nach Italien komme. In der That war das Wallensteins Absicht. Er war früher gegen den italienischen Krieg gewesen; jetzt aber erklärte er, da er sehe, daß der Papst mit seinen Verbündeten das Haus Oestreich unterdrücken wolle, sei er dafür. Er ließ vernehmen: es sei bereits hundert Jahre her, daß Rom nicht geplündert worden: jetzt müsse es noch um vieles reicher sein als damals.

Indessen sollte auch Frankreich nicht verschont werden. Der

Kaiser dachte die drei abgekommenen Bisthümer mit Gewalt der Waffen zurückzuerwerben; sein Plan war, Cosaken von Polen zu übernehmen und nach Frankreich zu schicken. Die Zwistigkeiten Ludwigs XIII mit seinem Bruder und seiner Mutter schienen dazu eine erwünschte Gelegenheit darzubieten.

Und so nahm das Haus Oestreich eine Stellung ein, in welcher es seine Bestrebungen gegen die Protestanten auf das kühnste verfolgte, aber zugleich die katholische Opposition, ja den Papst selbst mächtig beugte und im Zaum hielt.

Unterhandlungen mit Schweden. Kurfürstentag zu Regensburg.

So oft in früheren Zeiten ein Fall dieser Art nur von fern gesehen, nur gefürchtet wurde, hatte sich alles vereinigt, was in Europa noch unabhängig geblieben; jetzt war er wirklich eingetreten. Die katholische Opposition sah sich, nicht mehr aus Eifersucht, sondern zu ihrer Rettung, zur Nothwehr, nach Hülfe außerhalb der Grenzen des Katholicismus um. An wen aber konnte sie sich wenden? England war durch die Entzweiung zwischen König und Parlament in sich selbst beschäftigt und unterhandelte überdies bereits aufs neue mit Spanien: die Niederlande waren selbst von dem Feinde überzogen, die deutschen Protestanten entweder geschlagen oder von den kaiserlichen Heeren in Furcht gehalten, der König von Dänemark zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen. Es blieb Niemand übrig als der König von Schweden.

Während die Protestanten allenthalben geschlagen wurden, hatte allein Gustav Adolf Siege erfochten. Er hatte Riga, ganz Liefland bis nach Dünamünde, von Litthauen, wie die Polen sich ausdrücken, so viel, als er selbst gewollt, erobert; dann war er 1626 in Preußen erschienen, hauptsächlich, wie er sagte, um die Geistlichkeit im Bisthum Ermeland heimzusuchen; die Hauptsitze des wiederhergestellten Katholicismus in jenen Gegenden, Frauenburg und Braunsberg, hatte er eingenommen und den bedrängten Protestanten daselbst einen neuen starken Rückhalt gegeben. Aller Augen richteten sich auf ihn. „Ueber alle anderen Menschen", schreibt Rusdorf schon im Jahre 1624, „schätze ich diesen siegreichen Helden; ich verehre ihn als den einzigen Schutz unserer Sache, als den Schrecken unserer gemeinschaftlichen Feinde; seinen Ruhm, der über den Neid erhaben ist,

begleite ich mit meinem Gebet". Zwar hatte Gustav Adolf jetzt in dem Gefecht auf der Stumm'schen Haide einen Verlust gehabt und wäre beinahe selbst gefangen genommen worden; aber die ritterliche Tapferkeit, mit der er sich durchschlug, warf sogar einen neuen Glanz auf ihn, und allemal behauptete er sich im Felde.

An diesen Fürsten wandten sich jetzt die Franzosen. Zuerst vermittelten sie einen Stillstand zwischen ihm und den Polen, und es ist sehr möglich, daß jene preußische Absicht des Kaisers dazu beitrug, wenn nicht den König, doch die Magnaten von Polen friedlich zu stimmen. Hierauf traten sie ihrem vornehmsten Zweck, den König von Schweden nach Deutschland zu ziehen, näher. Dabei hatten sie nur die Rücksicht, einige Bestimmungen zu Gunsten des Katholismus in den Vertrag zu bringen. Unter diesem Vorbehalt erklärten sie sich bereit, den König, der eine ansehnliche Armee ins Feld zu stellen habe, mit einer entsprechenden Geldsumme zu unterstützen. Nach einigem Zögern ging König Gustav hierauf ein. In seinen Instructionen vermeidet er, der Religion zu gedenken; als den Zweck des Bündnisses stellt er nur die Herstellung der deutschen Stände zu ihren alten Gerechtsamen, die Entfernung der kaiserlichen Truppen, die Sicherheit der Meere und des Handels dar. Man entwarf einen Vertrag, in welchem der König den katholischen Gottesdienst, wo er ihn finde, zu dulden und sich in Sachen der Religion, so drückte man es aus, nach den Reichsgesetzen zu halten zusagte. Es war dies nöthig auch um des Papstes willen, dem auf der Stelle davon Kunde gegeben ward. Die Vollziehung des Vertrages stieß sich zwar noch an einige Formalitäten; doch ward er schon im Sommer 1620 als definitiv betrachtet. Der päpstliche Nuntius in Frankreich behauptet, Venedig habe sich verpflichtet, den dritten Theil der Subsidien zu zahlen. Ich habe nicht ermitteln können, wie viel Grund diese Angabe hat; wenigstens der Lage der Verhältnisse wäre sie entsprechend.

Durfte man aber wohl hoffen, daß Gustav Adolf allein im Stande sein werde, die Uebermacht der kaiserlich-ligistischen Armee zu brechen, sie im Felde zu besiegen? Niemand traute es ihm zu. Vor allem erschien es wünschenswerth, in Deutschland selbst eine seinem Unternehmen entgegenkommende Bewegung hervorzubringen.

Und hier durfte man nun ohne Zweifel auf die Protestanten rechnen. Welches auch die Politik sein mochte, die den einzelnen Fürsten aus persönlicher Rücksicht oder Befürchtung entsprang, so hatte sich doch der Gemüther jene Gährung bemächtigt, die bis in die Tiefe des allgemeinen Lebens dringt, die den großen Stürmen vor-

ausgeht. Ich will nur Einen Gedanken anführen, der damals um sich griff. Als es hie und da zur Ausführung des Restitutionsedictes kam und die Jesuiten schon die Absicht andeuteten, auch nicht einmal den Religionsfrieden anzuerkennen, ließen die Protestanten vernehmen, ehe es so weit komme, werde die völlige Zerrüttung des Reiches deutscher Nation erfolgen: „sie würden eher Gesetz und Sitte von sich werfen und Germanien wieder in seine alte Waldeswildniß verwandeln."

Aber auch auf der katholischen Seite zeigten sich Unzufriedenheit und Entzweiung.

Es ist nicht zu sagen, welche Bewegung in der Geistlichkeit die Absicht der Jesuiten, sich der zurückgegebenen Klostergüter zu bemächtigen, veranlaßte. Die Jesuiten sollen erklärt haben, es gebe keine Benedictiner mehr; sie seien alle abgefallen und gar nicht einmal fähig, in den verlorenen Besitz wieder einzutreten. Dagegen machte man ihnen auf der anderen Seite ihre Verdienste streitig; man wollte nicht Wort haben, daß Bekehrungen durch sie vollbracht worden: was so scheine, sei nichts weiter als das Werk der Gewalt. Ehe die Kirchengüter nur noch zurückgegeben waren, brachten sie schon Entzweiung und Hader hervor: über den Anspruch, sie zu besitzen, zwischen den Orden, über das Recht der Collation zwischen Kaiser und Papst.

Zu diesen geistlichen Mißverständnissen gesellten sich aber weltliche von noch weiter aussehender Natur. Die kaiserlichen Kriegsvölker waren eine unerträgliche Last; ihre Durchzüge erschöpften Land und Leute; wie der Soldat den Bürger und Bauer, mißhandelte der General die Fürsten; Wallenstein ließ die verwegensten Reden verlauten. Auch die alten Verbündeten des Kaisers, die Häupter der Liga, vor allen Maximilian von Baiern, waren mißvergnügt über die Gegenwart und besorgt wegen der Zukunft.

In dieser Lage der Dinge geschah es, daß Ferdinand, um seinen Sohn zum römischen Könige erwählen zu lassen, die katholischen Kurfürsten im Sommer 1630 zu Regensburg versammelte. Es konnte nicht anders sein, als daß hiebei auch alle anderen öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache kamen.

Wohl sah der Kaiser, daß er etwas nachgeben müsse. Sein Sinn war, dies in den deutschen Sachen zu thun: er zeigte sich geneigt, das Restitutionsedict in Hinsicht auf die brandenburgischen und kursächsischen Lande noch zu suspendiren, über Pfalz und Mecklenburg eine Abkunft zu treffen, auch Schweden wieder zu versöhnen —

schon waren Unterhandlungen dazu eröffnet — und indeß seine Kraft nach Italien zu wenden, den mantuanischen Krieg zu Ende zu bringen und den Papst zur Anerkennung seiner kirchlichen Ansprüche zu nöthigen.

Er mochte glauben, weil er es mit deutschen Fürsten zu thun habe, durch Nachgiebigkeit in deutschen Anglegenheiten das Meiste auszurichten. Jedoch nicht so einfach lagen die Dinge.

Die italienisch-französische Opposition hatte bei den katholischen Kurfürsten bereits Eingang gefunden und suchte das Mißvergnügen derselben zu ihren Zwecken zu benutzen.

Zuerst erschien der päpstliche Nuntius Rocci in Regensburg. Wie hätte er nicht alles anwenden sollen, um die Ausführung der italienischen und antipäpstlichen Absichten des Kaisers zu hintertreiben?

Der Papst hatte ihm aufgetragen, sich vor allem mit dem Kurfürsten von Baiern in gutes Einverständniß zu setzen; in kurzem meldet er, daß dies Verständniß in tiefstem Geheimniß erhalten werde; er brachte eine Erklärung der katholischen Kurfürsten aus, daß sie in allen kirchlichen Angelegenheiten mit ihm vereinigt bleiben und besonders die Jurisdiction und Verehrung des päpstlichen Stuhles aufrechterhalten würden.

Um aber der Sache die entscheidende Wendung zu geben, kam ihm der Vertraute Richelieu's, Pater Joseph, zu Hülfe. Niemals ist wohl die durchtriebene Schlauheit dieses Capuziners thätiger, wirksamer und den Mitwissenden offenbarer gewesen als hier; sein Begleiter in Regensburg, Herr von Leon, welcher zu dieser Gesandtschaft seinen Namen hergab, hat gesagt, der Pater habe gar keine Seele, sondern an ihrer Stelle Untiefen und Lachen, in die ein Jeder gerathen müsse, der mit ihm unterhandle.

Durch diese Vermittler nun machte sich jene italienisch-französische Opposition des Kaisers die deutschen Verbündeten desselben in kurzem völlig zu eigen. Zur Versöhnung des Reiches mit Schweden, zur Beruhigung der Protestanten ward nichts gethan: niemals hätte der Papst in die Suspension des Restitutionsedictes gewilligt. Dagegen drangen die Kurfürsten auf Herstellung des Friedens in Italien; sie forderten die Absetzung des kaiserlichen Feldhauptmanns, der sich als unumschränkter Dictator geberde.

Und so mächtig war dieser Einfluß, so geschickt ward er geltend gemacht, daß der gewaltige Kaiser, in dem Zenith seiner Macht, ohne Widerstand, ohne Bedingung nachgab.

Während man in Regensburg unterhandelte, hatten seine Trup-

pen Mantua erobert; er konnte sich als Herrn von Italien betrachten. In diesem Augenblicke verstand er sich dazu, Mantua dem Nevers gegen die nichtige Formalität einer Abbitte einzuräumen. Aber vielleicht noch mehr wollte die andere Forderung sagen. Zugleich die deutschen Fürsten, Frankreich und der Papst waren von dem Feldherrn bedroht, an dessen Persönlichkeit das Glück der kaiserlichen Waffen geknüpft war! Man darf sich nicht wundern, wenn sie ihn haßten und sich seiner zu entledigen wünschten. Der Kaiser, um des Friedens willen, gab ihn auf.

In dem Moment, daß er Italien beherrschen könnte, läßt er es fahren; in dem Moment, daß der gefährlichste, kriegskundigste Feind in Deutschland angreift, dankt er den Feldherrn ab, der allein im Stande wäre, ihn zu vertheidigen. Nie haben Politik und Unterhandlung größere Erfolge hervorgebracht.

Schwedischer Krieg. Verhältniß des Papstes.

Und nun erst begann der Krieg. Unter den günstigsten Auspicien, man kann es nicht leugnen, eröffnete ihn Gustav Adolf. Denn war nicht das kaiserliche Heer auf Wallensteins Namen zusammengebracht, ihm persönlich ergeben und verpflichtet? Der Kaiser entließ sogar einen Theil davon; die Contributionsforderungen der Generale, die bisher in deren Belieben gestanden, unterwarf er einer Ermäßigung der Reichskreise. Man muß sagen, daß der Kaiser, indem er den General entließ, zugleich sein Heer zerstörte, die moralische Kraft ihm nahm. Ein Italiener, der früher in päpstlichen Diensten gestanden, Torquato Conti, sollte dem beherzten und eifrigen Feinde damit Widerstand leisten. Es liegt in der Sache, daß dieser schlecht ausfiel: das kaiserliche Heer zeigte sich nicht mehr als das alte; man sah nichts als Unentschlossenheit, Schwanken, Schrecken, Verlust. Gustav Adolf schlug es vollkommen aus dem Felde und setzte sich an der unteren Oder fest.

Anfangs glaubte man in Oberdeutschland, daß dies für das übrige Reich wenig zu bedeuten habe; — mit großer Ruhe fuhr indeß Tilly in seinen Unternehmungen an der Elbe fort. Daß er endlich Magdeburg eroberte, erschien dem Papste als ein großer Sieg; man knüpfte die glänzendsten Hoffnungen daran. Schon wurde auf Tilly's Antrieb ein Commissar ernannt, „um die Angelegenheiten des Erzbisthums nach den Gesetzen der katholischen Kirche einzurichten".

Allein eben dies bewirkte nun, daß alle noch unentschiedenen protestantischen Fürsten sich an Gustav Adolf anschlossen und, indem Tilly sie daran zu hindern suchte, mit der Liga in eine Feindschaft geriethen, welche es nicht länger gestattete, einen Unterschied zwischen ligistischen und kaiserlichen Völkern zu machen. Die Schlacht von Leipzig erfolgte; Tilly ward aufs Haupt geschlagen, und über die ligistischen so gut wie über die kaiserlichen Länder ergossen sich die protestantischen Heerschaaren; Würzburg und Bamberg fielen dem König in die Hände. An dem Rhein trafen die Protestanten des Nordens mit den alten Vorfechtern des romanischen Katholicismus, den spanischen Truppen, zusammen; dort bei Oppenheim sieht man ihre vermischten Schädel; — Mainz ward erobert. Alle unterdrückten Fürsten schlossen sich an den König an; der verjagte Pfalzgraf erschien in dem Feldlager desselben.

Nothwendigerweise mußte nun eine Unternehmung, welche von der katholischen Opposition in politischen Absichten hervorgerufen, gebilligt worden, zum Vortheil des Protestantismus ausschlagen. Die überwältigte, unterdrückte Partei sah sich mit Einem Male wieder im Siege. Zwar ließ der König auch den Katholiken seinen Schutz im Allgemeinen angedeihen, wie ihn denn sein Bündniß dazu verpflichtete; aber dabei erklärte er doch, er sei gekommen, um seine Glaubensgenossen von ihren Gewissensdrangsalen zu erretten: er nahm die evangelischen Kirchendiener, die unter katholischen Regierungen gestanden, z. B. in Erfurt, in seinen besonderen Schutz; auch das Bekenntniß der augsburgischen Confession ließ er allenthalben wieder zu; die verjagten Pfarrer kehrten in die Pfalz zurück; mit dem siegreichen Heere durchzog die lutherische Predigt das Reich aufs neue.

So sonderbar verwickelte sich die Politik Urbans VIII. Insofern der König die östreichische Macht angriff und überwand, war er der natürliche Verbündete des Papstes; gleich in den italienischen Angelegenheiten zeigte es sich: unter dem Einfluß der deutschen Verluste ließ sich der Kaiser im Jahre 1631 in der mantuanischen Sache noch ungünstigere Bedingungen gefallen, als das Jahr zuvor in Regensburg. Ja, es bestanden selbst, wenn nicht unmittelbare, doch mittelbare Verbindungen zwischen dem päpstlichen Stuhle und den im siegreichen Kampfe wieder vordringenden protestantischen Mächten. „Ich rede davon mit gutem Grunde", sagt Aluise Contarini, der erst an dem französischen, dann am römischen Hofe gestanden; „ich bin bei allen Verhandlungen zugegen gewesen; die Nuntien des Papstes haben immer die Unternehmungen Richelieu's begünstigt, sowohl wo es auf

dessen eigene Erhaltung ankam, als insofern er Baiern und die Ligue mit Frankreich zu vereinigen suchte; zu seiner Verbindung mit Holland und den protestantischen Mächten überhaupt haben sie still geschwiegen, um nicht zu sagen, daß sie dieselbe gebilligt. Andere Päpste hätten sich vielleicht ein Gewissen daraus gemacht; die Nuntien Urbans VIII gelangten dadurch zu größerem Ansehen und persönlichen Vortheilen".

Laut und bitter beklagte sich der Kaiser: „erst habe ihn der römische Hof zum Restitutionsedict vermocht und verlasse ihn nun in dem Kriege, der daher entspringe; die Wahl seines Sohnes zum römischen König habe der Papst hintertrieben; er ermuntere den Kurfürsten von Baiern mit Rath und That, eine abgesonderte Politik zu befolgen, sich mit Frankreich zu verbinden; es sei vergebens, Urban um Hülfe zu ersuchen, wie sie frühere Päpste mit Geld oder Mannschaften so oft geleistet; er weigere sich selbst, die Verbindung der Franzosen mit den Ketzern zu verdammen oder diesen Krieg für einen Religionskrieg zu erklären". Im Jahre 1622 finden wir die kaiserlichen Gesandten in Rom vor allem das letzte Gesuch wiederholen: noch immer, sagten sie, könne die Erklärung Sr. Heiligkeit die größte Wirkung nach sich ziehen; noch immer sei es so gar unmöglich nicht, den König von Schweden zu verjagen: er habe nicht mehr als 30000 Mann.

Der Papst entgegnete mit kühler Gelehrsamkeit: „mit dreißigtausend hat Alexander die Welt erobert".

Er blieb dabei, es sei kein Religionskrieg; er betreffe nur Staatsangelegenheiten; übrigens sei auch die päpstliche Kammer erschöpft: er könne nichts thun.

Die Mitglieder der Curie, die Einwohner von Rom waren erstaunt. „Mitten in der Feuersbrunst katholischer Kirchen und Klöster" — so drückten sie sich aus — „stehe der Papst kalt und starr wie Eis. Der König von Schweden habe mehr Eifer für sein Lutherthum, als der heilige Vater für den allein seligmachenden katholischen Glauben."

Noch einmal schritten die Spanier zu einer Protestation. Wie einst Olivarez vor Sixtus V, so erschien jetzt Cardinal Borgia vor Urban VIII, um feierlich wider das Betragen Seiner Heiligkeit zu protestiren. Es erfolgte eine vielleicht noch heftigere Scene als damals. Indem der Papst in zornige Aufwallung gerieth und den Botschafter unterbrach, nahmen die anwesenden Cardinäle für oder wider Partei. Der Botschafter mußte sich bequemen, seine Protesta-

tion schriftlich einzugeben. Aber die eifrig-religiöse Gesinnung war damit nicht zufrieden; schon erhob sich, besonders auf Anregung des vorigen Cardinalnepoten Ludovisio, der Gedanke, ein Concilium in Opposition gegen den Papst zu berufen.

Welches Feuer wäre aber damit angezündet worden! Schon nahmen die Ereignisse eine Wendung, welche über ihre Natur keinen Zweifel übrig ließ und die päpstliche Politik anders bestimmen mußte.

Urban VIII schmeichelte sich eine Zeitlang, der König werde eine Neutralität mit Baiern abschließen und die geflüchteten geistlichen Fürsten in ihre Länder wiederherstellen. Nur allzubald aber scheiterte jeder Versuch der Aussöhnung von Interessen, die einander so geradezu entgegenstanden. Die schwedischen Waffen ergossen sich auch nach Baiern: Tilly fiel, München wurde erobert; Herzog Bernhard drang nach Tirol vor.

Hierauf ließ sich nicht mehr zweifeln, was Papst und Katholicismus von den Schweden zu erwarten hatten. Wie so durchaus war die Lage der Dinge in Einem Moment verändert! Hatte man so eben die Hoffnung gehegt, die protestantischen Stifter in Norddeutschland wieder katholisch zu machen, so erwachte jetzt in dem Könige der Plan, die süddeutschen Stifter, die in seiner Hand waren, in weltliche Fürstenthümer zu verwandeln. Er redete bereits von seinem Herzogthum Franken; — in Augsburg schien er seinen königlichen Hof aufschlagen zu wollen.

Vor zwei Jahren hatte der Papst die Ankunft der Oestreicher in Italien zu fürchten gehabt; mit einem Angriff auf Rom war er bedroht worden. Jetzt erschienen die Schweden an den Grenzen von Italien: mit dem Namen eines Königs der Schweden und Gothen, wie ihn Gustav Adolf führte, verknüpften sich Erinnerungen, die in beiden Theilen erwachten.

Herstellung eines Gleichgewichtes der beiden Bekenntnisse.

Und nun will ich den Kampf nicht ausführen, der Deutschland noch 16 Jahre lang erfüllte. Genug, wenn wir wahrgenommen haben, wie jener mächtige Fortschritt des Katholicismus, der im Begriffe war, unser Vaterland auf immer in Besitz zu nehmen, eben als er Anstalt machte, die protestantische Meinung an ihren Quellen zu vertilgen, in seinem Laufe aufgehalten ward und einen siegreichen Widerstand erfuhr. Im Allgemeinen ist zu sagen, daß der Katho-

licismus, als eine Einheit betrachtet, seine eigenen Siege nicht ertragen konnte. Das Oberhaupt der Kirche selbst glaubte sich genöthigt, sich um politischer Gründe willen den Mächten entgegenzusetzen, die seine geistliche Autorität am meisten verfochten und ausbreiteten. Katholiken, in Uebereinstimmung mit dem Papste, riefen die noch unbezwungenen protestantischen Kräfte auf und machten ihnen Bahn.

So große Pläne, wie Gustav Adolf im Hochpunkte seiner Macht sie hegte, konnten nun nach dem frühen Tode dieses Fürsten freilich nicht ausgeführt werden, schon darum nicht, weil ja auch die Erfolge des Protestantismus sich keineswegs allein von eigener Macht herschrieben. Aber auch der Katholicismus vermochte, selbst als er sich besser zusammennahm, als Baiern sich wieder an den Kaiser schloß und auch Urban VIII aufs neue Subsidien zahlte, den Protestantismus nicht mehr zu überwältigen.

Gar bald gelangte man wenigstens in Deutschland zu dieser Ueberzeugung. Schon der Friede von Prag beruhte darauf. Der Kaiser ließ sein Restitutionsedict fallen; der Kurfürst von Sachsen und die Staaten, welche ihm beitraten, gaben die Herstellung des Protestantismus in den Erblanden auf.

Zwar widersetzte sich Papst Urban allem, was dem Restitutionsedict zuwider beschlossen werden könnte, und in dem geistlichen Rathe des Kaisers hatte er die Jesuiten, besonders den Pater Lamormain, auf seiner Seite — der denn auch oft genug darüber belobt ward „als ein würdiger Beichtvater, als ein Mann, der keine weltliche Rücksicht nehme“ —; allein die Mehrheit war gegen ihn, die Capuziner Quiroga und Valerian, die Cardinäle Dietrichstein und Pazmany; sie behaupteten, wenn man die katholische Religion in den Erblanden rein erhalte, so könne man wohl Gewissensfreiheit im Reiche geben. Der Prager Friede ward in Wien von allen Kanzeln verkündigt; die Capuziner rühmten sich ihres Antheils an diesem „ehrenvollen und heiligen“ Werke und stellten besondere Feierlichkeiten dafür an; kaum konnte der Nuntius verhindern, daß man nicht ein Tedeum sang.

Indem Urban VIII, obwohl er thatsächlich so viel dazu beigetragen, daß die Pläne des Katholicismus scheiterten, dennoch in der Theorie keinen Anspruch fallen lassen wollte, bewirkte er nur, daß das Papstthum eine Stellung außerhalb der lebendigen und wirksamen Interessen der Welt annahm. Nichts ist dafür bezeichnender als die Instruktion, welche er seinem Legaten Ginetti bei dem ersten

Versuche eines allgemeinen Friedens im Jahre 1636 nach Cöln mitgab. Gerade in allen wichtigen Punkten, auf die es schlechthin und durchaus ankam, werden da dem Gesandten die Hände gebunden. Eine der dringendsten Nothwendigkeiten z. B. war die Herstellung der Pfalz. Nichtsdestominder wird der Legat angewiesen, sich der Rückgabe der Pfalz an einen unkatholischen Fürsten zu widersetzen. Was schon in Prag sich unvermeidlich gezeigt, den Protestanten in Hinsicht der geistlichen Güter einige Zugeständnisse zu machen, war es später noch mehr; dessenungeachtet wird der Legat „zu besonderem Eifer" ermahnt, um nichts zuzugeben, was in Hinsicht der geistlichen Güter den Protestanten zum Vortheil gereichen könnte." Sogar die Friedensschlüsse mit protestantischen Mächten will der Papst nicht billigen. Der Abgesandte soll es nicht unterstützen, wenn man die Holländer in den Frieden einschließen wolle; jeder Abtretung an die Schweden — es war damals nur von einem Hafen die Rede — soll er sich entgegensetzen: „die göttliche Barmherzigkeit werde schon Mittel finden, diese Nation aus Deutschland zu entfernen."

Der römische Stuhl durfte vernünftigerweise keine Hoffnung mehr hegen, die Protestanten zu überwältigen; es ist doch von großer Bedeutung, daß er, wiewohl ohne seinen Willen, aber durch die hartnäckige Behauptung unausführbarer Ansprüche es sich selbst unmöglich machte, auf das Verhältniß seiner Gläubigen zu denselben einen wesentlichen Einfluß auszuüben.

Wohl schickte der römische Stuhl auch ferner seine Gesandten zu dem Friedenscongresse. Auf Ginetti folgten Machiavelli, Rosetti, Chigi. Genetti, sagt man, war sehr sparsam und schadete damit seiner Wirksamkeit; Machiavelli sollte eigentlich hier nur Rang erwerben, Befähigung zu einer höheren Stelle; Rosetti war den Franzosen unbequem: — so erklärt man die Geringfügigkeit ihres Einflusses; die Wahrheit ist, daß die Sache selbst, die Stellung, welche der Papst eingenommen, eine bedeutende Einwirkung der Nuntien unmöglich machte. Chigi war geschickt und beliebt; er richtete doch nichts aus. Unter seinen Augen ward ein Friede geschlossen, wie ihn der römische Stuhl ausdrücklich verdammt hatte. Der Kurfürst von der Pfalz, alle verjagten Fürsten wurden hergestellt. Weit gefehlt, daß man an die Bestimmungen des Restitutionsedictes denken konnte: viele Stifter wurden geradezu säcularisirt und den Protestanten überlassen. Spanien entschloß sich, die Unabhängigkeit jener Rebellen gegen Papst und König, der Holländer, endlich anzuerkennen. Die Schweden behielten einen bedeutenden Theil des Reiches. Selbst den Frieden

des Kaisers gegen Frankreich konnte die Curie nicht billigen, weil er Stipulationen über Metz, Toul und Verdun enthielt, durch die sie ihre Rechte gekränkt fand. Das Papstthum fand sich in der traurigen Nothwendigkeit, zu protestiren: die Grundsätze, die es nicht hatte geltend machen können, wollte es wenigstens aussprechen. Aber schon hatte man dies vorausgesehen. Die geistlichen Bestimmungen des westfälischen Friedens wurden gleich mit der Erklärung eröffnet, daß man sich dabei an Niemandes Widerspruch kehren wolle, er sei wer er wolle, von weltlichem oder geistlichem Stande.

Durch den Frieden ward jener große Proceß zwischen Protestanten und Katholiken, aber nun ganz anders, als man in dem Restitutionsedicte versucht hatte, endlich zu einer Entscheidung gebracht. Der Katholicismus behauptete immer große Erwerbungen, indem das Jahr 1624 als das Normaljahr, auf welches die Dinge zurückzuführen seien, angenommen wurde; dagegen bekam der protestantische Theil die ihm so unentbehrliche, so lange vorenthaltene Parität. Nach diesem Princip wurden alle Reichsverhältnisse geregelt.

Wie durfte man da so gar nicht mehr an Unternehmungen denken, wie sie früher gewagt worden und gelungen waren! Vielmehr wirkten die Resultate der deutschen Kämpfe unmittelbar auf die benachbarten Länder zurück.

Obwohl der Kaiser in seinen Erblanden den Katholicismus aufrechtzuerhalten vermocht hatte, mußte er doch in Ungarn den Protestanten Zugeständnisse machen: im Jahre 1645 sah er sich genöthigt, ihnen eine nicht geringe Anzahl Kirchen zurückzugeben.

Und hätte nun wohl nach jenem Aufschwunge der Schweden zu einer universalen Bedeutung Polen jemals daran denken können, die alten Ansprüche an dieses Land zu erneuern? Wladislaw IV ließ sogar von dem Bekehrungseifer seines Vaters ab und war den Dissidenten ein gnädiger König.

Selbst in Frankreich begünstigte Richelieu die Hugenotten, nachdem sie ihrer politischen Selbständigkeit beraubt waren. Noch bei weitem mehr aber unterstützte er das protestantische Princip dadurch, daß er jener vorwaltenden katholischen Macht, der spanischen Monarchie, einen Krieg auf Leben und Tod zu machen fortfuhr, welcher sie in ihren Grundfesten erschütterte. Diese Entzweiung war die einzige, die der Papst so ganz ohne Scrupel hätte beilegen können. Während aber alle anderen wirklich beseitigt wurden, blieb diese unausgetragen und zerrüttete unaufhörlich das Innere der katholischen Welt.

An dem Kriege gegen Spanien nahmen bis zum westfälischen Frieden die Holländer den glücklichsten Antheil. Es war das goldene Zeitalter ihrer Macht, ihres Reichthums. Indem sie aber das Uebergewicht in dem Orient erlangten, traten sie zugleich dem Fortgange der katholischen Mission daselbst gewaltig entgegen.

Nur in England schien zuweilen der Katholicismus oder wenigstens eine Analogie seiner äußeren Formen Eingang finden zu wollen. Wir finden Abgeordnete des englischen Hofes in Rom, päpstliche Agenten in England; die Königin, der man zu Rom eine Art von amtlicher Anerkennung widmete, übte einen Einfluß auf ihren Gemahl aus, welcher sich auch auf die Religion erstrecken zu müssen schien; schon näherte man sich in mancherlei Ceremonien katholischen Gebräuchen. Jedoch aus alle dem erfolgte auch hier das Gegentheil. Schwerlich ist Carl I in seinem Herzen jemals von dem protestantischen Dogma abgewichen; aber schon die geringen Annäherungen zu dem katholischen Ritus, die er sich erlaubte, schlugen ihm zum Verderben aus. Es war, als ob die heftige Aufregung, welche so langjährige, allgemeine, unablässige Angriffe in der protestantischen Welt überhaupt hervorgebracht, sich in den englischen Puritanern concentrire. Vergebens suchte sich Irland ihrer Herrschaft zu entziehen und sich im katholischen Sinne zu organisiren: es wurde um so schwerer unterworfen. In der Aristokratie und den Gemeinen von England bildete sich eine Weltmacht aus, deren Erhebung die Wiederaufnahme des Protestantismus in Europa überhaupt bezeichnet.

Hiedurch sind nun aber dem Katholicismus auf ewig Schranken gesetzt. Er ist in bestimmte Grenzen gewiesen; an eine Welteroberung, wie er sie vorhatte, kann er niemals wieder im Ernste denken.

Ja, die geistige Entwickelung selbst hat eine Wendung genommen, die dies unmöglich macht.

Jene, die höhere Einheit gefährdenden Triebe haben das Uebergewicht bekommen: das religiöse Element ist zurückgetreten; die politischen Rücksichten beherrschten die Welt.

Denn nicht durch sich selbst retteten sich die Protestanten. Vor allem war es eine Spaltung im Schooße des Katholicismus, durch die es ihnen gelang, sich wiederherzustellen. Im Jahre 1631 finden wir die beiden großen katholischen Mächte im Bunde mit den Protestanten, Frankreich unverhohlen, Spanien wenigstens insgeheim. Es

ist gewiß, daß die Spanier in dieser Zeit ein Verständniß mit den französischen Hugenotten angeknüpft hatten.

Aber eben so wenig hielten die Protestanten zusammen. Nicht daß sich nur Lutheraner und Reformirte bekämpft hätten — dies war vielmehr von jeher geschehen —, sondern die entschiedenen Reformirten, obwohl sie ohne allen Zweifel eine gemeinschaftliche Sache verfochten, sind in diesem Kriege wider einander gezogen. Die Seemacht der französischen Hugenotten ward nur durch die Unterstützung gebrochen, die ihre Religionsverwandten und alten Verbündeten der Krone Frankreich zu leisten sich bestimmen ließen.

Das Oberhaupt des Katholicismus selbst, welches den Angriff der Protestanten bisher geleitet, der Papst zu Rom, setzte am Ende diese höchsten Interessen der geistlichen Gewalt bei Seite; er nahm gegen diejenigen Partei, welche die Wiederherstellung des Katholicismus am eifrigsten betrieben; er verfuhr nur noch nach den Gesichtspunkten des weltlichen Fürstenthums. Er kehrte zu der Politik zurück, welche seit Paul III aufgegeben worden war. Wir erinnern uns, daß der Protestantismus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch nichts so sehr befördert worden ist, wie durch die politischen Bestrebungen der Päpste. Eben diesen hatte, nach menschlicher Ansicht, der Protestantismus jetzt seine Rettung, seine Erhaltung zu danken.

Es mußte aber dies Beispiel auch auf die übrigen Mächte wirken. Endlich ergriff das deutsche Oestreich, welches sich so lange ohne Wanken rechtgläubig gehalten, dieselbe Politik: die Stellung, welche es seit dem westfälischen Frieden einnahm, beruhte auf seiner innigen Verbindung mit Norddeutschland, England und Holland.

Fragen wir nach der tieferen Ursache dieser Erscheinung, so würden wir Unrecht haben, sie allein in einer Verflachung und Verkümmerung der geistlichen Antriebe zu suchen; ich denke, wir werden den Inhalt und die Bedeutung des Ereignisses anders fassen müssen.

Einmal hatte der große geistliche Kampf seine Wirkung in den Gemüthern vollbracht.

In den früheren Zeiten war das Christenthum mehr eine Sache der Ueberlieferung, der naiven Annahme, des von Zweifeln unberührten Glaubens gewesen; jetzt war es eine Sache der Ueberzeugung, der bewußten Hingebung geworden. Von hoher Bedeutung ist es, daß man zwischen den verschiedenen Bekenntnissen zu wählen hatte, daß man verwerfen, abfallen, übertreten konnte. Die Person ward in Anspruch genommen, ihre freie Selbstbestimmung herausgefordert.

Hiedurch geschah, daß die christlichen Ideen alles Leben und Denken noch tiefer und vollständiger durchdrangen.

Dazu kommt dann ein anderes Moment.

Wohl ist es wahr, daß das Ueberhandnehmen der inneren Gegensätze die Einheit der Gesammtheit zerstört; aber es ist, wenn wir uns nicht täuschen, ein anderes Gesetz des Lebens, daß sich damit doch auch zugleich eine höhere und größere Entwickelung vorbereitet.

In dem Gedränge des allgemeinen Kampfes war die Religion nach den verschiedenen Abwandelungen ihrer dogmatischen Ausbildung von den Nationen ergriffen worden; mit dem Gefühl der Nationalität hatte sich das Dogma verschmolzen, wie ein Besitz der Gemeinsamkeit, des Staates oder des Volkes. Mit den Waffen war es erkämpft, unter tausend Gefahren behauptet; in Fleisch und Blut war es übergegangen.

Hiedurch ist es geschehen, daß sich die Staaten auf beiden Seiten zu großen kirchlich-politischen Individualitäten ausgebildet haben, schon auf der katholischen nach dem Maße der Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, der Duldung oder Ausschließung der Nichtkatholiken, noch mehr aber bei den Protestanten, wo die Abweichung der symbolischen Bücher, die man beschwört, die Mischung des lutherischen und des reformirten Bekenntnisses, die größere oder geringere Annäherung an die bischöfliche Verfassung eben so viele in die Augen fallenden Verschiedenheiten begründen. Es wird die erste Frage bei jedem Lande, welche Religion die herrschende daselbst ist. In mannichfaltigen Gestalten erscheint das Christenthum. So groß auch die Gegensätze derselben sind, so kann kein Theil dem anderen abstreiten, daß auch er den Grund des Glaubens besitze. Vielmehr sind die verschiedenen Formen durch Verträge und Friedensschlüsse, an denen Alle Theil haben, Grundgesetze gleichsam einer allgemeinen Republik, gewährleistet. Es kann nicht mehr daran gedacht werden, das eine oder das andere Bekenntniß zu einer universalen Herrschaft zu erheben. Nur darauf kommt es an, wie jeder Staat, jedes Volk von seiner politisch-religiösen Grundlage aus seine Kräfte zu entwickeln vermögen wird. Darauf beruht nunmehr die Zukunft der Welt.

Achtes Buch.

Die Päpste um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Nachdem der Versuch der Päpste, ihre Weltherrschaft zu erneuern, soweit er auch bereits gediehen war, doch zuletzt mißlungen ist, hat sich ihre Stellung und das Interesse, das wir an ihnen nehmen, überhaupt verändert. Die Verhältnisse des Fürstenthums, die Verwaltung und innere Entwickelung desselben ziehen unsere Aufmerksamkeit wieder am meisten auf sich.

Wie man aus dem hohen Gebirge, welches große und weite Aussichten eröffnet, in ein Thal tritt, das den Blick beschränkt und in engen Grenzen festhält, so gehen wir von der Anschauung der allgemeinen Weltereignisse, in denen das Papstthum noch einmal eine so große Rolle spielte, zur Betrachtung der besonderen Angelegenheiten des Kirchenstaates über.

Erst in den Zeiten Urbans VIII gelangte der Kirchenstaat zu seiner Vollendung. Beginnen wir mit diesem Ereignisse.

Heimfall von Urbino.

Das Herzogthum Urbino umfaßte sieben Städte, gegen 300 Schlösser; es hatte eine fruchtbare, zum Handel wohlgelegene Seeküste, -- die Apenninen hinauf gesundes, anmuthiges Bergland.

Wie die ferraresischen, machten sich auch die urbinatischen Herzoge bald durch Waffenthaten, bald durch literarische Bestrebungen, bald durch einen freigebigen, glänzenden Hofhalt bemerklich. Guidubaldo II hatte im Jahre 1570 vier Hofhaltungen eingerichtet: außer seiner eigenen, besondere für seine Gemahlin, den Prinzen und die Prinzessin; sie waren alle glänzend, gern besucht von einheimischen Edelleuten, offen für die Fremden. Nach alter Sitte ward jeder Fremde in dem Palast bewirthet. Die Einkünfte des Landes hätten zu so vielem Aufwande wohl nicht hingereicht: sie beliefen sich, auch wenn der Kornhandel in Sinigaglia gut ging, auf nicht mehr als etwa 100000 Scudi. Aber die Fürsten standen, wenigstens dem Namen und Titel nach, immer in fremden Kriegsdiensten; die glückliche Lage des Landes in der Mitte von Italien bewirkte, daß die benachbarten Staaten wetteiferten, sie durch Begünstigungen, Besoldungen, Subsidien in Ergebenheit zu erhalten.

Man bemerkte in dem Lande, daß der Fürst mehr einbringe, als er koste.

Zwar wurden wohl auch hier wie allenthalben Versuche gemacht, die Abgaben zu erhöhen; aber es zeigten sich hierbei so große Schwierigkeiten, vor allem in Urbino selbst, daß man es doch am Ende, halb aus gutem Willen, halb weil man nicht anders konnte, bei dem Herkömmlichen bewenden ließ. Auch die Privilegien, die Statuten blieben unangetastet. Unter dem Schutze dieses Hauses bewahrte San-Marino seine unschuldige Freiheit. Während in dem übrigen Italien allenthalben das Fürstenthum freier, ungebundener, mächtiger wurde, blieb es hier in seinen alten Schranken.

Daher kam es, daß die Einwohner sich auf das engste an ihre Dynastie anschlossen; sie waren ihr um so ergebener, weil eine Vereinigung mit dem Kirchenstaate ohne Zweifel die Aufhebung aller hergebrachten Verhältnisse, den Verlust der alten Freiheiten herbeiführen mußte.

Eine Landesangelegenheit von der größten Wichtigkeit war demnach die Fortpflanzung des herzoglichen Geschlechtes.

Der Prinz von Urbino, Franz Maria, hielt sich eine Zeit lang an dem Hofe Philipps II auf. Er gerieth hier, wie man erzählt, in ein sehr ernsthaftes Verhältniß zu einer spanischen Dame und dachte sich mit ihr zu vermählen. Aber der Vater Guidubaldo war schlechterdings dagegen; er wollte vor allem eine ebenbürtige Schwiegertochter in seinem Hause sehen. Er nöthigte seinen Sohn, zurückzukommen und der ferraresischen Prinzessin Lucrezia von Este seine Hand zu geben.

Es hätte ein zusammenpassendes Paar scheinen sollen: der Prinz gewandt und stark, geübt im Waffenspiel und nicht ohne Wissenschaften, besonders militärische; die Prinzessin geistreich, voll Majestät und Anmuth. Man überließ sich der Hoffnung, daß das Haus hiermit wohlbegründet sein werde; die Städte wetteiferten, die Vermählten mit Triumphbogen und schönen Geschenken zu empfangen.

Aber das Unglück war, daß der Prinz erst 25, die Prinzessin dagegen schon gegen vierzig Jahre zählte. Der Vater hatte darüber weggesehen, um die Verweigerung der spanischen Verbindung, die doch am Hofe Philipps keinen guten Eindruck machte, durch eine so hohe, glänzende und auch reiche Partie zu beschönigen. Jedoch es ging schlechter, als er wohl geglaubt haben mochte. Nach Guidubaldo's

Tode mußte Lucrezia nach Ferrara zurückkehren; an Nachkommenschaft war nicht zu denken.

Wir bemerkten früher, welch einen entscheidenden Einfluß Lucrezia von Este auf das Schicksal, die Auflösung des Herzogthums Ferrara hatte. Auch in die urbinatischen Angelegenheiten finden wir sie jetzt auf das unglücklichste verflochten. Schon damals, als Ferrara genommen wurde, schien auch der Heimfall von Urbino gewiß, um so mehr, da es hier keine Agnaten gab, welche Anspruch auf die Succession hätten machen können.

Jedoch noch einmal änderten sich die Sachen. Im Februar 1598 starb Lucrezia; Franz Maria konnte zu einer neuen Vermählung schreiten.

Das Land war voll Entzücken, als man bald darauf vernahm, der gute Herr, der alle die Jahre daher ein mildes und ruhiges Regiment geführt, den alles liebte, habe wirklich Hoffnung, daß sein Stamm nicht mit ihm untergehen werde. Alles that Gelübde für die glückliche Niederkunft der neuen Herzogin. Als die Zeit herankam, versammelten sich die Edelleute des Landes, die Magistrate der Städte in Pesaro, wo sich die Fürstin aufhielt; in der Stunde der Geburt war der Platz vor dem Palaste sammt den nahen Straßen mit Menschen überfüllt. Endlich zeigte sich der Herzog am Fenster. „Gott", rief er mit lauter Stimme, „Gott hat uns einen Knaben beschert". Mit unbeschreiblichem Jubel ward diese Nachricht empfangen. Die Städte erbauten Kirchen und errichteten fromme Stiftungen, wie sie gelobt.

Wie betrügerisch aber sind Hoffnungen, die sich auf Menschen gründen!

Der Prinz ward sehr wohl erzogen; er entwickelte Talent, wenigstens literarisches; der alte Herzog hatte die Freude, ihn noch mit einer Prinzessin von Toscana vermählen zu können. Dann zog er sich selbst in die Ruhe von Castelduranto zurück und überließ ihm die Regierung.

Aber kaum war der Prinz sein eigener Herr, der Herr des Landes, so ergriff ihn der Rausch der Gewalt. Erst in dieser Zeit nahm in Italien der Geschmack am Theater überhand: der junge Prinz ward um so mehr davon hingerissen, da er sich in eine Schauspielerin verliebte. Am Tage machte er sich das neronische Vergnügen, den Wagen zu lenken; am Abend erschien er selbst auf den Brettern; tausend andere Ausschweifungen folgten. Traurig sahen die ehrlichen Bürgersleute einander an. Sie wußten nicht, ob sie es

beklagen oder sich darüber freuen sollten, als der Prinz im Jahre 1623 nach einer wild durchtobten Nacht eines Morgens in seinem Bette todt gefunden ward.

Hierauf mußte der alte Franz Maria die Regierung nochmals übernehmen, voll tiefen Grames, daß er nun doch der letzte Rovere war, daß es mit seinem Hause ganz zu Ende ging, doppelt und dreifach unmuthig, da er die Geschäfte wider Willen führen und in den bitteren Begegnungen mit dem römischen Stuhle aushalten mußte.

Anfangs glaubte er fürchten zu müssen, daß sich die Barberini der Tochter, die von seinem Sohne übrig war, eines Kindes von einem Jahre, bemächtigen würden Um sie ihren Werbungen auf immer zu entziehen, ließ er sie mit einem Prinzen von Toscana versprechen und auf der Stelle in das benachbarte Land hinüberbringen.

Aber es entspann sich sogleich ein anderes Mißverhältniß.

Da auch der Kaiser Ansprüche auf einige urbinatischen Landestheile machte, so forderte Urban VIII, um sich sicherzustellen, eine Erklärung von dem Herzoge, daß er alles, was er besitze, von dem päpstlichen Stuhle zu Lehen trage. Lange weigerte sich Franz Maria: er fand diese Erklärung wider sein Gewissen; endlich gab er sie doch; „aber seitdem", sagt unser Berichterstatter, „ist er nie wieder heiter geworden: er fühlte sich dadurch in seiner Seele gedrückt."

Bald darauf mußte er zulassen, daß die Befehlshaber seiner festen Plätze dem Papste den Eid leisteten. Endlich — es war in der That das Beste — gab er die Regierung ganz und gar an die Bevollmächtigten des Papstes auf.

Lebensmüde, altersschwach, von Herzeleid gebeugt, nachdem er alle seine vertrauten Freunde hatte sterben sehen, fand der Herzog seinen einzigen Trost in den Uebungen der Frömmigkeit. Er starb im Jahre 1631.

Auf der Stelle eilte Taddeo Barberini herbei, um das Land in Besitz zu nehmen. Die Allodialerbschaft kam an Florenz. Auch das Gebiet von Urbino wurde nach dem Muster der übrigen Landschaften eingerichtet, und gar bald hören wir hier alle die Klagen, welche die Regierung der Priester zu erwecken pflegte.

Kommen wir nun auf diese Verwaltung überhaupt, und zwar zunächst auf das wichtigste Moment, von dem alles andere abhängt, die Finanzen.

Anwachs der Schulden des Kirchenstaates.

Wenn Sixtus V. die Ausgaben beschränkte, einen Schatz sammelte, so hatte er doch auch zugleich Einkünfte und Auflagen vermehrt und eine große Masse Schulden darauf gegründet.

Sich einzuschränken, Geld zu sammeln, ist nicht Jedermanns Sache. Auch wurden die Bedürfnisse sowohl der Kirche als des Staates von Jahr zu Jahr dringender. Zugleich griff man den Schatz an; jedoch war seine Verwendung an so strenge Bedingungen gebunden, daß dies doch nur in seltenen Fällen geschehen konnte. Sonderbarerweise war es um vieles leichter, Anleihen zu machen, als das Geld, welches man liegen hatte, zu brauchen. Auf das rascheste und rücksichtsloseste gingen die Päpste auf diesem Wege vorwärts.

Es ist sehr merkwürdig, wie sich das Verhältniß der Einkünfte und der Summe der Schuld und ihrer Zinsen in den verschiedenen Jahren stellte, von denen wir glaubwürdige Berechnungen darüber haben.

Im Jahre 1587 betrugen die Einkünfte 1,358456 Scudi, die Schulden siebenthalb Millionen Sc. Ungefähr die Hälfte der Einkünfte, 715913 Sc., war auf die Zinsen der Schuld assignirt.

Im Jahre 1592 sind die Einkünfte auf 1,585520 Scudi, die Schulden auf 12,242620 gestiegen. Der Anwachs der Schuld ist bereits um vieles größer als die Zunahme der Einkünfte: es sind 1,088600 Scudi, d. i. ungefähr zwei Drittel der Einnahme, zum Zins der Schuld in Aemtern und Luoghi di Monte angewiesen.

Schon dies Verhältniß war so mißlich, daß es große Bedenklichkeiten erregen mußte. Man wäre gern sogleich zu einer Verringerung des Zinsfußes geschritten; es ward der Vorschlag gemacht, eine Million aus dem Castell zu nehmen, um denen, die sich einer Reduction der Zinsen widersetzen würden, das Capital herauszuzahlen. Das reine Einkommen würde dadurch beträchtlich gestiegen sein. Jedoch die Bulle Sixtus' V, die Besorgniß vor einer Verschleuderung des Schatzes, verhinderte Maßregeln dieser Art, und man mußte auf dem einmal betretenen Pfade bleiben.

Vielleicht könnte man glauben, daß die Erwerbung eines so einträglichen Landes, wie das Herzogthum Ferrara, eine besondere Erleichterung gewährt haben würde; jedoch ist das nicht der Fall.

Schon im Jahre 1599 verschlangen die Zinsen nahe an drei Viertheile des Gesammteinkommens.

Im Jahre 1605 aber, bei dem Regierungsantritt Pauls V, waren von den Gefällen der Kammer nur noch 70000 Scudi nicht für Zinsen angewiesen. Cardinal du Perron versichert, daß der Papst von seinem regelmäßigen Einkommen, obwohl die Ausgaben des Palastes sehr mäßig seien, doch nicht ein halbes Jahr leben könne.

Um so weniger konnte es vermieden werden, daß er Schulden auf Schulden häufte. Aus authentischen Verzeichnissen sehen wir, wie regelmäßig Paul V zu diesem Mittel griff: im November 1607, Januar 1608 zweimal, März, Juni, Juli 1608, September desselben Jahres zweimal; so fort durch alle Jahre seiner Regierung. Es sind nicht große Anleihen in unserem Sinne; die kleinen Bedürfnisse, wie sie vorkommen, werden durch die Errichtung und den Verkauf neuer Luoghi di Monte, in größerer oder in geringerer Zahl, gedeckt. Bald werden sie auf den Zoll von Ancona, bald auf die Dogana von Rom oder einer Provinz, bald auf die Erhöhung des Salzpreises, bald auch auf den Ertrag der Post gegründet. Allmählich wachsen sie doch gewaltig an. Paul V allein hat über 2 Millionen Schulden in Luoghi di Monte gemacht.

Es würde dies aber unmöglich gewesen sein, wäre nicht ein Umstand besonderer Art diesem Papste zu statten gekommen.

Immer zieht die Macht auch das Geld an. Solange die spanische Monarchie in ihrem großen Fortschritt war und die Welt mit ihrem Einfluß beherrschte, hatten die Genuesen, damals die reichsten Geldbesitzer, ihre Capitalien in den königlichen Anleihen untergebracht und sich durch einige gewaltsamen Reductionen und Eingriffe Philipps II darin nicht stören lassen. Allmählich aber, da die große Bewegung abnahm, die Kriege und die Bedürfnisse derselben aufhörten, zogen sie ihr Geld zurück. Sie wandten sich nach Rom, das indeß wieder eine so gewaltige Weltstellung eingenommen: die Schätze von Europa strömten aufs neue dahin zusammen. Unter Paul V war Rom vielleicht der vornehmste Geldmarkt in Europa. Die römischen Luoghi di Monte wurden außerordentlich gesucht. Da sie bedeutende Zinsen abwarfen und eine genügende Sicherheit darboten, so stieg ihr Kaufpreis zuweilen bis auf 150 Procent. So viele ihrer der Papst auch gründen mochte, so fand er Käufer in Menge.

So geschah es denn, daß die Schulden unaufhörlich stiegen. Im Anfange des Pontificates Urbans VIII beliefen sie sich auf 18 Millionen. Auch die Einnahmen mußten bei dem System des römischen Hofes hiermit in Verhältniß bleiben: sie werden im Beginn dieser Regierung auf

1,818104 Scudi 96 Bajocchi berechnet. Ich finde nicht genau, wie viel davon zu den Zinsen verbraucht ward: doch muß es bei weitem der größte Theil gewesen sein. Sehen wir die Rechnungen im Einzelnen an, so überstieg die Forderung gar oft die Einnahme. Im Jahre 1592 hatte die Dogana di Roma 162450 Scudi getragen; im Jahre 1625 trug sie 209000 Sc.; damals aber waren doch 169560 Sc. in die Cassen der Kammer geflossen; jetzt übertraf die Anweisung die Einnahme um 13260 Sc. Die Salara di Roma war in dieser Zeit von 27654 auf 40000 Sc. gestiegen; 1592 aber war ein Ueberschuß von 7482 Sc. geblieben; 1625 hatte man ein Minus von 2321 Sc. 98 Baj.

Man sieht, wie wenig es, auch wenn man sparsam haushielt, hierbei sein Bewenden haben konnte; wie viel weniger unter einer Regierung wie Urbans VIII, den seine politische Eifersucht so oft zu Rüstungen und Fortificationen antrieb!

Zwar ward Urbino erworben; allein besonders im Anfange trug es nur wenig ein. Nach dem Verluste der Allodien beliefen sich die Einkünfte nur auf 40000 Scudi. Dagegen hatte die Besitzergreifung, bei der man den Erben nicht unbedeutende Zugeständnisse machte, viele Unkosten verursacht.

Schon im Jahre 1635 hatte Urban VIII die Schulden bis auf 30 Millionen Scudi erhöht. Um die nöthigen Fonds dazu zu bekommen, hatte er bereits zehn verschiedene Auflagen entweder neu eingeführt oder doch erhöht. Aber er war damit noch lange nicht an seinem Ziele. Es traten Combinationen ein, die ihn veranlaßten, noch viel weiter zu gehen, die wir jedoch erst übersehen können, wenn wir eine andere Entwickelung ins Auge gefaßt haben.

Gründung neuer Familien.

Fragen wir nämlich, wohin nun alle jene Einkünfte geriethen, wozu sie angewandt wurden, so ist allerdings unleugbar, daß sie großentheils den allgemeinen Bestrebungen des Katholicismus dienten.

Heere, wie sie Gregor XIV nach Frankreich schickte, die dann auch seine Nachfolger eine Zeit lang unterhalten mußten, die thätige Theilnahme Clemens' VIII am Türkenkriege, Subsidien, wie sie der Liga, dem Hause Oestreich unter Paul V so oft gewährt wurden, die Gregor XV hernach verdoppelte und Urban VIII wenigstens zum Theil auf Maximilian von Baiern übertrug, mußten dem römischen Stuhle ungemeine Summen kosten.

Auch die Bedürfnisse des Kirchenstaates nöthigten oft zu außerordentlichem Aufwande: die Eroberung von Ferrara unter Clemens VIII, Pauls V Anstalten gegen Venedig, alle die Kriegsrüstungen Urbans VIII.

Dazu kamen die großartigen Bauwerke, bald zur Verschönerung der Stadt, bald zur Befestigung des Staates, in denen jeder neue Papst mit dem Andenken seiner Vorfahren wetteiferte.

Allein es bildete sich auch noch ein Institut aus, das zur Aufhäufung jener Schuldenmasse nicht wenig beitrug, und das freilich weder der Christenheit noch dem Staate, auch nicht der Stadt, sondern allein den Familien der Päpste zugute kam.

Es hatte sich überhaupt eingeführt und hängt mit der Stellung des Priesterstandes zu einer sehr entwickelten Familienverfassung zusammen, daß der Ueberschuß der geistlichen Einkünfte in der Regel den Verwandten eines Jeden zu Theil wurde.

Die damaligen Päpste waren durch Bullen ihrer Vorgänger verhindert, ihren Angehörigen, wie früher so oft versucht worden, Fürstenthümer zu verleihen; die allgemeine Sitte des geistlichen Standes gaben sie aber darum nicht auf; jetzt ließen sie es sich nur um so angelegener sein, denselben durch Reichthümer und festen Besitz ein erbliches Ansehen zu verschaffen.

Sie versäumten nicht, hierbei einige Gründe zu ihrer Rechtfertigung geltend zu machen. Sie gingen davon aus, daß sie durch kein Gelübde zur Armuth verpflichtet seien: indem sie nun schlossen, daß sie den Ueberschuß der Früchte des geistlichen Amtes als ihr Eigenthum ansehen dürften, glaubten sie zugleich das Recht zu haben, ihren Verwandten mit diesem Ueberschuß ein Geschenk zu machen.

Bei weitem mehr aber als Ansichten dieser Art wirkten hiebei Herkommen und Blut, und die natürliche Neigung des Menschen, eine Stiftung nach seinem Tode zurückzulassen.

Der Erste, der die Form fand, an welche darnach die Anderen sich hielten, war Sixtus V.

Den einen seiner Pronepoten erhob er zum Cardinal, ließ ihn Antheil an den Geschäften nehmen und gab ihm ein kirchliches Einkommen von 100000 Scudi; den anderen vermählte er mit einer Sommaglia und erhob ihn zum Marchese von Mentana, wozu späterhin das Fürstenthum Venafro und die Grafschaft Celano im Neapolitanischen kamen. Das Haus Peretti hat sich hierauf geraume Zeit in großem Ansehen erhalten: zu wiederholten Malen erscheint es im Cardinalcollegium.

Bei weitem mächtiger aber wurden die Aldobrandini. Wir sahen, welchen Einfluß Pietro Aldobrandino während der Regierung seines Oheims ausübte. Er hatte schon 1599 bei 60000 Scudi kirchlicher Einkünfte; wie sehr müssen sie seitdem noch angewachsen sein! Die Erbschaft der Lucrezia d'Este kam ihm trefflich zu statten: er kaufte sich an; auch finden wir, daß er Geld in der Bank von Venedig niederlegte. Wie viel er aber auch zusammenbringen mochte, so mußte doch zuletzt alles der Familie seiner Schwester und ihres Gemahles, Johann Franz Aldobrandino, zufallen. Johann Franz wurde Castellan von San-Angelo, Governatore des Borgo, Capitän der Garde, General der Kirche. Auch er hatte 1599 bereits 60000 Scudi Einkünfte; oft bekam er baares Geld von dem Papste: ich finde eine Rechnung, nach welcher Clemens VIII seinen Nepoten überhaupt in den 13 Jahren seiner Herrschaft über eine Million baar geschenkt hat. Sie wurden um so wohlhabender, da Johann Franz ein guter Wirth war; die Güter Ridolfo Pio's, die diesem nicht mehr als 3000 Sc. eingetragen, kaufte er an sich und brachte sie zu einem Ertrage vom 12000 Sc. Nicht ohne große Unkosten ward die Vermählung seiner Tochter Margaretha mit Rainuccio Farnese durchgesetzt; sie brachte demselben außer einigen vortheilhaften Vergünstigungen 400000 Scudi Mitgift zu; doch erwies sich diese Verbindung, wie wir sahen, später doch nicht so innig, wie man gehofft hatte.

Auf dem Wege der Aldobrandini fuhren nun die Borgheſen fast noch rascher und rücksichtsloser fort.

Cardinal Scipione Cafarelli Borgheſe hatte über Paul V so viel Autorität wie Pietro Aldobrandino nur irgend über Clemens VIII. Auch brachte er wohl noch größere Reichthümer zusammen. Im Jahre 1612 werden die Pfründen, die ihm übertragen worden, bereits auf ein Einkommen von 150000 Scudi des Jahres berechnet. Den Neid, welchen so viel Macht und Reichthum nothwendig hervorriefen, suchte er durch Wohlwollen und ein höfliches, zuvorkommendes Wesen zu vermindern; doch wird man sich nicht wundern, wenn ihm das nicht vollkommen gelang.

Die weltlichen Aemter kamen an Marc Antonio Borgheſe, den der Papst überdies mit dem Fürstenthum Sulmona in Neapel, mit Palästen in Rom und den schönen Villen in der Umgegend ausstattete. Er überhäufte seine Nepoten mit Geschenken. Wir haben ein Verzeichniß derselben seine ganze Regierungszeit hindurch bis ins Jahr 1620. Zuweilen sind es Edelsteine, Silbergeräthschaften;

prächtige Zimmerbekleidungen werden unmittelbar aus den Vorräthen des Palastes genommen und den Nepoten überbracht; bald werden ihnen Carrossen, bald sogar Musketen und Falconetten gegeben; aber die Hauptsache ist immer das baare Geld. Es findet sich, daß sie bis zum Jahre 1620 im Ganzen 689727 Scudi 31 Bajocchi baar, in Luoghi di Monte 24600 Sc. nach ihrem Nennwerth, in Aemtern nach der Summe, die es gekostet haben würde, sie zu kaufen, 268176 Sc. erhielten, was sich denn auch wie bei den Aldobrandini ziemlich auf eine Million beläuft.

Auch die Borgheſen aber versäumten nicht, ihr Geld sogleich in liegenden Gründen anzulegen. In der Campagna von Rom haben sie gegen 80 Güter an sich gebracht; die römischen Edelleute ließen sich durch den guten Preis, der ihnen gezahlt ward, und durch die hohen Zinsen, welche die Luoghi di Monte trugen, die sie dafür ankauften, verleiten, ihr altes Eigenthum und Erbe zu veräußern. Auch in vielen anderen Gegenden des Kirchenstaates siedelten sie sich an; der Papst begünstigte sie dabei durch besondere Privilegien. Zuweilen empfingen sie das Recht, Verbannte herzustellen, einen Markt zu halten, oder ihre Unterthanen wurden mit Exemptionen begnadigt; es wurden ihnen Gabellen erlassen; sie brachten eine Bulle aus, kraft deren ihre Güter niemals confiscirt werden sollten.

Die Borgheſen wurden das reichste und mächtigste Geschlecht, das noch in Rom emporgekommen.

Hiedurch war nun aber dies Nepotenwesen dergestalt in Schwung gebracht, daß auch eine kurze Regierung zu einer glänzenden Ausstattung die Mittel fand.

Ohne Zweifel noch unbedingter als die früheren Nepoten herrschte der Neffe Gregors XV, Cardinal Ludovico Ludovisio. Er hatte das Glück, daß während seiner Verwaltung die beiden wichtigsten Aemter der Curie, der Vicecancellariat und der Camerlingat, vacant wurden und ihm zufielen. Er erwarb über 200000 Scudi kirchlicher Einkünfte. Die weltliche Macht, der Generalat der Kirche und mehrere anderen einträglichen Aemter gelangten zunächst an den Bruder des Papstes, Don Orazio, Senator zu Bologna. Da der Papst kein langes Leben versprach, hatte man es um so eiliger, die Familie auszustatten. Es flossen ihr in der kurzen Zeit 800000 Scudi Luoghi di Monte zu. Von den Sforzen ward das Herzogthum Fiano, von den Farneſen das Fürstenthum Zagarolo für sie angekauft. Schon durfte der junge Niccolo Ludovisio auf die glänzendste, reichste Vermählung Anspruch machen. Durch eine erste Heirath brachte er

Venosa, durch eine zweite Piombino an sein Haus. Die Gunst des Königs von Spanien trug dazu noch besonders bei.

Wetteifernd mit so glänzenden Beispielen warfen sich nun auch die Barberini in diese Bahn. Zur Seite Urbans VIII erhob sich dessen älterer Bruder Don Carlo als General der Kirche, ein ernster, geübter Geschäftsmann, der wenig Worte machte, sich durch den Aufgang seines Glückes nicht blenden, noch zu nichtigem Hochmuth verleiten ließ und jetzt vor allem die Gründung eines großen Familienbesitzes ins Auge faßte. „Er weiß", heißt es in der Relation von 1625, „daß der Besitz des Geldes von dem großen Haufen unterscheidet, und hält es nicht für geziemend, daß, wer einmal mit einem Papst in Verwandtschaft gestanden, nach dessen Tode in beschränkter Lage erscheine." Drei Söhne hatte Don Carlo, die nun unmittelbar zu einer großen Bedeutung gelangen mußten, Francesco, Antonio und Taddeo. Die beiden ersten widmeten sich geistlichen Aemtern. Francesco, der durch Bescheidenheit und Wohlwollen sich das allgemeine Zutrauen erwarb und es zugleich verstand, sich in die Launen seines Oheims zu fügen, bekam die leitende Gewalt, die ihm, obwohl er sich im Ganzen gemäßigt hielt, doch in so langen Jahren ganz von selbst bedeutende Reichthümer zuführen mußte. Im Jahre 1625 hat er 40000 Scudi, schon im Jahre 1627 gegen 100000 Sc. Einkünfte. Es war nicht vollkommen mit seinem Willen, daß auch Antonio zum Cardinal ernannt ward, und nur unter der ausdrücklichen Bedingung geschah dies, daß er keinen Antheil an der Regierung nehmen sollte. Antonio war hochstrebend, hartnäckig, stolz, wiewohl körperlich schwach. Um wenigstens nicht in allem von seinem Bruder verdunkelt zu werden, beeiferte er sich, eine Menge Stellen zusammenzubringen, große Einkünfte, die im Jahre 1635 auch schon auf 100000 Scudi anlaufen; er bekam allein sechs Malteserommenden, was nun wohl den Rittern dieses Ordens nicht sehr gefallen haben wird; auch nahm er Geschenke; doch gab er auch wieder viel aus: er war mit Absicht freigebig, um sich in dem römischen Adel einen Anhang zu bilden. Zur Gründung einer Familie durch Erwerbung erblicher Besitzthümer war der mittlere unter diesen Brüdern, Don Taddeo, ausersehen worden. Er bekam die Würden des weltlichen Nepoten und ward nach seines Vaters Tode General der Kirche, Kastellan von San-Angelo, Governatore des Borgo; schon im Jahre 1635 war er mit so vielen Besitzthümern ausgestattet, daß auch er ein jährliches Einkommen von 100000 Sc. genoß, und unaufhörlich wurden neue erworben. Don Taddeo lebte sehr zurück-

gezogen und führte eine musterhafte Haushaltung. In kurzem rechnete man die regelmäßige Einnahme der drei Brüder zusammen jährlich auf eine halbe Million Scudi. Die wichtigsten Aemter gehörten ihnen. Wie der Camerlingat an Antonio, so war der Vicecancellariat an Francesco, die Präfectur, die durch den Tod des Herzogs von Urbino erledigt worden, an Don Taddeo gelangt. Man wollte berechnen, daß im Laufe dieses Pontificats den Barberini die unglaubliche Summe von 105 Millionen Scudi zugefallen sei. „Die Paläste", fährt der Autor dieser Nachricht fort, „zum Beispiel der Palast an den Quattro, Fontane, ein königliches Werk, die Vignen, die Gemälde, Bildsäulen, das verarbeitete Silber und Gold, die Edelsteine, die ihnen zu Theil geworden, sind mehr werth, als man glauben und aussprechen kann." Dem Papste selbst scheint eine so reiche Ausstattung seines Geschlechtes doch zuweilen bedenklich geworden zu sein; im Jahre 1640 setzte er förmlich eine Commission nieder, um die Rechtmäßigkeit derselben zu prüfen. Zunächst sprach diese Commission den Grundsatz aus, mit dem Papstthume sei ein Fürstenthum verknüpft, aus dessen Ueberschuß oder Ersparnissen der Papst seine Angehörigen beschenken könne. Hierauf erwog sie die Verhältnisse dieses Fürstenthums, um zu bestimmen, wie weit der Papst gehen dürfe. Nachdem alles berechnet worden, urtheilte sie, der Papst könne mit gutem Gewissen einen Majorat von 80000 Sc. reinen Einkommens und überdies eine Secundogenitur in seinem Hause stiften; die Aussteuer der Töchter werde sich auf 180000 Scudi belaufen dürfen. Auch der Jesuitengeneral Vitelleschi — denn in allen Dingen müssen die Jesuiten ihre Hand haben — ward um seine Meinung befragt; er fand diese Bestimmungen mäßig und gab ihnen Beifall.

Dergestalt erhoben sich von Pontificat zu Pontificat immer neue Geschlechter zu erblicher Macht; sie stiegen unmittelbar in den Rang der hohen Aristokratie des Landes auf, den man ihnen willig zuerkannte.

Natürlich konnte es unter ihnen nicht an Reibungen fehlen. Der Gegensatz zwischen Vorgängern und Nachfolgern, der früher von den Fractionen des Conclave's abgehangen, stellte sich jetzt in den Nepoten dar. Das zur Herrschaft gelangte neue Geschlecht hielt eifersüchtig über seine höchste Würde und verhängte in der Regel Feindseligkeiten, ja Verfolgungen über das zunächst vorhergegangene. So vielen Antheil auch die Aldobrandini an der Erhebung Pauls V gehabt, so wurden sie doch von den Angehörigen desselben bei Seite

gesetzt, angefeindet, mit kostspieligen und gefährlichen Processen heimgesucht; sie nannten ihn den großen Undankbaren. Eben so wenig Gunst fanden die Nepoten Pauls V bei den Ludovisi; Cardinal Ludovisio selbst mußte unmittelbar nach dem Eintritt der barberinischen Herrschaft Rom verlassen.

Denn mit vielem Ehrgeiz machten nun auch die Barberini die Gewalt geltend, welche ihnen der Besitz der päpstlichen Macht über den einheimischen Adel und die italienischen Fürsten verschaffte. Darum verlieh Urban VIII seinen weltlichen Nepoten die Würde eines Prefetto di Roma, weil mit derselben Ehrenrechte verbunden waren, welche diesem Hause auf ewig seinen Vorrang vor den übrigen sichern zu müssen schienen.

Hieran knüpfte sich jedoch zuletzt eine Bewegung, welche zwar nicht weltbedeutend ist, aber für die Stellung des Papstthums sowohl innerhalb des Staates als in ganz Italien eine wichtige Epoche ausmacht.

Krieg von Castro.

Den höchsten Rang unter den nichtherrschenden papalen Familien behaupteten allemal die Farnesen, da sie es nicht allein zu Reichthümern im Lande, wie die übrigen, sondern überdies zum Besitz eines nicht unbedeutenden Fürstenthumes gebracht hatten, und es war den regierenden Nepoten niemals leicht geworden, dies Haus in Ergebenheit und gebührender Unterordnung zu halten. Als Herzog Odoardo Farnese 1639 nach Rom kam, ward ihm alle mögliche Ehre angethan. Der Papst ließ ihm Wohnung anweisen, Edelleute, ihn zu bedienen, und leistete ihm auch in seinen Geldgeschäften Vorschub; die Barberini gaben ihm Feste, beschenkten ihn mit Gemälden, mit Pferden: mit alle dem konnten sie ihn nicht vollkommen gewinnen. Odoardo Farnese, ein Fürst von Talent, Geist und Selbstgefühl, hegte den Ehrgeiz jener Zeiten, der sich in eifersüchtiger Wahrnehmung kleiner Auszeichnungen gefiel, in hohem Grade. Er war nicht dahin zu bringen, daß er die Würde eines Prefetto in Taddeo gebührend anerkannt und ihm den Rang, der mit derselben verbunden war, zugestanden hätte. Selbst wenn er den Papst besuchte, zeigte er sich von der Vornehmheit seines Hauses und sogar von seinen persönlichen Vorzügen auf eine lästige Weise durchdrungen. Es kam zu Mißverständnissen, die sich um so weniger heben ließen, da sie auf einem unverwindbaren persönlichen Eindruck beruhten.

Da war es nun eine wichtige Frage, wie man den Herzog bei

seiner Abreise begleiten würde. Odoardo forderte die nämliche Behandlung, welche dem Großherzoge von Toscana zu Theil geworden war: der herrschende Nepot, Cardinal Franz Barberino, sollte ihm persönlich das Geleit geben. Dieser wollte das nur thun, wenn ihm der Herzog zuvor einen förmlichen Abschiedsbesuch im Vatican machen werde, und hiezu hielt sich Odoardo nicht für verpflichtet. Es kamen einige Schwierigkeiten, die man ihm in seinen Geldsachen machte, hinzu, so daß seine doppelt gekränkte Eigenliebe heftig aufflammte. Nachdem er mit kurzen Worten, in denen er sich noch über den Nepoten beklagte, von dem Papst Abschied genommen, verließ er Palast und Stadt, ohne Cardinal Franz auch nur begrüßt zu haben. Er hoffte ihn damit bis ins Herz zu kränken.

Aber die Barberini, im Besitz einer absoluten Gewalt in diesem Lande, besaßen die Mittel, sich noch empfindlicher zu rächen.

Die Geldwirthschaft, die sich in dem Staate entwickelte, fand auch bei allen jenen fürstlichen Häusern, welche die Aristokratie desselben ausmachten, Eingang und Nachahmung: sie hatten sämmtlich Monti errichtet und ihre Gläubiger ebenso auf den Ertrag ihrer Güter angewiesen, wie die päpstlichen auf die Gefälle der Kammer angewiesen waren; die Luoghi di Monte gingen auf die nämliche Art von Hand in Hand. Diese Monti würden jedoch schwerlich Credit gefunden haben, hätten sie nicht unter der Aufsicht der höchsten Gewalt gestanden: nur mit besonderer Genehmigung des Papstes durften sie errichtet oder modificirt werden. Es gehörte mit zu den Vorrechten des herrschenden Hauses, daß es durch eine solche Oberaufsicht einen bedeutenden Einfluß auf die häuslichen Angelegenheiten aller anderen erwarb: die Reductionen der Monti auf einen niedrigeren Zinsfuß waren an der Tagesordnung; sie hingen von seinem guten Willen, seiner Geneigtheit ab.

Nun waren auch die Farnesen mit sehr ansehnlichen Schulden beladen. Der Monte Farnese vecchio schrieb sich noch von den Bedürfnissen und dem Aufwande Alexander Farnese's in den flandrischen Feldzügen her; ein neuer war errichtet worden; Indulte der Päpste hatten die Massen vermehrt, und indem neue Luoghi mit geringeren Zinsen gegründet, die alten nicht getilgt, die verschiedenen Operationen aber von verschiedenen, auf einander eifersüchtigen Handelshäusern geleitet wurden, war alles in Verwirrung gerathen.

Dazu kam aber jetzt, daß die Barberini einige Maßregeln ergriffen, welche dem Herzog großen Schaden zufügten.

Die beiden farnesischen Monti waren auf den Ertrag von Castro

und Ronciglione angewiesen. Die Siri, Pächter der Gefälle von Castro, zahlten dem Herzoge 94000 Scudi, mit welchen die Zinsen der Monti eben noch bezahlt werden konnten. Aber es war nur in Folge einiger von Paul III seinem Hause ertheilten Bewilligungen, daß der Ertrag sich so hoch belief. Papst Paul hatte zu dem Ende die große Landstraße von Sutri nach Ronciglione verlegt und jenem Landstrich eine größere Freiheit der Kornausfuhr zugestanden, als andere Provinzen besaßen. Jetzt beschlossen die Barberini, diese Begünstigungen zu widerrufen. Sie verlegten die Straße zurück nach Sutri; in Montalto di Maremma, wo das Getreide von Castro geladen zu werden pflegte, ließen sie ein Verbot der Ausfuhr bekannt machen.

Augenblicklich zeigte sich der beabsichtigte Erfolg. Die Siri, die ohnehin wegen jener Operationen mit dem Herzoge gespannt waren und jetzt einen Rückhalt in dem Palast hatten — man behauptet, noch besonders auf Antrieb einiger Prälaten, die insgeheim an ihrem Geschäfte Theil nahmen —, weigerten sich, ihren Contract zu halten: sie hörten auf, die Zinsen des Monte Farnese zu zahlen. Die Montisten, denen ihr Einkommen plötzlich fehlte, drangen auf ihr Recht und wandten sich an die päpstliche Regierung. Der Herzog verschmähte es, da er sich so absichtlich beeinträchtigt sah, Anstalten zu ihrer Befriedigung zu treffen. Aber die Klagen der Montisten wurden so lebhaft, dringend und allgemein, daß der Papst das Recht zu haben glaubte, um so vielen römischen Bürgern zu ihrer Rente zu verhelfen, sich in Besitz der Hypothek zu setzen. In dieser Absicht schickte er eine kleine Heeresmacht nach Castro. Nicht ohne allen Widerstand ging es dabei ab: „wir sind genöthigt gewesen", ruft er unter anderem in sonderbarem Zorneseifer in seinem Monitorium aus, „vier große Schüsse thun zu lassen, durch welche auch Einer der Feinde geblieben ist. Am 13. October 1641 nahm er Castro ein. Und selbst hiebei stehen zu bleiben, war er nicht gemeint. Im Januar 1642 ward über den Herzog, der sich jene Einnahme nicht rühren ließ, die Excommunication ausgesprochen: aller seiner Lehen ward er verlustig erklärt; es rückten Truppen ins Feld, um ihm auch Parma und Piacenza zu entreißen. Von einer Pacification wollte der Papst nichts hören; er erklärte: „zwischen dem Herrn und seinem Vasallen finde eine solche nicht statt; er wolle den Herzog demüthigen; er habe Geld, Muth und Kriegsvolk; Gott und Welt sei für ihn."

Hiedurch aber bekam diese Sache eine allgemeine Bedeutung.

Die italienischen Staaten waren schon längst auf die wiederholten Erweiterungen des Kirchenstaates eifersüchtig. Sie wollten nicht dulden, daß er etwa auch Parma an sich ziehen solle, wie Urbino und Ferrara; noch hatten die Este ihre ferraresischen, die Medici gewisse urbinatischen Ansprüche nicht aufgegeben; durch die Anmaßungen Don Taddeo's waren sie sämmtlich beleidigt, die Venezianer doppelt, da Urban VIII vor kurzem eine Inschrift in der Sala Regia, in der sie wegen jener ihrer fabelhaften Vertheidigung Alexanders III gepriesen wurden, hatte vernichten lassen, was sie für einen großen Schimpf hielten; — auch allgemeinere politische Rücksichten gesellten sich hinzu. Wie früher die spanische, so erregte jetzt die französische Uebermacht die Bedenklichkeiten der Italiener. Allenthalben erlitt die spanische Monarchie die größten Verluste; die Italiener fürchteten, es möchte auch bei ihnen eine allgemeine Umwälzung erfolgen, wenn Urban VIII, den sie für einen entschiedenen Verbündeten der Franzosen hielten, noch mächtiger werde. Aus allen diesen Gründen beschlossen sie, sich ihm zu widersetzen. Ihre Truppen vereinigten sich im Modenesischen. Die Barberini mußten den Durchzug durch das Gebiet aufgeben; den Verbündeten gegenüber bezog die päpstliche Heeresmacht ihre Quartiere um Ferrara.

Gewissermaßen wiederholte sich demnach hier der Gegensatz des französischen und des spanischen Interesses, der Europa überhaupt in Bewegung hielt. Allein wie viel schwächer waren doch die Beweggründe, die Kräfte, die Anstrengungen, die es hier zu einer Art von Kampf brachten!

Ein Zug, den der Herzog von Parma, der sich nunmehr ohne viel Zuthun von seiner Seite beschützt und doch nicht gebunden sah, auf eigene Hand unternahm, offenbart uns recht die Sonderbarkeit des Zustandes, in welchem man sich befand.

Ohne Geschütz noch Fußvolk, nur mit 3000 Reitern brach Odoardo in den Kirchenstaat ein. Das Fort Urbano, welches mit so vielen Kosten errichtet worden, die versammelte Miliz, die sich nie auf einen bewaffneten Feind gefaßt gemacht, hielten ihn nicht auf. Die Bolognesen schlossen sich in ihre Mauern ein; ohne die päpstlichen Truppen auch nur zu Gesicht zu bekommen, zog der Herzog vorüber. Imola eröffnete ihm die Thore; er machte dem päpstlichen Befehlshaber einen Besuch; er ermahnte die Stadt, dem römischen Stuhle getreu zu sein: denn nicht gegen Rom, nicht einmal gegen Urban VIII, nur gegen die Nepoten desselben behauptete er die Waffen ergriffen zu haben; er zog unter der Fahne des Gonfaloniere der Kirche ein-

her, auf welcher man St.-Peter und St.-Paul erblickte: im Namen der Kirche forderte er den Durchzug. In Faenza hatte man die Thore verschanzt; als aber der Governatore des Feindes ansichtig wurde, ließ er sich an einem Seile die Mauer hinunter, um persönlich mit dem Herzoge zu unterhandeln; das Ende der Unterhandlung war, daß die Thore geöffnet wurden. So ging es auch in Forli. Ruhig sahen sich die Einwohner aller dieser Städte von den Fenstern den Durchzug ihres Feindes an. Der Herzog begab sich über das Gebirge nach Toscana; von Arezzo her drang er dann aufs neue in den Kirchenstaat ein. Castiglione da Lago, Città del Pieve öffneten ihm die Thore; unaufhaltsam eilte er vorwärts: mit dem Schrecken seines Namens erfüllte er das Land. Vornehmlich in Rom gerieth man hierüber in Bestürzung: der Papst fürchtete das Schicksal Clemens' VII. Er suchte seine Römer zu bewaffnen. Allein erst mußte eine Auflage widerrufen, Haus bei Haus mußten Beiträge eingesammelt werden, wobei es denn nicht ohne anzügliche Reden abging, ehe man eine kleine Schaar zu Pferde ausrüsten konnte. Wäre der Herzog von Parma in diesem Augenblicke erschienen, so hätte man ihm ohne Zweifel ein paar Cardinäle am Ponte Molle entgegengeschickt und ihm alle seine Forderungen zugestanden.

Aber ein Kriegsmann war er auch nicht. Gott weiß, welche Betrachtungen, welche Rücksichten ihn zurückhielten. Er ließ sich bewegen, auf Unterhandlungen einzugehen, von denen er niemals etwas erwarten konnte. Der Papst schöpfte wieder Athem. Mit einem durch die Gefahr verjüngten Eifer befestigte er Rom. Er stellte ein neues Heer ins Feld, das den Herzog, dessen Mannschaften auch nicht zusammenhielten, gar bald aus dem Kirchenstaate hinausdrängte. Als nichts mehr zu fürchten war, machte Urban aufs neue die härtesten Bedingungen; die Gesandten der Fürsten verließen Rom; auch in dem friedlichen Italien rüstete man sich noch einmal, einheimische Waffen zu versuchen.

Zuerst im Mai 1643 griffen die Verbündeten im Ferraresischen an. Der Herzog von Parma nahm ein paar feste Plätze, Bondeno, Stellata; die Venezianer und Modenesen vereinigten sich und rückten tiefer ins Land. Aber auch der Papst, wie gesagt, hatte sich indeß aus aller Kraft gerüstet: er hatte 30000 Mann zu Fuß, 6000 zu Pferde beisammen; die Venetianer trugen Bedenken, eine so stattliche Macht anzugreifen: sie zogen sich zurück, und in kurzem finden wir nun die kirchlichen Truppen in das Modenesische und in Polesine di Rovigo vordringen.

Der Großherzog von Toscana warf sich dann vergebens auf Perugia; die Truppen des Papstes streiften hie und da sogar ins großherzogliche Gebiet.

Wie sonderbar nehmen sich diese Bewegungen aus, von beiden Seiten so ganz und gar ohne Nachdruck und Nerv, verglichen mit den gleichzeitigen Kämpfen in Deutschland, mit jenen schwedischen Zügen von der Ostsee bis in die Nähe von Wien, von Mähren bis nach Jütland! Und doch waren sie nicht einmal rein italienisch: zu beiden Seiten dienten Fremde; in dem verbündeten Heere machten die Deutschen, in dem kirchlichen die Franzosen die größere Anzahl aus.

Die Folge hatte indessen auch der italienische Krieg, daß das Land erschöpft wurde und besonders die päpstlichen Cassen in die größte Verlegenheit geriethen.

Gar mancherlei Mittel versuchte Urban VIII, um sich das Geld zu verschaffen, welches er brauchte. Schon im September 1642 ward die Bulle Sixtus' V einer neuen Erwägung unterworfen und hierauf in dem Consistorium der Beschluß gefaßt, 500000 Scudi aus dem Castell zu entnehmen. Natürlich konnte dies nicht sehr weit reichen: man fing an, Anleihen bei dem Reste jenes Schatzes zu machen, d. i. man setzte fest, das Geld, welches man entnahm, in Zukunft in denselben zurückzahlen zu wollen. Wir sahen schon, daß man zu persönlichen Taxen schritt; öfter wurden sie wiederholt; der Papst zeigte den Conservatoren an, welche Summe er bedürfe; den Einwohnern, auch die Fremden nicht ausgeschlossen, ward alsdann ihre Quote zugetheilt. Die Hauptsache aber blieben doch immer die Auflagen. Anfangs waren sie noch weniger fühlbar, z. B. eine Auflage auf das Schrotkorn für die Vogelbeize; bald aber folgten schwerere auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, Brennholz, Salz, Brot und Wein; — sie nahmen jetzt ihren zweiten großen Schwung: sie erhoben sich 1644 bis auf 2,200000 Scudi. Es versteht sich schon, daß man jede Erhöhung, jede neue Auflage sofort capitalisirte, einen Monte darauf gründete und ihn verkaufte. Cardinal Cesi, früher Schatzmeister, berechnete, daß auf diese Weise 7,200000 Scudi neue Schulden gemacht wurden, obwohl noch 60000 im Schatze gewesen seien. Den ganzen Aufwand des Krieges gab man den venezianischen Gesandten im Jahre 1645 auf mehr als 12 Millionen an.

In jedem Moment fühlte man mehr, wie viel das zu bedeuten hatte: der Credit ward am Ende doch erschöpft; allmählich mußten alle Hülfsquellen versiegen. Auch der Krieg ging nicht immer nach

Wunsch. In einem Scharmützel bei Lagoscuro — 17. März 1644 — entkam Cardinal Antonio nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft. Da der Papst sich täglich hinfälliger fühlte, mußte er auf den Frieden denken.

Die Franzosen übernahmen die Vermittelung. Die Spanier vermochten so wenig an dem päpstlichen Hofe und hatten auch anderwärts an ihrer Autorität so viel verloren, daß sie diesmal ganz ausgeschlossen blieben.

Früher hatte der Papst oft gesagt, er wisse wohl, die Absicht der Venezianer sei, ihn durch Mißvergnügen zu tödten; aber es solle ihnen nicht gelingen; er werde ihnen Stand zu halten wissen; jetzt sah er sich doch genöthigt, alles zu bewilligen, was sie forderten: den Herzog von Parma von dem Banne loszusprechen und in Castro wiederherzustellen. Niemals hätte er geglaubt, daß es so weit kommen werde; er empfand es auf das tiefste.

Noch etwas Anderes bedrängte ihn dann. Es schien ihm aufs neue, als habe er seine Nepoten doch wohl ungebührlich begünstigt, als werde dies sein Gewissen vor dem Angesichte Gottes beschweren. Noch einmal rief er einige Theologen, auf die er ein besonderes Vertrauen setzte, unter denen Cardinal Lugo und Pater Lupis, ein Jesuit, genannt werden, zu einer Consultation in seiner Gegenwart. Die Antwort war: da sich die Nepoten Sr. Heiligkeit so viele Feinde gemacht, so sei es billig und für die Ehre des apostolischen Stuhles sogar nothwendig, ihnen die Mittel zu lassen, um sich diesen Feinden zum Trotz auch nach dem Abgange des Papstes in ungeschmälertem Ansehen zu erhalten.

In so schmerzlichen Zweifeln und dem bitteren Gefühle einer mißlungenen Unternehmung ging der Papst dem Tode entgegen. Sein Arzt hat versichert, er sei in dem Augenblicke, in welchem er den Frieden von Castro unterzeichnen mußte, von Schmerz übermannt, in Ohnmacht gefallen; damit habe die Krankheit angefangen. Er flehte den Himmel an, ihn an den gottlosen Fürsten zu rächen, die ihn zum Kriege genöthigt. Er starb am 29sten Juli 1644.

Kaum war der päpstliche Stuhl von dem Mittelpunkte der europäischen Geschäfte zurückgetreten, so erlitt er in den italienischen, in den Angelegenheiten des Staates, eine Niederlage, wie er sie lange nicht erfahren.

Auch Papst Clemens VIII war wohl mit den Farnesen zerfallen und hatte ihnen zuletzt Verzeihung angedeihen lassen. Jedoch that er das nur, weil er sich mit Hülfe der übrigen italienischen

Fürsten an den Spaniern rächen wollte. Jetzt war die Lage der Dinge um vieles anders. Mit aller seiner Macht hatte Urban VIII den Herzog von Parma angegriffen; die vereinten Kräfte von Italien hatten die seinen erschöpft und ihn zu einem ungünstigen Frieden genöthigt. Es ließ sich nicht leugnen, das Papstthum war endlich einmal entschieden im Nachtheil geblieben.

Innocenz X.

Gleich in dem nächsten Conclave zeigte sich die Rückwirkung hievon. Die Nepoten Urbans VIII führten achtundvierzig Cardinäle, Creaturen ihres Oheims, ein; nie hatte es eine so starke Faction gegeben. Nichtsdestominder sahen sie gar bald, daß sie den Mann ihrer Wahl, Sacchetti, nicht durchsetzen würden: die Scrutinien fielen von Tag zu Tage ungünstiger aus. Um nicht einen erklärten Gegner zur Tiara kommen zu lassen, entschied sich Franz Barberino endlich für Cardinal Pamfili, der wenigstens eine Creatur Urbans VIII war, obwohl er sich stark auf die spanische Seite neigte, obwohl der französische Hof ihn ausdrücklich verbeten hatte. Am 16. September 1644 ward Cardinal Pamfili gewählt. Er nannte sich Innocenz X, zum Andenken, wie man glaubt, an Innocenz VIII, unter dem sein Haus nach Rom gekommen war.

Hiemit änderte sich nun aber auf einmal die Politik des römischen Hofes.

Die verbündeten Fürsten, namentlich die Medici, denen der neue Papst seine Erhebung vorzugsweise zuschrieb, gewannen jetzt Einfluß auf die Gewalt, die sie eben bekämpft hatten; jene venezianische Inschrift ward wiederhergestellt: in der ersten Promotion wurden fast lauter Freunde der Spanier erhoben. Die gesammte spanische Partei erwachte wieder und hielt der französischen wenigstens zu Rom aufs neue das Gleichgewicht.

Zunächst bekamen die Barberini diesen Umschwung der Dinge zu fühlen. Es läßt sich jetzt wohl nicht mehr ausmachen, wie viel von alle dem gegründet ist, was man ihnen Schuld gab. Sie sollten sich Eingriffe in die Justiz erlaubt, fremde Pfründen an sich gerissen, hauptsächlich sollten sie die öffentlichen Gelder unterschlagen haben. Der Papst beschloß, die Nepoten seines Vorgängers wegen ihrer Geldverwaltung während des Krieges von Castro zur Rechenschaft zu ziehen.

Anfangs glaubten sich die Barberini durch die Protection von

Frankreich sicherstellen zu können: da Mazarin in ihrem Hause durch ihre Beförderung emporgekommen, ließ er es ihnen jetzt an Unterstützung nicht fehlen; sie stellten die französischen Wappen an ihren Palästen auf und begaben sich förmlich in den Schutz von Frankreich. Allein Papst Innocenz erklärte: er sei dazu da, um die Gerechtigkeit zu handhaben, und wenn Bourbon vor den Thoren stünde, könnte er nicht davon ablassen.

Hierauf entfloh zuerst Antonio, der am meisten gefährdet war, im October 1645; einige Monate später entfernten sich auch Franz und Taddeo mit seinen Kindern.

Der Papst ließ ihre Paläste besetzen, ihre Aemter vertheilen, ihre Luoghi di Monte sequestriren. Das römische Volk stimmte ihm in seinem Verfahren bei. Am 20sten Februar 1646 hielt es eine Versammlung auf dem Capitol. Es war die glänzendste, deren man sich erinnerte: so viele vornehmen, durch Rang und Titel ausgezeichneten Personen nahmen daran Theil. Es ward der Vorschlag gemacht, den Papst zu ersuchen, von den Auflagen Urbans VIII wenigstens die drückendste, die Mahlsteuer, aufzuheben. Die Angehörigen der Barberini, in der Besorgniß, man werde, sobald die Steuer aufgehoben sei, die darauf gegründete Schuld von ihrem Vermögen bezahlen wollen, setzten sich dawider; Donna Anna Colonna, Gemahlin Taddeo Barberino's, ließ eine Schrift verlesen, in welcher sie an die Verdienste Urbans VIII um die Stadt, seinen Eifer für die Handhabung der Gerechtigkeit erinnerte und es für unziemlich erklärte, wider die gesetzmäßigen Auflagen eines so wohlverdienten Papstes einzukommen. Nichtsdestoweniger ward der Beschluß gefaßt; ohne Bedenken ging Innocenz X darauf ein; der Ausfall, der dadurch entstand, sollte, wie man richtig vorausgesehen, von dem Vermögen Don Taddeo's gedeckt werden.

Indem nun das Geschlecht des vorigen Papstes so lebhaft angegriffen und verfolgt wurde, fragte sich — es war jetzt das wichtigste Interesse in jedem Pontificat —, wie das neue sich einrichten würde. Für die Geschichte des Papstthums überhaupt ist es ein wichtiges Ereigniß, daß dies nicht ganz so geschah wie früher, obwohl der Anstoß, den der Hof gab, sich eigentlich noch vermehrte.

Papst Innocenz hatte gegen seine Schwägerin, Donna Olimpia Maidalchina von Viterbo, besonders deshalb Verpflichtungen, weil sie ein bedeutendes Vermögen in das Haus Pamfili gebracht hatte. Er rechnete es ihr hoch an, daß sie sich nach dem Tode seines Bruders, ihres Gemahls, nicht wieder hatte vermählen wollen. Er selbst

war dadurch gefördert worden. Von jeher hatte er ihr die ökonomischen Angelegenheiten der Familie überlassen; kein Wunder, wenn sie jetzt auch auf die Verwaltung des Papstthums Einfluß bekam.

Sehr bald gelangte sie zu großem Ansehen. Ihr zuerst machen die anlangenden Botschafter einen Besuch; Cardinäle stellen ihr Bild in ihren Gemächern auf, wie man das Bild seines Fürsten aufstellt; fremde Höfe suchen sich ihre Gunst durch Geschenke zu erwerben. Da auch alle Anderen, die an der Curie etwas wünschen, diesen Weg einschlagen — man behauptet sogar, daß sie sich von geringeren Aemtern, die sie verschaffte, eine monatliche Abgabe habe zahlen lassen —, so strömen ihr Reichthümer zu. In kurzem machte sie ein großes Haus, gab Feste, Comödien, reiste und kaufte Güter an. Ihre Töchter wurden in die vornehmsten, begütertsten Familien verheirathet, die eine mit einem der Ludovisi, die andere mit einem der Giustiniani. Für ihren Sohn Don Camillo, der von geringen Fähigkeiten war, hatte sie es anfangs angemessener gefunden, daß er geistlich würde und wenigstens äußerlich die Stellung eines Cardinal-Nepoten einnähme; als sich aber auch für ihn Gelegenheit zu einer glänzenden Vermählung zeigte — indem die reichste Erbin in Rom, Donna Olimpia Aldobrandina, durch den Tod ihres Gemahls ledig wurde —, kehrte er in den weltlichen Stand zurück und ging diese Verbindung ein.

Don Camillo wurde hiedurch so glücklich, als er nur werden konnte. Seine Gemahlin war nicht allein reich, sondern auch noch in blühenden Jahren, voll Anmuth und Geist; sie ergänzte seine Mängel durch ausgezeichnete Eigenschaften. Aber auch sie wollte herrschen. Zwischen der Schwiegermutter und der Schwiegertochter blieb nicht ein Augenblick Friede. Das Haus des Papstes erfüllte sich mit dem Hader zweier Frauen. Anfangs mußten sich die Neuvermählten entfernen; aber nicht lange hielten sie es aus: wider den Willen des Papstes kamen sie zurück; hierauf fiel die Entzweiung aller Welt in die Augen. Donna Olimpia Maidalchina erscheint z. B. einmal während des Carnevals in prächtigem Aufzuge im Corso; ihr Sohn und seine Gemahlin stehen am Fenster; sowie sie des Wagens der Mutter ansichtig werden, begeben sie sich weg. Jedermann bemerkt es; ganz Rom spricht davon. Die verschiedenen Parteien suchen sich der Entzweiung zu bemächtigen.

Unglücklicherweise hatte Papst Innocenz eine Sinnesweise, die sich eher eignete, Zwistigkeiten dieser Art zu befördern, als sie zu heben.

An sich war er ein Mann von keineswegs gemeinen Eigenschaften. In seiner früheren Laufbahn, in der Rota, als Nuntius, als Cardinal, hatte er sich thätig, unbescholten und redlich gezeigt; auch jetzt bewährte er diesen Ruf. Man fand seine Anstrengungen um so außerordentlicher, da er schon 72 Jahre zählte, als er gewählt wurde: „dabei mache ihn", rühmte man, „die Arbeit nicht müde; er sei nach derselben so frisch wie vorher; er finde Vergnügen daran, Leute zu sprechen, und Jedermann lasse er ausreden." Der stolzen Zurückgezogenheit Urbans VIII setzte er Zugänglichkeit und muntere Laune entgegen. Besonders ließ er sich die Ordnung und Ruhe von Rom angelegen sein. Er suchte einen Ehrgeiz darin, die Sicherheit des Eigenthums, die Sicherheit der Person bei Tag und Nacht aufrechtzuerhalten, keine Mißhandlungen der Unteren von den Oberen, der Schwachen von den Mächtigen zuzulassen. Er nöthigte die Barone, ihre Schulden zu bezahlen. Da der Herzog von Parma seine Gläubiger noch immer nicht befriedigte und der Papst sich in Rom nicht zeigen durfte, ohne daß man ihm zugerufen hätte, er möge den Montisten Gerechtigkeit verschaffen, da überdies auch der Bischof von Castro, wie man glaubte, auf Veranstaltung der herzoglichen Regierung getödtet worden, so wurden endlich auch in dieser Sache durchgreifende Schritte gethan. Die Güter der Farnesen wurden aufs neue zum Verkauf ausgeboten; es gingen Soldaten und Sbirren nach Castro, um es im Namen der Montisten in Besitz zu nehmen. Auch jetzt widersetzte sich der Herzog; er machte Versuche, in den Kirchenstaat vorzudringen. Diesmal aber fand er keine Hülfe. Innocenz X ward von den italienischen Fürsten nicht mehr gefürchtet; er war, wie wir sahen, eher ihr Verbündeter. Castro wurde genommen und geschleift; der Herzog mußte sich bequemen, jenes Land der Verwaltung der päpstlichen Kammer zu überlassen, die sich dafür verpflichtete, seine Gläubiger zu befriedigen: er ergab sich sogar in die Bestimmung, daß er das Land ganz verlieren solle, wofern er die farnesischen Monti binnen acht Jahren nicht getilgt habe. Das Capital betrug gegen 1,700000, die abgelaufenen Zinsen gegen 400000 Scudi. Der Herzog schien nicht im Stande zu sein, eine so große Summe aufzubringen. In der Abkunft, die übrigens wieder unter spanischer Vermittelung zu Stande kam, lag gleich damals eine erzwungene und nur nicht eingestandene Verzichtleistung.

In allen diesen Verhältnissen erscheint Innocenz kräftig, klug und entschlossen; er litt aber an einem Fehler, der es schwer machte,

mit ihm auszukommen, und ihm selbst sein Leben verbitterte: er hatte zu Niemandem ein unerschütterliches Vertrauen; Gunst und Ungunst wechselten nach den Eindrücken des Augenblicks in ihm ab.

Unter anderen der Datar Cecchini erfuhr das. Nachdem er lange die päpstliche Gnade genossen, sah er sich mit einem Male beargwöhnt, angefahren, getadelt und seinem Unterbeamten nachgesetzt, jenem Mascambruno, dem später die außerordentlichsten Verfälschungen nachgewiesen worden sind.

Aber noch viel empfindlichere Verwickelungen entstanden in der päpstlichen Familie selbst, die ohnehin schon entzweit war.

Innocenz X hatte nach der Vermählung Don Camillo Pamfili's keinen geistlichen Nepoten mehr, was doch seit langer Zeit nun einmal zu einer päpstlichen Hofhaltung gehörte. Einst fühlte er sein Herz zu besonderem Wohlwollen bewegt, als ihm Don Camillo Astalli, ein enfernter Verwandter seines Hauses, vorgestellt wurde. Er faßte den Entschluß, diesem jungen Menschen die Würde eines Cardinal-Nepoten zu übertragen. Er nahm ihn auf in sein Haus, gab ihm Zimmer in dem Palaste und Antheil an den Geschäften. Mit öffentlichen Feierlichkeiten, mit Freudenschüssen vom Castell ließ er diese Erhebung ankündigen.

Doch folgten daraus nur neue Mißgeschicke.

Die übrigen Verwandten des Papstes glaubten sich zurückgesetzt; selbst die bisher von Innocenz ernannten Cardinäle waren verstimmt darüber, daß ihnen ein Spätergekommener vorgezogen würde; vornehmlich aber war Donna Olimpia Maidalchina unzufrieden. Sie hatte den jungen Astalli gelobt, sie hatte ihn zum Cardinal vorgeschlagen; doch hatte sie niemals geglaubt, daß es so weit kommen würde.

Zuerst wurde sie selbst entfernt. Der weltliche Nepot und dessen Gemahlin, die, wie sich ein Augenzeuge ausdrückt, „eben so weit über gewöhnliche Frauen erhaben war, wie er unter gewöhnlichen Männern stand", traten in den Palast ein.

Aber nicht lange vertrugen sich der natürliche weltliche und der angenommene geistliche Nepot. Die alte Olimpia ward wieder herbeigerufen, um das Haus in Ordnung zu halten.

In kurzem gelangte sie aufs neue zu ihrem gewohnten Einflusse.

In einem Zimmer der Villa Pamfili stehen die Büsten des Papstes und seiner Schwägerin. Wenn man sie mit einander vergleicht, die Züge der Frau, welche Entschlossenheit und Geist athmen,

mit dem milden und ausdruckslosen Antlitz des Papstes, so wird man inne, wie es nicht allein möglich, sondern sogar unvermeidlich war, daß er von ihr beherrscht wurde.

Nachdem sie aber wiederaufgenommen worden, wollte sie auch nicht dulden, daß die Vortheile, welche die Stellung eines Nepoten mit sich brachte, einem andern Hause als dem ihren zu Theil würden. Da Astalli nicht, wie sie wünschte, mit ihr theilte, so ruhte sie nicht, bis er die Gunst des Papstes verlor, gestürzt und aus dem Palast entfernt wurde, bis sie wieder ohne Nebenbuhler Herr im Hause war. Dagegen trat sie, durch Geschenke begütigt, mit den Barberini, die indeß zurückgekommen, jetzt sogar in engere Verbindung.

Wie sehr mußte aller dieser Wechsel von Gnade und Ungnade, ein so unaufhörlicher Hader der nächsten vertrautesten Umgebung den armen alten Papst bedrängen! Auch der erklärte Bruch kann doch die innere Hinneigung des Gemüthes nicht vertilgen; sie wird dadurch nur unbequem und peinlich, statt, wie sie bestimmt wäre, zu Heiterkeit und Wohlbehagen zu führen. Ueberdies fühlte der alte Herr am Ende doch, daß er das Werkzeug weiblicher Herrschsucht und Habgier war; er mißbilligte es und hätte es gern abgestellt; doch fühlte er nicht Kraft und Entschluß dazu; auch wußte er nicht ohne sie fertig zu werden. Sein Pontificat, der ohne bemerkenswerthe Widerwärtigkeiten dahinging, gehört sonst zu den glücklicheren; durch diese Uebelstände in Familie und Palast ist er jedoch in schlechten Ruf gerathen. Innocenz X ward dadurch persönlich noch mehr, als er es von Natur war, launisch, wankelmüthig, eigensinnig, sich selber beschwerlich; noch in seinen letzten Tagen finden wir ihn mit Beraubung und neuer Entfernung seiner übrigen Verwandten beschäftigt. In diesem Unmuth starb er, 5. Januar 1655.

Drei Tage lag die Leiche, ohne daß einer seiner Angehörigen, denen es nach dem Gebrauch des Hofes zugekommen wäre, Sorge für die Beerdigung derselben getragen hätte. Donna Olimpia sagte, sie sei eine arme Wittwe: das gehe über ihre Kräfte; kein Anderer glaubte dem Verstorbenen verpflichtet zu sein. Ein Canonicus, der früher in päpstlichen Diensten gestanden, aber schon lange entfernt worden war, wendete endlich einen halben Scudo daran und ließ ihm die letzte Ehre erweisen.

Glauben wir aber nicht, daß diese häuslichen Mißverhältnisse bloß persönliche Folgen gehabt hätten.

Es liegt am Tage, daß die Nepotenregierung, die in den vorhergegangenen Pontificaten eine so vollkommene Gewalt in dem

Staate, einen so mächtigen Einfluß auf die Kirche ausgeübt hatte, nachdem sie schon in den letzten Jahren Urbans VIII einen starken Stoß erlitten und jetzt nicht einmal mehr zur Ausführung gekommen war, sich ihrem Sturze näherte.

Alexander VII und Clemens IX.

Sogleich das nächste Conclave bot einen ungewohnten Anblick dar.

Mit zahlreichen Schaaren ergebener Creaturen waren bisher die Nepoten erschienen, um die neue Wahl zu beherrschen; Innocenz X hinterließ keinen Nepoten, der die Cardinäle seiner Wahl zusammengehalten, zu einer Faction vereinigt hätte. Jenem Astalli, der das Ruder nur eine kurze Zeit geführt und keinen herrschenden Einfluß ausgeübt hatte, waren sie ihre Beförderung nicht schuldig, konnten sie sich auch nicht verpflichtet fühlen. Seit mehreren Jahrhunderten zum ersten Male traten die neuen Cardinäle mit unbeschränkter Freiheit in das Conclave ein. Man schlug ihnen vor, sich von freien Stücken unter ein Haupt zu vereinigen: sie sollen geantwortet haben, ein jeder habe Haupt and Füße für sich selbst. Es waren größtentheils ausgezeichnete Männer, von unabhängiger Gemüthsart, die sich wohl auch zusammenhielten — man bezeichnete sie mit dem Titel „Squadrone volante" —, aber die nun nicht mehr den Winken eines Nepoten, sondern ihrer Ueberzeugung und Einsicht folgen wollten.

Noch an dem Sterbelager Innocenz' X rief einer von ihnen, Cardinal Ottobuono, aus: „wir müssen einen rechtschaffenen Mann suchen". „Sucht ihr einen rechtschaffenen Mann", entgegnete ein anderer von ihnen, Azzolino, „dort steht ein solcher": er zeigte auf Chigi. Nicht allein hatte sich Chigi übrigens den Ruf eines geschickten und wohlgesinnten Mannes erworben, sondern sich auch besonders als einen Gegner der Mißbräuche der bisherigen Regierungsform gezeigt, die freilich niemals schreiender gewesen waren. Diesen Freunden gegenüber fand er jedoch auch, besonders in den Franzosen, mächtige Widersacher. Als sich Mazarin, durch die Unruhen der Fronde aus Frankreich vertrieben, an den deutschen Grenzen rüstete, um sich mit den Waffen in den Besitz der verlorenen Gewalt zu setzen, hatte er bei Chigi, der damals Nuntius in Cöln war, nicht die Förderung gefunden, auf die er rechnen zu dürfen glaubte; er hegte seitdem persönlichen Widerwillen gegen denselben. Daher kam

es, daß es doch viel Mühe kostete: die Wahlkämpfe dauerten wieder einmal sehr lange; endlich aber drangen die neuen Mitglieder des Collegiums, die Squadroniſten, durch: am 7. April 1655 ward Fabio Chigi erwählt; er nannte ſich Alexander VII.

Dem neuen Papſt war ſchon durch den Grundgedanken, der zu ſeiner Erhebung Anlaß gegeben hatte, die Verpflichtung aufgelegt, ein anderes Regiment zu führen als ſeine letzten Vorfahren; auch ſchien er dazu entſchloſſen zu ſein.

Eine geraume Zeit ließ er ſeine Nepoten nicht nach Rom kommen, er rühmte ſich, daß er ihnen keinen Pfennig zufließen laſſe: ſchon flocht ſein Beichtvater Pallavicini, der damals die Geſchichte des tridentiniſchen Conciliums ſchrieb, eine Stelle in ſein Werk ein, in welcher er Alexander dem VII beſonders wegen dieſer Enthaltſamkeit gegen ſein Blut einen unſterblichen Ruhm verkündigte.

Es wird jedoch niemals leicht ſein, eine Gewohnheit, die einmal eingeriſſen iſt, zu verlaſſen: ſie würde ja nicht haben herrſchend werden können, wenn ſie nicht auch einiges Empfehlenswerthe, Natürliche hätte; an jedem Hofe werden ſich Leute finden, die dies hervorheben, und bei dem Herkömmlichen, wäre der Mißbrauch gleich in die Augen fallend, feſtzuhalten ſuchen.

Allmählich ſtellte Einer und der Andere Alexander dem VII vor, es ſei nicht anſtändig für päpſtliche Verwandte, einfache Bürger einer Stadt zu bleiben; auch ſei es im Grunde nicht einmal möglich; in Siena laſſe man ſich doch nicht abhalten, ſeinem Hauſe fürſtliche Ehre zu erweiſen, und leicht könne er dadurch den h. Stuhl in Mißververhältniſſe mit Toscana verwickeln. Andere beſtätigten dies nicht allein, ſie fügten hinzu, der Papſt werde ein noch beſſeres Beiſpiel geben, wenn er ſeine Verwandten zwar annehme, aber in Schranken zu halten wiſſe, als wenn er ſie ganz entferne. Den meiſten Eindruck aber machte ohne Zweifel der Rector des Jeſuitencollegiums, Oliva, der geradezu erklärte, der Papſt begehe eine Sünde, wenn er ſeine Nepoten nicht herbeirufe; zu einem bloßen Miniſter würden die fremden Geſandten niemals ſo viel Vertrauen haben wie zu einem Blutsverwandten des Papſtes: der h. Vater werde um ſo viel ſchlechter unterrichtet werden und ſein Amt nicht ſo gut verwalten können.

Kaum bedurfte es ſo vieler Gründe, um den Papſt zu bewegen, der ohnehin dahin neigte: am 24. April 1656 ſtellte er in dem Conſiſtorium die Frage auf, ob es den Cardinälen, ſeinen Brüdern, gut ſcheine, daß er ſich ſeiner Verwandten zum Dienſte des apoſtoliſchen Stuhles bediene. Man wagte nicht, zu widerſprechen; kurz darauf

langten sie an. Der Bruder des Papstes, Don Mario, bekam die einträglichsten Aemter, die Aufsicht über die Annona, die Gerechtigkeitspflege im Borgo; dessen Sohn Flavio ward Cardinal Padrone und hatte in kurzem 100000 Scudi geistlicher Einkünfte. Ein anderer Bruder des Papstes, den derselbe besonders geliebt, war bereits gestorben; dessen Sohn Agostino ward zur Gründung der Familie ausersehen: mit den schönsten Besitzthümern, dem unvergleichlichen Ariccia, dem Principat Farnese, dem Palast an Piazza Colonna, vielen Luoghi di Monte ward er nach und nach ausgestattet und mit einer Borghese vermählt. Ja, diese Gunst ward auch auf entferntere Verwandte, z. B. den Commendatore Bichi, der zuweilen in dem Kriege von Candia erscheint, auf die Sanesen überhaupt ward sie ausgedehnt.

Und so schien wohl alles geworden zu sein, wie es früher war. Indessen war dies doch nicht der Fall.

Flavio Chigi besaß bei weitem nicht die Autorität Pietro Aldobrandino's oder Scipione Casarelli's oder Franz Barberino's; auch strebte er nicht danach: es hatte für ihn keinen Reiz, zu regieren; er beneidete eher seinen weltlichen Vetter Agostino, dem ohne viel Mühe und Arbeit der wesentliche Genuß zuzufallen schien.

Ja, Alexander VII selbst regierte lange nicht mehr mit der alleinherrschenden Eigenmacht seiner Vorfahren.

Noch unter Urban VIII ward eine Congregatione di Stato eingerichtet, in der die wichtigsten allgemeinen Staatsangelegenheiten durch Berathung zum Beschluß gebracht werden sollten; doch wollte sie da noch wenig bedeuten. Unter Innocenz X ward sie schon um vieles wichtiger. Pancirolo, Secretär dieser Congregation, der erste ausgezeichnete Mann in dieser Würde, der ihr späteres Ansehen begründete, hatte bis zu seinem Tode den größten Antheil an der Regierung Innocenz' X, und ihm vor allem wird es zugeschrieben, daß sich damals kein Nepot in der Gewalt festsetzen konnte. Chigi selbst bekleidete eine Zeit lang diese Stelle. Jetzt erlangte sie Rospigliosi. Er hatte die auswärtigen Geschäfte bereits vollkommen in seinen Händen. Neben ihm war Cardinal Corrado von Ferrara in Sachen der kirchlichen Immunität mächtig; die Leitung der geistlichen Orden hatte Monsignore Fugnano; theologische Fragen entschied Pallavicini. Die Congregationen, welche unter den früheren Päpsten wenig bedeutet, gelangten wieder zu Ansehen und eigenthümlicher Wirksamkeit. Schon hörte man behaupten, dem Papste stehe eigentlich nur in geistlichen Sachen die absolute Selbstentscheidung zu; in allen weltlichen

Geschäften dagegen, wenn er Krieg anfangen, Frieden schließen, ein Land veräußern, eine Auflage einfordern wolle, müsse er die Cardinäle um Rath fragen. In der That nahm Papst Alexander VII an der Staatsverwaltung nur wenig thätigen Antheil. Zwei Monate ging er aufs Land nach Castelgandolfo, wo dann die Geschäfte geflissentlich vermieden wurden. Wenn er in Rom war, wurden die Nachmittage der Literatur gewidmet; Schriftsteller erschienen, lasen ihre Werke vor; der Papst liebte es, seine Verbesserungen anzubringen. Auch in den Frühstunden war es schwer, für eigentliche Geschäfte bei ihm Audienz zu bekommen. „Ich diente", sagt Giacomo Quirini, „42 Monate bei Papst Alexander; ich erkannte, daß er nur den Namen eines Papstes hatte, nicht den Gebrauch des Papstthums. Von jenen Eigenschaften, die er als Cardinal entwickelt, Lebhaftigkeit des Geistes, Talent zur Unterscheidung, Entschlossenheit in schwierigen Fällen, Leichtigkeit, sich auszudrücken, fand man keine Spur mehr: die Geschäfte wurden von der Hand gewiesen, er dachte nur darauf, in ungestörter Seelenruhe zu leben".

Zuweilen empfand und mißbilligte auch Alexander diesen Zustand. Wenn seine Unterhandlungen mißglückten, gab er es den Interessen der Cardinäle Schuld. Noch in seinem Irrereden kurz vor seinem Tode hörte man ihn davon sprechen.

Da es aber die Natur, der Gang der Dinge so mit sich brachten, blieb es nun auch ferner dabei.

Jene Cardinäle des Squadrone, die zur Wahl Alexanders VII das Meiste beigetragen und unter seiner ganzen Regierung ein großes Ansehen behauptet hatten, gaben auch nach dem Tode desselben in dem neuen Conclave den Ausschlag; nur daß sie diesmal mehr im Einverständnisse mit Frankreich waren. Am 20. Juni 1667 ward der bisherige Staatssecretär Rospiglioši unter dem Namen Clemens IX auf den päpstlichen Thron erhoben.

Alle Stimmen vereinigten sich, daß es der beste, gütigste Mensch sei, der sich nur finden lasse. Wohl war er nicht so thätig wie wohlgesinnt: man verglich ihn mit einem Baume von vollkommenem Geäste, welcher Laub die Fülle und vielleicht auch Blüthen, aber keine Früchte hervorbringe; aber alle jene moralischen Tugenden, die auf einer Abwesenheit von Fehlern beruhen, Reinheit der Sitten, Bescheidenheit, Mäßigung, besaß er in hohem Grade. Er war der erste Papst, der in der Begünstigung seiner Nepoten wirklich Maß hielt. Sie wurden nicht geradezu entfernt gehalten, sie bekamen die gewöhnlichen Stellen und stifteten selbst eine neue Familie; aber dies

geschah nur dadurch, daß sich eine Gelegenheit fand, einen jungen Rospigliosi mit einer reichen Erbin, einer Pallavicina von Genua, zu vermählen. Die Begünstigungen, die sie von ihrem Oheim genossen, waren sehr gemäßigt; das öffentliche Vermögen eigneten sie sich nicht an, es wäre denn, daß ihnen Luoghi di Monte gegeben worden wären; die Geschäfte, die Gewalt theilten sie nicht unter sich.

Hierin liegt nun die größte Umwandlung.

Bisher waren bei jeder Thronbesteigung die Beamten entweder sämmtlich oder doch größtentheils verändert worden; der Charakter, die Bewegung des Hofes beruhten darauf. Zuerst Clemens IX stellte dieß ab: er wollte Niemanden mißvergnügt machen; außer in einigen wenigen hohen Stellen bestätigte er alle Beamten, die er fand. In jenen setzte er Cardinäle wie Ottobuono und Azzolino ein, Mitglieder des Squadrone, welche die letzten Wahlen geleitet und ohnehin mächtig. Die bisherigen Nepoten zu verfolgen, wie es bei so vielen Pontificaten üblich gewesen, war er weit entfernt; die Empfehlungen Flavio Chigi's galten bei ihm nicht viel weniger als unter Alexander; die Begünstigungen gingen ferner durch die Hand desselben: es blieb alles, wie es war.

Wie sehr sahen sich die Landsleute des Papstes, die Pistojesen getäuscht. Sie hatten auf Begünstigungen gerechnet, wie sie so vielen Sanesen so eben zu Theil geworden; sie hatten, sagt man, so viele ihrer in Rom waren, schon vornehme Sitten angenommen und angefangen, auf Edelmannsparole zu schwören; wie schmerzlich erstaunten sie, daß die Stellen, auf welche sie hofften, nicht einmal erledigt, geschweige denn ihnen zugetheilt wurden!

Wohl ließ auch Clemens IX die Freigebigkeit nicht vermissen, mit der die Päpste ihre Thronbesteigung zu bezeichnen pflegten; er ging darin sogar ungewöhnlich weit: in seinem ersten Monat hat er über 600000 Scudi verschenkt. Aber dies kam weder seinen Landsleuten zugute, noch selbst seinen Nepoten, denen man sogar Vorstellungen über diese Vernachlässigung ihrer Interessen machte, sondern es ward unter die Cardinäle, unter die verwaltenden Mitglieder der Curie überhaupt vertheilt. Schon wollte man glauben, es seien Stipulationen des Conclave's dabei im Spiele; doch findet sich davon keine deutliche Spur.

Es entspricht auch dies vielmehr der allgemeinen Entwickelung, wie sie sich während dieser Epoche fast in dem gesammten übrigen Europa vollzog.

Es hat keine Zeit gegeben, welche der Aristokratie günstiger

gewesen wäre als die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo über den ganzen Umfang der spanischen Monarchie hin die Gewalt wieder in die Hände des höchsten Adels gerieth, dem sie frühere Könige entzogen hatten, — wo die englische Verfassung unter den gefährlichsten Kämpfen den aristokratischen Charakter ausbildete, den sie bis in unsere Zeiten behalten, — die französischen Parlamente sich überredeten eine ähnliche Rolle spielen zu können wie das englische, — in allen deutschen Territorien der Adel ein entschiedenes Uebergewicht bekam, eines und das andere ausgenommen, in denen ein tapfrer Fürst unabhängige Bestrebungen durchfocht, — wo die Stände in Schweden nach einer unzulässigen Beschränkung der höchsten Gewalt trachteten und der polnische Adel zu vollkommener Autonomie gelangte. So geschah es nun auch in Rom: eine zahlreiche, mächtige und reiche Aristokratie umgiebt den päpstlichen Thron; die schon gebildeten Geschlechter beschränken das aufkommende; aus der Selbstbestimmung und durchgreifenden Kühnheit der Monarchie geht die geistliche Gewalt in die Berathung, Ruhe und Gemächlichkeit einer aristokratischen Verfassung über.

Unter diesen Umständen nahm der Hof eine veränderte Gestalt an. In jenem unaufhörlichen Zuströmen der Fremden, die daselbst ihr Glück suchten, in dem ewigen Wechsel der Emporkömmlinge trat ein sehr bedenklicher Stillstand ein; es hatte sich eine stehende Population gebildet, deren Erneuerung in einem bei weitem geringeren Maße stattfand. Werfen wir einen Blick auf dieselbe.

Elemente der römischen Bevölkerung.

Fangen wir von den höchsten Kreisen an, die wir eben berührten.

Da blühten noch jene altberühmten römischen Geschlechter: Savelli, Conti, Orsini, Colonna, Gaetani. Die Savelli besaßen noch ihre alte Gerichtsbarkeit der Corte Savella, mit dem Rechte, alle Jahre einen Verbrecher von der Todesstrafe zu befreien; die Damen des Hauses verließen nach unvordenklichem Herkommen ihren Palast entweder niemals oder doch nur in dicht verschlossener Carosse. Die Conti bewahrten in ihren Vorsälen die Bilder der Päpste, die aus ihrem Hause entsprossen waren. Nicht ohne Selbstgefühl erinnerten sich die Gaetani an Bonifacius VIII: sie meinten — und mna war geneigt, es ihnen zuzugestehen — der Geist dieses Papstes ruhe auf

ihnen. Colonna und Orsini rühmten sich, daß Jahrhunderte lang kein Friede zwischen den christlichen Fürsten zu Stande gekommen, in welchen man sie nicht namentlich eingeschlossen hätte. Wie mächtig sie aber auch früher gewesen sein mochten, so verdankten sie doch ihre damalige Bedeutung vor allem ihrer Verbindung mit der Curie und den Päpsten. Obwohl die Orsini die schönsten Besitzungen hatten, die ihnen bei 80000 Scudi hätten einbringen sollen, waren sie doch durch eine nicht wohl berechnete Freigebigkeit sehr heruntergekommen und bedurften der Unterstützung aus geistlichen Aemtern. Der Conteſtabile Don Philippo Colonna hatte seine Vermögensumstände eben erst durch die Erlaubniß Urbans VIII, die Zinsen seiner Schuld herabzusetzen, und durch die geistlichen Pfründen, zu denen vier Söhne von ihm befördert wurden, wiederherzustellen vermocht.

Denn schon lange war es herkömmlich, daß die neuaufkommenden Geschlechter mit diesen altfürstlichen Familien in genaue Beziehung traten.

Unter Innocenz X bestanden eine Zeit lang gleichsam zwei Factoren, zwei große Verwandtschaften. Mit den Pamfili waren Orsini, Cesarini, Borgheſi, Aldobrandini, Ludoviſi, Giustiniani vereinigt, ihnen gegenüber Colonneſen und Barberini. Durch die Versöhnung der Donna Olimpia mit den Barberini ward die Vereinigung allgemein: sie umschloß alle namhaften Geschlechter.

Eben in diesem Kreise bemerken wir jetzt eine Veränderung. Früher hatte die regierende Familie allemal die große Rolle gespielt, die Vorgänger verdrängt, durch die Erwerbung größerer Reichthümer in Schatten gestellt. Jetzt war dieß nicht mehr möglich, einmal, weil die älteren Häuser durch wechselseitige Verheirathungen oder durch gute Wirthschaft schon allzureich geworden waren, sodann auch, weil die Schätze des Papstthums sich allmählich erschöpften. Die Chigi konnten nicht mehr daran denken, ihre Vorgänger zu überbieten; die Rospigliosi waren weit entfernt, danach zu trachten: schon genug, wenn sie dahin gelangten, unter sie aufgenommen zu werden.

In irgend einem geistigen Product, einer Sitte, einem Gebrauch wird sich jede Gesellschaft darstellen, so zu sagen, abspiegeln. Das merkwürdigste Product dieser römischen Gesellschaft und ihres Lebens unter einander war das Ceremoniell des Hofes. Nie hat es überhaupt eine Epoche gegeben, in welcher man strenger auf das Ceremoniell gehalten hätte, als damals: es entspricht den aristokratischen Tendenzen derselben überhaupt; daß es in Rom so vorzugsweise ausgebildet ward, mag daher rühren, weil dieser Hof den Vorrang vor

allen anderen in Anspruch nahm und dies in gewissen Aeußerlichkeiten auszudrücken suchte, weil auch hier die Gesandten von Frankreich und Spanien von jeher um den Vortritt gestritten hatten. Da gab es denn unzählige Rangstreitigkeiten: zwischen den Gesandten und den höheren Beamten, z. B. dem Governatore; zwischen den Cardinälen, die zugleich in der Rota saßen, und den übrigen; zwischen so vielen anderen Corporationen von Beamten; zwischen den verschiedenen Geschlechtern, z. B. Orsini und Colonna. Papst Sixtus V hatte vergebens bestimmt, daß immer der älteste aus beiden Häusern den Vortritt haben sollte: war dies ein Colonna, so erschienen die Orsini nicht: war es ein Orsino, so blieben die Colonna weg; aber ihnen selbst räumten Conti und Savelli nur ungern und unter unaufhörlichen Protestationen den höheren Rang ein. Die Unterscheidungen waren auf das genaueste bestimmt: den Verwandten des Papstes z. B. wurden bei ihrem Eintritt in die päpstlichen Gemächer beide Flügel der Thüre eröffnet; andere Barone oder Cardinäle mußten sich mit einem begnügen. Eine sonderbare Art von Ehrenbezeigung hatte sich eingeführt: man hielt mit seiner Carosse an, wenn man dem Wagen eines Höheren, eines Gönners begegnete. Es war, wie man behauptet, zuerst Marchese Mattei, der dem Cardinal Alexander Farnese diese Ehre erwies; auch dieser Cardinal hielt alsdann an, und sie sprachen einige Worte. Bald folgten Andere dem Beispiel; die Botschafter empfingen diesen Beweis von Hochachtung von ihren Landsleuten. Es ward ein allgemeiner Gebrauch, so höchst unbequem er auch war, eine allgemeine Pflicht. Eben an das Nichtbedeutende hängt sich die Eigenliebe am stärksten; man ist damit entschuldigt, daß man seinen Angehörigen oder den Gleichgestellten nichts vergeben dürfe.

Gehen wir eine Stufe weiter herab.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts rechnete man in Rom ungefähr fünfzig adlige Familien, die 300, fünfunddreißig, die 200, sechzehn, die 100 Jahre alt seien. Für ältere wollte man keine gelten lassen, überhaupt schrieb man ihnen nur ein geringfügiges und niedriges Herkommen zu. Ursprünglich war ein großer Theil von ihnen in der Campagna angesessen. Unglücklicherweise aber ließen sie sich, wie wir schon berührten, in der Zeit, in welcher die Luoghi di Monte hohe Zinsen trugen, verleiten, ihre Güter großentheils an die Nepotenfamilien zu verkaufen und den Ertrag in den päpstlichen Monti anzulegen. Anfangs schien dies kein unbedeutender Vortheil. Die Nepoten bezahlten sehr gut, oftmals über den Werth: die Zinsen

aus den Luoghi di Monte, die man ohne Mühe einzog, beliefen sich höher, als der Ueberschuß der sorgfältigsten Bearbeitung des Landes gestiegen sein würde. Jedoch wie bald bekamen sie zu fühlen, daß sie liegende Gründe in flüchtige Capitalien umgewandelt hatten! Alexander VII sah sich zu Reductionen der Monti veranlaßt, durch welche der Credit erschüttert wurde und der Werth der Luoghi gewaltig sank. Es war keine Familie, die nicht dabei verloren hätte.

Neben ihnen erhoben sich aber zahlreiche andere neue Geschlechter. Eben wie die Päpste, verfuhren auch die Cardinäle und Prälaten der Curie, ein jeder natürlich nach dem Maße seines Vermögens. Auch sie versäumten nicht, aus dem Ueberflusse der kirchlichen Einkünfte ihre Nepoten zu bereichern, Familien zu gründen. Andere erhoben sich durch Anstellungen in der Justiz. Nicht wenige kamen als Wechsler durch die Geschäfte der Dataria empor. Man zählte in unserer Zeit 15 florentinische, 11 genuesische, 9 portugiesische, 4 französische Familien, die hiedurch in Aufnahme gekommen, mehr oder weniger, je nachdem sie Glück und Talent gehabt, einige unter ihnen, deren Ruf nicht mehr von den Geschäften des Tages abhing, Könige des Geldes: unter Urban VIII die Guicciardini, Doni, denen sich Giustiniani, Primi, Pallavicini zugesellten. Auch ohne Geschäfte dieser Art wanderten noch immer angesehene Familien ein, nicht allein von Urbino, Rieti, Bologna, sondern auch von Parma und Florenz. Die Einrichtung der Monti und die käuflichen Aemter luden dazu ein. Lange Zeit waren die Luoghi di Monte ein sehr gesuchter Besitz, besonders die vacabili, die eine Art Leibrente bilden sollten und deshalb $10\frac{1}{2}$ Proc. Zinsen trugen, aber nicht allein in der Regel von den Aelteren auf die Jüngeren übertragen, sondern auch, wenn man dies versäumt hatte, geradezu vererbt wurden; ohne Schwierigkeit bot die Curie ihre Hand dazu. Nicht anders ging es mit den käuflichen Aemtern. Sie hätten mit dem Tode des Inhabers an die Kammer zurückfallen sollen, deshalb war der Ertrag, den sie abwarfen, im Verhältniß zu dem ursprünglich eingezahlten Capital so bedeutend und doch in der That reine und wahre Rente, da dem Inhaber keine Pflicht der Verwaltung oblag; aber ohne viel Schwierigkeit konnte auch hier die Uebertragung bewirkt werden. Manches Amt ist ein Jahrhundert lang nicht wieder vacant geworden.

Die Vereinigung der Beamten, der Montisten in Collegien gab ihnen eine gewisse Repräsentation, und obwohl man ihnen ihre Rechte nach und nach verkümmerte, hatten sie doch immer eine

selbständige Stellung. Das aristokratische Princip, mit Credit- und Staatsschuldenwesen merkwürdig verschmolzen, das diesen ganzen Staat durchdrang, war auch ihnen förderlich. Fremde fanden sie doch zuweilen allzu anmaßend.

Um so vielen besitzenden, emporstrebenden, nach und nach immer mehr fixirten Geschlechter her, denen die Einkünfte der Kirche überhaupt zugute kamen, bildete sich nun auch die geringere Volksclasse immer zahlreicher und fester an.

Wir haben Listen der römischen Bevölkerung übrig, aus deren Vergleichung in den verschiedenen Jahren für sich die Bildung derselben ein recht merkwürdiges Resultat ergiebt. Nicht daß sie im Ganzen sehr rasch gestiegen wäre, dies könnte man nicht sagen: im Jahre 1600 finden wir gegen 110,000, sechsundfunfzig Jahre darnach etwas über 120,000 Einwohner, und dieser Fortschritt hat nichts Außerordentliches; aber es bildete sich hier ein anderes, der Bemerkung werthes Verhältniß. Früher war die römische Einwohnerschaft sehr flüchtig gewesen: von 80,000 sank die Seelenzahl unter Paul IV auf 50,000; wenige Jahrzehnte darauf erhob sie sich über 100,000. Das rührte daher, weil es meist ledige Männer waren, die den Hof bildeten, welche keine bleibende Stätte daselbst hatten. Jetzt fixirte sich die Bevölkerung in ansässigen Familien. Schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts fing dies an; hauptsächlich aber geschah es in der ersten Hälfte des siebzehnten. Rom hatte im

J.	1600	109,729 Einw. und	20,019 Familien,
	1614	115,643	21,422
	1619	106,050	24,380
	1628	115,374	24,429
	1644	110,608	27,279
	1653	118,882	29,081
	1656	120,596	30,103.

Wir sehen, die allgemeine Anzahl der Einwohner nimmt in einem und dem anderen Jahre sogar wieder ab; in regelmäßigem Fortschritte dagegen vermehrt sich die Zahl der Familien. In jenen sechs und funfzig Jahren stieg sie um mehr als zehntausend, was nun allerdings um so mehr sagen will, da der Anwachs der Einwohner überhaupt eben auch nur dieselbe Zahl darbietet. Die Schaar der ledigen Männer, welche ab- und zuströmten, ward geringer; die Masse der Bevölkerung setzte sich dagegen auf immer fest. In jenem Verhältniß ist sie mit unbedeutenden, auf Krankheiten und der natürlichen Ergänzung beruhenden Abwandlungen seitdem verblieben.

Nach der Rückkehr der Päpste von Avignon und der Beilegung des Schisma hat sich die Stadt, die damals zu einem Dorfe zu werden drohte, um die Curie her gebildet. Erst mit der Macht und dem Reichthum der papalen Geschlechter jedoch, seit weder innere Unruhen noch auch auswärtige Feinde zu befürchten waren, seit die Rente, die man aus den Einkünften des Staates oder der Kirche zog, einen müheloſen Genuß gewährte, kam eine zahlreiche ansässige Bevölkerung zu Stande. Ihr Glück und Besitz schrieben sich, sei es durch unmittelbare Begabung oder durch mittelbaren Vortheil, allemal von der Bedeutung der Kirche und des Hofes her; es waren eigentlich alles Emporkömmlinge, wie die Nepoten selbst.

Bisher waren die bereits Einheimisch-gewordenen durch frische Ansiedler, die besonders aus der Vaterstadt jedes neuen Papstes zahlreich herbeiströmten, unaufhörlich vermehrt und verjüngt worden; bei der Gestalt, die der Hof jetzt annahm, hörte dies auf. Unter dem Einflusse jener großen Welteinwirkung, die der römische Stuhl durch die Restauration des Katholicismus überhaupt gewonnen, war auch die Hauptstadt gegründet worden; da hatten sich die römischen Geschlechter gebildet, die noch heute blühen: seit die Ausbreitung des geistlichen Reiches inne hielt, hörte mit der Zeit auch die Bevölkerung auf, zu wachsen. Wir können sagen, sie ist ein Product jener Epoche.

Ja, die moderne Stadt überhaupt, wie sie noch heute die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, gehört großentheils demselben Zeitraum der katholischen Restauration an. Werfen wir auch darauf einen Blick.

Bauwerke der Päpste.

Wir haben erörtert, wie großartige Bauunternehmungen Sixtus V ausführte, aus welchen Gesichtspunkten der Kirche und Religion er dies that.

Clemens VIII folgte ihm darin nach. In S. Giovanni und S. Peter gehören ihm einige der schönsten Capellen; er hat die neue Residenz im Vatican gegründet; der Papst und der Staatssecretär wohnen noch heutzutage in den Gemächern, die er erbaut hat.

Vornehmlich aber ließ es Paul V seinen Ehrgeiz sein, mit dem Franciscaner zu wetteifern. „In der ganzen Stadt", sagt eine gleichzeitige Lebensbeschreibung von ihm, hat er Hügel geebnet, — wo es Winkel und Krümmungen gab, weite Aussichten eröffnet, große Plätze aufgethan und sie durch Anlage neuer Gebäude noch herrlicher gemacht; das Wasser, welches er herbei geführt, ist nicht mehr das Spiel

einer Röhre, es bricht hervor wie ein Strom. Mit der Pracht seiner Paläste wetteifert die Abwechslung der Gärten, die er angelegt. In dem Innern seiner Privatcapellen glänzt alles von Gold und Silber; mit Edelsteinen sind sie nicht sowohl geschmückt als erfüllt. Die öffentlichen Capellen erheben sich wie Basiliken, die Basiliken wie Tempel, die Tempel wie marmorne Berge."

Wir sehen wohl, nicht das Schöne und Angemessene, sondern das Prächtige und Colossale lobt man an seinen Werken, wie es diese auch aussprechen.

In S. Maria Maggiore errichtete er der Capelle Sixtus' V. gegenüber eine noch bei weitem glänzendere, durchaus vom kostbarsten Marmor.

Noch weiter als Sixtus V., fünfunddreißig Miglien her, führte er das Wasser, welches seinen Namen trägt, die Aqua Paolina, nach dem Janiculus; der Fontana und dem Moses Sixtus' V aus der Ferne gegenüber, bricht sie, beinahe fünfmal so stark wie diese, in vier gewaltigen Armen hervor. Wer war nicht hier, diese altberühmten Hügel zu besuchen, die Porsena angriff, jetzt lauter Weingärten, Obstgärten und Ruinen; man übersieht Stadt und Land bis zu den entfernten Bergen, die der Abend mit wundervoll farbigem Dufte wie mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt. Von dem Getöse des hervorbrechenden Wassers wird die Einsamkeit herrlich belebt. Was Rom von allen anderen Städten unterscheidet, ist der Ueberfluß des Wassers, die Menge der Springbrunnen. Zu diesem Reize trägt die Aqua Paolina wohl das Meiste bei. Sie erfüllt die unvergleichlichen Fontänen des Petersplatzes. Unter dem Ponte Sisto wird sie nach der eigentlichen Stadt geleitet; die Brunnen an dem farnesischen Palaste und weiter viele anderen werden von ihr gespeist.

Hatte nun Sixtus V die Kuppel von S. Peter aufgeführt, so unternahm Paul V, die Kirche überhaupt zu vollenden. Er führte das im Sinne seiner Zeit im größten Maßstabe aus. Heutzutage sähe man wohl lieber den ursprünglichen Plan Bramante's und Michel Angelo's befolgt; dagegen hat das Unternehmen Pauls V den Sinn des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts vollkommen befriedigt. Es ist wahr, es sind ungeheuere Dimensionen; wer wollte diese Façade schön finden? Aber es ist alles heiter, bequem, großartig. Das Colossale des Gebäudes, der Platz, der Obelisk und die gesammte Umgebung bringen den Eindruck des Gigantischen hervor, den man beabsichtigte, und der sich unwiderstehlich, unauslöschlich aufdringt.

So kurz die Regierungszeit der Ludovisi auch war, so haben sie sich doch in S. Ignazio und ihrer Villa in der Stadt ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Niccolò Ludovisio besaß einst sechs Paläste, die er alle erhielt oder verschönerte.

Das Gedächtniß Urbans VIII finden wir nicht allein in mancherlei Kirchen — S. Bibiana, S. Quirico, S. Sebastian auf dem Palatin —, sondern seinen Neigungen gemäß noch mehr in Palästen und Befestigungen. Nachdem er S. Angelo mit Gräben und Brustwehren umgeben, dies Castell, wie er auf einer seiner Münzen rühmt, gerüstet, befestigt, vollendet hatte, führte er die Mauer nach dem Entwurf des bauverständigen Cardinals Maculano um den Vatican und den Garten Belvedere bis nach der Porta Cavallegieri; hier fingen dann andere Befestigungen an, welche Lungara, Trastevere und den Janiculus umfassen und bis an den Priorat auf dem Aventin reichen sollten; wenigstens schreibt sich Porta Portuense hauptsächlich von Urban VIII her. Erst in dieser Umgebung fühlte er sich sicher. Jene Brücke, die von den päpstlichen Wohnungen nach dem Castell führt, hat er sorgfältig wiederhergestellt.

Auch Papst Innocenz X hat fleißig gebaut: auf dem Capitol, dessen beide Seiten er in Uebereinstimmung zu bringen suchte; in der Laterankirche, wo er sich das Verdienst erwarb, schonender mit den alten Formen umzugehen, als man damals gewohnt war; hauptsächlich an der Piazza Navona. Man bemerkte, wenn er über den Petersplatz kam, daß er seine Augen nicht von der Fontana verwandte, die Paul V dort errichtet. Gern hätte er mit diesem Papst gewetteifert und seinen Lieblingsplatz mit einer noch schöneren geschmückt. Bernini wandte alle seine Kunst daran. Ein Obelisk ward aus dem Circus des Caracalla herbeigeführt, an dem man das Wappen des Hauses anbrachte. Häuser wurden niedergerissen, um dem Platz eine neue Gestalt zu geben, S. Agnete von Grund aus erneut: unfern erhob sich dann, mit Bildsäulen, Gemälden und kostbarer innerer Einrichtung reich ausgestattet, der Palast Pamfili. Die Vigna, die seine Familie jenseit des Vaticans besaß, schuf er zu einer der schönsten Villen um, welche alles in sich schließt, was das Landleben angenehm machen kann.

In Alexander VII bemerken wir schon den modernen Sinn für das Regelmäßige. Wie viele Häuser hat er umreißen lassen, um gerade Straßen zu gewinnen: der Palast Salviati mußte fallen, um den Platz des Collegio Romano zu bilden; auch der Platz Colonna, an dem sich sein Familienpalast erhob, ward von ihm umgeschaffen.

Er hat die Sapienza und die Propaganda erneuert. Sein vornehmstes Denkmal sind aber ohne Zweifel die Colonnaden, mit denen er den oberen Theil des Petersplatzes umfaßte, ein colossales Werk von 284 Säulen und 88 Pfeilern. Was man auch gleich von Anfang und später dagegen gesagt haben mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie in der Idee des Ganzen gedacht sind, und zu dem Eindruck des zugleich Unermeßlichen und Heiter-Behaglichen, den der Platz hervorbringt, das Ihre beitragen.

So bildete sich allmählich die Stadt, nach der seitdem so unzählige Fremde gewallfahrtet. Sie erfüllte sich zugleich mit Schätzen aller Art. Zahlreiche Bibliotheken wurden gesammelt: nicht allein der Vatican, oder die Klöster der Augustiner, der Dominicaner, die Häuser der Jesuiten und der Väter des Oratoriums, sondern auch die Paläste wurden damit ausgestattet; man wetteiferte, gedruckte Werke anzuhäufen, seltene Handschriften zusammenzubringen. Nicht daß man nun auch den Wissenschaften sehr eifrig obgelegen hätte; man studirte, aber mit Muße; weniger um etwas Neues zu entdecken, als um das Bekannte an sich zu bringen und zu verarbeiten. Von alle den Akademien, die sich Jahr für Jahr erhoben, widmete sich eine und die andere der Naturforschung, etwa der Botanik, obwohl auch ohne recht eigenthümliche Erfolge; aber alle die anderen, die gutgelaunten, die geordneten, die jungfräulichen, die phantastischen, die einförmigen, und welche sonderbaren Namen sie sich sonst gaben, beschäftigten sich nur mit Poesie und Beredtsamkeit, Uebungen geistiger Gewandheit, die in einem engen Kreise von Gedanken stehen blieben und doch viele schönen Kräfte verbrauchten. Und nicht allein mit Büchern, sondern auch mit Kunstwerken alter und neuer Zeit, mit Antiquitäten mancherlei Art, Bildsäulen, Reliefs und Inscription mußten die Paläste geschmückt sein. In unserer Epoche waren die Häuser Cesi, Giustiniani, Strozzi, Massimi, die Gärten der Mattei am berühmtesten, an die sich Sammlungen wie die Kircher'sche bei den Jesuiten zu nicht geringerer Bewunderung der Mitwelt anreihten. Noch war es mehr Curiosität, antiquarische Gelehrsamkeit, was zu den Sammlungen veranlaßte, als Sinn für die Formen oder tieferes Verständniß. Es ist merkwürdig, daß man im Grunde noch immer darüber dachte wie Sixtus V. Den Resten des Alterthums war man noch weit entfernt die Aufmerksamkeit und schonende Sorgfalt zu widmen, welche sie späterhin gefunden haben. Was darf man erwarten, wenn sich unter anderen Privilegien der Borgheser eins findet, welches besagt, daß sie durch keinerlei Art von

Zerstörung in Strafe verfallen sein sollen? Man sollte kaum glauben, was man sich im siebzehnten Jahrhundert noch erlaubt hat. Die Thermen des Constantin unter anderen hatten sich durch so viel wechselnde Zeiträume noch immer ziemlich im Stand erhalten, und gewiß hätte schon das Verdienst ihres Erbauers um die Herrschaft der christlichen Kirche sie beschützen sollen; jedoch unter Paul V. wurden sie von Grund aus zerstört und in dem Geschmack jener Zeit zu Palast und Garten umgeschaffen, welche darnach für die Villa Mondragone in Frascati vertauscht wurden. Selbst der Friedenstempel, damals ebenfalls noch ziemlich gut erhalten, fand vor Paul V. keine Gnade. Er faßte den sonderbaren Gedanken, der Jungfrau Maria mit dem Kinde eine kolossale eherne Bildsäule gießen und dieselbe so hoch aufstellen zu lassen, daß die Stadt von dieser ihrer Beschützerin ganz übersehen werden könne. Nur gehörte dazu eine Säule von ungewöhnlicher Länge. Er fand eine solche endlich im Friedenstempel; ohne sich zu kümmern, daß sie dort zu dem Ganzen gehörte, daß sie sich einzeln mehr seltsam und auffallend als schön und zweckmäßig ausnehmen würde, führte er sie weg und brachte jenen Koloß auf derselben an, wie wir ihn noch heute sehen.

Sollte auch nicht alles wahr sein, was man den Barberini nachgesagt hat, so ist doch unleugbar, daß sie im Allgemeinen in eben diesem Sinne verfuhren. Unter Urban VIII hatte man in der That noch einmal die Absicht, jenes einzig echte und erhaltene, unvergleichliche Monument der republikanischen Zeiten, das Denkmal der Cäcilia Metella, zu zerstören, um den Travertin bei der Fontana di Trevi anzuwenden. Der berühmteste Bildhauer und Baumeister jener Zeit, Bernini, dem die Fontana übertragen worden, machte diesen Entwurf, und der Papst gab ihm in einem Breve die Erlaubniß zur Ausführung. Schon legte man Hand an, als das römische Volk, welches seine Alterthümer liebte, die Sache inne wurde und sich mit Gewalt dawiderſetzte. Zum zweiten Male rettete es diesen seinen ältesten Besitz. Man mußte abstehen, um keinen Auflauf zu erregen.

Es hängt aber alles zusammen. Die Epoche der Restauration hat ihre besonderen Ideen, Antriebe entwickelt, die auch in Kunst und Literatur nach der Alleinherrschaft streben, das Fremdartige weder verstehen noch auch anerkennen und es zu zerstören entschlossen sind, wenn sie es nicht unterjochen können.

Nichtsdestominder war Rom noch immer eine Hauptstadt der Cultur, die in sammelnder Gelehrsamkeit und einer Kunstübung, wie sie der Geschmack jenes Zeitalters nun einmal beliebte, ihres Gleichen

nicht hatte, productiv noch immer in der Musik — der concertirende Stil der Cantate trat damals dem Stil der Kapelle zur Seite —: es entzückte die Reisenden. „Man müßte von der Natur verwahrlost sein", ruft Spon aus, der 1674 nach Rom kam, „wenn man nicht in irgend einem Zweige seine Befriedigung fände." Er geht diese Zweige durch, die Bibliotheken, wo man die seltensten Werke studiren, die Concerte in Kirchen und Palästen, wo man täglich die schönsten Stimmen hören könne, so viele Sammlungen für alte und neue Sculptur und Malerei, so viele herrlichen Bauwerke aller Zeiten, ganze Villen, mit Basreliefs und Inscriptionen, deren er allein tausend neue copirt hat, überkleidet, die Gegenwart so vieler Fremden von allen Ländern und Zungen: die Natur genieße man in den paradiesischen Gärten; und wer die Uebungen der Frömmigkeit liebt, fügt er hinzu, für den ist durch Kirchen, Reliquien, Processionen sein Lebelang gesorgt.

Ohne Zweifel gab es anderwärts noch großartigere geistige Regungen: aber die Vollendung der römischen Welt, ihre Geschlossenheit in sich selbst, die Fülle des Reichthums, der ruhige Genuß, vereinigt mit der Sicherheit und Befriedigung, welche dem Gläubigen der unaufhörliche Anblick der Gegenstände seiner Verehrung gewährte, übte noch immer eine mächtige Anziehung aus, bald mehr durch das eine, bald mehr durch das andere Motiv, zuweilen unentschieden, durch welches am meisten.

Vergegenwärtigen wir uns diese Anziehung an dem auffallendsten Beispiele, das zugleich auf den römischen Hof lebendig zurückwirkte.

Digression über Königin Christine von Schweden.

Schon oft sind wir in dem Falle gewesen, unsere Blicke nach Schweden hinzuwenden.

Das Land, wo das Lutherthum zuerst die gesammte Verfassung politisch umgestaltete, die Antireformation auf eine so ungewöhnliche Weise in den höchsten Personen Repräsentanten und Widersacher fand, von wo dann die große Entscheidung in dem welthistorischen Kampfe hauptsächlich ausgegangen war, eben da machte jetzt der Katholicismus auch in der neuen Gestalt, die er angenommen, die unerwartetste Eroberung. Die Tochter jenes Vorkämpfers der Pro-

testanten, Königin Christine von Schweden, zog er an sich. Wie dies geschah, ist schon an sich und dann insbesondere für uns der Betrachtung werth.

Gehen wir von der Stellung aus, welche die junge Königin in ihrem Lande einnahm.

Nach dem Tode Gustav Adolfs war auch in Schweden, wie 1619 in Oesterreich, 1640 in Portugall und in dieser Epoche an so vielen anderen Orten, einen Augenblick die Rede davon, ob man sich nicht von der königlichen Gewalt freimachen und als Republik constituiren solle.

Nun ward dieser Antrag zwar verworfen: man huldigte der Tochter des verstorbenen Königs; aber daß diese ein Kind von sechs Jahren war, daß es Niemanden von königlichem Geschlechte gab, der die Zügel hätte ergreifen können, bewirkte doch, daß die Gewalt in die Hände einiger Wenigen kam. Die antimonarchischen Tendenzen jener Zeit fanden in Schweden Anklang und Billigung, schon das Verfahren des langen Parlamentes in England, noch viel mehr aber die Bewegungen der Fronde, da sie um so viel entschiedener aristokratisch waren. „Ich bemerke wohl", sagte Christine einstmals selbst in dem Senate, „man wünscht hier, daß Schweden ein Wahlreich oder eine Aristokratie werde".

Diese junge Fürstin aber war nicht gemeint, die königliche Gewalt verfallen zu lassen: sie strengte sich an, in vollem Sinne des Worts Königin zu sein. Von dem Augenblicke an, daß sie die Regierung selbst antrat, im Jahre 1644, widmete sie sich den Geschäften mit einen bewundernswürdigen Eifer. Niemals hätte sie eine Senatssitzung versäumt; wir finden, daß sie mit dem Fieber geplagt ist, daß sie zur Ader gelassen hat: sie besucht die Sitzung dessenungeachtet. Sie versäumt nicht, sich auf das beste vorzubereiten. Deductionen, viele Bogen lang, liest sie durch und macht sich ihren Inhalt zu eigen; Abends vor dem Einschlafen, früh beim Erwachen überlegt sie die streitigen Punkte. Mit großer Geschicklichkeit versteht sie dann die Frage vorzulegen; sie läßt nicht merken, auf welche Seite sie sich neigt; nachdem sie alle Mitglieder gehört hat, sagt auch sie ihre Meinung, die sich immer wohlbegründet findet, die man in der Regel beliebt. Die fremden Gesandten sind verwundert, welche Gewalt sie sich in dem Senat zu verschaffen weiß, obwohl sie selbst damit niemals zufrieden war. An einem Ereigniß von so universalhistorischer Bedeutung, wie der Abschluß des westfälischen Friedens war, hatte sie persönlich vielen Antheil. Die Offiziere der Armee, selbst

der eine von ihren Gesandten am Congreß, waren nicht dafür; auch in Schweden gab es Leute, welche die Zugeständnisse, die man den Katholiken besonders für die östreichischen Erblande machte, nicht billigten. Aber Christine wollte das Glück nicht immer aufs neue herausfordern; niemals war Schweden so glorreich, so mächtig gewesen; sie sah eine Befriedigung ihres Selbstgefühls darin, daß sie diesen Zustand befestige, daß sie der Christenheit die Ruhe wiedergebe.

Hielt sie nun selbst die Eigenmacht der Aristokratie nach Kräften nieder, so sollte sich diese eben so wenig schmeicheln dürfen, etwa in Zukunft zu ihrem Ziele zu gelangen: so jung sie auch noch war, so brachte sie doch sehr bald die Succession ihres Vetters, des Pfalzgrafen Carl Gustav, in Vorschlag. Sie meint, der Prinz habe das nicht zu hoffen gewagt; sie allein habe es durchgesetzt wider den Willen des Senates, der es nicht einmal habe in Ueberlegung nehmen wollen, wider den Willen der Stände, die nur aus Rücksicht auf sie darein gewilligt: in der That, es war ganz ihr Gedanke, und allen Schwierigkeiten zum Trotz führte sie ihn aus. Die Succession ward unwiderruflich festgesetzt.

Doppelt merkwürdig ist es nun, daß sie bei diesem Eifer für die Geschäfte zugleich den Studien mit einer Art von Leidenschaft oblag. Noch in den Jahren der Kindheit war ihr nichts angenehmer gewesen als die Lehrstunde. Es mochte daher kommen, daß sie bei ihrer Mutter wohnte, die sich ganz dem Schmerze über ihren Gemahl hingab; mit Ungeduld erwartete sie täglich den Augenblick, wo sie aus diesen dunklen Gemächern der Trauer erlöst wurde. Aber sie besaß auch, besonders für die Sprachen, ein außerordentliches Talent; sie erzählt, daß sie die meisten eigentlich ohne Lehrer gelernt habe; was um so mehr sagen will, da sie es wirklich in einigen bis zur Fertigkeit eines Eingebornen gebracht hat. Wie sie aufwuchs, ward sie immer mehr von dem Reize ergriffen, der in der Literatur liegt. Es war die Epoche, in welcher sich die Gelehrsamkeit allmählich von den Fesseln der theologischen Streitigkeiten ablöste, in welcher sich über beide Parteien hin allgemein anerkannte Reputationen erhoben. Sie hatte den Ehrgeiz, berühmte Leute an sich zu ziehen, ihres Unterrichts zu genießen. Zuerst kamen einige deutschen Philologen und Historiker, z. B. Freinsheim, auf dessen Bitten sie seiner Vaterstadt Ulm den größten Theil der ihr auferlegten Kriegscontribution erließ; dann folgten Niederländer: Isaac Vossius brachte das Studium des Griechischen in Schwung; sie bemächtigte sich in kurzem der wichtigsten alten Autoren, und selbst die Kirchenväter

blieben ihr nicht fremd. Nicolaus Heinsius rühmt es einmal als sein erstes Glück, daß er zur Zeit der Königin geboren, als das zweite, daß er ihr bekannt worden sei; als das dritte und vornehmste wünscht er sich, daß die Nachwelt erfahre, er habe ihr nicht ganz mißfallen. Sie brauchte ihn vornehmlich, um ihr kostbare Handschriften, seltene Bücher aus Italien zu verschaffen, was er mit Gewissenhaftigkeit und Glück vollzog. Schon beklagten sich die Italiener, man belade Schiffe mit den Spolien ihrer Bibliotheken, man entführe ihnen die Hülfsmittel der Gelehrsamkeit nach dem äußersten Norden. Im Jahre 1650 erschien Salmasius; die Königin hatte ihm sagen lassen, komme er nicht zu ihr, so werde sie genöthigt sein, zu ihm zu kommen; ein Jahr lang wohnte er in ihrem Palaste. Endlich ward auch Cartesius bewogen, sich zu ihr zu begeben; alle Morgen um fünf Uhr hatte er die Ehre, sie in ihrer Bibliothek zu sehen; man behauptet, sie habe seine Ideen, ihm selbst zur Verwunderung, aus dem Plato abzuleiten gewußt. Es ist gewiß, daß sie in ihren Conferenzen mit den Gelehrten wie in ihren Besprechungen mit dem Senate die Ueberlegenheit des glücklichsten Gedächtnisses und einer raschen Auffassung und Penetration zeigte. „Ihr Geist ist höchst außerordentlich", ruft Naudäus mit Erstaunen aus: „sie hat alles gesehen, alles gelesen, sie weiß alles".

Wunderbare Hervorbringung der Natur und des Glücks. Ein junges Fräulein, frei von aller Eitelkeit: sie sucht es nicht zu verbergen, daß sie die eine Schulter höher hat als die andere; man hat ihr gesagt, ihre Schönheit bestehe besonders in ihrem reichen Haupthaar; sie wendet auch nicht die gewöhnlichste Sorgfalt darauf. Jede kleine Sorge des Lebens ist ihr fremd: sie hat sich niemals um ihre Tafel bekümmert, sie hat nie über eine Speise geklagt, sie trinkt nichts als Wasser. Auch eine weibliche Arbeit hat sie nie begriffen; — dagegen macht es ihr Vergnügen, zu hören, daß man sie bei ihrer Geburt für einen Knaben genommen, daß sie in der frühesten Kindheit beim Abfeuern des Geschützes, statt zu erschrecken, in die Hände geklatscht und sich als ein rechtes Soldatenkind ausgewiesen habe; auf das kühnste sitzt sie zu Pferde, einen Fuß im Bügel, so fliegt sie dahin; auf der Jagd weiß sie das Wild mit dem ersten Schuß zu erlegen. Sie studirt Tacitus und Plato und faßt diese Autoren zuweilen selbst besser als Philologen von Profession. So jung sie ist, so versteht sie sich auch in Staatsgeschäften selbständig eine treffende Meinung zu bilden und sie unter den in Welterfahrung ergrauten Senatoren durchzufechten; sie wirft den frischen Muth

eines angebornen Scharfsinns in die Arbeit; vor allem ist sie von der hohen Bedeutung durchdrungen, die ihr ihre Herkunft giebt, von der Nothwendigkeit der Selbstregierung: keinen Gesandten hätte sie an ihre Minister gewiesen; sie will nicht dulden, daß einer ihrer Unterthanen einen auswärtigen Orden trage, wie sie sagt, daß ein Mitglied ihrer Heerde von einer fremden Hand sich bezeichnen lasse; sie weiß eine Haltung anzunehmen, vor welcher die Generale verstummen, welche Deutschland erbeben gemacht: wäre ein neuer Krieg ausgebrochen, so würde sie sich unfehlbar an die Spitze ihrer Truppen gestellt haben.

Bei dieser Gesinnung und vorwaltenden Stimmung war ihr schon der Gedanke unerträglich, sich zu verheirathen, einem Manne Rechte an ihre Person zu geben; der Verpflichtung hiezu, die sie gegen ihr Land haben könnte, glaubt sie durch die Festsetzung der Succession überhoben zu sein; nachdem sie gekrönt ist, erklärt sie, sie würde eher sterben, als sich vermählen.

Sollte aber wohl ein Zustand dieser Art überhaupt behauptet werden können? Er hat etwas Gespanntes, Angestrengtes, es fehlt ihm das Gleichgewicht der Gesundheit, die Ruhe eines natürlichen und in sich befriedigten Daseins. Es ist nicht Neigung zu den Geschäften, daß sie sich so eifrig hineinwirft: Ehrgeiz und fürstliches Selbstgefühl treiben sie dazu an. Vergnügen findet sie daran nicht. Auch liebt sie ihr Vaterland nicht, weder seine Vergnügungen, noch seine Gewohnheiten; weder seine geistliche noch seine weltliche Verfassung: auch nicht seine Vergangenheit, von der sie keine Ahnung hat; die Staatsceremonien, die langen Reden, die sie anzuhören verpflichtet ist, jede Function, bei der sie persönlich in Anspruch genommen wird, sind ihr geradezu verhaßt; der Kreis von Bildung und Gelehrsamkeit, in dem sich ihre Landsleute halten, scheint ihr verächtlich. Hätte sie diesen Thron nicht von Kindheit an besessen, so würde er ihr vielleicht als ein Ziel ihrer Wünsche erschienen sein; aber da sie Königin war, so weit sie zurückdenken kann, so haben die begehrenden Kräfte des Gemüthes, welche die Zukunft eines Menschen ihm vorbereiten, eine von ihrem Lande abgewendete Richtung genommen. Phantasie und Liebe zu dem Ungewöhnlichen fangen an, ihr Leben zu beherrschen: sie kennt keine Rücksicht; sie denkt nicht daran, den Eindrücken des Zufalls und des Momentes die Ueberlegenheit des moralischen Ebenmaßes, welche ihrer Stellung entspräche, entgegenzusetzen; ja, sie ist hochgesinnt, muthig, voll Spannkraft und Energie, großartig aber auch ausgelassen, heftig, recht mit Absicht unweiblich, keineswegs

liebenswürdig, unkindlich selbst, und zwar nicht allein gegen ihre Mutter; auch das heilige Andenken ihres Vaters schont sie nicht, um eine beißende Antwort zu geben: es ist zuweilen als wüßte sie nicht, was sie sagt. So hoch sie auch gestellt ist, so können doch die Rückwirkungen eines solchen Betragens nicht ausbleiben; um so weniger fühlt sie sich dann zufrieden, heimisch oder glücklich.

Da geschieht nun, daß dieser Geist der Nichtbefriedigung sich vor allem auf die religiösen Dinge wirft, womit es folgendergestalt zuging.

In ihren Erinnerungen verweilt die Königin mit besonderer Vorliebe bei ihrem Lehrer Dr. Johann Matthiä, dessen einfache, reine, milde Seele sie vom ersten Augenblick an fesselte, der ihr erster Vertrauter wurde, auch in allen kleinen Angelegenheiten. Unmittelbar nachdem sich gezeigt, daß von den bestehenden Kirchengesellschaften keine die andere überwältigen werde, regte sich hie und da in wohlgesinnten Gemüthern die Tendenz, sie zu vereinigen. Auch Matthiä hegte diesen Wunsch; er gab ein Buch heraus, in welchem er eine Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen in Anregung brachte. Die Königin nun war sehr seiner Meinung: sie faßte den Gedanken, eine theologische Akademie zu stiften, die an der Vereinigung der Bekenntnisse arbeiten sollte. Allein auf der Stelle erhob sich hiewider der unbezähmte Eifer unerschütterlicher Lutheraner. Ein Superintendent von Calmar griff jenes Buch mit Ingrimm an; die Stände nahmen dawider Partei. Die Bischöfe erinnerten den Reichsrath, über die Landesreligion zu wachen; der Großcanzler begab sich zur Königin und machte ihr so nachdrückliche Vorstellungen, daß ihr Thränen des Unmuthes in die Augen traten.

Da mag sie recht deutlich zu bemerken geglaubt haben, daß es nicht ein reiner Eifer sei, was ihre Lutheraner in Bewegung setze. Sie meinte, man wolle sie mit der Idee von Gott täuschen, die man ihr gab, nur um sie nach einem vorbedachten Ziele zu leiten. Es schien ihr Gottes nicht würdig, wie man ihn ihr vorstellte.

Die weitläufigen Predigten, die ihr schon immer Langeweile gemacht, und die sie um der Reichsordnungen willen anhören mußte, wurden ihr nun unerträglich. Oft zeigte sie ihre Ungeduld: sie rückte mit dem Stuhle, spielte mit ihrem Hündchen; desto länger, unbarmherziger suchte man sie festzuhalten.

In der Stimmung, in welche sie hiedurch gerieth, in der sie sich von der angenommenen Landesreligion innerlich entfernte, ward sie nun durch die Ankunft der fremden Gelehrten gestärkt. Einige

waren katholisch; andere, z. B. Isaac Vossius, gaben Anlaß, sie für ungläubig zu halten; Bourdelot, der das Meiste bei ihr vermochte, da er sie von einer gefährlichen Krankheit leicht und glücklich geheilt hatte, — recht ein Mann für den Hof, voll von Kenntnissen, Unterhaltungsgabe, ohne Pedanterie, — verspottete alles, Polyhistoren und Landesreligionen und galt geradezu für einen Naturalisten.

Allmählich gerieth die junge Fürstin in unauflösliche Zweifel. Es schien ihr, als sei alle positive Religion eine Erfindung der Menschen, als gelte jedes Argument gegen die eine so gut wie gegen die andere, als sei es zuletzt gleichgültig, welcher man angehöre.

Indessen ging sie hiebei doch nie bis zu eigentlicher Irreligiosität fort: es gab auch in ihr einige unerschütterlichen Ueberzeugungen; in ihrer fürstlichen Einsamkeit auf dem Throne hätte sie doch den Gedanken an Gott nicht entbehren können; ja, sie glaubte fast ihm einen Schritt näher zu stehen: „du weißt", ruft sie aus, „wie oft ich in einer gemeinen Geistern unbekannten Sprache dich um die Gnade bat, mich zu erleuchten, und dir gelobte, dir zu gehorchen, sollte ich auch Leben und Glück darüber aufopfern." Schon verknüpfte sie dies mit ihren übrigen Ideen: „ich verzichtete", sagt sie, „auf alle andere Liebe und widmete mich dieser."

Großen Eindruck hatte ein Ausspruch Cicero's auf sie gemacht, daß alle religiösen Meinungen der Menschen irrig sein könnten, unmöglich aber mehr als Eine wahr. Sollte aber Gott die Menschen ohne die rechte Religion gelassen haben? Es schien ihr, als beschuldige man ihn der Tyrannei, wenn man annehme, er habe das Bedürfniß der Religion in das Gemüth und Gewissen der Menschen gelegt und sich dann nicht darum bekümmert, es zu befriedigen.

Die Frage war nur eben, welches die wahre Religion sei.

Suchen wir hier nicht nach Gründen, Beweisen. Königin Christine hat selbst gestanden, sie wisse den Protestantismus keines Irrthums in den Dingen des Glaubens zu zeihen. Aber wie ihre Abneigung gegen denselben aus einem ursprünglichen, nicht weiter abzuleitenden, nur durch die Umstände erhöhten Gefühle herrührt, so wirft sie sich mit einer eben so unerklärlichen Neigung, mit unbedingter Sympathie auf die Seite des Katholicismus.

Sie war neun Jahre alt, als man ihr zuerst eine nähere Notiz von der katholischen Kirche gab, und ihr unter anderm sagte, daß in derselben der ehelose Stand ein Verdienst sei: „Ah", rief sie aus, „wie schön ist dies, diese Religion will ich annehmen!"

Man verwies ihr das ernstlich; desto hartnäckiger blieb sie dabei.

Daran knüpften sich weitere verwandte Eindrücke. „Wenn man katholisch ist", sagt sie, „hat man den Trost, zu glauben, was so viele edlen Geister 16 Jahrhunderte lang geglaubt: einer Religion anzugehören, die durch Millionen Wunder, Millionen Märtyrer bestätigt ist", „die endlich, fügt sie hinzu, „so viele wunderbaren Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechts überwunden und sich Gott geopfert haben."

Die Verfassung von Schweden beruht auf dem Protestantismus; der Ruhm, die Macht, die Weltstellung dieses Landes sind darauf gegründet; ihr aber wird er wie eine Nothwendigkeit aufgelegt: abgestoßen von tausend Zufälligkeiten, unberührt von seinem Geiste, eigenwillig reißt sie sich von ihm los; das Entgegengesetzte, von dem sie nur eine dunkle Kunde hat, zieht sie an: daß es in dem Papst eine untrügliche Autorität gebe, scheint ihr eine der Güte Gottes angemessene Einrichtung; darauf wirft sie sich von Tag zu Tage mit vollerer Entschiedenheit: es ist, als fühlte sich das Bedürfniß weiblicher Hingebung hiedurch befriedigt, als entspränge in ihrem Herzen der Glaube wie in einem anderen die Liebe, eine Liebe des unbewußten Affectes, die von der Welt verdammt wird und verheimlicht werden muß, aber darum nur desto tiefer wurzelt, in der ein weibliches Herz sich gefällt, der es alles zu opfern entschlossen ist.

Wenigstens wandte Christine nun, um sich dem römischen Hofe zu nähern, eine geheimnißvolle Verschlagenheit an, wie sie sonst nur in Angelegenheiten der Leidenschaft oder des Ehrgeizes vorkommt: sie spann gleichsam eine Intrigue an, um katholisch zu werden. Darin zeigte sie sich vollkommen als eine Frau.

Der erste, dem sie ihre Neigung zu erkennen gab, war ein Jesuit Antonio Macedo, Beichtvater des portugiesischen Gesandten Pinto Pereira. Pereira sprach nur portugiesisch; er brauchte seinen Beichtvater zugleich als Dolmetscher. Ein sonderbares Vergnügen, das sich die Königin machte, in den Audienzen, die sie dem Gesandten gab, indem er von Staatsgeschäften zu handeln gedachte, mit seinem Dolmetscher auf religiöse Controversen zu kommen und diesem in Gegenwart eines Dritten, der davon nichts verstand, ihre geheimsten und weitaussehendsten Gedanken anzuvertrauen.

Plötzlich verschwand Macedo von Stockholm. Die Königin that, als lasse sie ihn suchen, verfolgen; aber sie selbst hatte ihn nach Rom geschickt, um ihre Absicht zunächst dem Jesuitengeneral vor-

zutragen und ihn zu bitten, ihr ein paar vertraute Mitglieder seines Ordens zuzusenden.

Im Februar 1652 langten diese in der That in Stockholm an. Es waren zwei jüngere Männer, die sich als reisende italienische Edelleute vorstellen ließen und hierauf von ihr zur Tafel gezogen wurden. Sie vermuthete auf der Stelle, wer sie wären; indem sie unmittelbar vor ihr her in das Speisezimmer gingen, sagte sie leise zu dem Einen, vielleicht habe er Briefe an sie; dieser bejahte das, ohne sich umzuwenden; sie schärfte ihm nur noch mit einem raschen Wort Stillschweigen ein und schickte dann ihren vertrautesten Diener, Johann Holm, gleich nach Tische, um die Briefe, den andern Morgen, um sie selbst im tiefsten Geheimniß nach dem Palaste abzuholen.

In dem Königspalast Gustav Adolfs traten Abgeordnete von Rom mit seiner Tochter zusammen, um mit ihr über ihren Uebertritt zur römischen Kirche zu unterhandeln. Der Reiz für Christine lag auch darin, daß Niemand etwas davon ahnete.

Die beiden Jesuiten beabsichtigten anfangs, die Ordnung des Katechismus zu beobachten; doch sahen sie bald, daß das hier nicht angebracht sei. Die Königin warf ihnen ganz andere Fragen auf, als die dort vorkamen: ob es einen Unterschied zwischen Gut und Böse gebe, oder ob alles nur auf den Nutzen und die Schädlichkeit einer Handlung ankomme; wie die Zweifel zu erledigen, die man gegen die Annahme einer Vorsehung erheben könne; ob die Seele des Menschen wirklich unsterblich; ob es nicht am rathsamsten sei, seiner Landesreligion äußerlich zu folgen und nach den Gesetzen der Vernunft zu leben. Die Jesuiten melden nicht, was sie auf diese Fragen geantwortet haben; sie meinen, während des Gesprächs seien ihnen Gedanken gekommen, an die sie früher nie gedacht, und die sie dann wieder vergessen; in der Königin habe der heilige Geist gewirkt. In der That war in ihr schon eine entschiedene Hinneigung, welche alle Gründe und die Ueberzeugung selbst ergänzte. Am häufigsten kam man auf jenen obersten Grundsatz zurück, daß die Welt nicht ohne die wahre Religion sein könne; daran ward die Behauptung geknüpft, daß unter den vorhandenen die katholische die vernünftigste sei. „Unser Hauptbestreben war", sagen die Jesuiten, „zu beweisen, daß die Punkte unseres heiligen Glaubens über die Vernunft erhaben, aber keineswegs ihr entgegen seien." Die vornehmste Schwierigkeit betraf die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder und Reliquien. „Ihre Majestät aber faßte",

fahren sie fort, „mit eindringendem Geiste die ganze Kraft der Gründe, die wir ihr vorhielten; sonst hätten wir lange Zeit gebraucht.“ Auch über die Schwierigkeiten sprach sie mit ihnen, die es haben werde, wenn sie sich zu dem Uebertritte entschließe, ihn ins Werk zu setzen. Zuweilen schienen sie unübersteiglich, und eines Tages, als sie die Jesuiten wiedersah, erklärte sie ihnen, sie möchten lieber wieder nach Hause gehen: unausführbar sei das Unternehmen; auch könne sie schwerlich jemals ganz von Herzen katholisch werden. Die guten Patres erstaunten; sie boten alles auf, um sie festzuhalten, stellten ihr Gott und Ewigkeit vor und erklärten ihr Zweifel für eine Anfechtung des Satans. Es bezeichnet sie recht, daß sie gerade in diesem Augenblicke entschlossener war als bei irgend einer früheren Zusammenkunft. „Was würdet ihr sprechen“, fing sie plötzlich an „wenn ich näher daran wäre, katholisch zu werden, als ihr glaubt?“ — „Ich kann das Gefühl nicht beschreiben“, sagt der jesuitische Berichterstatter, „welches wir empfanden: wir glaubten von den Todten zu erstehn“. Die Königin fragte, ob ihr der Papst nicht die Erlaubniß geben könne, das Abendmahl alle Jahr einmal nach lutherischem Gebrauche zu nehmen. „Wir antworteten: nein“; „dann,“ sagte sie, „ist keine Hülfe, ich muß die Krone aufgeben.“

Denn dahin richteten sich ohnedies ihre Gedanken von Tag zu Tage mehr.

Nicht immer gingen die Geschäfte des Landes nach Wunsch. Der mächtigen Aristokratie gegenüber, die sich eng zusammenhielt, bildete die Königin mit ihrer, aus so vielen Ländern herbeigezogenen Umgebung, mit dem Thronfolger, den sie dem Lande aufgenöthigt, und dem Grafen Magnus de la Gardie, dem sie ihr Vertrauen schenkte, den aber der alte schwedische Adel noch immer nicht als ebenbürtig anerkennen wollte, eine Partei, die gleichsam als eine fremde betrachtet ward. Ihre unbeschränkte Freigebigkeit hatte die Finanzen erschöpft, und man sah den Augenblick kommen, wo man mit allen Mitteln zu Ende sein werde. Schon im Oktober 1651 hatte sie den Ständen die Absicht, zu resigniren, angekündigt. Es war in dem Momente, als sie Antonio Macedo nach Rom geschickt hatte. Noch einmal jedoch ließ sie sich davon zurückbringen. Der Reichskanzler stellte ihr vor, sie möge sich nicht etwa durch die finanzielle Bedrängniß bestimmen lassen: man werde schon dafür sorgen, daß der Glanz der Krone nicht leide. Auch sah sie wohl, daß diese Handlung der Welt nicht so heroisch vorkommen würde, wie sie anfangs geglaubt. Als kurz darauf Prinz Friedrich von

Hessen mit einem ähnlichen Schritte umging, mahnte sie ihn ausdrücklich ab, nicht gerade aus religiösen Gründen; sie erinnerte ihn nur, wer seinen Glauben verändere, werde von denen gehaßt, die er verlasse, und von denen verachtet, zu denen er übergehe. Aber allmählich wirkten diese Betrachtungen auf sie selbst nicht mehr. Es war vergebens, daß sie sich durch wiederholte Ernennungen in dem Reichsrathe, den sie von 28 Mitgliedern auf 39 brachte, eine Partei zu machen suchte; das Ansehen der Oxenstierna, welches eine Zeitlang verdunkelt war, erhob sie durch Verwandtschaften, Gewohnheit und ein in dieser Familie gleichsam erbliches Talent aufs neue; in mehreren wichtigen Fragen, z. B. der Auseinandersetzung mit Brandenburg, blieb die Königin in der Minorität. Auch Graf Magnus de la Gardie verlor ihre Gnade. Das Geld fing wirklich an zu mangeln und reichte oft nicht zu den täglichen Bedürfnissen des Haushaltes. War es nicht in der That besser, wenn sie sich eine jährliche Rente ausbedang und damit ohne so viel Widerrede zelotischer Prediger, die in ihrem Thun und Treiben nur eine abenteuerliche Curiosität, einen Abfall von der Religion und den Sitten des Landes sahen, nach ihres Herzens Gelüsten in dem Auslande lebte? Schon waren ihr die Geschäfte zuwider, und sie fühlte sich unglücklich, wenn sich ihr die Secretäre näherten. Schon ging sie nur noch gern mit dem spanischen Gesandten Don Antonio Pimentel um, der an allen ihren Gesellschaften und Vergnügungen Theil nahm und besonders in den Versammlungen jenes ihres Amaranthenordens eine Rolle spielte, dessen Mitglieder sich zu einer Art von Cölibat verpflichten mußten. Don Antonio wußte um ihre katholische Absicht; er setzte seinen Herrn davon in Kenntniß, der die Fürstin in seinen Staaten aufzunehmen, ihren Uebertritt bei dem Papste zu bevorworten versprach. In Italien hatten schon jene Jesuiten, die indeß zurückgegangen, einige Vorbereitungen getroffen.

Diesmal war sie durch keine Vorstellungen abzubringen. Ihr Brief an den französischen Gesanden Chanut beweist, wie wenig sie auf Beifall rechnete. Aber sie versichert, daß sie das nicht kümmere: sie werde glücklich sein, stark in sich, ohne Furcht vor Gott und Menschen, und von dem Hafen aus die Pein derjenigen ansehen, die von den Stürmen des Lebens umhergeschleudert würden. Ihre einzige Sorge war nur, sich ihre Rente auf eine Weise sicherzustellen, daß sie ihr nicht wieder entrissen werden könne.

Am 24. Juni 1654 ward die Ceremonie der Abdankung vollzogen. So manchen Anstoß die Regierung der Königin gegeben

hatte, so waren doch Vornehme und Geringe von dieser Lossagung des letzten Sprossen der Wasa von ihrem Lande ergriffen. Der alte Graf Brahe weigerte sich, ihr die Krone wieder abzunehmen, die er ihr vor drei Jahren aufgesetzt hatte: er hielt das Band zwischen Fürst und Unterthan für unauflöslich, diese Handlung für unrechtmäßig.

Die Königin mußte sich die Krone selbst vom Haupte nehmen; erst aus ihrer Hand nahm er sie an. Der Reichsinsignien entkleidet, in einfachem weißem Kleid, empfing hierauf die Königin die Abschiedshuldigung ihrer Stände. Nach den übrigen erschien auch der Sprecher des Bauernstandes. Er kniete vor der Königin nieder, schüttelte ihr die Hand, küßte sie wiederholt; die Thränen brachen ihm hervor; er wischte sie sich mit seinem Tuche ab; ohne ein Wort gesagt zu haben, kehrte er ihr den Rücken und ging an seinen Platz.

Ihr stand indeß all ihr Sinnen und Trachten nach der Fremde: keinen Augenblick wollte sie länger in einem Lande verweilen, wo sie die oberste Gewalt an einen anderen abgetreten hatte. Schon hatte sie ihre Kostbarkeiten vorausgeschickt; indem man die Flotte ausrüstete, die sie nach Wismar beingen sollte, ergriff sie den ersten günstigen Augenblick, sich verkleidet mit wenigen Vertrauten von der lästigen Aufsicht zu befreien, die ihre bisherigen Unterthanen über sie ausübten, und sich nach Hamburg zu begeben.

Und nun begann sie ihren Zug durch Europa.

Bereits in Brüssel trat sie insgeheim, hierauf in Innsbruck öffentlich zum Katholicismus über; von dem Segen des Papstes eingeladen, eilte sie nach Italien; Krone und Zepter brachte sie der Jungfrau Maria in Loreto dar. Die venezianischen Gesandten erstaunten, welche Vorbereitungen man in allen Städten des Kirchenstaates traf, um sie prächtig zu empfangen, Papst Alexander, dessen Ehrgeiz es befriedigte, daß eine glänzende Bekehrung in seinen Pontificat gefallen, erschöpfte die apostolische Casse, um dies Ereigniß feierlich zu begehen: nicht wie eine Büßende, sondern triumphirend zog sie in Rom ein. In den ersten Jahren finden wir sie noch oft auf Reisen: wir begegnen ihr in Deutschland, ein paar Mal in Frankreich, selbst in Schweden; politischen Bestrebungen blieb sie nicht immer so fern, wie sie wohl anfangs beabsichtigt hatte: sie unterhandelte einmal alles Ernstes, und nicht ohne eine gewisse Aussicht, die Krone von Polen an sich zu bringen, wobei sie wenigstens hätte katholisch bleiben können; ein ander Mal zog sie sich den Verdacht zu, Neapel in französischem Interesse angreifen zu wollen. Die Nothwendigkeit, für ihre Pension zu sorgen, mit deren Bezahlung es gar

oft mißlich stand, ließ ihr selten vollkommene Ruhe. Daß sie keine Krone trug und doch die volle Autonomie eines gekrönten Hauptes in Anspruch nahm, zumal in dem Sinne, wie sie das verstand, hatte ein paar Mal sehr bedenkliche Folgen. Wer könnte die grausame Sentenz entschuldigen, die sie in Fontainebleau in ihrer eigenen Sache über ein Mitglied ihres Haushaltes, Monaldeschi, aussprach und von dessen Ankläger und persönlichem Feinde vollstrecken ließ? Sie gab ihm nur eine Stunde Zeit, um sich zum Tode vorzubereiten. Die Treulosigkeit, die der Unglückliche gegen sie begangen haben sollte, sah sie an als Hochverrath; ihn vor ein Gericht zu stellen, welches es auch immer sein mochte, fand sie unter ihrer Würde. „Niemand über sich zu erkennen", ruft sie aus, „ist mehr werth, als die ganze Erde zu beherrschen". — Sie verachtete selbst die öffentliche Meinung. Jene Hinrichtung hatte vor allem in Rom, wo der Hader ihrer Hausgenossenschaft dem Publikum besser bekannt war als ihr selbst, allgemeinen Abscheu erregt; nichtsdestominder eilte sie dahin zurück. Wo hätte sie auch sonst leben können als in Rom? Mit jeder weltlichen Gewalt, die einen ihren Ansprüchen gleichartigen Charakter gehabt hätte, würde sie in unaufhörliche Conflicte gerathen sein. Sogar mit den Päpsten, mit eben dem Alexander VII, dessen Namen sie bei dem Uebertritte dem ihrigen hinzugefügt, gerieth sie oft in bittere Zwistigkeiten.

Allmählich aber ward ihr Wesen milder, ihr Zustand ruhiger; sie gewann es über sich, einige Rücksicht zu nehmen, und fand sich in die Nothwendigkeit ihres Aufenthaltes, wo ja ohnehin die geistliche Herrschaft aristokratischen Berechtigungen und persönlicher Unabhängigkeit einen weiten Spielraum gestattete. Sie nahm immer mehr Theil an dem Glanze, den Beschäftigungen, dem Leben der Curie, wohnte sich ein und gehörte allmählich recht eigentlich mit zu der Gesammtheit jener Gesellschaft. Die Sammlungen, die sie aus Schweden mitgebracht, vermehrte sie nun mit so viel Aufwand, Sinn und Glück, daß sie die einheimischen Familien übertraf und dies Wesen aus dem Gebiete der Curiosität zu einer höheren Bedeutung für Gelehrsamkeit und Kunst erhob. Männer wie Spanheim und Havercamp haben es der Mühe werth gefunden, ihre Münzen und Medaillen zu erläutern; ihren geschnittenen Steinen widmete Santo Bartolo seine kunstgeübte Hand. Die Correggios ihrer Gemäldesammlung sind immer der beste Schmuck der Bildergallerien gewesen, in welche der Wechsel der Zeiten sie geführt hat. Die Handschriften ihrer Bibliothek haben nicht wenig dazu beigetragen, den Ruhm der

Vaticana, der sie später einverleibt worden sind, zu erhalten. Erwerbungen und Besitzthümer dieser Art erfüllen das tägliche Leben mit harmlosem Genuß. Auch an wissenschaftlichen Bestrebungen nahm sie lebendigen Antheil. Es gereicht ihr sehr zur Ehre, daß sie sich des armen verjagten Borelli, der in hohen Jahren wieder genöthigt war, Unterricht zu geben, nach Kräften annahm und sein ruhmwürdiges, noch immer unübertroffenes Werk über die Mechanik der Thierbewegungen, das auch für die Entwickelung der Physiologie so große Bedeutung gehabt hat, auf ihre Kosten drucken ließ. Ja, wir dürfen, denke ich, behaupten, daß auch sie selbst, wie sie sich weiter ausbildete, ihr gereifter Geist einen nachwirkenden und unvergänglichen Einfluß ausgeübt hat, namentlich auf die italienische Literatur. Es ist bekannt, welchen Verirrungen in das Ueberladene, Gesuchte, Bedeutungslose sich italienische Dichtkunst und Beredtsamkeit damals hingaben. Königin Christine war zu gut gebildet, zu geistreich, als daß sie von dieser Mode hätte bestrickt werden sollen: ihr war dieselbe ein Gräuel. Im Jahre 1680 stiftete sie eine Akademie für politische und literarische Uebungen in ihrem Hause, unter deren Statuten das vornehmste ist, daß man sich der schwülstigen, mit Metaphern überhäuften modernen Manier enthalten und nur der gesunden Vernunft und den Mustern des augusteischen und mediceischen Zeitalters folgen wolle. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in der Bibliothek Albani zu Rom auf die Arbeiten dieser Akademie stößt, Uebungen italienischer Abbaten, verbessert von der Hand einer nordischen Königin; jedoch ist das nicht ohne Bedeutung. Aus ihrer Akademie gingen Männer hervor wie Alessandro Guidi, der früher auch dem gewohnten Stile gefolgt war, seit er aber in die Nähe der Königin gekommen, sich entschlossen von ihm lossagte und mit einigen Freunden in Bund trat, um ihn wo möglich ganz zu vertilgen. Die Arcadia, eine Akademie, der man das Verdienst zuschreibt, dies vollbracht zu haben, hat sich aus der Gesellschaft der Königin Christine entwickelt. Ueberhaupt, das ist nicht zu leugnen, daß die Königin in der Mitte so vieler auf sie eindringenden Eindrücke eine edle Selbständigkeit des Geistes bewahrte. Der Anforderung, die man sonst an Convertitenmacht, oder die sie sich von freien Stücken auflegen, einer in die Augen fallenden Frömmigkeit, war sie nicht gemeint sich zu bequemen. So katholisch sie ist, so oft sie auch ihre Ueberzeugung von der Infallibilität des Papstes wiederholt, von der Nothwendigkeit, alles zu glauben, was er und die Kirche gebiete, so hat sie doch einen wahren Haß gegen die Bigotten und

verabscheut die Direction der Beichtväter, die damals das gesammte Leben beherrschte. Sie ließ sich nicht nehmen, Carneval, Concert, Comödie und was das römische Leben ihr sonst darbieten mochte, vor allem die innere Bewegung einer geistreichen und lebendigen Gesellschaft zu genießen. Sie liebt, wie sie bekennt, die Satire: Pasquino macht ihr Vergnügen. In die Intriguen des Hofes, die Entzweiungen der papalen Häuser, die Factionen der Cardinäle unter einander ist sie immer auch mit verwickelt. Sie hält sich an die squadronistische Faction, deren Haupt ihr Freund Azzolini ist, ein Mann, den auch Andere für das geistreichste Mitglied der Curie halten, den sie aber geradezu für einen göttlichen, unvergleichlichen, dämonischen Menschen erklärt, den einzigen, den sie dem alten Reichscanzler Axel Oxenstierna überlegen glaubt. Sie wollte ihm in ihren Memoiren ein Denkmal setzen. Unglücklicherweise ist nur ein kleiner Theil derselben bekannt geworden, der aber einen Ernst, eine Wahrhaftigkeit in dem Umgange mit sich selbst, einen freien und festen Sinn enthüllt, vor welchem die Afterrede verstummt. Eine nicht minder merkwürdige Production sind die Sinnsprüche und zerstreuten Gedanken, die wir als eine Arbeit ihrer Nebenstunden besitzen. Bei vielem Sinne für die Welt, einer Einsicht in das Getriebe der Leidenschaften, die nur durch Erfahrung erworben sein kann, den feinsten Bemerkungen darüber, zeigt sie doch zugleich eine entschiedene Richtung auf das Wesentliche, lebendige Ueberzeugung von der Selbstbestimmung und dem Adel des Geistes, gerechte Würdigung der irdischen Dinge, welche weder zu gering noch auch zu hoch angeschlagen werden, eine Gesinnung, die nur Gott und sich selbst genugzuthun sucht. Die große Bewegung des Geistes, die sich gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit entwickelte und eine neue Aera eröffnete, vollzog sich auch in dieser Fürstin. Dazu war ihr der Aufenthalt in einem Mittelpunkte der europäischen Bildung und die Muße des Privatlebens, wenn nicht unbedingt nothwendig, doch gewiß sehr förderlich. Leidenschaftlich liebte sie diese Umgebung: sie glaubte nicht leben zu können, wenn sie die Luft von Rom nicht athme.

Verwaltung des Staates und der Kirche.

Es gab schwerlich noch einen anderen Ort in der damaligen Welt, wo sich so viel Cultur der Gesellschaft, so mannichfaltiges Be-

ſtreben in Literatur und Kunſt, ſo viel heiteres, geiſtvolles Vergnügen, überhaupt ein Leben ſo erfüllt mit Theilnahme abgewinnenden, den Geiſt beſchäftigenden Intereſſen gefunden hätte, wie am Hofe zu Rom. Die Gewalt fühlte man wenig; die herrſchenden Geſchlechter theilten im Grunde Glanz und Macht. Auch die geiſtlichen Anforderungen konnten nicht mehr in aller ihrer Strenge durchgeſetzt werden: ſie fanden ſchon in der Geſinnung der Welt einen merklichen Widerſtand. Es war mehr eine Epoche des Genuſſes: die im Laufe der Zeit emporgekommenen Perſönlichkeiten und geiſtigen Antriebe bewegten ſich in ſchwelgeriſchem Gleichgewicht.

Eine andere Frage war aber, wie man von hier aus Kirche und Staat regieren werde.

Denn ohne Zweifel hatte der Hof, oder vielmehr die Prälatur, welche eigentlich erſt die vollgültigen Mitglieder der Curie umfaßte, dieſe Verwaltung in ihren Händen.

Schon unter Alexander VII hatte ſich das Inſtitut der Prälatur in ſeinen modernen Formen ausgebildet. Um Referendario di Segnatura zu werden, wovon alles ausgeht, mußte man Doctor Juris ſein, drei Jahre bei einem Advocaten gearbeitet, ein beſtimmtes Alter erreicht haben, ein beſtimmtes Vermögen beſitzen und übrigens keinen Tadel darbieten. Das Alter war früher auf 25 Jahre, das Vermögen auf ein Einkommen von 1000 Scudi feſtgeſetzt. Alexander traf die ziemlich ariſtokratiſche Abänderung, daß nur 21 Jahre erforderlich ſeien, aber dagegen 1500 Sc. feſte Einkünfte nachgewieſen werden ſollten. Wer dieſen Anforderungen genügte, ward von dem Preſetto die Segnatura eingekleidet und mit dem Vortrag über zwei Streitſachen vor verſammelter Segnatura beauftragt. So ergriff er Beſitz, ſo ward er zu allen anderen Aemtern befähigt. Von dem Governo einer Stadt, einer Landſchaft ſtieg man zu einer Nuntiatur, einer Vicelegation auf, oder man gelangte zu einer Stelle in der Rota, in den Congregationen; dann folgten Cardinalat, Legation. Geiſtliche und weltliche Gewalt waren ſelbſt in der Verwaltung in den höchſten Stellen vereinigt. Wenn der Legat in einer Stadt erſcheint, hören einige geiſtlichen Ehrenvorrechte des Biſchofs auf; der Legat giebt dem Volke den Segen wie der Papſt. Unaufhörlich wechſeln die Mitglieder der Curie zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Aemtern.

Bleiben wir nun zuerſt bei der weltlichen Seite, der Staatsverwaltung, ſtehen.

Alles hing von den Bedürfnissen ab, den Anforderungen, die man an die Unterthanen machte, von der Lage der Finanzen.

Wir sahen, welch' einen verderblichen Schwung das Schuldenwesen unter Urban VIII besonders durch den Krieg von Castro bekam; aber noch einmal waren doch die Anleihen durchgesetzt worden, die Luoghi di Monte standen hoch im Preise; ohne Rücksicht noch Einhalt fuhren die Päpste auf dem betretenen Wege fort.

Innocenz X fand 1644 182,103¾ und hinterließ 1655 die Zahl von 264,129½ Luoghi di Monte, so daß das Kapital, welches hiedurch bezeichnet wird, von 18 auf mehr als 26 Millionen gestiegen war. Obwohl er mit dieser Summe auch anderweite Schulden bezahlt, Capitalien abgelöst hat, so lag doch immer ein starker Anwachs der Gesammtmasse darin, die man bei seinem Ableben auf 48 Millionen Scudi berechnete. Er hatte das Glück gehabt, von den Auflagen Urbans VIII einen Mehrertrag zu ziehen, auf den er die neuen Monti fundirte.

Indem nun Alexander VII die Regierung antrat, zeigte sich wohl, daß eine Vermehrung der Auflagen unthunlich sei; Anleihen waren nun schon so zur Gewohnheit geworden, daß man ihrer gar nicht mehr entbehren konnte. Alexander entschloß sich, eine neue Hülfsquelle in einer Reduction der Zinsen zu suchen.

Die Vacabili, welche 10½ Procent Zinsen trugen, standen auf 150: er beschloß, sie alle einzuziehen. Obwohl er sie nach dem Curs bezahlte, so hatte er doch dabei einen großen Vortheil, da die Kammer im Allgemeinen für 4 Procent aufnahm und daher, wenn sie auch mit geliehenem Gelde zurückzahlte, doch in Zukunft statt 10½ nur 6 Procent Zinsen zu zahlen brauchte.

Hierauf faßte Alexander die Absicht, auch alle Nonvacabili, die über 4 Procent trugen, auf diesen Zinsfuß zurückzubringen. Da er sich aber hiebei um den Curs nicht kümmerte, der 116 Procent stand, sondern schlechtweg nach dem Wortlaut seiner Verpflichtung hundert für den Luogho zurückzahlte und nicht mehr, so machte er einen neuen sehr bedeutenden Vortheil. Alle diese Zinsen beruhten, wie wir sahen, auf Auflagen, und es mag vielleicht anfangs die Absicht gewesen sein, die drückendsten zu erlassen; aber da man bei der alten Wirthschaft beharrte, so war das nicht durchzusetzen: auf einen Nachlaß an dem Salzpreise erfolgte sehr bald eine Erhöhung der Mahlsteuer; jener ganze Gewinn ward von der Staatsverwaltung oder dem Nepotismus verschlungen. Rechnet man die Ersparnisse der Reductionen zusammen, so müssen sie ungefähr 140,000 Scudi be-

tragen haben, deren neue Verwendung als Zins eine Vermehrung der Schuld ungefähr um 3 Millionen enthalten würde.

Auch Clemens IX wußte die Staatsverwaltung nur mit neuen Anleihen zu führen. Aber schon sah er sich so weit gebracht, daß er den Ertrag der Dataria, der bisher immer geschont worden, auf den der tägliche Unterhalt des päpstlichen Hofes angewiesen war, doch endlich auch angriff. Er hat 13,200 neue Luoghi di Monte darauf gegründet. Im Jahre 1670 konnten sich die päpstlichen Schulden auf ungefähr 52 Millionen Scudi belaufen.

Daraus folgte nun einmal, daß man die Lasten, die sich in einem unproductiven, an dem Welthandel keinen Antheil nehmenden Lande schon sehr drückend erweisen, auch bei dem besten Willen nicht anders als unmerklich und vorübergehend vermindern konnte.

Eine andere Klage war, daß die Monti auch an Fremde gelangten, denen dann die Zinsen zugute kamen, ohne daß sie zu den Abgaben beigetragen hätten. Man berechnete, daß jährlich 600,000 Sc. nach Genua geschickt würden; das Land wurde hiedurch zum Schuldner einer fremden Landsmannschaft, was seiner freien Entwickelung unmöglich förderlich sein konnte.

Und eine noch tiefer eingreifende Wirkung knüpfte sich hieran. Wie hätte es anders sein können, als daß die Inhaber der Renten, die Geldbesitzer, auch einen großen Einfluß auf den Staat und seine Verwaltung erlangen mußten?

Die großen Handelshäuser bekamen einen unmittelbaren Antheil an den Staatsgeschäften. Dem Tesoriere war immer ein Handelshaus beigegeben, von dem die Gelder in Empfang genommen und ausgezahlt wurden: die Cassen des Staates waren eigentlich immer in den Händen der Kaufleute. Aber diese waren auch die Pächter der Einkünfte, Schatzmeister in den Provinzen. So viele Aemter waren käuflich; sie besaßen die Mittel, sie an sich zu bringen. Schon ohnehin gehörte ein nicht unbedeutendes Vermögen dazu, um an der Curie fortzukommen. In den wichtigsten Stellen der Verwaltung finden wir um das Jahr 1665 Florentiner und Genuesen. Der Geist des Hofes nahm eine so mercantile Richtung, daß allmählich die Beförderungen bei weitem weniger von Verdienst als von Geld abhingen. „Ein Kaufmann mit seiner Börse in der Hand", sagt Grimani, „hat am Ende allemal den Vorzug. Der Hof erfüllt sich mit Miethlingen, die nur nach Gewinn trachten, die sich nur als Handelsleute fühlen, nicht als Staatsmänner, und lauter niedrige Gedanken hegen".

Das war nun um so wichtiger, da es in dem Lande keine Selbständigkeit mehr gab. Nur Bologna entwickelte zuweilen einen nachhaltigen Widerstand, so daß man in Rom sogar einmal daran dachte, dort eine Citadelle zu errichten. Wohl widersetzten sich dann und wann auch andere Comunitäten: die Einwohner von Fermo wollten einst nicht dulden, daß Getreide, dessen sie selbst zu bedürfen glaubten, aus ihrem Gebiete weggeführt würde; in Perugia weigerte man sich, rückständige Auflagen nachzuzahlen; aber die Generalcommissare des Hofes unterdrückten diese Bewegungen leicht und führten dann eine um so strengere Unterordnung ein: allmählich wurde auch die Verwaltung der Communalgüter dem Ermessen des Hofes unterworfen.

Ein merkwürdiges Beispiel von dem Gange dieser Verwaltung giebt uns das Institut der Annona.

Wie es im 16. Jahrhundert überhaupt ein allgemeiner Grundsatz war, die Ausfuhr der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu erschweren, so trafen auch die Päpste dahin zielende Einrichtungen, vorzüglich um der Theuerung des Brotes vorzubeugen. Doch hatte der Prefetto dell' Annona, dem dieser Zweig der aufsehenden Gewalt übertragen ward, anfangs nur sehr beschränkte Befugnisse. Zuerst erweiterte sie Gregor XIII. Ohne die Erlaubniß des Prefetto sollte das gewonnene Getreide weder überhaupt aus dem Lande, noch auch nur aus einem Bezirke in den anderen ausgeführt werden. Nur in dem Falle aber ward die Erlaubniß ertheilt, daß das Getreide am 1. März unter einem gewissen Preise zu haben war. Clemens VIII bestimmte diesen Preis auf 6, Paul V auf $5\frac{1}{2}$ Scudi für den Rubbio. Es ward ein besonderer Tarif für das Brot nach den verschiedenen Kornpreisen festgesetzt.

Nun fand sich aber, daß das Bedürfniß Roms von Jahr zu Jahr anwuchs. Die Einwohnerzahl nahm zu; der Anbau der Campagna gerieth in Verfall. Der Verfall der Campagna wird besonders in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Irre ich nicht, so wird man ihn aus zwei Ursachen herzuleiten haben: einmal aus jener Veräußerung der kleineren Besitzthümer an die großen Familien — denn dieses Land fordert die sorgfältigste Bearbeitung, die ihm nur der kleinere Eigenthümer zuzuwenden pflegt, der mit seinem ganzen Einkommen darauf verwiesen ist,— und sodann der zunehmenden Verschlechterung der Luft. Gregor XIII hatte den Getreidebau auszudehnen, Sixtus V die Schlupfwinkel der Banditen zu vernichten gesucht, und so hatte jener die tieferen Gegenden nach

dem Meere hin ihrer Bäume und Gebüsche, dieser die Anhöhen ihrer Waldungen beraubt. Weder das Eine noch das Andere kann von Nutzen gewesen sein; die Aria cattiva dehnte sich aus und trug dazu bei, die Campagna zu veröden. Von Jahr zu Jahr nahm ihr Ertrag ab.

Dieses Mißverhältniß nun zwischen Ertrag und Bedürfniß veranlaßte Papst Urban den VIII, die Aufsicht zu schärfen, die Rechte des Prefetto auszudehnen. Durch eine seiner ersten Constitutionen hob er alle Ausfuhr von Getreide oder Vieh oder Oel, sowohl aus dem Staate überhaupt als aus einem Gebiete in das andere, schlechthin auf, und bevollmächtigte den Prefetto, dem Ertrage einer jeden Ernte gemäß den Preis des Getreides auf Campofiore zu bestimmen und den Bäckern das Gewicht des Brotes nach Maßgabe desselben vorzuschreiben.

Hiedurch war der Prefetto allmächtig, und er versäumte nicht, die ihm zugestandene Befugniß zu seinem und seiner Freunde Vortheil anzuwenden. Er bekam geradezu das Monopol mit Korn, Oel Fleisch, mit allen ersten Lebensbedürfnissen in die Hände. Daß die Wohlfeilheit derselben sehr befördert worden wäre, läßt sich nicht sagen: den Begünstigten ward selbst die Ausfuhr zugestanden, und man fühlte hauptsächlich nur den Druck, der bei Aufkauf und Verkauf stattfand. Auf der Stelle wollte man bemerken, daß der Ackerbau noch mehr abnehme.

Ueberhaupt beginnen nun die Klagen über den allgemeinen Verfall des Kirchenstaates, die seitdem nie wieder aufgehört. „Auf unserer Reise hin und her", sagen die venezianischen Gesandten von 1621, bei denen ich sie zuerst finde, „haben wir große Armuth unter den Bauern und in dem gemeinen Volke, geringen Wohlstand, um nicht zu sagen große Beschränkung bei allen anderen wahrgenommen, eine Frucht der Regierungsart und besonders des geringfügigen Verkehrs. Bologna und Ferrara haben in Palästen und Adel einen gewissen Glanz; Ancona ist nicht ohne Handel mit Ragusa und der Türkei; alle übrigen Städte aber sind tief gesunken." Um das Jahr 1650 bildete sich die Meinung ganz allgemein aus, daß eine geistliche Regierung verderblich sei. Schon fangen auch die Einwohner an, sich bitter zu beklagen. „Die Auflagen der Barberini", heißt es in einer gleichzeitigen Lebensbeschreibung, „haben das Land, die Habsucht der Donna Olimpia hat den Hof erschöpft. Von der Tugend Alexanders VII erwartete man eine Verbesserung; aber ganz Siena hat sich nach dem Kirchenstaate ergossen, um ihn

vollends auszusaugen". Und doch ließen die Forderungen noch immer nicht nach.

Ein Cardinal verglich diese Verwaltung einst mit einem Pferde, das, im Lauf ermüdet, aufs neue angetrieben werde und sich aufs neue in Lauf setze, bis es erschöpft sei und hinstürze. Dieser Moment einer völligen Erschöpfung schien jetzt gekommen.

Es hatte sich der schlechteste Geist, der eine Beamtenschaft ergreifen kann, gebildet: ein Jeder sah das Gemeinwesen hauptsächlich als einen Gegenstand seines persönlichen Vortheils, oft nur seiner Habsucht an.

Wie riß die Bestechlichkeit auf eine so furchtbare Weise ein!

An dem Hofe Innocenz' X. verschaffte Donna Olimpia Aemter unter der Bedingung einer monatlichen Erkenntlichkeit. Und wäre sie nur die Einzige gewesen! Aber die Schwägerin des Datarius Cecchino, Donna Clementia, verfuhr auf ähnliche Weise. Besonders das Weihnachtsfest war die große Ernte der Geschenke. Daß Don Camillo Astalli einstmals, obwohl er es hatte hoffen lassen, dann doch mit Donna Olimpia nicht theilen wollte, regte deren heftigen Ingrimm auf, und legte den Grund zu seinem Sturze. Zu welchen Verfälschungen ließ sich Mascambruno durch Bestechung hinreißen! Den Decreten die er dem Papst vorlegte, fügte er falsche Summarien bei; da der Papst nur die Summarien las, so unterzeichnete er Dinge, von denen er keine Ahnung hatte, und die den römischen Hof mit Schmach' bedeckten. Es giebt nichts Schmerzlicheres, als wenn man liest, der Bruder Alexanders VII, Don Mario, sei unter anderm dadurch reich geworden, daß er die Gerechtigkeit im Borgo verwaltete.

Denn leider war auch die Rechtspflege von dieser Seuche ergriffen.

Wir haben ein Verzeichniß der Mißbräuche, die an dem Gerichtshofe der Rota eingerissen, das dem Papst Alexander von einem Manne übergeben wurde, der 28 Jahre an demselben gearbeitet hatte. Er rechnet, daß es keinen Auditore di Rota gebe, der zu Weihnachten nicht an 500 Scudi Geschenke erhalte. Wer an die Person des Auditore selbst nicht zu kommen vermochte, wußte doch an seine Verwandten, Gehülfen, Diener zu gelangen.

Nicht minder verderblich aber wirkten die Empfehlungen des Hofes oder der Großen. Die Richter haben sich zuweilen bei den Parteien selbst über das ungerechte Urtheil entschuldigt, welches sie ausgesprochen: sie erklärten, die Gerechtigkeit erleide Gewalt.

Was konnte dies nun für eine Rechtspflege geben? Vier Monate hatte man Ferien; auch in den übrigen war das Leben zerstreuend, aufreibend; die Urtel verzogen sich ungebührlich, und trugen zuletzt doch alle Spuren der Uebereilung. Es wäre vergeblich gewesen, sich auf Apellationen einzulassen. Zwar wurde dann die Sache anderen Mitgliedern übergeben; aber wie hätten diese nicht eben so gut wie die früheren jenen Einflüssen unterliegen sollen? Sie nahmen sogar überdieß auf das vorhergegangene Votum Rücksicht.

Uebelstände, die sich von dem höchsten Gerichtshofe in alle anderen, in die Justiz und Regierung der Provinzen ausbreiteten.

Auf das dringendste stellt sie Cardinal Sacchetti in einer uns aufbehaltenen Schrift dem Papst Alexander vor: die Unterdrückung des Armen, dem Niemand helfe, durch die Mächtigeren; die Beeinträchtigung der Gerechtigkeit durch die Verwendungen von Cardinälen, Fürsten und Angehörigen des Palastes; das Verzögern von Sachen, die in ein paar Tagen abgethan werden könnten, auf Jahre und Jahrzehende; die Gewaltsamkeiten, die derjenige erfahre, der sich von einer unteren Behörde an eine höhere wende; die Verpfändungen und Executionen, mit denen man die Abgaben eintreibe; grausame Mittel, nur dazu geeignet, den Fürsten verhaßt und seine Diener reich zu machen: „Leiden, heiligster Vater", ruft er aus, „welche schlimmer sind als die Leiden der Hebräer in Aegypten! Völker, die nicht mit dem Schwert erobert, sondern entweder durch fürstliche Schenkungen, oder durch freiwillige Unterwerfung an den römischen Stuhl gekommen sind, werden unmenschlicher behandelt als die Sklaven in Syrien oder in Afrika. Wer kann es ohne Thränen vernehmen"!

So stand es mit dem Kirchenstaate bereits in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Und wäre es nun wohl zu denken, daß sich die Verwaltung der Kirche von Mißbräuchen dieser Art hätte freihalten können?

Sie hing eben so gut wie die Verwaltung des Staates von dem Hofe ab; von dem Geiste desselben empfing sie ihren Antrieb.

Allerdings waren der Curie auf diesem Gebiete Schranken gezogen. In Frankreich genoß die Krone die bedeutendsten Vorrechte; in Deutschland behaupteten die Capitel ihre Selbständigkeit. In Italien und Spanien dagegen hatte sie freiere Hand; und in der That machte sie hier ihre lucrativen Rechte rücksichtslos geltend.

In Spanien stand dem römischen Hofe die Ernennung zu allen

geringeren, in Italien selbst zu allen höheren Aemtern und Pfründen zu. Es ist kaum zu glauben, welche Summen der Dataria durch die Ausfertigung von Bestallungen, die Spolien, die Einkünfte während der Vacanzen aus Spanien zuflossen. Aus dem italienischen Verhältniß aber zog die Curie, als Gesammtheit betrachtet, vielleicht noch größern Vortheil: die reichsten Bisthümer und Abteien, so viele Priorate, Commenden und andere Pfründen kamen den Mitgliedern derselben unmittelbar zugute.

Und wäre es nur hiebei geblieben!

Aber an die Rechte, die schon etwas Bedenkliches hatten, knüpften sich die verderblichsten Mißbräuche. Ich will nur einen berühren, der freilich wohl auch der schlimmste sein wird. Es führte sich ein und kam in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts so recht in Schwang, daß man die Pfünden, die man vergabte, zu Gunsten irgend eines Mitgliedes der Curie mit einer Pension belastete.

In Spanien war dies ausdrücklich verboten: wie die Pfründen selbst nur an Eingeborne gelangen durften, so sollten auch nur zu deren Gunsten Pensionen stattfinden. Allein man wußte zu Rom diese Bestimmungen zu umgehen. Die Pension wurde auf den Namen eines eingeborenen oder eines naturalisirten Spaniers ausgefertigt; dieser aber verpflichtete sich durch einen bürgerlichen Contract, jährlich eine bestimmte Summe für den eigentlich Begünstigten in einem römischen Handelshause zahlen zu lassen. In Italien nun brauchte man nicht einmal diese Rücksicht zu nehmen; oft waren die Bisthümer auf eine unerträgliche Weise belastet. Monsignor de Angelis, Bischof von Urbino, klagte im Jahre 1663, daß er aus diesem reichen Bisthume nicht mehr übrig behalte als 60 Scudi des Jahres; er habe schon Verzicht geleistet, und der Hof wolle seine Entsagung nur nicht annehmen. Es fand sich Jahre lang Niemand, der die Sitze von Ancona und Pesaro unter den schweren Bedingungen, die man auflegte, hätte übernehmen mögen. Im Jahre 1667 zählte man in Neapel 28 Bischöfe und Erzbischöfe, welche von ihrem Amte entbunden worden, weil sie ihre Pensionen nicht bezahlten. Von den Bisthümern ging dies Unwesen auch auf die Pfarren über. Auf der reichsten Pfarrei fand der Inhaber oftmals nur noch ein dürftiges Auskommen. Die armen Landpfarrer sahen zuweilen auch ihre Accidenzien belastet. Manche wurden unmuthig und verließen ihre Stellen; aber mit der Zeit fanden sich immer wieder Competenten; ja, sie wetteiferten mit einander, der Curie größere Pensionen anzubieten.

Was mußten das aber für Leute sein! Es konnte nichts anderes als das Verderben der Landpfarren, die Verwahrlosung des gemeinen Volkes erfolgen.

Weit besser war es doch in der That, daß man in der protestantischen Kirche das Ueberflüssige von allem Anfange beiseitigt hatte und nun wenigstens Ordnung und Recht walten ließ.

Allerdings bewirkten die Reichthümer der katholischen Kirche und der weltliche Rang, zu welchem eine Stellung in derselben erhob, daß sich die hohe Aristokratie ihr widmete; Papst Alexander hatte sogar die Maxime, vorzugsweise Leute von guter Geburt zu befördern; er hegte die sonderbare Meinung, da es schon den Fürsten der Erde angenehm sei, Diener von vornehmer Herkunft um sich zu sehen, so müsse es auch Gott gefallen, wenn sein Dienst von Personen vollzogen werde, welche über die anderen erhaben seien. Aber gewiß das war nicht der Weg, auf welchem die Kirche sich in früheren Jahrhunderten erhoben, es war selbst der nicht, auf welchem sie sich in den letzten Zeiten restaurirt hatte. Die Klöster und Congregationen, die so viel zur Wiederaufnahme des Katholicismus beigetragen, ließ man dagegen in Verachtung gerathen. Die Nepoten mochten Niemanden der durch Klosterverpflichtungen gebunden war, schon darum, weil ein solcher ihnen nicht so unaufhörlich den Hof machen konnte. Bei den Concurrenzen behielten jetzt in der Regel die Weltgeistlichen den Platz, auch wenn sie in Verdiensten oder Gelehrsamkeit nachstanden. „Man scheint dafür zu halten", sagt Grimani, „das Bisthum oder gar der Purpur werde beschimpft, wenn man sie einem Klosterbruder ertheile". Er will bemerken, daß die Mönche nicht mehr recht wagen, sich am Hofe blicken zu lassen, weil ihrer da nur Spott und Beleidigung warten. Schon zeigte sich, daß nur Leute von der geringsten Herkunft in die Klöster zu treten geneigt seien. „Selbst ein fallirter Krämer", ruft er aus, „hält sich für zu gut, um die Capuze zu nehmen".

Verloren dergestalt die Klöster wirklich an innerer Bedeutung, so ist es kein Wunder, wenn man auch bereits anfing, sie für überflüssig zu halten. Es ist sehr bemerkenswerth, daß sich diese Meinung zuerst in Rom entwickelte, daß man es zuerst hier nothwendig fand, das Mönchswesen zu beschränken. Schon im Jahre 1649 verbot Innocenz X durch eine Bulle alle neue Aufnahme in irgend einen regularen Orden, bis das Einkommen der verschiedenen Convente berechnet und die Zahl der Personen bestimmt sei, welche darin leben könnten. Noch wichtiger ist eine Bulle vom 15. Oktober

1652. Der Papst beklagt darin, daß es so viele kleinen Conventе gebe, in denen man weder die Offizien bei Tage oder bei Nacht versehen, noch geistliche Uebungen halten, noch die Clausur beobachten könne, Freistätten für Liederlichkeit und Verbrechen; ihre Anzahl habe jetzt über alles Maß zugenommen; er hebt sie mit Einem Schlage alle auf: denn das Unkraut müsse man sondern von dem Weizen. Schon begann man, und zwar zunächst ebenfalls in Rom, darauf zu denken, finanziellen Bedürfnissen selbst fremder Staaten durch Einziehungen nicht von Klöstern, sondern von ganzen Instituten zu Hülfe zu kommen. Als Alexander VII kurz nach seiner Thronbesteigung von den Venezianern ersucht ward, sie in dem Kriege von Candia gegen die Osmanen zu unterstützen, schlug er selbst ihnen die Aufhebung einiger Orden in ihrem Lande vor. Sie waren eher dagegen, weil diese Orden doch eine Versorgung für die armen Nobili darboten. Aber der Papst setzte seine Absicht durch. Das Dasein dieser Conventе, sagte er, gereiche den Gläubigen eher zum Anstoß als zur Erbauung: er verfahre wie ein Gärtner, der die unnützen Zweige vom Weinstocke abschneide, um ihn desto fruchtbarer zu machen.

Doch hätte man nicht sagen können, daß es nun unter denen, die man beförderte, besonders glänzende Talente gegeben hätte. In dem siebzehnten Jahrhundert ist eine allgemeine Klage über den Mangel an ausgezeichneten Leuten. Einmal blieben talentvolle Männer häufig schon darum von der Prälatur ausgeschlossen, weil sie zu arm waren, um jene Bedingungen der Aufnahme zu erfüllen. Das Fortkommen hing doch allzusehr von der Gunst der Nepoten ab, die sich nur durch eine Geschmeidigkeit und Unterwürfigkeit erreichen ließ, welche der freien Entwickelung edler Geistesgaben nicht günstig sein konnte. Auf die gesammte Geistlichkeit wirkte dies zurück.

Gewiß ist es auffallend, daß in den wichtigsten theologischen Disciplinen so gut wie gar keine originalen italienischen Autoren auftreten, weder in der Schrifterklärung, wo man nur die Hervorbringungen des 16. Jahrhunderts wiederholte, noch auch in der Moral, obwohl diese anderwärts sehr kultivirt wurde, noch auch in dem Dogma. Schon in den Congregationen über die Gnadenmittel erscheinen lauter Fremde auf dem Kampfplatze; an den späteren Streitigkeiten über Freiheit und Glauben nehmen die Italiener nur wenig Antheil. Nach Girolamo da Narni that sich selbst in Rom kein ausgezeichneter Prediger mehr hervor. In jenem Tagebuche von 1640 bis 1650, das ein so strenger Katholik verfaßt hat, wird es

mit Erstaunen bemerkt. „Mit den Fasten", heißt es darin, „höre die Comödie auf in den Sälen und Häusern und fange an in den Kirchen auf den Kanzeln. Das heilige Geschäft der Predigt diene der Ruhmsucht oder der Schmeichelei. Man trage Metaphysik vor, von welcher der Sprechende wenig, seine Zuhörer aber gar nichts verstehen. Statt zu lehren, zu tadeln, lasse man Lobreden erschallen, nur um sich emporzubringen. Schon komme es auch bei der Wahl der Prediger nicht mehr auf Verdienst, sondern nur auf Verbindung und Gunst an."

Die Summe ist: jener große innere Antrieb, der früher Hof und Staat und Kirche beherrscht und ihnen ihre streng religiöse Haltung gegeben hat, ist erloschen; mit den Tendenzen der Restauration und Eroberung ist es vorbei; jetzt machen sich andere Triebe in den Dingen geltend, die doch zuletzt nur auf Macht und Genuß hinauslaufen und das Geistliche aufs neue verweltlichen.

Die Frage entsteht, welche Richtung unter diesen Umständen die Gesellschaft angenommen hatte, die auf die Principien der Restauration so besonders gegründet war, der Orden der Jesuiten.

Die Jesuiten in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Die vornehmste Veränderung in dem Innern der Gesellschaft Jesu bestand darin, daß die Professen in den Besitz der Macht gelangten.

Professen, welche die vier Gelübde ablegten, gab es anfangs nur wenige. Von den Collegien entfernt, auf Almosen angewiesen, hatten sie sich darauf beschränkt, eine geistliche Autorität auszuüben; die Stellen, welche weltliche Thätigkeit erforderten, von Rectoren, Provincialen, die Collegien überhaupt waren in den Händen der Coadjutoren gewesen. Jetzt aber änderte sich dies. Die Professen selbst gelangten zu den Stellen der Verwaltung; sie nahmen Theil an den Einkünften der Collegien; sie wurden Rectoren, Provincialen.

Daher folgte nun zunächst, daß die strengeren Tendenzen persönlicher Devotion, die bisher in der Absonderung der Profeßhäuser vorzüglich festgehalten worden, allmählich erkalteten; schon bei der Aufnahme konnte man nicht mehr so genau auf die ascetische Befähigung sehen; namentlich Vitelleschi ließ viele Unberufenen zu: man drängte sich nach dem höchsten Grade, weil er zugleich geist-

liches Ansehen und weltliche Macht gewährte. Außerdem aber zeigte sich diese Verbindung auch ganz im Allgemeinen nachtheilig. Coadjutoren und Professen hatten sich früher wechselseitig beaufsichtigt; jetzt vereinten sich praktische Bedeutung und geistlicher Anspruch in denselben Personen. Auch die Beschränktesten hielten sich für große Köpfe, da ihnen Niemand mehr zu widersprechen wagte. Im Besitze der ausschließenden Herrschaft fingen sie an, die Reichthümer, welche die Collegien im Laufe der Zeit erworben, in Ruhe zu genießen und hauptsächlich nur auf eine Vermehrung derselben zu denken; die eigentliche Amtsführung in Schule und Kirche überließen sie den jüngeren Leuten. Auch dem General gegenüber nahmen sie eine sehr selbständige Haltung an.

Wie groß die Umwandlung war, sieht man unter anderem an der Natur und den Schicksalen der Generale, an der Wahl der Oberhäupter, der Art, wie man mit diesen verfuhr.

Wie verschieden war Mutio Vitelleschi von seinem selbstherrschenden, verschmitzten, unerschütterlichen Vorgänger Aquaviva! Vitelleschi war von Natur mild, nachgiebig, versöhnend; seine Bekannten nannten ihn den Engel des Friedens; auf seinem Todbette fand er in der Ueberzeugung einen Trost, daß er Niemanden beleidigt habe. Treffliche Eigenschaften eines liebenswürdigen Gemüthes, die aber nicht hinreichten, einen so weit verbreiteten, thätigen und mächtigen Orden zu regieren. Auch vermochte er die Strenge der Disciplin nicht einmal in Hinsicht der Kleidung festzuhalten, geschweige den Forderungen eines entschlossenen Ehrgeizes Widerstand zu leisten. Unter seiner Verwaltung, 1615—1645, setzte sich die oben bezeichnete Umwandlung durch.

In seinem Sinne verfuhren auch seine nächsten Nachfolger: Vincenzo Caraffa (—1649), ein Mann, der selbst eine persönliche Bedienung verschmähte, lauter Demuth und Frömmigkeit war, aber weder mit seinem Beispiel noch mit Ermahnungen durchzudringen vermochte; Piccolomini (— 1651), der einer Neigung zu durchgreifenden Maßregeln, die ihm von Natur eigen war, jetzt entsagte und nur noch auf die Genugthuung seiner Ordensbrüder Bedacht nahm.

Denn schon war es nicht mehr rathsam, hierin eine Aenderung treffen zu wollen. Alessandro Gottofredi — Januar bis März 1651 — hätte das gern gethan: er suchte wenigstens den sich vordrängenden Ehrgeiz in Schranken zu halten; aber die zwei Monate seiner Verwaltung reichten hin, ihn allgemein verhaßt zu machen: man begrüßte

seinen Tod als die Befreiung von einem Tyrannen. Und noch weit entschiedenere Abneigung zog sich der nächste General, Goswin Nickel, zu. Man könnte nicht sagen, daß er tief eingreifende Reformen beabsichtigt hätte; er ließ es im Ganzen gehen, wie es ging. Er war nur gewohnt, mit Hartnäckigkeit auf einmal ergriffenen Meinungen zu bestehen, und zeigte sich rauh, abstoßend, rücksichtslos; aber schon hiedurch verletzte er die Eigenliebe mächtiger Mitglieder des Ordens so tief und lebhaft, daß die Generalcongregation von 1661 zu Maßregeln gegen ihn schritt, die man bei der monarchischen Natur des Institutes nicht hätte für möglich halten sollen.

Sie ersuchte zuerst Papst Alexander den VII um die Erlaubniß, ihrem General einen Vicar mit dem Rechte der Nachfolge beizuordnen. Leicht war die Erlaubniß erlangt; der Hof bezeichnete sogar einen Candidaten dafür, jenen Oliva, der zuerst die Einberufung der Nepoten angerathen, und man war fügsam genug, diesen Günstling des Palastes zu wählen. Es fragte sich nur, unter welcher Form man die Gewalt von dem General auf den Vicar übertragen könne. Das Wort Absetzung auszusprechen, konnte man nicht über sich gewinnen. Um die Sache zu erlangen und das Wort zu umgehen, stellte man die Frage auf, ob der Vicar eine cumulative Macht haben solle, d. i. zugleich mit dem General, oder eine privative, d. i. ohne ihn. Die Congregation entschied natürlich für die privative; sie erklärte in Folge dieser Entscheidung ausdrücklich, daß der bisherige General aller seiner Gewalt verlustig und diese vollständig auf den Vicar übertragen sein sollte.

So geschah, daß die Gesellschaft, deren Princip der unbedingte Gehorsam war, ihr Oberhaupt selbst entfernte, und zwar ohne daß dies sich eines eigentlichen Vergehens schuldig gemacht hätte. Es liegt am Tage, wie sehr dadurch auch in diesem Orden die aristokratischen Tendenzen zur Herrschaft gelangten.

Oliva war ein Mann, der äußere Ruhe, Wohlleben, politische Intrigue liebte; unfern Albano hatte er eine Villa, bei der er die seltensten ausländischen Gewächse anpflanzte; auch wenn er in der Stadt war, zog er sich doch von Zeit zu Zeit nach dem Novizenhause von San Andrea zurück, wo er Niemandem Audienz gab; auf seinen Tisch brachte man nur die ausgesuchtesten Speisen; nie ging er zu Fuß aus; in seinen Wohnzimmern war die Bequemlichkeit bereits raffinirt; er genoß seine Stellung, seine Macht. Gewiß, ein solcher Mann war nicht geeignet, den alten Geist des Ordens wieder zu beleben.

In der That entfernte sich dieser täglich mehr von den Grundsätzen, auf die er gegründet worden.

War er nicht vor allem verpflichtet, die Interessen des römischen Stuhles zu verfechten, und hiezu eigentlich gestiftet? Aber jenes sein näheres Verhältniß zu Frankreich und dem Hause Bourbon hatte er jetzt dahin ausgebildet, daß er bei dem allmählich hervortretenden Gegensatz römischer und französischer Interessen fast ohne Ausnahme auf die Seite der letzteren trat. Zuweilen wurden jesuitische Werke von der Inquisition zu Rom verdammt, weil sie die Rechte der Krone zu lebhaft verfochten. Die Oberhäupter der französischen Jesuiten vermieden den Umgang mit dem päpstlichen Nuntius, um nicht den Verdacht ultramontaner Gesinnung auf sich zu laden. Auch sonst konnte der römische Stuhl den Gehorsam des Ordens in dieser Zeit nicht rühmen; namentlich in den Missionen wurden die päpstlichen Anordnungen fast immer in den Wind geschlagen.

Ferner war ein Hauptgrundsatz des Ordens, allen weltlichen Verbindungen zu entsagen und sich nur den geistlichen Pflichten zu widmen. Wie hatte man sonst so streng darüber gehalten, daß jeder Eintretende auf alle seine Besitzthümer Verzicht leistete! Zuerst ward dies eine Weile verschoben; dann geschah es wohl, aber nur bedingungsweise, weil man ja am Ende wieder ausgestoßen werden könne; endlich führte sich ein, daß man seine Güter der Gesellschaft selbst überließ, jedoch, wohlverstanden, dem bestimmten Collegium, in welches man trat, dergestalt, daß man sogar die Verwaltung derselben, nur unter anderem Titel, oft noch selbst in Händen behielt. Die Mitglieder der Collegien hatten hie und da mehr freie Zeit als ihre Verwandten, die mitten im Leben standen: sie verwalteten deren Geschäfte, zogen ihr Geld ein, führten ihre Prozesse.

Aber auch in den Collegien als Gesammtheiten nahm dieser mercantile Geist überhand. Man wollte ihren Wohlstand sichern; da die großen Schenkungen aufhörten, suchte man dies durch Industrie zu bewerkstelligen. Die Jesuiten hielten es für keinen besonderen Unterschied, den Acker zu bauen, wie die ältesten Mönche gethan, oder Geschäfte zu treiben, wie sie es versuchten. Das Collegio Romano ließ zu Macerata Tuch fabriciren, anfangs bloß zu eigenem Gebrauch, dann für alle Collegien in der Provinz, endlich für Jedermann; man bezog damit die Messen. Bei dem engen Verhältniß der verschiedenen Collegien bildeten sich Wechselgeschäfte aus. Der portugiesische Gesandte in Rom war für seine Casse an die Jesuiten aus Portugal angewiesen. Besonders in den Colonien machten sie

glückliche Geschäfte; über beide Festen hin breitete sich ein Netz von Verbindungen dieses Ordens aus, das in Lissabon seinen Mittelpunkt hatte.

Ein Geist, der, sowie er einmal hervorgerufen war, nothwendig auch auf alle inneren Verhältnisse zurückwirkte.

Noch immer blieb es bei dem Grundsatze, den Unterricht umsonst zu geben. Allein man nahm Geschenke bei der Aufnahme, Geschenke bei feierlichen Gelegenheiten, ein paar Mal des Jahres; man suchte vorzugsweise begüterte Schüler. Daraus folgte jedoch, daß diese nun auch eine gewisse Unabhängigkeit fühlten und sich der Strenge der alten Disciplin nicht mehr fügen wollten. Ein Jesuit, der den Stock gegen einen Schüler erhob, empfing von diesem einen Dolchstoß; ein junger Mensch in Gubbio, der sich von dem Pater Prefetto zu hart behandelt glaubte, brachte denselben dafür um. Auch in Rom gaben die Bewegungen im Collegium der Stadt und dem Palast unaufhörlich zu reden. Die Lehrer wurden von ihren Schülern einmal geradezu einen Tag lang eingesperrt gehalten; der Rector mußte, wie diese forderten, zuletzt wirklich entlassen werden. Es sind das Symptome eines allgemeinen Kampfes zwischen den alten Ordnungen und den neuen Tendenzen. Am Ende behielten diese letzten doch den Platz. Die Jesuiten vermochten den Einfluß nicht mehr zu behaupten, mit welchem sie früherhin die Gemüther beherrscht hatten.

Ueberhaupt, das war nicht mehr ihr Sinn, sich die Welt zu unterwerfen, sie mit religiösem Geiste zu durchdringen; ihr eigener Geist war vielmehr selbst der Welt verfallen: sie strebten nur, den Menschen unentbehrlich zu werden, auf welche Weise das auch immer geschehen mochte.

Nicht allein die Vorschriften des Institutes, die Lehren der Religion und Moral selbst bildeten sie nach diesem Zwecke um. Dem Geschäfte der Beichte, durch das sie einen so unmittelbaren Einfluß auf das Innerste der Persönlichkeiten ausübten, gaben sie eine Wendung, die auf alle Zeiten merkwürdig ist.

Wir haben hierüber unzweifelhafte Documente. In zahlreichen ausführlichen Werken haben sie die Grundsätze vorgelegt, die sie bei Beichte und Absolution selbst beobachteten und Anderen an die Hand gaben. Es sind im Allgemeinen wirklich die nämlichen, welche ihnen so oft zum Vorwurfe gemacht werden. Suchen wir wenigstens die Hauptprincipien zu fassen, von denen aus sie sich das gesammte Gebiet zu eigen machen.

Bei der Beichte wird aber unfehlbar alles davon abhangen, welchen Begriff man von der Vergehung, von der Sünde aufstellt. Sie erklären die Sünde für die freiwillige Abweichung von Gottes Gebot.

Und worin, fragen wir weiter, besteht nun diese Freiwilligkeit? Ihre Antwort ist: in Einsicht von dem Fehler und vollkommener Bestimmung des Willens.

Diesen Grundsatz ergreifen sie mit dem Ehrgeiz, etwas Neues vorzutragen, und dem Bestreben, sich mit den Gewohnheiten des Lebens abzufinden. Mit scholastischer Spitzfindigkeit und umfassender Berücksichtigung der vorkommenden Fälle bilden sie ihn bis zu den anstößigsten Folgerungen aus.

Ihrer Lehre zufolge ist es schon genug, die Sünde nur nicht als solche zu wollen; man hat um so mehr auf Verzeihung zu hoffen, je weniger man bei der Uebelthat an Gott denkt, je heftiger die Leidenschaft war, von der man sich getrieben fühlte; Gewohnheit, ja das böse Beispiel, welche den freien Willen beschränken, gereichen zur Entschuldigung. Wie eng wird schon hiedurch der Kreis der Vergehungen! Niemand wird ja die Sünde um ihrer selbst willen lieben. Außerdem erkennen sie aber auch noch Entschuldigungsgründe anderer Art an. Allerdings ist z. B. das Duell von der Kirche verboten; jedoch die Jesuiten finden: sollte jemand deshalb, weil er ein Duell ausschlüge, Gefahr laufen, für feig gehalten zu werden, eine Stelle oder die Gnade eines Fürsten zu verlieren, so sei er nicht zu verdammen, wenn er es annehme. Einen falschen Eid zu leisten, wäre an sich eine schwere Sünde; wer aber, sagen die Jesuiten, nur äußerlich schwört, ohne dies innerlich zu beabsichtigen, der wird dadurch nicht gebunden: er spielt ja und schwört nicht.

Diese Lehren finden sich in Büchern, die sich ausdrücklich für gemäßigt ausgeben. Wer wollte jetzt noch, da die Zeiten vorüber sind, die weiteren Verirrungen eines alle Moral vernichtenden Scharfsinnes, in welchem ein Autor den anderen mit literarischem Wetteifer zu überbieten strebte, hervorsuchen? Aber man darf nicht verkennen, daß auch die das moralische Bewußtsein am meisten abstoßenden Meinungen einzelner Doctoren in Folge eines anderen Grundsatzes der Jesuiten Eingang fanden und gefährlich werden konnten, in Folge ihrer Lehre von der Probabilität. Sie behaupteten, man dürfe in zweifelhaften Fällen einer Meinung folgen, von der man nicht selber überzeugt sei, vorausgesetzt daß sie von einem angesehenen Autor vertheidigt werde; sie hielten es nicht allein für

erlaubt, den nachsichtigsten Lehrern zu folgen, sondern sie riethen das sogar an. Gewissensscrupel müsse man verachten; ja, der wahre Weg, sich ihrer zu entledigen, sei, daß man die mildesten Meinungen befolge, selbst wenn sie weniger sicher sein sollten. Wie wird das innerste Geheimniß der Selbstbestimmung hiedurch ein so ganz äußerliches Thun! In den jesuitischen Handbüchern sind alle Möglichkeiten der Fälle des Lebens behandelt, ungefähr in dem Sinne, wie es in Systemen des bürgerlichen Rechts zu geschehen pflegt, und nach dem Grade ihrer Entschuldbarkeit geprüft; man braucht nur darin nachzuschlagen und sich ohne eigene Ueberzeugung darnach zu richten, so ist man der Absolution vor Gott und Kirche sicher. Eine leichte Abwandlung des Gedankens entlastet von aller Verschuldung. — Mit einer gewissen Ehrlichkeit erstaunen zuweilen die Jesuiten selbst, wie so leicht durch ihre Lehren das Joch Christi werde.

Jansenisten.

Es müßte in der katholischen Kirche bereits alles Leben erstorben gewesen sein, wenn sich gegen so verderbliche Doctrinen und die gesammte Entwickelung, die damit zusammenhing, nicht doch auch in demselben Moment eine Opposition hätte hervorthun sollen.

Schon waren die meisten Orden mit den Jesuiten gespannt, die Dominicaner wegen ihrer Abweichungen von Thomas von Aquino, die Franciscaner und Capuziner wegen der ausschließenden Gewalt, die sie sich in den Missionen in Hinterasien anmaßten; zuweilen wurden sie von den Bischöfen bekämpft, deren Autorität sie schmälerten, zuweilen von den Pfarrern, in deren Amtsgeschäfte sie eingriffen; auch an den Universitäten erhoben sich wenigstens in Frankreich und den Niederlanden noch oftmals Gegner. Aber alles dies bildete doch noch keinen nachhaltigen Widerstand, der von einer tieferen und mit frischem Geiste ergriffenen Ueberzeugung herrühren mußte.

Denn zuletzt hingen doch auch die moralischen Lehren der Jesuiten mit ihren dogmatischen Vorstellungen genau zusammen. In jenen wie in diesen gewährten sie dem freien Willen einen großen Spielraum.

Eben dies war nun aber auch der Punkt, an welchen sich der größte Widerspruch anschloß, den die Jesuiten überhaupt gefunden haben. Er entwickelte sich folgendergestalt.

In den Jahren, in welchen die Streitigkeiten über die Gnadenmittel die theologische Welt in der katholischen Kirche in großer

Spannung erhielten, studirten zu Löwen zwei junge Männer, Cornelius Jansen aus Holland und Jean du Verger, ein Gascogner, die mit einmüthiger Ueberzeugung für die strengeren Lehren, die ja in Löwen niemals untergegangen waren, Partei ergriffen und einen heftigen Widerwillen gegen die Jesuiten faßten. Verger war vornehmer, wohlhabender; er nahm seinen Freund mit sich nach Bayonne. Hier vertieften sie sich durch unabläßig wiederholtes Studium in die Werke des Augustinus; sie faßten für die Lehren dieses Kirchenvaters von Gnade und freiem Willen eine Begeisterung, die ihr ganzes folgendes Leben bestimmte.

Jansenius, welcher Professor zu Löwen, Bischof zu Ypern wurde, schlug mehr den theoretischen, Verger, der die Abtei St.-Cyran bekam, mehr den praktischen, ascetischen Weg ein, um sie wieder geltend zu machen.

Das Buch, in welchem Jansenius seine Ueberzeugungen ausführlich und systematisch entwickelte, betitelt: Augustinus, ist doch sehr bedeutend, nicht allein weil es sich den Jesuiten in ihren dogmatischen und moralischen Tendenzen ernst und rücksichtslos entgegenstellt, sondern weil darin und eben in diesem Gegensatz die herkömmlichen Formeln von Gnade, Sünde und Vergebung aufs neue zu lebendigen Gedanken durchgebildet werden.

Jansenius geht von der Unfreiheit des menschlichen Willens aus: durch die Begierde nach irdischen Dingen sei er gefesselt, in Knechtschaft gehalten; aus eigner Kraft vermöge er sich aus diesem Zustande nicht zu erheben; die Gnade müsse ihm zu Hülfe kommen, die Gnade, die nicht sowohl Vergebung der Sünden als die Befreiung der Seele von den Banden der Begierde sei.

Hier tritt sogleich seine unterscheidende Ansicht hervor.

Die Gnade läßt er durch das höhere und reinere Vergnügen eintreten, welches die Seele an den göttlichen Dingen empfinde. Die wirksame Gnade des Heilandes, sagt er, ist nichts anderes als ein geistliches Ergötzen, durch welches der Wille bewogen wird, zu wollen und zu vollbringen, was Gott beschlossen hat. Sie ist die unwillkürliche, von Gott dem Willen eingeflößte Bewegung, durch welche das Gute dem Menschen wohlgefällt und er bewogen wird, darnach zu streben. Wiederholt schärft er ein, daß das Gute nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Liebe zur Gerechtigkeit gethan werden müsse.

Und von diesem Punkte aus erhebt er sich nun zu der höheren Frage, was die Gerechtigkeit sei.

Er antwortet: Gott selbst.

Denn Gott muß man sich nicht denken wie einen Körper, oder unter irgend einem Bilde, selbst nicht unter dem des Lichtes; man muß ihn betrachten und lieben als die ewige Wahrheit, aus der alle Wahrheit und Weisheit quillt, als die Gerechtigkeit, nicht inwiefern sie die Eigenschaft eines Gemüthes ist, sondern inwiefern sie als eine Idee, als eine höchste unverletzliche Regel ihm vorschwebt. Die Regeln unserer Handlungen fließen aus dem ewigen Gesetze; sie sind ein Abglanz seines Lichtes: wer die Gerechtigkeit liebt, liebt Gott selbst.

Der Mensch wird nicht dadurch gut, daß er sein Gemüth auf dies oder jenes Gute richtet, sondern dadurch, daß er das unveränderliche einfache höchste Gut ins Auge faßt, welches die Wahrheit, welches Gott selbst ist. Die Tugend ist die Liebe Gottes.

Und eben in dieser Liebe besteht die Befreiung des Willens: ihre unaussprechliche Süßigkeit vertilgt das Wohlgefallen der Begierde; es entsteht eine freiwillige und beglückende Nothwendigkeit, nicht zu sündigen, sondern gut zu leben, der wahre freie Wille, d. i. ein Wille, befreit von dem Bösen, erfüllt mit dem Guten.

Es ist an diesem Werke bewunderungswürdig, in wie hohem Grade philosophisch durchsichtig die dogmatischen Entwickelungen gehalten sind, selbst in dem gelehrten Eifer einer feindseligen Discussion; die Grundbegriffe sind zugleich moralisch und religiös, speculativ und praktisch; jenem äußerlichen Sichabfinden der jesuitischen Lehre setzt es strenge Innerlichkeit, das Ideal einer in der Liebe zu Gott aufgehenden Thätigkeit entgegen.

Während aber Jansenius noch mit der Abfassung dieses Werkes beschäftigt war, versuchte sein Freund schon, die Ideen, welche demselben zu Grunde lagen, zunächst in seinem eigenen Leben darzustellen und in seiner Umgebung praktisch auszubreiten.

St.-Cyran — denn so ward Verger jetzt genannt — hatte sich mitten in Paris eine gelehrte ascetische Einsiedelei geschaffen. In unermüdlichem Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter suchte er sich mit ihrem Geiste zu durchdringen. Die Eigenthümlichkeit der Lehre, in welcher er mit Jansenius übereinstimmte, mußte ihn nothwendig zunächst auf das Sacrament der Buße führen. Die Pönitenzordnung der Kirche genügte ihm nicht; man hörte ihn wohl sagen, die Kirche sei in ihrem Anfang reiner gewesen, als Bäche näher an der Quelle; gar manche Wahrheit des Evangeliums sei jetzt verdunkelt. Seine Forderungen dagegen lauteten sehr streng: sich er-

niedrigen, dulden, von Gott abhangen, der Welt völlig entsagen, sich mit alle seinem Thun und Trachten der Liebe zu Gott widmen. Er hat einen so tiefen Begriff von der Nothwendigkeit innerlicher Umwandlung, daß nach seiner Lehre die Gnade der Buße vorhergehen muß: „wenn Gott eine Seele retten will, so fängt er inwendig an; — ist das Herz nur einmal verändert, wird nur erst wahre Reue empfunden, so folgt das andere alles nach. Die Absolution kann nur den ersten Strahl der Gnade bezeichnen; wie ein Arzt nur den Bewegungen und inneren Wirkungen der Natur nachzugehen hat, so müssen auch die Aerzte der Seele den Wirkungen der Gnade nachfolgen." Oft wiederholt er, daß er selbst den ganzen Weg von Versuchung und Sünde zu Zerknirschung, Gebet und Erhebung durchgemacht habe. Nur Wenigen theilte er sich mit; er that das jedesmal ohne viel Worte, mit dem Ausdrucke der Ruhe; aber da seine ganze Seele von dem erfüllt war, was er sprach, da er immer Gelegenheit und innere Stimmung abwartete, sowohl in sich, als in den Anderen, so machte er einen unwiderstehlichen Eindruck: unwillkürlich fühlten sich seine Zuhörer umgewandelt; die Thränen brechen ihnen hervor, ehe sie es ahnen. Gar bald schlossen sich ihm einige ausgezeichneten Männer als entschiedene Proselyten an: Arnauld d'Andilly, der zu Cardinal Richelieu und Königin Anna von Oestreich in engem Verhältniß stand und in den wichtigsten Geschäften gebraucht ward; dessen Neffe, le Maitre, der damals als der erste Redner vor dem Parlamente bewundert wurde und die glänzendste Laufbahn vor sich hatte, sich aber jetzt geradezu in eine Einsiedelei bei Paris zurückzog. Angélique Arnauld, deren wir bereits gedachten, und ihre Nonnen von Portroyal hingen mit der unbedingten Hingebung, welche fromme Frauen für ihre Propheten zu fühlen pflegen, an St.-Cyran.

Jansenius starb, ehe er sein Buch gedruckt sah; St.-Cyran ward unter dem Einfluß des Pater Joseph, welcher hier aufkommende Ketzereien wahrzunehmen meinte, gleich nach seinen ersten Bekehrungen von der französischen Regierung ins Gefängniß geworfen; allein diese Unfälle verhinderten den Fortgang ihrer Lehren nicht.

Das Buch des Jansenius brachte durch sein inneres Verdienst, sowie durch die Kühnheit seiner Polemik, nach und nach einen allgemeinen tiefen Eindruck hervor. St.-Cyran setzte seine bekehrende Thätigkeit von dem Gefängniß aus fort. Das unverschuldete Leiden, welches ihn betroffen, und das er mit großer Ergebung trug, vermehrte sein Ansehen; als er nach dem Tode des Pater Joseph und Riche-

lau's frei wurde, ward er wie ein Heiliger, wie ein Johannes der Täufer betrachtet. Zwar starb er wenige Monate darauf (11. Oct. 1648); aber er hatte eine Schule gegründet, welche in seinen und seines Freundes Lehren ihr Evangelium sah. „Seine Schüler", sagt einer von ihnen, „gingen wie junge Adler unter seinen Flügeln hervor, Erben seiner Tugend und Frömmigkeit, die das, was sie von ihm empfangen, wiederum Anderen überlieferten. Elias ließ Elisas nach, die sein Werk fortsetzten."

Versuchen wir das Verhältniß, in welchem nun die Jansenisten zu den herrschenden kirchlichen Parteien überhaupt standen, zu bezeichnen, so ist offenbar, daß sie an den Protestantismus erinnern. Sie dringen eben so eifrig auf die Heiligung des Lebens; sie suchen nicht minder die Lehre durch Entfernung der Zusätze der Scholastik umzugestalten. Allein darum dürfen wir sie, meines Erachtens, doch lange nicht für eine Art von unbewußten Protestanten erklären. Der Hauptunterschied, historisch gefaßt, besteht darin, daß sie einen Grundsatz freiwillig zugeben, zu dem der Protestantismus von Anfang an nicht zurückzubringen gewesen war: sie bleiben bei jenen namhaften Vätern der lateinischen Kirche stehen, die man in Deutschland schon 1523 verließ, Ambrosius, Augustin, Gregor, und fügen ihnen nur noch einige griechischen hinzu, vor allen Chrysostomus; in denen glauben sie eine reine und unverfälschte Tradition zu besitzen, von der noch St. Bernhard niemals abgewichen, die aber nach diesem „letzten der Väter" durch das Eindringen der aristotelischen Lehren verdunkelt worden sei. Weit entfernt finden wir sie daher von jenem energischen Eifer, mit welchem die Protestanten auf die Lehre der heiligen Schrift unmittelbar zurückgingen: ihrem Bewußtsein thun die ersten Formationen Genüge, welche die Grundlage des späteren Systems geworden sind.

Sie nehmen an, daß Augustin von Gott inspirirt worden sei, um die Lehre von der Gnade, die das Wesen des neuen Bundes ausmache, in ihrem Zusammenhange der Welt mitzutheilen; in ihm ist ihnen die christliche Theologie vollendet; sie wollen diese nur in ihrer Wurzel fassen, in ihrem Kern verstehen; habe man doch bisher oft pelagianische Meinungen für augustinianisch gehalten. — Luther war durch Augustin erweckt worden, aber dann unbedingt auf die erste Quelle der Belehrung, die Schrift, das Gotteswort, zurückgegangen: ihm gegenüber hatte der Katholicismus das ganze, im Lauf der Jahrhunderte zu Stande gekommene System festgehalten: die Jansenisten suchen den Begriff Augustins als solchen, der das Frü-

here erst zusammenfasse, das Spätere begründe, geltend zu machen. Der Protestantismus verwirft die Tradition; der Katholicismus hält sie fest; der Jansenismus sucht sie zu reinigen, in ihrer Ursprünglichkeit wiederherzustellen.

Und wie nun die Jansenisten des Glaubens leben, daß die erscheinende Kirche trotz momentaner Verdunkelung und Verunstaltung doch Eines Geistes, ja Eines Leibes mit Christo sei, unfehlbar und unsterblich, so halten sie sehr ernstlich an der bischöflichen Hierarchie fest. St.-Cyran gehört zu den vornehmsten Vertheidigern des göttlichen Rechtes der Bischöfe. Durch die wahre Buße und die wahre Ordnung der Kirche gedenken sie Lehre und Leben der Christenheit zu regeneriren.

Schon sammelte sich in der Einsiedelei von Portroyal des Champs, in die sich zuerst le Maitre zurückgezogen, um ihn her eine nicht unansehnliche Gesellschaft, die sich zu jenen Grundsätzen bekannte. Es ist nicht zu leugnen, daß sie ursprünglich etwas Beschränktes hatte: sie bestand hauptsächlich aus Mitgliedern und Freunden der Familie Arnauld. Le Maitre zog allein seine vier Brüder nach sich; ihre Mutter, die ihnen ihre geistliche Richtung eingeflößt, war eine Arnauld; der älteste Freund St.-Cyrans, dem dieser sein Herz vermachte, war Arnauld d'Andilly; endlich trat auch er in diese Gesellschaft; sein jüngster Bruder, Antoine Arnauld, verfaßte die erste bedeutende Schrift zu Gunsten derselben. Gar manche anderen Verwandten und Freunde folgten ihnen nach. Auch das Kloster Portroyal in Paris war fast ausschließend in den Händen dieser Familie. Andilly erzählt, daß seine Mutter, die endlich auch hineintrat, von zwölf Töchtern und Enkelinnen umgeben gewesen. Wir erinnern uns hiebei, daß der ältere Antoine Arnauld, von welchem diese alle abstammten, es hauptsächlich war, durch dessen glänzendes Plaidoyer im Jahre 1594 die Entfernung der Jesuiten in Paris entschieden worden. Die Abneigung gegen den Orden war gleichsam erblich in dieser Familie.

Allein wie so bald und so großartig ward dieser enge Kreis erweitert!

Einmal schlossen sich ihm viele Anderen an, durch keine andere Verwandtschaft als die der Gesinnung angezogen. Besonders war ein einflußreicher Prediger zu Paris, Singlin, Anhänger St.-Cyrans, für sie thätig. Singlin hatte die besondere Eigenschaft, daß er sich im gewöhnlichen Leben nur mit Schwierigkeit ausdrückte, aber, sowie er die Kanzel bestieg, eine hinreißende Beredtsamkeit entwickelte.

Diejenigen, die sich am eifrigsten zu ihm hielten, schickte er nach Portroyal, wo man sie gern aufnahm. Es waren junge Geistliche und Gelehrte, wohlhabende Kaufleute, Männer aus den angesehensten Familien, Aerzte, die schon eine bedeutende Stellung hatten, Mitglieder anderer Orden, jedoch alles Leute, die nur innerer Trieb und entschiedenes Einverständniß zu diesem Schritte vermochten.

Und in dieser Einsamkeit nun, gleichsam einem freiwilligen und durch keine Verpflichtung zusammengehaltenen Kloster, gab es allerdings viele religiösen Uebungen: man besuchte die Kirche fleißig; man betete viel, gemeinschaftlich oder allein; auch wurden ländliche Arbeiten, von Einem oder dem Anderen ward ein Handwerk getrieben; allein hauptsächlich widmete man sich literarischen Beschäftigungen: die Gesellschaft von Portroyal war zugleich eine Art von Akademie.

Während die Jesuiten in unübersehbaren Folianten Gelehrsamkeit aufspeicherten, oder sich in die widerwärtige Scholastik künstlicher Systeme der Moral und der Dogmatik verloren, wandten sich die Jansenisten an die Nation.

Sie fingen an, zu übersetzen: die heilige Schrift, Kirchenväter, lateinische Gebetbücher; glücklich wußten sie hiebei die altfränkischen Formen zu vermeiden, die bisher den Arbeiten dieser Art geschadet hatten, und sich mit anziehender Verständlichkeit auszudrücken. Eine Unterrichtsanstalt, die sie bei Portroyal errichteten, gab ihnen Anlaß, Schulbücher zu verfassen über alte und neue Sprachen, Logik, Geometrie, welche, aus frischer Auffassung hervorgegangen, neue Methoden an die Hand gaben, deren Verdienst von Jedermann anerkannt ward. Dazwischen traten dann andere Arbeiten hervor: Streitschriften von einer Schärfe und Präcision, welche die Feinde geistig vernichteten; Werke tieferer Frömmigkeit, wie die Heures de Portroyal, die mit lebhafter Begierde empfangen wurden und nach Verlauf eines Jahrhunderts noch so neu und gesucht waren, wie den ersten Tag. Geister von so eminenter Wissenschaftlichkeit wie Pascal, Koryphäen der französischen Poesie wie Racine, Gelehrte von den umfassendsten Studien wie Tillemont gingen aus ihrer Mitte hervor. Ihre Bestrebungen reichten, wie wir sehen, weit über den theologisch-ascetischen Kreis hinaus, den Jansen und Verger gezogen. Wir werden wohl nicht zu viel wagen, wenn wir behaupten, daß diese Vereinigung geistreicher, von einer großen Intention erfüllter Männer, die im Umgang mit einander ganz von selbst einen neuen Ton des Ausdrucks, der Mittheilung entwickelten, überhaupt einen sehr bemerkenswerthen, innerlich bildenden Einfluß auf die Literatur von Frank-

reich und dadurch von Europa ausgeübt hat, — daß der literarische Glanz des Zeitalters Ludwigs XIV sich zum Theil auf sie zurückführt.

Wie hätte nun aber der Geist, der allen diesen Hervorbringungen zu Grunde lag, sich nicht in der Nation Bahn machen sollen? Aller Orten fanden die Jansenisten Anhang. Besonders schlossen sich ihnen die Pfarrer an, denen die jesuitische Beichte schon lange verhaßt gewesen war. Zuweilen, z. B. unter dem Cardinal Retz, schien es wohl, als würden sie auch in die höhere Geistlichkeit eindringen: es wurden ihnen wichtige Stellen zu Theil. Schon finden wir sie nicht allein in den Niederlanden und in Frankreich, auch in Spanien haben sie Gönner; noch unter Innocenz X hört man einen jansenistischen Lehrer öffentlich in Rom predigen.

Da fragte sich nun vor allem, wie der römische Stuhl diese Meinungen ansehen würde.

Stellung des römischen Hofes zu den beiden Parteien.

Es hatte sich, nur unter etwas veränderten Formen, derselbe Streit erneuert, welchen vierzig Jahre früher weder Clemens VIII noch Paul V zu entscheiden gewagt hatten.

Ich weiß nicht, ob Urban VIII, Innocenz X entschlossener gewesen sein würden, wäre nicht unglücklicherweise in dem Werke des Jansenius eine Stelle vorgekommen, an welcher der römische Stuhl aus anderen Gründen großen Anstoß nahm.

In seinem dritten Buche, über den Stand der Unschuld, kommt Jansenius auf einen Satz des Augustin, von dem er nicht leugnen kann, daß er vom römischen Hofe verdammt worden sei. Er nimmt einen Augenblick Anstand, wem er folgen solle, dem Kirchenvater oder dem Papste. Nach einigem Bedenken aber bemerkt er, der römische Stuhl verdamme zuweilen eine Lehre bloß um des Friedens willen, ohne sie darum gleich für falsch erklären zu wollen; er entscheidet sich schlechthin für den augustinischen Lehrsatz.

Natürlich machten sich seine Gegner diese Stelle zu Nutze: sie bezeichneten sie als einen Angriff auf die päpstliche Infallibilität; noch Urban VIII ward vermocht, sein Mißfallen über ein Werk auszusprechen, welches zur Verringerung des apostolischen Ansehens Sätze enthalte, die schon von früheren Päpsten verdammt worden seien.

Mit dieser Erklärung richtete er jedoch wenig aus. Die janse-

nistischen Lehren griffen nichtsdestominder gewaltig um sich; in Frankreich trat eine allgemeine Entzweiung ein. Die Gegner von Portroyal hielten es für nothwendig, eine andere, bestimmtere Verdammung von dem römischen Stuhle auszubringen. Zu dem Ende faßten sie die Grundlehren des Jansenius, wie sie dieselben verstanden, in fünf Sätze zusammen und forderten den Papst Innocenz X auf, sein apostolisches Urtheil darüber auszusprechen.

Und hierauf schritt man an dem römischen Hofe zu einer förmlichen Untersuchung. Es ward eine Congregation von vier Cardinälen gebildet, unter deren Aufsicht dreizehn theologische Consultoren die Prüfung vornahmen.

Nun waren jene Sätze so beschaffen, daß sie auf den ersten Blick lauter Heterodoxien enthielten, aber, näher betrachtet, sich doch wenigstens zum Theil auch in rechtgläubigem Sinne erklären ließen. Unter den Consultoren zeigten sich sogleich verschiedene Meinungen. Vier derselben, zwei Dominicaner, ein Minorit, Luca Wadding, und der Augustinergeneral, fanden die Verdammung unrathsam. Die übrigen neun aber waren dafür. Es kam nun darauf an, ob der Papst der Majorität beistimmen würde.

Innocenz dem X war die ganze Frage zuwider. Schon an sich haßte er schwierigere theologische Untersuchungen; aber überdies sah er von dieser, wie er sich auch immer erklären mochte, nur widerwärtige Folgen voraus. Dem Ausspruch einer so großen Mehrheit zum Trotz konnte er sich nicht entschließen. „Wenn er an den Rand des Grabes kam", sagt Pallavicini, „und mit den Augen die Größe des Sprunges maß, hielt er inne und war nicht weiter vorwärts zu bringen."

Aber nicht der gesammte Hof theilte diese Bedenklichkeiten. Unmittelbar zur Seite des Papstes stand ein Staatssecretär, der Cardinal Chigi, der ihn unaufhörlich anfeuerte. Noch in Cöln hatte Chigi das Buch zu Händen bekommen und gelesen; schon damals hatte ihn jene Stelle mit devoter Entrüstung erfüllt, so daß er es von sich warf; von einigen deutschen Ordensgeistlichen war er in seinem Widerwillen bestärkt worden; an der Prüfungscongregation hatte er thätigen Antheil genommen und zum Resultate derselben das Seine beigetragen. Jetzt drang er in den Papst, nicht zu schweigen: schweigen würde diesmal heißen erlauben; er dürfe die Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht in Mißcredit gerathen lassen; eben das sei eine Hauptbestimmung des apostolischen Sitzes, in den Zweifeln der Gläubigen eine Entscheidung zu geben.

Innocenz war, wie wir wissen, ein Mann, der sich von plötzlichen Eindrücken leiten ließ. In einer unglücklichen Stunde überwältigte ihn die Vorstellung von der Gefahr der päpstlichen Infallibilität. Er nahm das um so mehr für höhere Eingebung, da es am Tage des h. Athanasius war. Am 1sten Juni 1653 erließ er seine Bulle, in welcher er jene fünf Sätze verdammte als ketzerisch, blasphemisch, fluchbeladen. Er erklärt, hiemit hoffe er den Frieden der Kirche herzustellen: nichts liege ihm mehr am Herzen, als daß das Schiff der Kirche wie im ruhigen Meere dahinfahren und in den Port der Seligkeit gelangen möge.

Allein wie so völlig anders mußte doch der Erfolg ausfallen! Die Jansenisten leugneten, daß die Sätze in dem Buche Jansens zu finden, und noch viel mehr, daß sie von demselben in dem Sinne verstanden seien, in welchem man sie verdammt habe.

Nun erst zeigte sich, in welch eine falsche Stellung der römische Hof gerathen war. Die französischen Bischöfe drangen in Rom auf die Erklärung, daß jene Sätze wirklich im Sinne Jansens verdammt worden. Chigi, der indeß unter dem Namen Alexander VII den Thron bestiegen, konnte dieselbe um so weniger verweigern, da er selbst so großen Antheil an der Verdammung genommen hatte; er sprach unumwunden und förmlich aus: „die fünf Sätze seien allerdings aus dem Buche von Jansen gezogen und in dem Sinne desselben verurtheilt worden."

Aber auch hiewider waren die Jansenisten gerüstet. Sie entgegneten: eine Erklärung dieser Art überschreite die Grenzen der päpstlichen Macht; die päpstliche Unfehlbarkeit erstrecke sich nicht auf ein Urtheil über Thatsachen.

Dergestalt gesellte sich der dogmatischen Streitigkeit eine Frage über die Grenzen der päpstlichen Gewalt hinzu; in ihrer unleugbaren Opposition gegen den römischen Stuhl wußten sich die Jansenisten doch noch immer als gute Katholiken zu behaupten.

Ihre Sache bildete ein Moment aller inneren Bewegungen und Conflicte in Frankreich. Zuweilen machte man von Seiten der Krone Anstalt dazu: es wurden Formulare im Sinne der Verdammungsbulle erlassen, die von allen geistlichen Personen unterschrieben werden sollten, selbst den Schulmeistern, selbst den Nonnen. Die Jansenisten sträubten sich nicht, die fünf Sätze zu verdammen, die, wie gesagt, auch eine heterodoxe Auslegung zuließen; sie weigerten sich nur, durch eine unbedingte Unterschrift anzuerkennen, daß sie in Jansenius enthalten, daß dies die Lehren ihres Meisters seien; keine

Verfolgung konnte sie dazu bewegen. Ihre Standhaftigkeit bewirkte, daß ihre Anzahl, ihr Credit von Tag zu Tage zunahmen; sie hatten mehrere der vornehmsten Mitglieder des Hofes, Männer und Frauen, eine starke Partei in dem Parlament, viele Doctoren der Sorbonne, einige der durch ihre Amtsführung angesehensten Bischöfe auf ihrer Seite; selbst Unbetheiligte mißbilligten die Art und Weise, wie der römische Hof mit ihnen zu verfahren versuchte.

Um die Ruhe wenigstens äußerlich herzustellen, mußte sich Clemens IX im Jahre 1668 mit einer Unterschrift zufrieden erklären, wie auch ein Jansenist sie leisten konnte. Er begnügte sich mit einer Verdammung der fünf Sätze im Allgemeinen, ohne darauf zu bestehen, daß sie von Jansenius wirklich gelehrt worden seien. In der That enthält das doch eine wesentliche Nachgiebigkeit des römischen Hofes: nicht allein ließ er den Anspruch fallen, über die Thatsachen zu entscheiden, sondern er sah auch zu, daß ein Verdammungsurtheil über Jansenius ohne alle Folgen blieb.

Die Partei St.-Cyrans und Jansens erhob sich — der bekannte Minister Pomponne war ein Sohn Andilly's — zu immer größerer Stärke und Bedeutung. Ihre literarische Thätigkeit wirkte ungestört auf die Nation. Mit ihrem Emporkommen verbreitete sich zugleich eine lebhafte Opposition gegen den römischen Stuhl; sie wußten recht wohl, daß sie gar nicht bestehen würden, wenn es nach dessen Absichten gegangen wäre. Unter dem Schutze dieser Abkunft aber schlugen die Meinungen der Jansenisten, am Hofe wenn nicht gern gesehen, doch eine Zeit lang geduldet, immer tiefere Wurzeln.

Verhältniß zur weltlichen Macht.

Da hatte sich auch schon von einer anderen Seite her ein wenigstens nicht minder gefährlicher Gegensatz in steigender Heftigkeit und immer weiter greifender Ausbreitung erhoben.

Im siebzehnten Jahrhundert fing der römische Stuhl an, seine jurisdictionnellen Gerechtsamen, ich weiß nicht, ob lebhafter und nachdrücklicher, aber gewiß systematischer und unnachgiebiger wahrzunehmen als bisher. Urban VIII, der seine Erhebung unter anderem auch dem Ansehen verdankte, in das er sich als ein eifriger Verfechter dieser Ansprüche gesetzt hatte, stiftete eine eigene Congregation der Immunität. Weniger Cardinälen, die schon in der Regel ein Verhältniß zu den Mächten hatten, als jüngeren Prälaten, die nach dem Eifer, den sie hiebei bewiesen, befördert zu werden hofften, vertraute

er das Geschäft an, auf alle Eingriffe der Fürsten in die geistliche Jurisdiction ein wachsames Auge zu haben. Seitdem wurde nun die Beobachtung um vieles schärfer und regelmäßiger, die Anmahnung dringender; Amtseifer und Interesse vereinigten sich; der öffentliche Geist des Hofes hielt es für einen Beweis von Frömmigkeit, über jeden Punkt dieser althergebrachten Rechte eifersüchtig zu wachen.

Sollten sich aber die Staaten dieser geschärften Aufsicht gutwillig bequemen? Das Gefühl religiöser Vereinigung, welches im Kampfe mit dem Protestantismus erweckt worden, war wieder erkaltet; alles strebte nach innerer Stärke, politischer Geschlossenheit: es geschah, daß der römische Hof mit allen katholischen Staaten in bittere Streitigkeiten gerieth.

Machten doch selbst die Spanier zuweilen Versuche, die Einwirkungen Roms, z. B. auf Neapel, zu beschränken, der Inquisition daselbst einige Beisitzer von Staats wegen beizugeben! Man hätte in Rom Bedenken getragen, dem Kaiser den Patriarchat von Aquileja, auf welchen er Ansprüche hatte, zuzugestehen; man besorgte, er würde dann den Besitz desselben zur Erwerbung einer größeren kirchlichen Unabhängigkeit benutzen. Die deutschen Reichsstände suchten in den Wahlcapitulationen von 1654 und 1658 die Gerichtsbarkeit der Nuntien und der Curie durch strengere Bestimmungen einzuschränken; in unaufhörlicher Bewegung war Venedig über den Einfluß des Hofes auf die Besetzung der geistlichen Stellen im Lande, die Pensionen, die Anmaßungen der Nepoten; bald fand Genua, bald Savoyen Anlaß, seinen Gesandten von Rom abzuberufen; aber den lebhaftesten Widerstand leistete, wie das auch schon im Princip ihrer Restauration lag, die französische Kirche. Die Nuntien finden kein Ende der Beschwerden, die sie machen zu müssen glauben, vorzüglich über die Beschränkungen, welche die geistliche Jurisdiction erfahre: ehe sie noch einen Schritt gethan, lege man schon Appellation ein; man entziehe ihr die Ehesachen unter dem Vorwande, es sei eine Entführung im Spiele; man schließe sie von den peinlichen Processen aus; zuweilen werde ein Geistlicher hingerichtet, ohne erst degradirt zu sein; ohne Rücksicht erlasse der König Edicte über Ketzerei und Simonie; die Zehnten seien allmählich zu einer immerwährenden Auflage geworden. Bedenklichere Anhänger der Curie sahen in diesen Anmaßungen schon die Vorboten zu einem Schisma.

Das Verhältniß, in welches man durch diese Irrungen gerieth, hing nothwendig auch mit anderen Umständen, hauptsächlich mit der politischen Haltung, die der römische Hof annahm, zusammen.

Aus Rücksicht auf Spanien wagten weder Innocenz noch Alexander, Portugal, das sich von dieser Monarchie losgerissen, anzuerkennen und den daselbst ernannten Bischöfen die canonische Institution zu geben. Fast der ganze rechtmäßige Episcopat von Portugal starb aus; die kirchlichen Güter wurden zum großen Theil den Offizieren der Armee überlassen; König, Clerus und Laien entwöhnten sich der früheren Ergebenheit.

Aber auch übrigens neigten sich die Päpste nach Urban VIII wieder auf die spanisch-östreichische Seite.

Man darf sich darüber nicht wundern, da die Uebermacht von Frankreich so bald einen, die allgemeine Freiheit gefährdenden Charakter entwickelte. Es kam hinzu, daß jene Päpste ihre Erhebung dem spanischen Einflusse verdankten und beide persönliche Gegner Mazarins waren. In Alexander sprach sich die Feindseligkeit immer stärker aus: er konnte dem Cardinal nicht vergeben, daß er sich mit Cromwell alliirte und lange Zeit den Frieden mit Spanien aus persönlichen Beweggründen verhinderte.

Daraus folgte nun aber auch, daß sich in Frankreich die Opposition gegen den römischen Stuhl immer tiefer festsetzte und von Zeit zu Zeit in heftigen Schlägen hervorbrach. Wie sehr bekam das noch Alexander zu empfinden!

Ein Streit, der sich zu Rom zwischen dem Gefolge des französischen Botschafters Crequy und den corsischen Stadtsoldaten erhob, in welchem Crequy zuletzt selbst beleidigt wurde, gab dem Könige Anlaß, sich in die Zwistigkeiten des römischen Stuhles mit den Häusern Este und Farnese zu mischen und zuletzt geradezu Truppen nach Italien marschiren zu lassen. Der arme Papst suchte sich durch eine geheime Protestation zu helfen; vor den Augen der Welt aber mußte er dem Könige in dem Vertrage zu Pisa alle seine Forderungen zugestehen. Man kennt die Neigung der Päpste zu ehrenvollen Inscriptionen: keinen Stein, sagte man, lassen sie in eine Mauer setzen ohne ihren Namenszug; Alexander mußte in seiner Hauptstadt auf einem der besuchtesten Plätze eine Pyramide errichten lassen, deren Inschrift seine Demüthigung verewigen sollte.

Dieser Act allein mußte die Autorität des Papstthums tief herabwürdigen.

Aber auch übrigens war dies Ansehen um das Jahr 1660 bereits wieder in Verfall. Den Frieden von Vervins hatte der päpstliche Stuhl noch herbeigeführt, durch seine Unterhandlungen gefördert und zum Abschluß gebracht; bei dem westfälischen hatte er seine

Abgeordneten gehabt, aber sich schon genöthigt gesehen, gegen die Bedingungen, über welche man übereinkam, zu protestiren; an dem pyrenäischen Frieden nahm er auch nicht einmal mehr einen scheinbaren Antheil; man vermied es, seine Abgeordneten zuzulassen; kaum wurde seiner noch darin gedacht. Wie bald sind Friedensschlüsse gefolgt, in denen man über päpstliche Lehen disponirt hat, ohne den Papst auch nur zu fragen!

Neuntes Buch.

Spätere Epochen.

Ueberaus merkwürdig bleibt es allemal und eröffnet uns einen Blick in den Gang der menschlichen Entwickelung überhaupt, daß das Papstthum in dem Momente, in welchem es in der Durchführung seiner auf eine erneuerte allgemeine Herrschaft abzielenden Pläne scheiterte, auch in sich selbst zu verfallen anfing.

In jenem Zeitraum des Fortschritts, der Restauration war alles gegründet worden. Da hatte man die Lehre erneuert, die kirchlichen Berechtigungen stärker centralisirt, mit den Fürsten Bund geschlossen, die alten Orden verjüngt und neue gegründet, die Kraft des Kirchenstaates zusammengenommen, zu einem Organe kirchlicher Bestrebungen gemacht, Sinn und Geist der Curie reformirt, alles nach dem Einen Ziele der Wiederherstellung der Gewalt und des katholischen Glaubens geleitet.

Eine neue Schöpfung war das nicht, wie wir sahen; es war eine Wiederbelebung durch die Macht neuer Ideen, welche einige Mißbräuche abschaffte und nur die vorhandenen Lebenselemente in frischem Impuls mit sich fortriß.

Ohne Zweifel ist aber eine Wiederherstellung dieser Art noch eher dem Verfall der belebenden Motive ausgesetzt, als eine von Grund aus neugeschaffene Geburt.

Der erste Einhalt, den die kirchliche Restauration erfuhr, geschah in Frankreich. Die päpstliche Gewalt konnte auf dem betretenen Wege nicht durchdringen; sie mußte eine Kirche, obwohl eine katholische, doch nicht unter dem Einfluß, den sie beabsichtigte, sich bilden, sich erheben sehen und sich zu einer Abkunft mit derselben entschließen.

Damit hing dann zusammen, daß sogleich auch in dem Innern starke Gegensätze sich erhoben, Streitigkeiten über die wichtigsten

Glaubenspunkte, über das Verhältniß der geistlichen zu der weltlichen Macht; — an der Curie bildete sich der Nepotismus auf eine gefahrdrohende Weise aus; — die finanziellen Kräfte, statt vollständig zu ihrem Zwecke verwendet zu werden, kamen zum großen Theil einzelnen Familien zugute.

Noch immer aber hatte man ein großes und allgemeines Ziel, nach welchem man mit außerordentlichem Glück vorwärts schritt. In diesem höheren Streben wurden alle Gegensätze vermittelt, die Streitigkeiten der Lehre und des kirchlich weltlichen Anspruches beschwichtigt, die Entzweiungen der Mächte versöhnt, der Fortgang der allgemeinen Unternehmungen im Zuge erhalten. Die Curie war der, den Weg anweisende Mittelpunkt der katholischen Welt: im größten Stil setzten sich die Bekehrungen fort.

Aber wir sahen, wie es geschah, daß man doch nicht zum Ziel gelangte, sondern durch inneren Zwist und äußeren Widerstand auf sich selbst zurückgeworfen wurde.

Seitdem nahmen nun auch alle Verhältnisse des Staates, der inneren Entwickelung eine andere Gestalt an.

In dem Geiste der Eroberung und Erwerbung, der sich einem großen Zweck widmet, liegt zugleich Hingebung: mit einem beschränkten Egoismus verträgt er sich nicht; jetzt trat an der Curie der Geist des Genusses, des Besitzes ein. Es bildete sich eine Genossenschaft von Rentinhabern aus, die ein gutes Recht auf den Ertrag des Staates und der kirchlichen Verwaltung zu besitzen glaubte. Indem sie dies Recht auf eine verderbliche Weise mißbrauchte, hielt sie doch mit demselben Eifer daran fest, als sei das Wesen des Glaubens daran geknüpft.

Eben dadurch geschah aber, daß der Widerspruch sich von entgegengesetzten Seiten unversöhnlich erhob.

Es trat eine Lehre auf, die, aus einer neuen Anschauung der Tiefen der Religion hervorgegangen, von dem römischen Hofe verdammt und verfolgt wurde, aber nicht beseitigt zu werden vermochte. Die Staaten nahmen eine unabhängige Haltung an: von der Rücksicht auf die päpstliche Politik machten sie sich los; in ihren inneren Angelegenheiten nahmen sie eine Autonomie in Anspruch, die der Curie auch in kirchlicher Hinsicht immer weniger Einfluß übrig ließ.

Auf diesen beiden Momenten beruht nun die fernere Geschichte des Papstthums.

Es folgen Epochen, in denen es bei weitem weniger eine freie Thätigkeit entwickelt, als daß es, bald von der einen, bald von der

anderen Seite angegriffen, nur bedacht ist, sich in jedem Augenblicke so gut wie möglich zu vertheidigen.

Die Aufmerksamkeit wird in der Regel von der Kraft angezogen, und nur von der Seite der Thätigkeit kann ein Ereigniß verstanden werden; auch gehört es nicht zu der Absicht dieses Buches, die letzten Epochen ausführlich zu schildern. Allein ein überaus merkwürdiges Schauspiel bieten sie doch immer dar, und wie wir mit einer Ansicht der früheren Zeiten begonnen, so dürfen wir wohl nicht schließen, ohne den Versuch zu machen, auch die späteren, wiewohl nur in kurzen Zügen, vor den Augen vorübergehen zu lassen.

Zunächst erhebt sich aber der Angriff von der Seite der Staaten. Auf das genaueste hängt er mit der Spaltung der katholischen Welt in zwei feindselige Theile, in die östreichische und in die französische Partei, die der Papst nicht mehr zu überwältigen oder zu beruhigen vermag, zusammen. Die politische Stellung, die Rom annimmt, bestimmt auch das Maß der geistlichen Ergebenheit, die es findet. Wir sahen schon, wie das begann. Nehmen wir wahr, wie es sich weiter entwickelte.

Ludwig XIV und Innocenz XI.

So gut katholisch Ludwig XIV auch war, so kam es ihm doch unerträglich vor, daß der römische Stuhl eine unabhängige, ja der seinen nur allzuoft entgegengesetzte Politik befolgen sollte.

Wie Innocenz und Alexander und, wenn Clemenz IX nicht selbst, doch seine Umgebung, neigten sich auch Clemens X. (1670 bis 1676) und dessen Nepot Pauluzzi Altieri auf die Seite der Spanier. Ludwig XIV rächte sich dafür durch unaufhörliche Eingriffe in die geistliche Gewalt.

Eigenmächtig zog er geistliche Güter ein, unterdrückte einen oder den anderen Orden; er nahm die Befugniß in Anspruch, die Pfründen der Kirche mit militärischen Pensionen zu belasten; das Recht, während der Vacanz eines Bisthums die Einkünfte desselben zu genießen und die davon abhängigen Pfründen zu besetzen, welches unter dem Namen der Regale so berühmt geworden, suchte er auf Provinzen auszudehnen, in denen es nie gegolten; die schmerzlichste Wunde schlug er den römischen Rentenbesitzern, indem er die Geldsendungen an den Hof in beschränkende Aufsicht nahm.

So fuhr er nun auch unter Innocenz XI fort, der im Ganzen die nämliche Politik beobachtete; an dem aber fand er Widerstand.

Innocenz XI, aus dem Hause Odescalchi von Como, war in seinem 25sten Jahre mit Degen und Pistole nach Rom gekommen, um sich irgend einer weltlichen Beschäftigung, vielleicht in Neapel dem Kriegsdienste zu widmen. Der Rath eines Cardinals, der ihn besser durchschaute, als er sich selbst kannte, vermochte ihn, sich der Laufbahn an der Curie zu widmen. Er that das mit so viel Hingebung wie Ernst und verschaffte sich nach und nach einen solchen Ruf von Tüchtigkeit und guter Gesinnung, daß das Volk während des Conclave's seinen Namen unter den Portici von St. Peter rief und die öffentliche Meinung sich befriedigt fühlte, als er, mit der Tiara geschmückt, aus demselben hervorging. (21. September 1676.)

Ein Mann, der seine Diener wohl unter der Bedingung rufen ließ: wenn sie keine Abhaltung hätten —, von dem sein Beichtvater betheuerte, er habe nie etwas an ihm wahrgenommen, das die Seele von Gott entfernen könnte —, mild und sanftmüthig, den aber dieselbe Gewissenhaftigkeit, die sein Privatleben bestimmte, nun auch antrieb, die Verpflichtungen seines Amtes rücksichtslos zu erfüllen.

Wie gewaltig griff er die Uebelstände besonders der finanziellen Verwaltung an! Die Ausgaben waren auf 2,578,106 Scudi, 91 Bajocchi gestiegen; die Einnahmen, Dataria und Spolien eingeschlossen, betrugen nur 2,408,500 Scudi, 71 Bajocchi; ein so großes Deficit, jährlich von 170,000 Scudi, drohte den offenbaren Bankerott herbeizuführen. Daß es zu diesem Aeußersten nicht kam, ist ohne Zweifel das Verdienst Innocenz' XI. Er enthielt sich endlich des Nepotismus durchaus. Er erklärte, er liebe seinen Neffen Don Livio, der das durch seine Bescheidenheit verdiene; eben darum aber wolle er ihn nicht in dem Palaste. Alle Aemter und Einkünfte, die bisher den Nepoten zugute gekommen, zog er geradezu ein. So verfuhr er auch mit vielen anderen Stellen, deren Dasein mehr eine Last war. Unzählige Mißbräuche und Exemptionen schaffte er ab; da es ihm endlich der Zustand des Geldmarktes erlaubte, trug er kein Bedenken, die Monti von 4 Proc. auf 3 Proc. herabzusetzen. Nach einigen Jahren war es ihm in der That gelungen, die Einnahme wieder auf einen nicht unbedeutenddn Ueberschuß über die Ausgabe zu erhöhen.

Und mit derselben Entschlossenheit begegnete der Papst nun auch den Angriffen Ludwigs XIV.

Ein paar Bischöfe jansenistischer Gesinnung, die sich jener Ausdehnung des Regalrechtes, die ihrem Begriffe von der Autonomie der geistlichen Gewalten widerspricht, entgegensetzten, wurden dafür von

dem Hofe bedrückt und geängstigt; der Bischof von Pamiers mußte eine Zeitlang von Almosen leben. Sie wandten sich an den Papst. Innocenz säumte nicht, sich ihrer anzunehmen.

Ein Mal, zwei Mal ermahnte er den König, den Schmeichlern kein Gehör zu geben, noch die Freiheiten der Kirche anzutasten: er möchte sonst verursachen, daß die Quelle der göttlichen Gnade über sein Reich vertrockene. Da er keine Antwort bekam, wiederholte er seine Ermahnungen zum dritten Male: „nun aber", fügte er hinzu, „werde er nicht wieder schreiben, sich jedoch auch nicht länger mit Ermahnungen begnügen, sondern sich aller Mittel der Macht bedienen, die Gott in seine Hand gelegt habe. Keine Gefahr, keinen Sturm werde er dabei fürchten; in dem Kreuze Christi sehe er seinen Ruhm".

Es ist immer eine Maxime des französischen Hofes gewesen, durch die päpstliche Macht seinen Clerus, durch den Clerus die Einwirkungen der päpstlichen Macht zu beschränken. Niemals aber beherrschte ein Fürst seine Geistlichkeit vollkommener als Ludwig XIV. Eine Ergebenheit ohne Gleichen athmen die Reden, mit denen man ihn bei feierlichen Gelegenheiten begrüßte. „Wir wagen kaum", heißt es in einer derselben, „Forderungen zu machen, aus Furcht, dem kirchlichen Eifer Euerer Majestät ein Ziel zu setzen. Die traurige Freiheit, Beschwerde zu führen, verwandelt sich jetzt in eine süße Nothwendigkeit, unseren Wohlthäter zu loben". Prinz Condé meinte, sollte es dem König einfallen, zur protestantischen Kirche überzugehen, so würde ihm der Clerus zuerst nachfolgen.

Und wenigstens gegen den Papst stand die Geistlichkeit ohne Scrupel ihrem Könige bei: von Jahr zu Jahr erließ sie entschiedenere Erklärungen zu Gunsten der königlichen Gewalt. Endlich folgte die Versammlung von 1682. „Sie ward", sagt ein venezianischer Gesandter, „nach der Convenienz des Staatsministeriums berufen und aufgelöst, nach dessen Eingebungen geleitet". Die vier Artikel, welche sie abfaßte, haben seitdem immer als das Manifest der gallicanischen Freiheiten gegolten. Die drei ersten wiederholen ältere Behauptungen: Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen, Superiorität eines Conciliums über den Papst, Unantastbarkeit der gallicanischen Gewohnheiten. Vorzüglich merkwürdig aber ist der vierte, weil er auch die geistliche Autorität beschränkt: „selbst in Fragen des Glaubens sei die Entscheidung des Papstes nicht unverbesserlich, solange er die Beistimmung der Kirche nicht habe." Wir sehen, die beiden Gewalten unterstützen einander. Der König ward von den Einwirkungen der weltlichen, der Clerus von der unbedingten

Autorität der geistlichen Gewalt des Papstthums freigesprochen. Die Zeitgenossen fanden, wenn man in Frankreich ja noch innerhalb der katholischen Kirche sei, so stehe man doch schon auf der Schwelle, um herauszutreten. Der König erhob jene Sätze zu einer Art von Glaubensartikeln, von symbolischem Buch. In allen Schulen sollte darnach gelehrt werden, Niemand einen Grad in der juristischen oder der theologischen Facultät erlangen können, der dieselben nicht beschwöre.

Aber auch der Papst hatte noch eine Waffe. Der König beförderte vor allen Anderen die Urheber der Declaration, die Mitglieder dieser Versammlung in die bischöflichen Aemter; Innocenz weigerte sich, ihnen die geistliche Institution zu geben. Die Einkünfte mochten sie genießen; aber die Ordination empfingen sie nicht, einen geistlichen Act des Episcopates durften sie nicht ausüben.

Diese Verwickelung vermehrte sich noch dadurch, daß Ludwig XIV in diesem Augenblicke, und zwar vorzüglich deshalb, um sich als vollkommen rechtgläubig auszuweisen, zu jener grausamen Ausrottung der Hugenotten schritt. Er glaubte, damit der katholischen Kirche einen großen Dienst zu leisten. Auch hat man wohl gesagt, Papst Innocenz sei einverstanden gewesen. Aber in der That ist das nicht so. Der römische Hof wollte jetzt mit einer Bekehrung durch bewaffnete Apostel nichts zu schaffen haben: „dieser Methode habe sich Christus nicht bedient; man müsse die Menschen in die Tempel führen, aber nicht hinein schleifen".

Und immer neue Irrungen erhoben sich. Der französische Botschafter zog im Jahre 1687 mit einem so starken Gefolge, sogar ein paar Schwadronen Cavallerie, in Rom ein, daß ihm das Asylrecht, welches die Gesandten damals nicht allein für ihren Palast, sondern auch für die benachbarten Straßen in Anspruch nahmen, obwohl es der Papst feierlich aufgehoben, nicht wohl hätte streitig gemacht werden können. Mit bewaffneter Mannschaft trotzte er dem Papst in seiner Hauptstadt. „Sie kommen mit Roß und Wagen", sagte Innocenz; „wir aber wollen wandeln im Namen des Herrn." Er sprach die kirchlichen Censuren über den Botschafter aus; die Kirche San Luigi, in welcher derselbe einem feierlichen Hochamte beigewohnt hatte, ward mit dem Interdict belegt.

Da ging auch der König zu den äußersten Schritten fort. Er appellirte an ein allgemeines Concilium, ließ Avignon besetzen, den Nuntius in St.-Olon einschließen; man glaubte, er habe die Absicht, den Erzbischof Harlai von Paris, der alle diese Schritte, wo nicht

veranlaßt, doch gebilligt hatte, zum Patriarchen von Frankreich zu creiren.

So weit kam es: der französische Gesandte in Rom excommunicirt, der päpstliche in Frankreich festgehalten, 35 französische Bischöfe ohne die canonische Institution, eine päpstliche Landschaft vom Könige eingenommen: das Schisma war hiemit in der That schon ausgebrochen. Nichtsdestominder wich Innocenz XI keinen Schritt breit.

Fragen wir, worauf er sich dabei stützte, so war es nicht eine Rückwirkung seiner Censuren in Frankreich, nicht die Macht seines apostolischen Ansehens, sondern es war vor allem jener allgemeine Widerstand, welchen die Europa in dem Wesen seiner Freiheit bedrohenden Unternehmungen Ludwigs XIV erweckt hatten; an diese schloß auch der Papst sich an.

Er unterstützte Oestreich in seinem türkischen Kriege nach besten Kräften; der glückliche Erfolg dieser Feldzüge gab der ganzen Partei und auch dem Papst eine neue Haltung.

Das wird sich zwar schwerlich beweisen lassen, daß Innocenz, wie man gesagt hat, mit Wilhelm III in unmittelbarer Verbindung gestanden und um den Plan desselben gegen England persönlich gewußt habe. Aber mit desto größerer Zuversicht dürfen wir es aussprechen: seine Minister wußten darum. Dem Papste sagte man nur, der Prinz von Oranien werde den Oberbefehl am Rheine übernehmen und die Rechte des Reiches wie der Kirche gegen Ludwig XIV vertheidigen; dazu versprach er bedeutende Subsidien. Sein Staatssecretär aber, Graf Cassoni, hatte schon Ende 1687 die bestimmte Anzeige, der Plan der unzufriedenen Engländer sei, den König Jacob zu entthronen und die Krone auf die Prinzessin von Oranien zu übertragen. Der Graf war schlecht bedient: unter seinen Hausgenossen hatten die Franzosen einen Verräther gefunden. Aus den Papieren, welche dieser in dem geheimsten Cabinet seines Herrn einzusehen Gelegenheit fand, haben die Höfe von Frankreich und von England die erste Nachricht von diesen Plänen empfangen. Wunderbare Verwickelung! An dem römischen Hofe mußten die Fäden einer Verbindung zusammentreffen, die das Ziel und den Erfolg hatte, den Protestantismus in dem westlichen Europa von der letzten großen Gefahr, die ihm drohte, zu befreien, den englischen Thron auf immer für dies Bekenntniß zu gewinnen. Wußte Innocenz XI, wie gesagt, auch nicht um diesen ganzen Entwurf, so ist es doch unleugbar, daß er sich einer Opposition anschloß, die großentheils auf protestan-

tischen Kräften und Antrieben beruhte. Der Widerstand, den er dem von Ludwig XIV begünstigten Candidaten für das Erzbisthum Cöln leistete, war im Interesse jener Opposition und trug zum Ausbruch des Krieges vorzüglich bei, eines Krieges, der in Bezug auf Frankreich der Wiederherstellung der päpstlichen Autorität zu statten kam. Beförderte der Papst durch seine Politik den Protestantismus, so mußten hinwieder die Protestanten, indem sie das europäische Gleichgewicht gegen die „exorbitante Macht" aufrechterhielten, dazu mitwirken, daß diese sich auch den geistlichen Ansprüchen des Papstthums fügte.

Zwar Innocenz XI erlebte das nicht mehr. Aber gleich der erste französische Gesandte, der nach dem Tode desselben (10. Aug. 1689) in Rom erschien, verzichtete auf das Asylrecht; die Haltung des Königs änderte sich; er gab Avignon zurück und fing an, zu unterhandeln.

Es war dies um so nothwendiger, da der neue Papst, Alexander VIII, wie weit er auch übrigens von dem strengen Beispiel seines Vorgängers abwich, doch in diesem Punkte bei den Grundsätzen desselben aushielt. Alexander erklärte aufs neue die Beschlüsse von 1682 für ungültig und leer, null und nichtig, für unverbindlich, selbst wenn sie mit einem Eide bekräftigt worden seien: Tag und Nacht denke er mit einem Herzen voll Bitterkeit daran; mit Thränen und Seufzen erhebe er seine Augen.

Nach dem frühen Tode Alexanders VIII wandten die Franzosen alles an, um einen friedfertigen, zur Versöhnung geneigten Mann zum Papst zu bekommen, wie ihnen das auch mit Antonio Pignatelli — Innocenz XII — wirklich gelang (12. Juli 1691).

Der Würde des päpstlichen Stuhles etwas zu vergeben, hatte jedoch auch dieser Papst eben so wenig Neigung wie irgend dringende Veranlassung, da die verbündeten Waffen Ludwig den XIV so ernstlich und drohend beschäftigten.

Zwei Jahre lang ward unterhandelt. Innocenz verwarf mehr als einmal die von den französischen Geistlichen ihm vorgeschlagenen Formeln. Endlich mußten sie doch in der That erklären, daß alles, was in jener Assemblée berathen und beschlossen worden, als nicht berathen und nicht beschlossen angesehen sein solle: „niedergeworfen zu den Füßen Euerer Heiligkeit, bekennen wir unseren unaussprechlichen Schmerz darüber." Erst nach einem so unbeschränkten Widerrufe gab ihnen Innocenz die canonische Institution.

Nur unter diesen Bedingungen ward der Friede hergestellt.

Ludwig XIV schrieb dem Papste, daß er seine Verordnung über die Beobachtung der vier Artikel zurücknehme. Wir sehen wohl, noch einmal behauptete sich der römische Stuhl auch dem mächtigsten Könige gegenüber in der Fülle seiner Ansprüche.

War es aber nicht schon ein großer Nachtheil, daß Behauptungen von so entschiedener Feindseligkeit eine Zeit lang legale, von der Regierung autorisirte Geltung genossen hatten? Mit lärmendem Aufsehen, als Reichsbeschlüsse waren sie verkündigt worden; privatim, ganz in der Stille, in Briefform, doch nur von Einzelnen, die eben der Gnade des römischen Hofes bedurften, wurden sie widerrufen. Ludwig XIV ließ das geschehen; aber man dürfte nicht glauben, er habe die vier Artikel selbst zurückzunehmen gedacht, obwohl man das zuweilen auch in Rom so ansah. Er wollte noch viel später nicht dulden, daß der römische Hof Anhängern derselben die Institution versage. Er erklärte, er habe nur die Verpflichtung aufgehoben, sie zu lehren; allein eben so wenig dürfe Jemand gehindert werden, sich dazu zu bekennen. Und noch eine andere Bemerkung müssen wir machen. Keineswegs durch eigene Kraft hatte der römische Hof sich behauptet, sondern doch nur in Folge einer großen politischen Combination, nur dadurch, daß Frankreich überhaupt in engere Schranken zurückgewiesen ward. Wie dann, wenn diese Verhältnisse sich änderten, wenn es einmal Niemanden mehr gab, der den römischen Stuhl gegen den angreifenden Theil in Schutz nehmen wollte?

Spanische Erbfolge.

Daß die spanische Linie des Hauses Oestreich ausstarb, war auch für das Papstthum ein Ereigniß von der höchsten Bedeutung.

Auf dem Gegensatze, in welchem die spanische Monarchie mit Frankreich stand, der den Charakter der europäischen Politik überhaupt bestimmte, beruhte zuletzt auch die Freiheit und Selbstbestimmung des päpstlichen Stuhles; durch die Maximen der Spanier war der Kirchenstaat anderthalb Jahrhunderte lang mit Frieden umgeben worden. Was auch geschehen mochte, so war es allemal gefährlich, daß ein Zustand, auf welchen sich alle Gewohnheiten des Daseins bezogen, zweifelhaft wurde; aber noch viel gefährlicher war, daß über die Erbfolge ein Streit obwaltete, der in einen allgemeinen Krieg auszuschlagen drohte, einen Krieg, der dann größtentheils in Italien ausgefochten werden mußte. Der Papst selbst konnte sich der

Nothwendigkeit, Partei zu ergreifen, schwerlich entziehen, ohne daß er doch zum Siege dieser Partei etwas Wesentliches beizutragen sich hätte schmeicheln können.

Bei einem Venezianer findet sich die gleichwohl mit einigem Zweifel ausgesprochene Nachricht, Papst Innocenz XII habe Carl dem II von Spanien den Rath ertheilt, den französischen Prinzen zum Erben einzusetzen, und dieser Rath des heiligen Vaters habe bei der Abfassung jenes Testamentes, auf das so viel ankam, vorzüglich mitgewirkt.

Diese Nachricht ist insofern sehr begründet, als Carl II, über die Absichten der europäischen Mächte, die Monarchie zu theilen, entrüstet und schon durch seinen Staatsrath in der Idee bestärkt, die französischen Ansprüche anzuerkennen, sich zur vollen Beruhigung seines Gewissens bei diesem Schritte an den römischen Stuhl wendete, der denselben dann vollkommen billigte und den vorgetragenen Gründen noch einige neuen hinzufügte.

Der römische Stuhl stand damals gut mit Ludwig XIV; er war von der antifranzösischen Politik zurückgetreten, die er seit Urban VIII fast ohne Unterbrechung befolgt hatte. Da sich auf der anderen Seite ein starker protestantischer Einfluß erwarten ließ, so erschien es ihm als ein Vortheil der Religion, wenn die ganze Monarchie ohne Theilung an einen Prinzen aus einem Hause überging, das sich damals so vorzugsweise katholisch hielt. An der über die Sache niedergesetzten Commission hatte Cardinal Giovan Francesco Albani Antheil genommen; eben dieser war darauf (16. November 1700) zum Papst gewählt. Er verhehlte auch nun seine Gesinnungen keinen Augenblick. Clemens XI — denn so nannte er sich — lobte den Entschluß Ludwigs XIV, die Erbschaft anzunehmen, öffentlich; er erließ ein Glückwünschungsschreiben an Philipp V und gewährte ihm Subsidien aus geistlichen Gütern, gleich als walte kein Zweifel an seinem Rechte ob. Clemens XI konnte als ein Zögling, recht als ein Repräsentant des römischen Hofes angesehen werden, den er niemals verlassen hatte: leutseliges Wesen, literarisches Talent, untadelhaftes Leben hatten ihm den allgemeinen Beifall verschafft; den drei letzten Päpsten, so verschieden sie auch waren, hatte er sich gleichsehr anzuschmiegen, nothwendig zu machen gewußt; durch ein geübtes, brauchbares und doch niemals unbequemes Talent kam er empor. Wenn er einmal gesagt hat, als Cardinal habe er guten Rath zu geben verstanden, als Papst wisse er sich nicht zu helfen, so mag das bezeichnen, daß er sich geeigneter fühlte, einen

gegebenen Impuls zu ergreifen und weiter zu leiten, als einen freien Entschluß zu fassen und ins Werk zu setzen. Indem er unter anderen gleich bei seinem Eintritte die jurisdictionellen Fragen mit erneuter Strenge aufnahm, folgte er nur der öffentlichen Meinung, dem Interesse der Curie. So glaubte er nun auch an das Glück und die Macht des großen Königs. Er zweifelte nicht, daß Ludwig XIV den Sieg behaupten werde. Bei jener Unternehmung von Deutschland und Italien her gen Wien im Jahre 1703, welche alles endigen zu müssen schien, konnte er, wie der venezianische Gesandte versichert, die Freude und Genugthuung nicht verbergen, welche ihm der Fortgang der französischen Waffen machte.

Aber eben in diesem Augenblicke schlug das Glück um; jene deutschen und englischen Gegner des Königs, denen Innocenz XI sich angeschlossen, Clemens XI aber allmählich sich entfremdet hatte, erfochten Siege, wie noch nie; die kaiserlichen Schaaren, vereinigt mit preußischen, ergossen sich nach Italien: einen Papst, der sich so zweideutig betrage, waren sie nicht gemeint zu schonen; die alten Prätensionen des Kaiserthums, deren seit Carl V nicht mehr gedacht worden, erwachten wieder.

Wir wollen nicht alle die bitteren Irrungen erörtern, in welche Clemens XI verwickelt ward; endlich setzten ihm die Kaiserlichen einen Termin zur Annahme ihrer Friedensvorschläge, unter denen die Anerkennung des östreichischen Prätendenten die wichtigste war. Vergebens sah sich der Papst nach Hülfe um. Er wartete bis auf den festgesetzten Tag, nach dessen unbenutztem Verlaufe die Kaiserlichen Stadt und Staat feindselig zu überziehen gedroht hatten, 15. Jan. 1709; erst in der letzten Stunde desselben, eilf Uhr Abends, gab er seine Unterschrift. Er hatte früher Philipp V. beglückwünscht; jetzt sah er sich genöthigt, dessen Gegner, Carl III, als katholischen König anzuerkennen.

Damit bekam nun nicht allein die schiedsrichterliche Autorität des Papstthums einen harten Stoß, sondern seine politische Freiheit und Selbstbestimmung ward ihm entrissen. Der französische Gesandte verließ Rom mit der Erklärung, es sei gar nicht mehr der Sitz der Kirche.

Schon nahm auch die Lage der Welt überhaupt eine andere Gestalt an. Unleugbar war es doch das protestantische England, welches die Entscheidung über die letzte Bestimmung der spanischen und katholischen Monarchie herbeiführte; welchen Einfluß konnte aber

bei diesem Uebergewicht einer protestantischen Macht der Papst auf die großen Angelegenheiten noch ausüben?

Im Frieden von Utrecht wurden Länder, die er als seine Lehen betrachtete, Sicilien, Sardinien, an neue Fürsten gewiesen, ohne daß man ihn dabei auch nur zu Rathe gezogen hätte. An die Stelle der unfehlbaren Entscheidung des geistlichen Oberhirten trat die Convenienz der großen Mächte.

Ja, es widerfuhr dem päpstlichen Stuhle hiebei besonderes Unglück.

Es war allezeit einer der vornehmsten Gesichtspunkte seiner Politik gewesen, auf die italienischen Staaten Einfluß zu besitzen, wo möglich eine indirecte Hoheit über dieselben geltend zu machen. Jetzt aber hatte sich nicht allein das deutsche Oestreich fast in offenem Kampfe mit dem Papste in Italien festgesetzt, auch der Herzog von Savoyen gelangte im Widerspruch mit ihm zu königlicher Macht und großen neuen Besitzthümern.

Und so ging das nun weiter.

Um den Streit zwischen Bourbon und Oestreich zu versöhnen, gaben die Mächte dem Wunsche der Königin von Spanien Gehör, einem ihrer Söhne Parma und Piacenza zu überlassen. Seit zwei Jahrhunderten war die päpstliche Oberherrlichkeit über dies Herzogthum nicht in Zweifel gezogen worden: die Fürsten hatten die Lehen empfangen, den Tribut gezahlt; jetzt aber, da dieses Recht eine neue Bedeutung bekam, da sich voraussehen ließ, daß der Mannsstamm des Hauses Farnese in kurzem erlöschen werde, nahm man nicht mehr Rücksicht darauf. Der Kaiser gab das Land einem Infanten von Spanien zu Lehen. Dem Papst blieb nichts übrig, als Protestationen zu erlassen, auf welche Niemand achtete.

Aber nur einen Augenblick bestand der Friede zwischen den beiden Häusern. Im Jahre 1733 erneuerten die Bourbons ihre Ansprüche auf Neapel, das in den Händen von Oestreich war; auch der spanische Botschafter bot dem Papste Zelter und Tribut an. Jetzt hätte Papst Clemens XII die Dinge gern gelassen, wie sie standen: er ernannte eine Commission von Cardinälen, welche für die kaiserlichen Ansprüche entschied. Aber auch diesmal lief das Kriegsglück dem päpstlichen Urtheile entgegen: die spanischen Waffen behaupteten den Sieg. In kurzem mußte Clemens die Investitur von Neapel und Sicilien demselben Infanten zuerkennen, den er mit so großem Verdruß von Parma hatte Besitz nehmen sehen.

Wohl war nun der endliche Erfolg aller dieser Kämpfe dem

nicht so ganz unähnlich, was der römische Hof ursprünglich beabsichtigt hatte: das Haus Bourbon breitete sich über Spanien und einen großen Theil von Italien aus; aber unter wie ganz anderen Umständen war das doch geschehen, als welche man ursprünglich im Sinne hatte!

Das Wort der Entscheidung in dem wichtigsten Moment war von England ausgegangen; in offenbarem Widerspruche mit dem päpstlichen Stuhle waren die Bourbons in Italien eingedrungen; die Trennung der Provinzen, die man vermeiden wollte, war eben eingetreten und erfüllte Italien und den Kirchenstaat unaufhörlich mit feindseligen Waffen. Die weltliche Autorität des päpstlichen Stuhles war damit bis in seine nächste Umgebung erschüttert.

Auf die kirchenrechtlichen Streitfragen, die mit den politischen Verhältnissen so genau zusammenhangen, mußte das dann auch eine große Rückwirkung ausüben.

Wie sehr hatte es schon Clemens XI zu empfinden!

Mehr als einmal ward sein Nuntius aus Neapel entfernt; in Sicilien wurden einst die römisch gesinnten Geistlichen in Massen aufgehoben und nach dem Kirchenstaat gebracht; schon erhob sich in allen italienischen Gebieten die Absicht, nur noch Eingeborene zu kirchlichen Würden gelangen zu lassen; auch in Spanien ward die Nuntiatur geschlossen, und Clemens XI glaubte einmal genöthigt zu werden, den leitenden spanischen Minister Alberoni vor die Inquisition zu ziehen.

Von Jahr zu Jahr wurden diese Irrungen weitaussehender. Der römische Hof besaß nicht mehr die Kraft und innere Energie, seine Gläubigen zusammenzuhalten.

„Ich kann nicht leugnen," sagt der venezianische Gesandte Mocenigo 1737, „es hat etwas Widernatürliches, wenn man die katholischen Regierungen sämmtlich in so großen Zwistigkeiten mit dem römischen Hofe erblickt, daß sich keine Versöhnung denken läßt, die nicht diesen Hof an seiner Lebenskraft verletzen müßte. Sei es größere Aufklärung, wie so Viele annehmen, oder ein Geist der Gewaltthätigkeit gegen den Schwächeren, gewiß ist es, daß die Fürsten mit raschen Schritten darauf losgehen, den römischen Stuhl aller seiner weltlichen Gerechtsamen zu berauben".

Erhob man in Rom einmal die Augen, sah man um sich her, so mußte man innewerden, daß alles auf dem Spiele stehe, wenn man nicht die Hand zum Frieden biete.

Das Andenken Benedicts XIV — Prospero Lambertini,

1740—1758 — ist in Segen, weil er sich entschloß, die unerläßlichen Zugeständnisse zu machen.

Man weiß, wie wenig sich Benedict XIV durch die hohe Bedeutung seiner Würde blenden, mit Selbstgefühl erfüllen ließ. Seiner scherzhaften Munterkeit, seinen bolognesischen Bonmots wurde er nicht ungetreu, obgleich er Papst war. Er stand von seiner Arbeit auf, trat zu seiner Umgebung, brachte einen Einfall vor, den er indeß gehabt, und ging wieder an seinen Tisch. Er blieb immer über den Dingen. Mit freiem Blick überschaute er das Verhältniß des päpstlichen Stuhles zu den europäischen Mächten und nahm wahr, was sich halten lasse, was man aufgeben müsse. Er war ein guter Canonist und doch auch zu sehr Papst, um sich hierin zu weit fortreißen zu lassen.

Wohl der außerordentlichste Act seines Pontificates ist der Concordat, welchen er 1753 mit Spanien abschloß. Er gewann es über sich, auf jene Vergabung der kleineren Pfründen, welche die Curie dort noch immer besaß, obwohl jetzt nur unter heftigem Widerspruch, Verzicht zu leisten. Sollte aber der Hof den bedeutenden Geldgewinn, den er bis jetzt gezogen, so ohne alle Entschädigung verlieren? Sollte die päpstliche Gewalt auch ihren Einfluß auf die Personen mit Einem Male fahren lassen? Benedict fand folgenden Ausweg. Von jenen Pfründen wurden 52 namentlich der Besetzung des Papstes vorbehalten, „damit er diejenigen spanischen Geistlichen belohnen könne, welche sich durch Tugend, Sittenreinheit, Gelehrsamkeit, oder durch Dienste, dem römischen Stuhle geleistet, einen Anspruch darauf erwerben würden". Der Verlust der Curie ward auf Geld angeschlagen. Man fand, er belaufe sich nachweislich auf 34,300 Scudi. Der König verpflichtete sich, ein Capital zu zahlen, dessen Zinsen, zu 3 Procent gerechnet, eben so viel betragen möchten: 1,143,330 Scudi. Das alles ausgleichende Geld zeigte auch endlich einmal in kirchlichen Angelegenheiten seine vermittelnde Kraft.

Auch mit den meisten anderen Höfen traf Benedict XIV nachgebende Verträge. Dem Könige von Portugal ward das Patronatsrecht, welches er schon besaß, noch erweitert und zu den anderen geistlichen Ehrenvorrechten, die er erworben, auch noch der Titel des „Allergetreuesten" gewährt. Der sardinische Hof, doppelt mißvergnügt, weil die Zugeständnisse, die er in günstigen Augenblicken erlangt, unter dem letzten Pontificat zurückgenommen worden, wurde durch die concordirenden Instructionen von 1741 und 1750 befriedigt. In Neapel, wo sich unter der Begünstigung auch der kaiser-

lichen Regierung besonders durch Gaetano Argento eine juridische Schule gebildet, welche die Contestationen des geistlichen Rechts zu ihrem vornehmsten Studium machte und den päpstlichen Ansprüchen lebhaften Widerstand leistete, ließ Benedict XIV geschehen, daß die Rechte der Nuntiatur nicht wenig eingeschränkt und die Geistlichen zur Theilnahme an den Auflagen herbeigezogen wurden. Dem kaiserlichen Hofe wurde die Verminderung der gebotenen Festtage gewährt, die zu ihrer Zeit so großes Aufsehen machte; hatte der Papst nur erlaubt, an diesen Tagen zu arbeiten, so trug der kaiserliche Hof kein Bedenken, mit Gewalt dazu zu nöthigen.

Dergestalt versöhnten sich die katholischen Höfe noch einmal mit ihrem kirchlichen Oberhaupte, noch einmal ward der Friede hergestellt.

Durfte man sich aber wohl überreden, daß es hiemit abgethan sei? Sollte der Streit zwischen Staat und Kirche, der fast auf einer inneren Nothwendigkeit des Katholicismus beruht, durch solche leichten Transactionen geschlichtet sein? Unmöglich konnten diese doch für mehr als für den Augenblick genügen, aus dem sie hervorgegangen waren. Schon kündigten sich aus der aufgeregten Tiefe neue und bei weitem gewaltigere Stürme an.

Veränderte Weltstellung. Innere Gährungen. Aufhebung der Jesuiten.

Nicht allein in Italien, in dem südlichen Europa, sondern in der allgemeinen politischen Lage der Dinge hatte sich die größte Veränderung vollzogen.

Wo waren die Zeiten hin, in welchen sich das Papstthum, und zwar nicht ohne Grund, Hoffnung machen durfte, Europa und die Welt aufs neue zu erobern?

Unter den fünf großen Mächten, welche bereits in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Weltgeschicke bestimmten, hatten sich drei unkatholische erhoben. Wir berührten, welche Versuche die Päpste in früheren Epochen machten, von Polen aus Rußland und Preußen, von Frankreich und Spanien her England zu überwältigen. Eben diese Mächte nahmen jetzt Antheil an der Weltherrschaft; ja, man darf wohl ohne Täuschung sagen, daß sie in jener Zeit das Uebergewicht über die katholische Hälfte von Europa besaßen.

Nicht etwa, daß ein Dogma über das andere, die protestantische Theologie über die katholische obgesiegt hätte — auf diesem Gebiete be-

wegte sich der Streit nicht mehr —, sondern die Veränderung war durch die nationalen Entwickelungen eingetreten, deren Grundlage wir oben wahrnahmen: die Staaten der unkatholischen Seite zeigten sich den katholischen im Allgemeinen überlegen. Die zusammenhaltende monarchische Gesinnung der Russen hatte über die auseinanderfallende Aristokratie von Polen, — die Industrie, der praktische Sinn, das seemännische Talent der Engländer über die Nachlässigkeiten der Spanier und über die schwankende, von zufälligen Abwandlungen innerer Zustände abhängige Politik der Franzosen, — die energische Organisation und militärische Disciplin von Preußen über die Principien einer Föderativmonarchie, wie sie sich damals in Oestreich darstellte, den Sieg davongetragen.

War nun gleich dies Uebergewicht keineswegs von kirchlicher Natur, so mußte es doch auf die kirchlichen Dinge eine nothwendige Rückwirkung äußern.

Einmal schon, indem mit den Staaten die Religionsparteien emporkamen. Rußland z. B. setzte jetzt in den unteren Provinzen von Polen ohne weiteres griechische Bischöfe ein; die Erhebung von Preußen gab allmählich den deutschen Protestanten wieder ein Gefühl von Selbständigkeit und Kraft, wie sie es lange nicht gehabt; je entschiedener sich die protestantische Macht von England zur Seeherrschaft erhob, desto mehr mußten die katholischen Missionen in Schatten treten und an ihrer Wirksamkeit verlieren, die ja einstmals auch auf politischem Einflusse beruhte.

Aber auch in weiterem Sinne. Noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, als England an die französische Politik geknüpft, Rußland von dem übrigen Europa so gut wie getrennt war, die brandenburgisch-preußische Macht sich eben erst erhob, hatten die katholischen Mächte, Frankreich, Spanien, Oestreich, Polen, selbst in ihrer Entzweiung die europäische Welt beherrscht. Es mußte, däucht mich, allmählich in das Bewußtsein eindringen, daß dies so sehr verändert war: das Selbstgefühl eines von keiner Ueberlegenheit beschränkten politisch-religiösen Daseins mußte verschwinden. Der Papst ward jetzt erst inne, daß er nicht mehr an der Spitze der vorwaltenden Weltmacht stand.

Endlich aber, sollte man nicht daran denken, woher die Veränderung kam? Jede Niederlage, jeder Verlust wird bei dem Besiegten, der noch nicht an sich verzweifelt, eine innere Umwandlung hervorrufen, Nachahmung des überlegenen Gegners, Wetteifer mit ihm. Die strenger monarchischen, militärisch-commerciellen Tendenzen des

unkatholischen Theiles drangen jetzt in die katholischen Staaten ein. Da es sich doch nicht leugnen ließ, daß der Nachtheil, in den sie gerathen waren, mit ihrer geistlichen Verfassung zusammenhing, so warf sich die Bewegung zunächst auf diese Seite.

Hier aber traf sie mit anderen mächtigen Gährungen zusammen, die indeß auf dem Gebiete des Glaubens und der Meinung innerhalb des Katholicismus ausgebrochen waren.

Die jansenistischen Streitigkeiten, deren Ursprung wir beobachteten, erneuerten sich seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit verdoppelter Heftigkeit. Von höchster Stelle gingen sie aus. In dem obersten geistlichen Rathe in Frankreich pflegten der Beichtvater des Königs, in der Regel ein Jesuit, und der Erzbischof von Paris den vornehmsten Einfluß auszuüben. La Chaise und Harlai hatten von hier aus in enger Vereinigung die Unternehmungen der Krone gegen das Papstthum geleitet. Nicht so gut verstanden sich ihre Nachfolger, le Tellier und Noailles. Es mögen leichte Meinungsverschiedenheiten gewesen sein, welche den ersten Anlaß gaben: strengeres Festhalten des Einen bei den jesuitischen, molinistischen, tolerirende Hinneigung des Anderen zu den jansenistischen Begriffen; allmählich aber brach eine vollkommene Entzweiung aus: von dem Cabinet des Königs her spaltete sich die Nation. Dem Beichtvater gelang es nicht allein, sich in der Gewalt zu behaupten, den König zu gewinnen, sondern auch, den Papst zu der Bulle Unigenitus zu bewegen, in welcher die jansenistischen Lehren von Sünde, Gnade, Rechtfertigung und Kirche auch in ihrem minder herben Ausdruck, zuweilen wörtlich, wie man sie in Augustinus zu finden meinte, und in bei weitem größerer Ausdehnung als in jenen fünf Sätzen, verurtheilt wurden. Es war die letzte Entscheidung in den alten, durch Molina angeregten Glaubensfragen: der römische Stuhl trat nach so langem Zaudern endlich unzweifelhaft auf die jesuitische Seite. Dadurch gelang es ihm nun allerdings, den mächtigen Orden für sich zu gewinnen, der seitdem, was er früher, wie wir sahen, keineswegs immer that, die ultramontanen Doctrinen, die Ansprüche der päpstlichen Gewalt auf das lebhafteste verfocht; es gelang ihm auch, mit der französischen Regierung in gutem Verhältniß zu bleiben, von der ja jene Entscheidung hervorgerufen worden: bald wurden nur noch die angestellt, die sich der Bulle unterwarfen. Aber auf der anderen Seite erhob sich auch die gewaltigste Opposition in den Gelehrten, die sich an Augustin, in den Orden, die sich an Thomas von Aquino hielten, in den Parlamenten, welche in jedem neuen Acte des römischen Hofes eine

Verletzung der gallicanischen Rechte sahen; — jetzt endlich ergriffen die Jansenisten für diese Freiheit ernstlich Partei: mit immer weiter schreitender Kühnheit bildeten sie eine der römischen entgegenlaufende Doctrin über die Kirche aus; ja, unter dem Schutze einer protestantischen Regierung setzten sie ihre Idee sogleich ins Werk: in Utrecht entstand eine erzbischöfliche Kirche, die sich im Allgemeinen katholisch, aber dabei in voller Unabhängigkeit von Rom hielt und der jesuitisch-ultramontanen Richtung unaufhörlich den Krieg machte. Es wäre wohl der Mühe werth, der Entwickelung, Verbreitung und Wirksamkeit dieser Meinungen über ganz Europa hin nachzuforschen. In Frankreich wurden die Jansenisten bedrängt, verfolgt, von den Stellen ausgeschlossen; aber, wie es zu geschehen pflegt, in der Hauptsache schadete ihnen das nicht: während der Verfolgungen erklärte sich ein großer Theil des Publikums für sie. Hätten sie nur nicht durch ihre wundergläubigen Uebertreibungen auch ihre begründeten Lehren in Mißcredit gesetzt! Aber auf jeden Fall behielten sie ein enges Verhältniß zu reinerer Sittlichkeit und tieferem Glauben, das ihnen allenthalben Bahn machte. Wir finden ihre Spuren in Wien und in Brüssel, in Spanien und Portugal, in ganz Italien. Durch die gesammte katholische Christenheit breiteten sich ihre Lehren aus, zuweilen öffentlich, häufiger insgemein.

Ohne Zweifel war es unter anderem auch diese Entzweiung der Geistlichkeit, welche der Erhebung einer noch weit gefährlicheren Gesinnung den Weg bahnte.

Es ist ein auf ewig merkwürdiges Phänomen, welchen Einfluß die religiösen Bestrebungen Ludwigs XIV auf den französischen, ja auf den europäischen Geist überhaupt hervorgebracht haben. Er hatte die äußerste Gewalt angewandt, göttliche und menschliche Gesetze verletzt, um den Protestantismus auszurotten und selbst alle abweichenden Meinungen innerhalb des Katholicismus zu vernichten; sein ganzes Bestreben war gewesen, seinem Reiche eine vollkommen und orthodox katholische Haltung zu geben. Kaum hatte er aber die Augen geschlossen, als alles umschlug. Der reprimirte Geist warf sich in eine zügellose Bewegung.

Gerade der Abscheu gegen das Verfahren Ludwigs XIV bewirkte, daß sich eine Meinung erhob, die dem Katholicismus, ja aller positiven Religion den Krieg erklärte. Von Jahr zu Jahr nahm sie an innerer Kraft und Verbreitung nach außen zu. Die südeuropäischen Reiche waren auf die innigste Verbindung der Kirche und des Staates gegründet. Hier bildete sich eine Gesinnung aus,

welche den Widerwillen gegen Kirche und Religion zu einem System entwickelte, in welchem sie alle Vorstellungen von Gott und Welt, alle Principien des Staates und der Gesellschaft, alle Wissenschaften begriff, — eine Literatur der Opposition, welche die Geister unwillkürlich an sich riß und mit unauflöslichen Banden fesselte.

Es liegt am Tage, wie wenig diese Tendenzen mit einander übereinstimmten: die reformirende war ihrer Natur nach monarchisch, was man von der philosophischen nicht sagen kann, die sich gar bald auch dem Staate entgegensetzte; die jansenistische hielt an Ueberzeugungen fest, welche der einen wie der anderen gleichgültig, wo nicht verhaßt waren; aber zunächst wirkten sie zusammen. Sie brachten jenen Geist der Neuerung hervor, der um so weiter um sich greift, je weniger er ein bestimmtes Ziel hat, je mehr er die gesammte Zukunft in Anspruch nimmt, und der aus den Mißbräuchen des Bestehenden täglich neue Kräfte saugt. Dieser Geist griff jetzt in den katholischen Völkern um sich. Zu Grunde lag ihm wohl in der Regel, bewußt oder unbewußt, was man die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts genannt hat; die jansenistischen Theorien gaben ihm kirchliche Form und Haltung; zur Thätigkeit trieb ihn das Bedürfniß der Staaten, die Gelegenheit des Momentes an. In allen Ländern, an allen Höfen bildeten sich zwei Parteien aus, von denen die eine der Curie, der geltenden Verfassung und Lehre den Krieg machte, die andere die Dinge, wie sie waren, die Prärogativen der allgemeinen Kirche festzuhalten suchte.

Die letzte stellte sich vor allem in den Jesuiten dar: der Orden erschien als das Hauptbollwerk der ultramontanen Grundsätze; zunächst gegen ihn richtete sich der Sturm.

Noch in dem achtzehnten Jahrhundert waren die Jesuiten sehr mächtig, hauptsächlich, wie früher, dadurch, daß sie die Beichtstühle der Großen und der Fürsten innehatten und den Unterricht der Jugend leiteten; ihre Unternehmungen, sei es der Religion, wiewohl diese nicht mit der alten Energie getrieben wurden, oder des Handels, umfaßten noch immer die Welt. Jetzt hielten sie sich ohne Wanken zu den Doctrinen kirchlicher Orthodoxie und Unterordnung; was denselben irgend zuwiderlief, eigentlicher Unglaube, jansenistische Begriffe, Tendenzen der Reform, alles fiel bei ihnen in dieselbe Verdammniß.

Zuerst wurden sie auf dem Gebiete der Meinung, der Literatur angegriffen. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß sie der Menge und Kraft der auf sie eindringenden Feinde mehr ein starres Festhalten an den einmal ergriffenen Lehren, indirecten Einfluß auf die Großen, Verdammungssucht entgegensetzten, als die echten Waffen des Geistes. Man kann es kaum begreifen, daß weder sie selber noch auch andere mit ihnen verbündeten Gläubigen ein einziges originales und wirksames Buch zur Vertheidigung hervorbrachten, während die Arbeiten ihrer Gegner die Welt überschwemmten und die öffentliche Ueberzeugung feststellten.

Nachdem sie aber einmal auf diesem Felde, der Lehre, der Wissenschaft, des Geistes, überwunden waren, konnten sie sich auch nicht mehr lange im Besitz der Gewalt halten.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kamen im Widerstreit jener beiden Tendenzen fast in allen katholischen Staaten reformirende Minister ans Ruder: in Frankreich Choiseul, in Spanien Wall, Squillace, in Neapel Tanucci, in Portugal Carvalho, alles Männer, welche es zum Gedanken ihres Lebens gemacht hatten, das Uebergewicht des geistlichen Elementes zu unterdrücken. Die kirchliche Opposition bekam bei ihnen Darstellung und Macht; ihre persönliche Stellung beruhte darauf; der offene Kampf war um so unvermeidlicher, da ihnen die Jesuiten durch persönliche Gegenwirkung, durch Einfluß auf die höchsten Kreise in den Weg traten.

Der erste Gedanke ging noch nicht auf eine Vertilgung des Ordens; man wollte ihn nur zunächst von den Höfen entfernen, ihn seines Credites, wo möglich auch seiner Reichthümer berauben. Hiezu glaubte man sich sogar des römischen Hofes bedienen zu können. Die Spaltung, welche die katholische Welt theilte, war am Ende auch hier in gewissem Sinne eingetreten; es gab eine strengere und eine mildere Partei. Benedict XIV, der die letzte repräsentirte, war längst mit den Jesuiten unzufrieden; ihr Verfahren in den Missionen hat er oftmals laut verdammt.

Nachdem Carvalho in der Bewegung der Factionen des portugiesischen Hofes, den Jesuiten, die ihn zu stürzen suchten, zum Trotz, Herr und Meister der Staatsgewalt, ja des königlichen Willens geblieben, forderte er den Papst zu einer Reform des Ordens auf. Er hob, wie natürlich, die Seite hervor, die den meisten Tadel darbot, die mercantile Richtung der Gesellschaft, die ihm überdies bei seinen commerciellen Bestrebungen sehr beschwerlich fiel. Der Papst trug kein Bedenken, darauf einzugehen. Die weltliche Geschäftig-

keit des Ordens war ihm selbst ein Gräuel. Auf den Antrag Carvalho's beauftragte er einen Freund desselben, einen Portugiesen, Cardinal Saldanha, mit der Visitation des Ordens. In kurzem erging ein Decret dieses Visitators, worin den Jesuiten ihre Handelsgeschäfte ernstlich verwiesen und die königlichen Behörden ermächtigt wurden, alle diesen Geistlichen zugehörigen Waaren einzuziehen.

Und schon hatte man indeß in Frankreich die Gesellschaft von derselben Seite angegriffen. Der Bankerott eines mit dem Pater Lavalette auf Martinique in Verbindung stehenden Handelshauses, der eine Menge anderer Fallissements nach sich zog, veranlaßte die bei dem Verluste Betheiligten, sich mit ihren Beschwerden an die Gerichte zu wenden, welche die Sache eifrig in die Hand nahmen.

Wäre Benedict XIV länger am Leben geblieben, so läßt sich wohl annehmen, daß er den Orden zwar nicht etwa vernichtet, aber allmählich einer durchgreifenden und gründlichen Reform unterworfen haben würde. Jedoch in diesem Augenblicke starb er. Aus dem Conclave ging — 6. Juli 1758 — ein Mann von entgegengesetzter Gesinnung, Clemens XIII, als Papst hervor.

Clemens war von reiner Seele, reinen Absichten; er betete viel und inbrünstig; sein höchster Ehrgeiz war, einmal seliggesprochen zu werden. Dabei hegte er aber die Meinung, daß alle Ansprüche des Papstthums heilig und unverletzlich seien; er beklagte tief, daß man einige derselben fallen lassen; er war entschieden, keinerlei Zugeständnisse zu machen; ja, er lebte der Ueberzeugung, daß man durch standhaftes Festhalten noch alles gewinnen, den verdunkelten Glanz von Rom wiederherstellen könne. In den Jesuiten sah er die getreuesten Verfechter des päpstlichen Stuhles und der Religion: er billigte sie, wie sie waren; einer Reform fand er sie nicht bedürftig. In alle dem bestärkte ihn seine Umgebung, die mit ihm betete.

Man könnte nicht sagen, daß Cardinal Torregiani, in dessen Händen die Verwaltung der päpstlichen Macht hauptsächlich lag, auf gleiche Weise von geistlichen Gesinnungen durchdrungen gewesen sei. Er stand vielmehr in dem Rufe, daß er z. B. in den Pachtungen der päpstlichen Einkünfte persönliches Interesse habe, daß er überhaupt die Gewalt um ihrer selbst willen liebe. Aber war es nicht auch für diese von großem Werth, den Orden aufrechtzuhalten? Alle den Einfluß, den Reichthum und das Ansehen, um deren willen die Jesuiten von eifersüchtigen Vicekönigen in Amerika und von emporstrebenden Ministern in Europa gehaßt wurden, legten sie zuletzt zu den Füßen des römischen Stuhles nieder. Torregiani machte ihre

Sache zu seiner eigenen. Daß er dies that, befestigte ihn hinwieder in seiner Stellung am Hofe. Der einzige Mann, der ihn hätte stürzen können, der päpstliche Nepote Rezzonico, fürchtete, wenn er dies thäte, der Kirche Gottes zu schaden.

Wie nun aber die Sachen in der Welt einmal standen, konnte dieser aus verschiedenartigen Beweggründen entspringende Eifer nichts anderes bewirken, als daß die Angriffe heftiger wurden und sich gegen den römischen Stuhl selber wandten.

In Portugal wurden die Jesuiten — man kann noch nicht deutlich sehen, ob schuldig oder nicht — in die Untersuchung wegen eines Attentats gegen das Leben des Königs verwickelt; es erfolgte Schlag auf Schlag; endlich wurden sie mit unbarmherziger Gewaltsamkeit vertrieben und geradezu an den Küsten des Kirchenstaates ausgesetzt.

Indessen waren sie in Frankreich durch jenen Proceß in die Gewalt der Parlamente gerathen, von denen sie von Anbeginn gehaßt worden. Ihre Sache ward mit großem Geräusch verhandelt; zuletzt verurtheilte man die gesammte Gesellschaft, die Verpflichtungen Lavalette's zu erfüllen. Aber hiebei blieb man nicht stehen. Man unterwarf die Verfassung der Jesuiten einer neuen Untersuchung und zog die Gesetzlichkeit ihres Bestehens im Königreiche überhaupt in Zweifel.

Es ist sehr merkwürdig und bezeichnend, auf welche Punkte es hiebei ankam.

Vorzüglich zwei Dinge wurden dem Orden zum Vorwurf gemacht: sein fortdauernder Widerspruch gegen die vier gallicanischen Sätze und die unumschränkte Gewalt des Generals.

Das Erste bildete jedoch jetzt keine unübersteigliche Schwierigkeit. Der General der Jesuiten war nicht dagegen, daß den Mitgliedern des Ordens wenigstens stillschweigend die Erlaubniß gegeben würde, von dem Widerspruch gegen die vier Sätze abzustehen, und in den Verhandlungen der französischen Geistlichkeit von 1761 findet sich in der That, daß sie sich erboten, sich in ihren Lehrvorträgen nach denselben zu richten.

Ganz anders aber ging es bei dem zweiten Vorwurf.

Die Parlamente, eine vom Könige niedergesetzte Commission und selbst die Mehrheit einer bei dem Cardinal Luynes vereinigten Versammlung der französischen Bischöfe hatten einmüthig geurtheilt, daß der Gehorsam, welchen nach den Statuten der in Rom residirende General zu fordern habe, mit den Gesetzen des Reiches und den Unterthanenpflichten überhaupt nicht zu vereinigen sei.

Es geschah nicht in der Absicht, den Orden zu vernichten, sondern

vielmehr ihn noch wo möglich zu retten, daß der König dem General vorschlagen ließ, einen Vicar für Frankreich zu ernennen, der dort seinen Sitz haben und auf die Landesgesetze verpflichtet werden sollte.

Wenn ein Mann wie Aquaviva an der Spitze gestanden hätte, so würde man vielleicht auch in diesem Augenblicke noch auf eine Auskunft, eine Vereinbarung gedacht haben. Aber die Gesellschaft hatte jetzt das unbeugsamste Oberhaupt, Lorenzo Ricci, der nichts als das Unrecht fühlte, welches ihr geschah. Der Punkt, den man angriff, erschien ihm geistlich und politisch eben als der wichtigste. Die encyklischen Briefe, welche noch von ihm übrig sind, zeigen, welch unermeßlichen Werth er für die persönliche Zucht auf die Pflicht des Gehorsams legt, in der ganzen Strenge, wie sie Ignatius gepredigt. Ueberdies aber regte sich in Rom der Verdacht, als gehe die Absicht in den verschiedenen Reichen nur dahin, sich von dem allgemeinen Kirchenregiment unabhängig zu machen, und damit schien auch jenes Ansinnen an den Jesuitengeneral einen inneren Zusammenhang zu haben. Ricci entgegnete, eine so wesentliche Aenderung der Verfassung, wie die vorgeschlagene, stehe nicht in seiner Macht. Man wandte sich an den Papst; Clemens XIII erwiederte, durch das tridentinische Concilium, durch so viele Constitutionen seiner Vorfahren sei diese Verfassung allzu deutlich gutgeheißen, als daß er sie abändern könne. Jedwede Modification wiesen sie von sich. Es ist ganz der Sinn Ricci's: sint, ut sunt, aut non sint.

Es erfolgte, daß sie nicht mehr sein sollten. Das Parlament, dem nun kein Hinderniß weiter in den Weg gelegt wurde, erklärte (6. August 1762): das Institut der Jesuiten laufe aller geistlichen und weltlichen Autorität entgegen, sei darauf berechnet, sich durch geheime und offene, directe und indirecte Mittel zuerst unabhängig zu machen und am Ende selbst die Gewalt zu usurpiren; es sprach aus, daß der Orden unwiderruflich und auf immer von dem Königreiche ausgeschlossen sein solle. Zwar bezeichnete der Papst in einem Consistorium diesen Beschluß als null und nichtig; aber schon war es so weit gekommen, daß er die Allocution, in der er das gethan, nicht bekannt zu machen wagte.

Und unaufhaltsam verbreitete sich diese Bewegung über alle bourbonischen Länder. Carl III von Spanien war durch den Widerstand gereizt, den die Jesuiten durch Schrift und Wort seinen Reformen entgegensetzten; er gab ihnen eine Volksbewegung Schuld, die in Madrid zum Ausbruch kam; endlich ward er, wie man behauptet, überredet, es sei der Plan der Jesuiten, seinen Bruder Don Luis

an seiner Statt zum Throne zu befördern; hierauf ließ er mit der entschlossenen Verschwiegenheit, die ihn überhaupt auszeichnete, alles vorbereiten und die Häuser der Jesuiten an einem und demselben Tage in ganz Spanien schließen. In Neapel und Parma folgte man diesem Beispiel, ohne zu zögern.

Vergebens war alles Ermahnen, Bitten, Beschwören des Papstes. Endlich machte er auch einen anderen Versuch. Als der Herzog von Parma so weit ging, den Recurs an römische Tribunale sowie alle Verleihung der Pfründen des Landes an Nichteingeborene zu verbieten, ermannte sich der Papst zu einem Monitorium, worin er diesem seinem Lehensmann die geistlichen Censuren ankündigte. Noch einmal erhob er die geistlichen Waffen und suchte sich zu vertheidigen, indem er angriff. Aber dieser Versuch hatte die schlimmsten Folgen: der Herzog antwortete auf eine Weise, wie es in früheren Jahrhunderten der mächtigste König nicht gewagt haben würde; die gesammten Bourbonen nahmen sich seiner an. Avignon, Benevent, Pontecorvo wurden von ihnen besetzt.

Dahin entwickelte sich die Feindseligkeit der bourbonischen Höfe. Von der Verfolgung der Jesuiten gingen sie unmittelbar zum Angriff auf den römischen Stuhl über. Man hat den Vorschlag gemacht, Rom mit einer Kriegsmacht zu überziehen und auszuhungern.

An wen sollte der Papst sich wenden? Alle italienischen Staaten nahmen wider ihn Partei, Genua, Modena, Venedig. Er richtete seine Augen noch einmal auf Oesterreich; er schrieb der Kaiserin Maria Theresia, sie sei auf Erden sein einziger Trost, sie möge nicht zugeben, daß man sein Alter mit Gewaltthätigkeiten erdrücke.

Die Kaiserin entgegnete, wie einst Urban VIII dem Kaiser Ferdinand: es sei eine Sache des Staates und nicht der Religion; sie würde unrecht thun, sich darein zu mischen.

Der Muth Clemens' XIII war gebrochen. Im Anfange des Jahres 1769 erschienen die Gesandten der bourbonischen Höfe, einer nach dem anderen, erst der neapolitanische, dann der spanische, endlich der französische, um die unwiderrufliche Aufhebung des gesammten Ordens zu fordern. Der Papst berief auf den 3. Februar ein Consistorium, in welchem er die Sache wenigstens in Ueberlegung nehmen zu wollen schien. Aber es war nicht bestimmt, daß er eine so tiefe Demüthigung erleben sollte. Den Abend zuvor ergriff ihn eine Convulsion, an der er verschied.

Die Stellung der Höfe war zu drohend, ihre Einwirkung zu mächtig, als daß sie in dem Conclave, welches nunmehr folgte, nicht

hätten durchdringen und einen Mann, wie sie ihn bedurften, zur dreifachen Krone befördern sollen.

Von allen Cardinälen war Lorenzo Ganganelli ohne Zweifel der mildeste, gemäßigtste. In seiner Jugend hat einer seiner Lehrer von ihm gesagt, es sei kein Wunder, wenn er die Musik liebe: in ihm selber sei alles Harmonie. So entwickelte er sich weiter, in unschuldiger Geselligkeit, Zurückgezogenheit von der Welt, einsamen Studien, die ihn immer tiefer und tiefer in das Geheimniß wahrer Theologie führten. Wie er von Aristoteles sich bald zu Plato wandte, der seine Seele mehr befriedigte, so ging er von den Scholastikern zu den Kirchenvätern, von diesen zu der heiligen Schrift fort, die er mit der Inbrunst eines von der Offenbarung des Wortes überzeugten Gemüthes faßte, an deren Hand er sich dann mit jener stillen und reinen Mystik durchdrang, die in allen Dingen Gott sieht und sich dem Dienste des Nächsten widmet. Seine Religion war nicht Eifer, Verfolgung, Herrschsucht, Polemik, sondern Friede, Demuth und inneres Verständniß. Der unaufhörliche Hader des päpstlichen Stuhles mit den katholischen Staatsgewalten, der die Kirche zerrüttete, war ihm von ganzem Herzen verhaßt. Seine Mäßigung war nicht Schwäche oder auferlegte Nothwendigkeit, sondern freies Wollen und innere Genialität.

Aus dem Schooße der Religion entwickelte sich eine Gesinnung, welche, so verschieden sie auch in ihrem Ursprunge von den weltlichen Tendenzen der Höfe war, ihnen doch von einer anderen Seite her entgegenkam.

Die römische Curie war, wie berührt, so gut wie andere Höfe in zwei Parteien zerfallen: die Zelanti, welche die alten Gerechtsamen aufrechtzuerhalten suchten, und die Partei der Kronen, der Regalisten, welche das Heil der Kirche in weiser Nachgiebigkeit gegen die weltliche Gewalt zu finden glaubte. Lange kämpften sie in dem Conclave. Endlich wurden die ersten inne, daß sie mit keinem der Ihren durchdringen würden. Es ist erklärlich, daß sie alsdann anderen Gegnern denjenigen vorzogen, der als der religiöseste und unschuldigste von ihnen galt. Durch eine Vereinigung der beiden Parteien ward Ganganelli — 9. Mai 1769 — zum Papste gewählt. Er nannte sich auch zur Ehre seines Vorgängers Clemens XIV; doch ließ er keinen Augenblick zweifelhaft, daß in ihm ein entgegengesetztes Princip zur Gewalt gekommen war.

Ganganelli begann damit, die Bulle in coena domini nicht verlesen zu lassen; die Zugeständnisse, welche Benedict XIV dem Könige

von Sardinien gemacht, und die man seitdem nicht hatte anerkennen wollen, erweiterte er noch; gleich am Tage seiner Besitzergreifung erklärte er, daß er einen Nuntius nach Portugal senden werde; er suspendirte die Wirksamkeit jenes Monitoriums gegen Parma. Die verschiedenen katholischen Staaten forderten Begünstigungen; nach und nach mit einigen Modificationen gewährte er sie ihnen. Die vornehmste von allen Angelegenheiten aber, die er zu entscheiden hatte, war die jesuitische. Die Anhänger der Jesuiten haben behauptet, Ganganelli habe in dem Conclave das bestimmte Versprechen gegeben, den Orden aufzuheben; seine Wahl sei der Preis dieser Zusagen, seine Erhebung mit dem Verbrechen der Simonie befleckt gewesen. Den Beweis einer so schweren Anklage haben sie jedoch nicht führen können. Nur dürfte auch das nicht abzuleugnen sein, daß sich Ganganelli auf eine Weise ausgedrückt hatte, welche die Minister der Bourbons erwarten ließ, er werde in ihrem Sinne handeln. Er gehört dem Orden der Franciscaner an, der schon immer besonders in den Missionen die Jesuiten bekämpft hatte: er hielt sich an den augustinianisch-thomistischen Lehrbegriff, so ganz im Gegensatz mit der Gesellschaft Jesu; von jansenistischen Meinungen war er wohl nicht durchaus frei. Und bei den Untersuchungen, die er als Papst anstellte oder anstellen ließ, fanden sich die meisten Anklagepuncte, die man so oft gegen den Orden vorgebracht hatte, begründet: Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten, kirchlicher Zwist und Hader sowohl mit dem regularen als mit dem secularen Clerus, Duldung heidnischer Gebräuche in den Missionen, überhaupt anstößige Maximen, Erwerbung ansehnlicher Reichthümer auch durch Handelsgeschäfte. Eine Zeitlang trug sich Clemens XIV mit dem Gedanken, der Sache durch eine Reform beizukommen, die eben in einem Verbot des Verwerflichen und einer Unterordnung des Ordens unter die localen Kirchengewalten bestanden haben würde. Den bourbonischen Mächten schien es genügen zu müssen, wenn ihr Verfahren zugleich von dem römischen Stuhle gutgeheißen wurde. Der Papst fürchtete durch eine Aufhebung des Ordens mit den übrigen katholischen Mächten in Irrungen zu gerathen. Es machte ihn bedenklich, als bei der ersten Theilung von Polen ein Mißverständniß zwischen Frankreich und Oestreich unvermeidlich schien, was auf diese Sache zurückwirken könne. In der That aber hat sich doch damals kein einziger von den übrigen katholischen Fürsten und Staaten der Jesuiten ernstlich angenommen. Dagegen legte der König von Spanien Erklärungen seines Clerus vor, welcher ihm und seinen Forderungen vollkommen

beistimmte. Gegen eine Verfügung über das ganze Institut hatte man oft eingewandt, daß es vom tridentinischen Concilium gutgeheißen worden sei; die päpstliche Commission sah den Canon nach und fand darin nur eine Erwähnung, keine ausdrückliche Bestätigung. Dann aber zweifelte Clemens nicht, daß, was einer seiner Vorfahren in anderen Zeiten gestiftet habe, von ihm in den seinen zurückgenommen werden dürfe. Wohl kostete es ihm noch manchen Kampf; hatte man doch sogar Besorgniß für sein Leben in ihm erweckt. Allein auf eine andere Weise war nun einmal der Friede der katholischen Kirche nicht herzustellen; besonders bestand der spanische Hof mit Ungestüm auf seinen Forderungen; ohne sie zu erfüllen, hätte der Papst keine Rückgabe der entzogenen Gebiete erwarten dürfen. Am 21. Juli 1773 erfolgte der päpstliche Spruch: „Angehaucht von dem göttlichen Geiste, wie wir vertrauen, durch die Pflicht getrieben, die Eintracht der Kirche zurückzuführen, überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr leisten kann, zu dem sie gestiftet worden, und von anderen Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserem Gemüthe verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Aemter, Häuser, Institute".

Ein Schritt von unermeßlicher Bedeutung.

Einmal schon für das Verhältniß zu den Protestanten. Zu dem Kampfe mit denselben war das Institut ursprünglich berechnet, von Grund aus eingerichtet; — beruhte doch selbst die Form seiner Dogmatik hauptsächlich auf dem Gegensatze gegen Calvin; — es war der Charakter, den die Jesuiten noch am Ende des 17. Jahrhunderts in den Hugenottenverfolgungen erneuert und befestigt hatten. Mit diesem Kampfe war es aber jetzt am Ende; auch einer geflissentlichen Selbsttäuschung hätte er keine wesentliche Aussicht mehr dargeboten. In dem großen Weltverhältniß besaßen die Unkatholischen ein unleugbares Uebergewicht, und die katholischen Staaten suchten sich ihnen vielmehr anzunähern, als sie an sich zu ziehen. Darin, sollte ich glauben, liegt der vornehmste, tiefste Grund der Aufhebung des Ordens. Er war ein Kriegsinstitut, das für den Frieden nicht mehr paßte. Da er nun um kein Haar breit weichen wollte und alle Reform, deren er doch auch in anderer Hinsicht sehr bedurfte, hartnäckig von sich wies, sprach er sich selbst sein Urtheil. Es ist von hoher Wichtigkeit, daß der päpstliche Stuhl einen Orden nicht zu behaupten vermag, der zur Bekämpfung der Protestanten gegründet ist, daß ein Papst und zwar zugleich aus innerlicher Bewegung ihn aufgiebt.

Die nächste Wirkung hatte das aber auf die katholischen Länder.

Die Jesuiten waren angefeindet, gestürzt worden, hauptsächlich weil sie den strengsten Begriff der Oberhoheit des römischen Stuhles verfochten; indem dieser sie fallen ließ, gab er zugleich die Strenge jenes Begriffes und seine Consequenzen selber auf. Die Bestrebungen der Opposition erfochten einen unzweifelhaften Sieg. Daß die Gesellschaft, welche den Unterricht der Jugend zu ihrem Geschäft gemacht und noch immer in so großem Umfange trieb, ohne Vorbereitung, mit Einem Schlage vernichtet ward, mußte eine Erschütterung der katholischen Welt bis in die Tiefe, bis dahin, wo die neuen Generationen sich bilden, hervorrufen. Da das Außenwerk genommen worden, mußte der Angriff einer siegreichen Gesinnung auf die innere Festung noch viel lebhafter beginnen. Die Bewegung wuchs von Tag zu Tage, der Abfall der Gemüther griff immer weiter um sich; was ließ sich erwarten, da die Gährung jetzt sogar in dem Reiche hervortrat, dessen Dasein und Macht mit den Resultaten der katholischen Bestrebungen in der Epoche ihrer Herstellung am genauesten zusammenhingen, in Oestreich?

Joseph II.

Es war der Sinn Josephs II, alle Kräfte seiner Monarchie unumschränkt in seiner Hand zu vereinigen. Wie hätte er die Einwirkungen von Rom, den Zusammenhang seiner Unterthanen mit dem Papste billigen sollen? Sei es, daß er mehr von Jansenisten oder mehr von Ungläubigen umgeben war — sie boten einander ohne Zweifel auch hier die Hand, wie in dem Angriff auf die Jesuiten —, allen zusammenhaltenden, auf eine äußerliche Einheit der Kirche abzielenden Instituten machte er einen unablässigen zerstörenden Krieg. Von mehr als 2000 Klöstern hat er nur ungefähr 700 übrig gelassen; von den Nonnencongregationen fanden nur die unmittelbar nützlichen bei ihm Gnade, und auch die, welche er noch verschonte, riß er von ihrer Verbindung mit Rom los. Die päpstlichen Dispensationen sah er an wie ausländische Waare und wollte kein Geld dafür aus dem Lande gehen lassen; er erklärte sich öffentlich für den Administrator der Weltlichkeit der Kirche.

Schon sah der Nachfolger Ganganelli's, Pius VI, das einzige Mittel, den Kaiser von den äußersten Schritten, vielleicht auch in dogmatischer Hinsicht, zurückzuhalten, in dem Eindruck, den er in persönlicher Begegnung auf ihn zu machen hoffte; er selbst begab sich nach Wien, und man wird nicht sagen dürfen, daß die Milde, der

Adel und die Anmuth seiner Erscheinung ohne Einfluß geblieben. Jedoch in der Hauptsache fuhr Joseph ohne Wanken noch Rücksicht fort. Dem Kloster, bei welchem er feierlich von dem Papst Abschied genommen, ward unmittelbar darnach dessen Aufhebung angekündigt. Pius VI mußte sich zuletzt entschließen, die Besetzung der bischöflichen Stellen dem Kaiser auch in Italien zu überlassen.

So drangen die antipäpstlichen Bestrebungen jetzt auch von der östreichischen Seite in Italien vor. Leopold, soviel wir urtheilen können, selbst von jansenistischer Gesinnung, reformirte die Kirche von Toscana ohne Rücksicht auf den Stuhl von Rom. Unsern der Capitale der Christenheit erließ die Synode von Pistoja in ihren Beschlüssen ein rechtes Manifest der Vereinigung gallicanischer und jansenistischer Grundsätze. Neapel, das durch die Königin Caroline auch mit dieser Seite in enger Verbindung stand, hob die letzten Zeichen des Lehnsverbandes mit dem römischen Stuhle auf.

Auch auf die deutsche Kirche hatten die Unternehmungen des Kaisers mittelbare Rückwirkung. Die geistlichen Kurfürsten begannen, nach so langem Einverständniß, sich endlich auch dem römischen Stuhle entgegenzusetzen. Es vereinigten sich in ihnen die Interessen von Landesfürsten, welche den Geldverschleppungen ein Ende machen, und von geistlichen Würdenträgern, welche ihre Autorität wiederherstellen wollten. Nach ihrer Erklärung von Ems, „geschrieben mit einer Feder", sagt ein römischer Prälat, „die in die Galle Paul Sarpi's getaucht war", sollte sich der römische Primat in Zukunft mit den Rechten begnügen, die ihm in den ersten Jahrhunderten zustanden. Die deutschen Canonisten hatten ihnen trefflich vorgearbeitet. Neben diesen gab es auch andere Rechtslehrer, welche das ganze Wesen der katholischen Kirche in Deutschland, die politische Macht dieser Hierarchie, ihre Staatsverwaltung bekämpften. Der Gelehrten wie der Laien hatte sich eine lebhafte Neuerungssucht bemächtigt. Der geringere Clerus und die Bischöfe, die Bischöfe und Erzbischöfe, diese selbst und der Papst waren gegen einander. Es ließ sich auch hier alles zu einer Veränderung an.

Revolution.

Ehe man aber noch dazu schritt, ehe noch Joseph mit seinen Reformen zum Ziele gekommen, brach die gewaltigste Explosion der in der Tiefe gährenden Elemente in Frankreich aus.

Es liegt am Tage, daß die Irrungen des Clerus in sich selbst, der Gegensatz zweier feindseligen Parteien in allen religiösen Angelegenheiten, die Unfähigkeit der herrschenden, sich auf dem Gebiete der Meinung und der Literatur zu behaupten, der allgemeine Widerwille, den sie nicht ganz ohne ihre Schuld auf sich geladen, zu der Entwickelung des Ereignisses, welches die neuere Zeit beherrscht, der französischen Revolution, unbeschreiblich beigetragen haben. Der Geist der Opposition, der sich aus dem Innern des in sich selbst irregewordenen Katholicismus erhoben, hatte sich immer mehr consolidirt. Schritt für Schritt drang er vorwärts: in den Stürmen des Jahres 1789 gelangte er in den Besitz der Gewalt, einer Gewalt, die sich berufen glaubte, das Alte durchaus zu zerstören, eine neue Welt zu machen; in dem allgemeinen Umsturz, der über das „Allerchristlichste" Reich verhängt ward, traf dann nothwendig einer der stärksten Schläge auch die geistliche Verfassung.

Es kam alles zusammen: finanzielles Bedürfniß, Interesse der Einzelnen wie der Municipalitäten, Gleichgültigkeit oder Haß gegen die bestehende Religion; endlich machte ein Mitglied des hohen Clerus selbst den Antrag, der Nation, d. i. der weltlichen Gewalt, zunächst der Nationalversammlung, das Recht zuzuerkennen, über die geistlichen Güter zu verfügen. Bisher waren diese Güter als ein Eigenthum nicht nur der französischen, sondern zugleich der allgemeinen Kirche betrachtet worden: zu jeder Veräußerung war die Beistimmung des Papstes erforderlich gewesen. Wie entfernt aber lagen die Zeiten, die Ideen, aus denen Begriffe dieser Art hervorgegangen waren! Jetzt sprach die Versammlung nach kurzer Debatte sich selbst das Recht zu, über die Güter zu verfügen, d. i. sie zu veräußern, und zwar noch mit unbedingterer Befugniß, als bei dem ersten Antrag beabsichtigt war. Unmöglich aber konnte sie hiebei stehen bleiben. Da durch die Einziehung der Güter, mit der man keinen Augenblick zögerte, das fernere Bestehen der bisherigen Verhältnisse unmöglich ward, so mußte man unverzüglich zu einer neuen Einrichtung schreiten, wie sie in der bürgerlichen Constitution des Clerus zu Stande gekommen ist. Das Princip des revolutionären Staates ward auch auf die geistlichen Dinge übertragen: an die Stelle der durch die Concordate bestimmten Einsetzung sollte die Volkswahl, an die Stelle der Unabhängigkeit, welche der Besitz liegender Gründe gewährte, die Besoldung treten. Alle Diöcesen wurden geändert, die Orden abgeschafft, die Gelübde aufgehoben, der Zusammenhang mit Rom unterbrochen: als eines der schwersten Verbrechen würde die

Annahme eines Breve betrachtet worden sein. Der Versuch eines Carthäusers, die Alleinherrschaft der katholischen Religion zu retten, hatte nur den Erfolg, diese Beschlüsse zu beschleunigen. Der gesammte Clerus sollte sich durch feierliche Eidesleistung auf dieselben verpflichten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Gang der Dinge sich unter der Mitwirkung der französischen, der Beistimmung aller übrigen Jansenisten vollzog. Sie sahen mit Vergnügen, daß die Macht von Babel, wie sie in ihrem Hasse die römische Curie nannten, einen so starken Schlag erlitt, daß der Clerus gestürzt wurde, von dem sie so viele Verfolgungen erfahren hatten. Selbst ihre theoretische Ueberzeugung ging dahin: denn „indem man die Geistlichkeit ihrer Reichthümer beraube, zwinge man sie, sich wirkliche Verdienste zu erwerben".

Der römische Hof schmeichelte sich noch einen Augenblick, dieser Bewegung durch eine innere Reaction Einhalt gethan zu sehen; der Papst unterließ nichts, um dazu mitzuwirken. Er verwarf die neue Constitution, verdammte die Bischöfe, welche den Eid darauf geleistet, suchte durch Zuspruch und Lob die noch immer zahlreiche Partei, die sich in den Widerstand geworfen, darin zu bestärken; endlich sprach er sogar über die einflußreichsten und namhaftesten Mitglieder des constitutionellen Clerus den Bann aus.

Es war aber alles umsonst: die revolutionäre Tendenz behielt den Platz; der innere Bürgerkrieg, den hauptsächlich die religiösen Antriebe entzündeten, schlug zum Vortheil der Neuerung aus. Glücklich wäre der Papst gewesen, wenn es dabei sein Bewenden gehabt, wenn Frankreich nichts weiter beabsichtigt hätte, als sich von ihm loszureißen.

Aber indeß war der allgemeine Krieg ausgebrochen, der die Lage von Europa so von Grund aus umwandeln sollte.

Mit jener unwiderstehlichen Wuth, einer Mischung von Enthusiasmus, Begierde und Schrecken, die in dem innern Kampf entwickelt worden, ergoß sich die revolutionäre Gewalt auch über die französischen Grenzen.

Was sie berührte, Belgien, Holland, das überrheinische Deutschland, wo gerade die geistliche Verfassung ihren vornehmsten Sitz hatte, wandelte sie auf eine ihr analoge Weise um; durch den Feldzug von 1796 ward sie Meisterin auch in Italien; allenthalben erhoben sich die revolutionären Staaten; schon bedrohte sie den Papst in seinem Staate, in seiner Hauptstadt.

Ohne eigentlich thätige Theilnahme hatte er sich nur mit dem Gewicht seiner geistlichen Waffen auf der Seite der Coalition gehalten. Aber vergeblich machte er diese seine Neutralität geltend. Seine Landschaften wurden überzogen, zur Empörung gereizt; unerschwingliche Lieferungen und Abtretungen wurden ihm auferlegt, wie noch nie einem seiner Vorgänger. Und damit war es noch nicht einmal gethan. Der Papst war nicht ein Feind wie die anderen. Inmitten des Krieges hatte er sogar den Muth gehabt, die jansenistisch-gallicanischen Doctrinen von Pistoja durch die Bulle Autorem fidei zu verwerfen; die unnachgiebige Haltung, welche er angenommen, jene verurtheilenden Breven hatten noch immer auf das innere Frankreich eine große Wirkung; die Franzosen forderten jetzt als Preis des Friedens den Widerruf derselben, die Anerkennung der bürgerlichen Constitution.

Dazu aber war Pius VI nicht zu bewegen. Es hätte ihm eine Abweichung von dem Grunde des Glaubens, ein Verrath an seinem Amte geschienen, hierin nachzugeben. Er erwiederte auf die Vorschläge: „nachdem er Gott um seinen Beistand angerufen, inspirirt, wie er glaube, von dem göttlichen Geiste, weigere er sich, auf diese Bedingungen einzugehen."

Einen Augenblick schienen die revolutionären Gewalten sich zu bescheiden — es ward ein Abkommen getroffen auch ohne jene Zugeständnisse —, aber nur einen Augenblick. Von der Absicht, sich von dem Papst loszureißen, waren sie schon zu dem Gedanken fortgeschritten, ihn geradehin zu vernichten. Das Directorium fand das Regiment der Priester in Italien unverträglich mit dem seinigen. Bei dem ersten Anlaß, den eine zufällige Bewegung in der Bevölkerung gab, wurde Rom überzogen, der Vatican besetzt. Pius VI bat seine Feinde, ihn hier, wo er gelebt, nun auch sterben zu lassen; er sei schon über 80 Jahre alt Man antwortete ihm, sterben könne er überall; man beraubte sein Wohnzimmer vor seinen Augen; auch seine kleinsten Bedürfnisse nahm man ihm weg; den Ring, den er trug, zog man von seinem Finger; endlich führte man ihn nach Frankreich ab, wo er im August 1799 starb.

In der That, es konnte scheinen, als sei es mit der päpstlichen Gewalt für immer aus. Jene Tendenzen kirchlicher Opposition, die wir entstehen, sich erheben sahen, waren jetzt dahin gediehen, eine solche Absicht fassen zu dürfen.

Napoleonische Zeiten.

Es traten Ereignisse ein, die das doch verhinderten.

Vor allem hatte die Feindseligkeit, welche das Papstthum von den revolutionären Gewalten erfuhr, die Folge, daß das übrige Europa, wie es auch sonst gesinnt sein mochte, es in seinen Schutz nahm. Der Tod Pius' VI fiel gerade in eine Zeit, in welcher die Coalition wieder einmal Siege erfocht. Hiedurch ward es möglich, daß die Cardinäle in San Georgio bei Venedig sich versammeln und zur Wahl eines Papstes, Pius' VII, schreiten konnten (13. März 1800).

Bald darauf siegte zwar die revolutionäre Macht aufs neue und erfocht auch in Italien das entschiedene Uebergewicht. Aber in diesem Momente war in ihr selbst eine große Veränderung vorgegangen. Sie nahm nach so vielen, im Sturme des ringenden Momentes vollzogenen Metamorphosen eine Wendung zur Monarchie. Ein Gewalthaber trat auf, der die Idee eines neuen Weltreiches in sich trug, und der, was hier für uns die Hauptsache ist, sich im Anblick der allgemeinen Zerrüttung und durch die Erfahrungen, die ihm der Orient dargeboten, überzeugt hatte, daß er zu seinem Vorhaben, wie so vieler anderen Formen der alten Staaten, vor allem der Einheit der Religion, hierarchischer Unterordnung bedürfe.

Noch auf dem Schlachtfelde von Marengo ordnete Napoleon den Bischof von Vercelli ab, um Verhandlungen über die Herstellung der katholischen Kirche mit dem Papste anzuknüpfen.

Ein Anerbieten, das zwar etwas überaus Reizendes, aber doch auch viel Gefährliches hatte. Die Herstellung der katholischen Kirche in Frankreich und ihre Verbindung mit dem Papste konnten nur durch außerordentliche Nachgiebigkeiten erkauft werden.

Pius VII entschloß sich zu denselben. Er erkannte die Veräußerung der geistlichen Güter — einen Verlust von vierhundert Millionen Franken in liegenden Gründen — auf einmal an; sein Beweggrund war, wie er sich ausdrückt: es würden neue Unruhen ausbrechen, wenn er sich weigern wollte; er sei aber vielmehr gesonnen, so weit zu gehen, als die Religion nur irgend erlaube; eine neue Organisation der französischen Geistlichkeit, die nun besoldet und von der Regierung ernannt wurde, gab er zu; er war zufrieden, daß ihm das Recht der canonischen Institution in demselben Umfange und ohne Beschränkung des Rechtes der Verweigerung zurückgegeben wurde, wie es die früheren Päpste besessen.

Was kurz vorher Niemand erwartet hätte, es erfolgte nun wirklich die Herstellung des Katholicismus in Frankreich, eine neue Unterwerfung dieses Landes unter die geistliche Autorität. Der Papst war entzückt, „daß die Kirchen von Profanationen gereinigt, die Altäre wiederaufgerichtet, die Fahne des Kreuzes aufs neue ausgebreitet, gesetzmäßige Hirten dem Volke vorgesetzt, so viele vom rechten Wege verirrten Seelen zur Einheit zurückgeführt, mit sich selbst und mit Gott versöhnt seien." „Wie viele Motive", ruft er aus, „zur Freudigkeit und zum Danke!"

Durfte man sich aber wohl überreden, daß mit dem Concordat von 1801 auch zugleich eine innige Vereinigung der alten geistlichen Gewalt und des revolutionären Staates vollzogen worden sei?

Es waren Concessionen beider Theile; ihnen zum Trotz blieb ein jeder auf seinem Principe beharren.

Der Restaurator der katholischen Kirche in Frankreich trug unmittelbar darnach das Meiste dazu bei, daß das stolze Gebäude der deutschen Kirche endlich völlig umgestürzt wurde, ihre Besitzthümer und Herrschaften an die weltlichen Fürsten, gleichviel ob an die protestantischen oder die katholischen, gelangten. Am römischen Hofe war man doppelt und dreifach betroffen. „Nach den alten Decretalen habe die Ketzerei den Verlust der Güter nach sich gezogen; jetzt müsse die Kirche zusehen, daß ihre eigenen Güter an die Ketzer vertheilt würden".

Und indeß war auch für Italien ein Concordat im Sinne des französischen entworfen: der Papst mußte auch hier den Verkauf der geistlichen Güter genehmigen, die Besetzung der Stellen der weltlichen Gewalt überlassen; ja, diesem Uebereinkommen wurden sogleich so viele neuen beschränkenden Bestimmungen einseitig hinzugefügt, daß Pius VII unter diesen Umständen sich weigerte, es zu publiciren.

Vor allem aber machte Napoleon in Frankreich selbst die Rechte der Staatsgewalt gegen die Kirche auf das eifrigste geltend. Die Declaration von 1682 betrachtete er als ein Grundgesetz des Reiches und ließ sie in den Schulen erläutern; auch er wollte keine Gelübde, keine Mönche; die Verordnungen über die Ehe, welche für sein bürgerliches Gesetzbuch angenommen wurden, widerstritten den katholischen Principien über ihre sacramentale Bedeutnng; die organischen Artikel, die er dem Concordat von allem Anfang hinzufügte, waren durchaus in antirömischem Sinne.

Als der Papst trotz alle dem sich auf die Bitten des Kaisers entschloß, über die Alpen zu gehen und seiner Krönung mit dem

heiligen Oel die kirchliche Weihe zu geben, war sein Beweggrund, daß er, wie viel oder wie wenig man auch von der französischen Seite dazu beigetragen haben mag, sich mit der Hoffnung schmeichelte, „etwas zum Vortheil der katholischen Kirche auszurichten, das angefangene Werk zu vollenden". Er rechnete dabei auf den Einfluß persönlicher Unterredungen. Er nahm den Brief Ludwigs XIV an Innocenz XII mit, um Napoleon zu überzeugen, daß schon dieser König die Declaration von 1682 wieder habe fallen lassen. In der ersten italienisch abgefaßten Vorstellung, die er dann in Paris übergab, machte er eben dieser Erklärung förmlich den Krieg; er suchte den neuen Concordat von den Beschränkungen der organischen Artikel zu befreien. Ja, noch weiter gingen seine Absichten, seine Erwartungen. In einem ausführlichen Memoire stellte er die Bedürfnisse des Pontificates mit den Verlusten zusammen, die derselbe seit 50 Jahren erlitten, und drang in den Kaiser, nach dem Beispiele Carls des Großen ihm die occupirten Landschaften zurückzugeben. So hoch schlug er den Dienst an, den er der revolutionären Monarchie leistete.

Aber wie sehr sah er sich getäuscht! Gleich bei dem Acte der Krönung nahm man an ihm einen Anflug von Melancholie wahr. Von alle dem, was er wünschte und beabsichtigte, erreichte er auch später nicht das Mindeste. Vielmehr war eben dies der Moment, in welchem sich die Absichten des Kaisers erst in ihrem vollen Umfange enthüllten.

Die constituirende Versammlung hatte sich von dem Papste loszureißen gesucht; das Directorium hätte ihn zu vernichten gewünscht; Bonaparte's Sinn war, ihn zu behalten, aber zugleich zu unterjochen, ihn zu einem Werkzeuge seiner Allgewalt zu machen.

Er ließ dem Papste, wenn wir recht unterrichtet sind, schon damals den Vorschlag machen, in Frankreich zu bleiben, in Avignon oder Paris zu residiren.

Der Papst soll geantwortet haben: für den Fall, daß man ihn gefangensetze, habe er eine Abdication in aller Form abgefaßt und in Palermo niedergelegt, außerhalb des Bereiches französischer Decrete.

Unter der Herrschaft der englischen Marine allein hätte in diesem Augenblicke der Papst Schutz gefunden.

Wohl ließ man ihn nun nach Rom zurückgehen, ließ ihn im Besitz seiner bisherigen Unabhängigkeit; aber von Stund an entwickelten sich die widerwärtigsten Mißverhältnisse.

Sehr bald erklärte Napoleon, ohne weiteren Umschweif, er sei,

wie seine Vorfahren von der zweiten und dritten Dynastie, der älteste Sohn der Kirche, der das Schwert führe, um sie zu beschützen, und nicht dulden könne, daß sie mit Ketzern oder Schismatikern, wie die Russen und Engländer, in Gemeinschaft stehe. Besonders liebte er es, sich als den Nachfolger Carls des Großen zu betrachten, woraus er jedoch eine andere Lehre zog als der römische Hof. Er nahm an, der Kirchenstaat sei eine Schenkung Carls an den Papst; aber eben darum liege diesem die Verpflichtung ob, sich nicht von der Politik des Kaiserthums zu trennen: auch er werde das nicht dulden.

Der Papst war erstaunt über die Zumuthung, die Feinde eines Anderen als seine Feinde betrachten zu sollen. Er erwiederte, er sei der allgemeine Hirt, der Vater Aller, der Diener des Friedens; schon eine solche Forderung erfülle ihn mit Entsetzen: „er müsse Aaron sein, der Prophet Gottes, nicht Ismael, dessen Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn."

Napoleon aber ging geradenweges auf sein Ziel los. Er ließ Ancona, Urbino besetzen, nachdem sein Ultimatum, worin er unter anderem die Ernennung eines Drittheils der Cardinäle in Anspruch nahm, verworfen war, seine Truppen nach Rom vorrücken. Die Cardinäle, die ihm nicht gewogen waren, wurden verwiesen, zweimal der Staatssecretär des Papstes; da aber alles dies keine Wirkung auf Pius VII machte, ward auch seine Person nicht geschont: auch er ward aus seinem Palast und seiner Hauptstadt abgeführt. Ein Senatusconsult sprach dann die Vereinigung des Kirchenstaates mit dem französischen Reiche aus. Die weltliche Souveränetät ward für unvereinbar mit der Ausübung geistlicher Gerechtsamen erklärt: der Papst sollte in Zukunft auf die vier gallicanischen Sätze förmlich verpflichtet werden; er sollte Einkünfte aus liegenden Gründen beziehen, ungefähr wie ein Lehensträger des Reiches; der Staat wollte die Kosten des Cardinalcollegiums übernehmen.

Ein Plan, wie man sieht, der die gesammte kirchliche Gewalt dem Reiche unterworfen und sie wenigstens mittelbar in die Hände des Kaisers niedergelegt haben würde.

Wie sollte es aber gelingen, was doch unerläßlich war, auch den Papst zur Einwilligung in diese Herabwürdigung zu vermögen? Pius VII hatte den letzten Moment seiner Freiheit benutzt, um die Excommunication auszusprechen. Er versagte den Bischöfen, die der Kaiser ernannte, die canonische Institution. Napoleon war nicht so vollkommen Herr seines Clerus, daß er nicht bald von der einen,

bald von der anderen, auch wohl von der deutschen Seite her Rückwirkungen hievon empfunden hätte.

Aber eben dieser Widerstand diente zuletzt dazu, den Papst zu überwältigen. Die Folgen davon fielen dem kirchlichen Oberhaupte, welches ein Mitgefühl mit dem inneren Zustande der Kirche hatte, um vieles schmerzlicher als dem weltlichen, welchem ja die geistlichen Dinge nur ein Mittel der Macht waren, in sich selbst gleichgültig.

In Savona, wohin man den Papst gebracht, war er einsam, auf sich selbst beschränkt, ohne Rathgeber. Durch lebhafte und fast übertriebene Vorstellungen von der Verwirrung der Kirche, welche eine Verweigerung der Institution nach sich ziehe, ward der gute Mensch wirklich vermocht, obwohl unter bitteren Schmerzen und heftigem Sträuben, dieses Recht doch eigentlich aufzugeben. Denn was heißt es anders, wenn er es den Metropoliten überträgt, so oft er selbst aus einem anderen Grunde als wegen persönlicher Unwürdigkeit länger als sechs Monate zögere, es auszuüben? Er verzichtete auf das Recht, in welchem doch in Wahrheit seine letzte Waffe bestand.

Und das war noch nicht alles, was man von ihm wollte. In ungeduldiger Eile, die seine körperliche Schwachheit noch vermehrte, führte man ihn nach Fontainebleau; es folgten neue Bestürmungen, die dringendsten Aufforderungen, den Frieden der Kirche vollkommen herzustellen. Endlich ward es in der That dahin gebracht, daß der Papst auch in den übrigen, den entscheidenden Punkten nachgab. Er willigte ein, in Frankreich zu residiren; die wesentlichsten Bestimmungen jenes Senatusconsults nahm er nunmehr an. Der Concordat von Fontainebleau — 25. Januar 1813 — ist in der Voraussetzung abgefaßt, daß er nicht wieder nach Rom zurückkehren werde.

Was niemals ein früherer katholischer Fürst auch nur ernstlich in Absicht zu fassen gewagt hatte, war hiemit dem Autokraten der Revolution wirklich gelungen. Der Papst willigte ein, sich dem französischen Reiche zu unterwerfen. Seine Autorität wäre hiedurch auf alle Zeiten ein Werkzeug in der Hand dieser neuen Dynastie geworden; sie hätte den inneren Gehorsam und die Verhältnisse der Abhängigkeit der noch nicht unterworfenen katholischen Staaten zu befestigen gedient. In so fern würde das Papstthum in die Stellung zurückgekommen sein, in die es unter den deutschen Kaisern in der Fülle ihrer Macht, vornehmlich unter dem Salier Heinrich III, gerathen war. Aber noch bei weitem schwerere Fesseln hätte es getragen. In der Macht, die den Papst jetzt beherrscht hätte, lag etwas, das dem

Principe der Kirche widersprach: sie war doch im Grunde nur eine andere Metamorphose jenes Geistes der kirchlichen Opposition, der sich im achtzehnten Jahrhundert entwickelt hatte und eine so starke Hinneigung zu eigentlichem Unglauben in sich trug. Dieser feindseligen Gewalt wäre das Papstthum unterworfen gewesen und bei ihr zu Lehen gegangen.

Jedoch es war auch diesmal nicht bestimmt, daß es so weit kommen sollte.

Restauration.

Noch immer war das Reich, dessen hierarchischen Mittelpunkt der Papst nunmehr ausmachen sollte, in zweifelhaften Kriegen mit unbezwinglichen Gegnern begriffen. Dem Papste kam in der Einsamkeit seiner Gefangenschaft keine genaue Kunde der Wechselfälle dieses Kampfes zu. In dem Augenblicke, wo er nach so langem Widerstande sich endlich beugte, war Napoleon schon in seiner letzten, größten Unternehmung, gegen Rußland, gescheitert, seine Macht durch alle die Folgen, die daraus entspringen mußten, in ihrer Tiefe erschüttert. Europa faßte bereits die beinahe aufgegebene Hoffnung, sich zu befreien. Als der Papst, zu dem in Folge seiner Unterwerfung einige Cardinäle zurückkehren durften, von dieser Lage der Dinge unterrichtet ward, kehrte das Vertrauen auch in ihm zurück; er athmete wieder auf; jeden Fortschritt der verbündeten Mächte fühlte er als einen Act der Befreiung.

Als sich Preußen erhob, kurz nach dem Aufruf des Königs, ermannte sich Pius VII zu einem Widerrufe jenes Concordates; — als der Congreß von Prag versammelt war, wagte er schon, seinen Blick über die Grenzen des Reiches, das ihn umfaßt hielt, zu erheben und seine Rechte dem Kaiser von Oestreich in Erinnerung zu bringen. Nach der Schlacht bei Leipzig hatte er wieder so viel Zuversicht, daß er den Antrag, den man ihm jetzt machte, ihm sein Land zum Theil zurückzugeben, von der Hand wies; — nachdem die Verbündeten über den Rhein gegangen, erklärte er, nicht mehr unterhandeln zu können, ehe seine vollkommene Herstellung erfolgt sei. Auf das rascheste entwickelten sich die Ereignisse: als die Verbündeten Paris eroberten, war er bereits an den Grenzen des Kirchenstaates angelangt; am 24. Mai 1814 zog er wieder in Rom ein. Es begann ein neuer Zeitraum für die Welt, eine neue Aera auch für den römischen Stuhl.

Was den letzten Jahrzehenden ihren Charakter und Inhalt gegeben hat, ist der Kampf zwischen den Tendenzen der Revolution, welche in den Geistern noch immer so mächtig waren, und den Ideen, auf welche die alten Staaten, als auf ihre ursprüngliche Grundlage, nun nach dem Siege mit doppeltem Ernst zurückgingen; — in diesem Gegensatze mußte, wie sich versteht, auch die oberste geistliche Macht der katholischen Kirche eine bedeutende Stelle einnehmen.

Zunächst kam ihr der Begriff der weltlichen Legitimität, und zwar fast noch mehr von der Seite ihrer kirchlichen Gegner als von der ihrer Anhänger und Gläubigen, zu Hülfe.

Der Sieg der verbündeten vier großen Mächte, unter welchen drei unkatholische waren, über denjenigen, der seine Hauptstadt zum Mittelpunkt des Katholicismus zu machen gedachte, setzte den Papst in den Stand, nach Rom zurückzukehren. Zuerst den drei unkatholischen Fürsten allein, die eben in London beisammen waren, ward dann der Wunsch des Papstes, den gesammten Kirchenstaat zurückzuerhalten, vorgelegt. Wie oft sind in früherer Zeit die Kräfte dieses Landes angestrengt worden, um den Protestantismus, sei es in England oder in Deutschland, zu vernichten, die römisch-katholischen Lehren nach Rußland oder Skandinavien auszubreiten! Es mußte jetzt hauptsächlich die Verwendung dieser unkatholischen Mächte sein, durch welche der Papst wieder in den Besitz seines Landes gelangte. In der Allocution, in welcher Pius VII den Cardinälen die glücklichen Resultate seiner Unterhandlungen mittheilt, rühmt er ausdrücklich die Dienste der Fürsten, „die der römischen Kirche nicht angehören, des Kaisers von Rußland, der seine Rechte mit besonderer Aufmerksamkeit in Erwägung gezogen, des Königs von Schweden und des Prinzregenten von England, ebenso des Königs von Preußen, der sich in dem ganzen Laufe der Unterhandlungen zu seinen Gunsten erklärt habe". Die confessionellen Differenzen waren für den Augenblick in Vergessenheit gestellt; — es kamen nur noch politische Rücksichten in Betracht.

Schon öfter haben wir ähnliche Combinationen in den letzten anderthalb Jahrhunderten bemerkt. Wir sahen, bei welchen Staaten Innocenz XI in seinen Streitigkeiten mit Ludwig XIV Rückhalt und Hülfe fand. Als die Jesuiten von den bourbonischen Höfen dem Untergange geweiht waren, fanden sie im Norden, in Rußland und Preußen Gnade und Schutz; daß sich diese Höfe im Jahre 1758 Avignons und Benevents bemächtigten, brachte eine politische Auf-

regung in England hervor. Niemals jedoch ist dies Verhältniß großartiger hervorgetreten als in den letzten Ereignissen.

Nachdem nun aber der Papst wieder eine freie, unabhängige Stellung unter den Fürsten von Europa erlangt hatte, konnte er ungestört auf die Erneuerung des geistlichen Gehorsams denken. Einer der ersten Acte, mit denen er seine neue Amtsführung bezeichnete, war die feierliche Herstellung der Jesuiten. Sonntag, den 7. August, 1814 las er selbst in der Kirche del Gesù vor dem Altar des Ignatius Loyola die Messe, hörte eine andere und ließ dann eine Bulle verkündigen, in welcher er die noch übrigen Mitglieder der Gesellschaft Jesu ermächtigte, wieder nach der Regel des Loyola zu leben, Novizen aufzunehmen, Häuser und Collegien zu gründen und sich dem Dienste der Kirche in Predigt, Beichte und Unterricht zu widmen: auf dem stürmischen Meere, jeden Augenblick von Tod und Schiffbruch bedroht, würde er seine Pflicht verletzen, wenn er die Hülfe kräftiger und erfahrener Ruderer, die sich selbst darbieten, von sich weisen wollte. Er gab ihnen zurück, so viel von ihrem alten Vermögen noch übrig war, und versprach ihnen Entschädigung für das Veräußerte. Alle weltlichen und geistlichen Gewalten beschwor er, dem Orden günstig und förderlich zu sein. Man sah, daß er seine geistliche Autorität nicht in der Beschränkung der letzten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts, sondern im Sinne seiner früheren Vorfahren ausüben zu können hoffte. Und in der That, wie hätte er je einen günstigeren, dazu mehr auffordernden Moment finden können? Die restaurirten Staatsgewalten des südlichen Europa's bereuten gleichsam ihre frühere Widersetzlichkeit; sie meinten damit den Geist entbunden zu haben, durch welchen sie selber gestürzt worden waren; jetzt sahen sie in dem Papst ihren natürlichen Verbündeten; durch den geistlichen Einfluß hofften sie die inneren Feinde, von denen sie sich umgeben sahen, um so leichter besiegen zu können. Der König von Spanien erinnerte sich, daß er den Titel eines katholischen Königs führe, und erklärte, er wolle desselben sich würdig machen; er rief die Jesuiten zurück, die sein Großvater so eifersüchtig verbannt hatte; er erneuerte den Gerichtshof des Nuntius; man las wieder Edicte des Großinquisitors. In Sardinien wurden neue Bisthümer gegründet, in Toscana Klöster hergestellt; Neapel bequemte sich nach einigem Sträuben zu einem Concordat, in welchem der römischen Curie ein sehr tief greifender unmittelbarer Einfluß auf die Geistlichkeit des Königreiches eingeräumt wurde. Indessen sah in Frankreich die Kammer von 1815 das Heil der Nation darin, daß man die

altfranzösische Kirche, „dieses Werk", wie ein Redner sich ausdrückt, „des Himmels, der Zeit, der Könige und der Vorfahren", wiederherstelle; dabei war aber hauptsächlich nur von der Nothwendigkeit die Rede, der Geistlichkeit ihre Einwirkung auf den Staat, die Gemeinde, die Familie, das öffentliche Leben und die öffentliche Erziehung zurückzugeben, nicht mehr von den Freiheiten, welche die gallicanische Kirche ehedem entweder factisch besessen oder sich ausdrücklich vorbehalten hatte; durch den neuen Concordat, welchen man entwarf, wäre sie in eine Abhängigkeit von Rom gerathen, wie sie in keiner früheren Zeit erfahren.

Es lag wohl in der Natur der Dinge, daß man mit einem so entschiedenen Verfahren über den in ganz anderen Aussichten entwickelten Geist der romanischen Nationen nicht sofort den Sieg davontragen konnte. In Frankreich erhoben sich die alten Antipathien gegen die Hierarchie mit lautem Kriegsruf wider den Concordat: die legislative Gewalt wurde hier auf eine Weise constituirt, daß an die Ausführung der Pläne von 1815 nimmermehr zu denken war. Die Gewaltsamkeiten der ferdinandeischen Regierung in Spanien erweckten eine eben so heftige Gegenwirkung: eine Revolution brach aus, welche, indem sie den absoluten König bekämpfte, der ihr keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, zugleich eine entschlossene anticlerikale Tendenz entwickelte. Eine der ersten Maßregeln der neuen Cortes war die Wiederabschaffung der Jesuiten; bald folgte der Beschluß, sämmtliche Orden aufzuheben, ihre Güter zu veräußern und die Nationalschuld damit zu tilgen. Und auf der Stelle machten sich gleichartige Bewegungen in Italien Platz; sie drangen in den Kirchenstaat vor, der von demselben Element erfüllt war: einst hatten die Carbonari bereits den Tag zu einer allgemeinen Empörung in dem kirchlichen Gebiete festgesetzt.

Noch einmal fanden jedoch die restaurirten Fürsten Rückhalt und Hülfe bei den großen Mächten, welche die letzten Siege erfochten hatten: die Revolutionen wurden erstickt. Einen unmittelbaren Antheil nahmen zwar die unkatholischen Staaten an diesen Repressionen diesmal nicht; aber die einen waren wenigstens nicht dagegen, von den anderen wurden sie gebilligt.

Und indeß war auch in den nichtkatholischen Reichen selbst der Katholicismus zu neuen Organisationen gelangt. Man hielt die positive Religion, von welchem Bekenntniß auch immer, für die beste Stütze des bürgerlichen Gehorsams. Allenthalben trug man Sorge, die Diöcesen neu anzuordnen, Bisthümer und Erzbisthümer zu be-

gründen, katholische Seminare und Schulen einzurichten. Welch eine ganz andere Gestalt nahm das katholische Kirchenwesen in den dem französischen Reiche einverleibt gewesenen Provinzen von Preußen nunmehr unter der deutschen Regierung an, als es unter der fremden gehabt hatte! Die hie und da sich regende kirchliche Opposition gegen die alten Ordnungen der römischen Kirche fand in den protestantischen Staaten keine Unterstützung. Dagegen schloß auch der römische Hof mit den protestantischen so gut wie mit den katholischen Regierungen Verträge und fand sich in die Nothwendigkeit, ihnen Einfluß auf die Bischofswahlen zu gestatten. Zuweilen ward derselbe auch in der That dazu verwendet, eben die kirchlich eifrigsten Männer in die wichtigsten Stellen zu befördern. Es konnte scheinen, als sei der confessionelle Streit in den höheren Regionen auf immer beigelegt. In dem bürgerlichen Leben sah man ihn täglich mehr verschwinden. Die protestantische Literatur widmete den älteren katholischen Institutionen eine Anerkennung, die ihr in früheren Zeiten unmöglich gewesen wäre.

Wo aber dennoch das strenger katholische Princip, welches sich an Rom anschließt und in Rom repräsentirt, mit den protestantischen Staatsgewalten in Widerstreit gerieth, behielt es zunächst die Oberhand.

Einen großen Sieg hat es im Jahre 1829 in England davongetragen.

Während der Revolutionskriege hatte sich die seit einem Jahrhundert ausschließlich protestantische Gewalt in England dem römischen Stuhle genähert. Unter den Auspicien der Siege der Coalition von 1799, in welcher England eine so große Rolle spielte, war Pius VII gewählt worden. Wir berührten, wie dieser Papst auch ferner sich auf die englische Macht stützte, sich zu keinen Feindseligkeiten gegen dieselbe entschließen mochte. Auch in England konnte man es dann nicht mehr so nothwendig finden, wie früher, daß das religiöse Verhältniß zu dem Papst von allen eigentlich politischen Rechten, der Befähigung zu den Staatsämtern ausschließen solle. Schon Pitt hatte dies gefühlt und ausgesprochen; jedoch fand, wie sich versteht, jede Veränderung in der Gewohnheit, an den einmal erprobten Grundsätzen der Verfassung festzuhalten, lange Zeit einen unüberwindlichen Widerstand. Aber einmal machte der Geist des Jahrhunderts, der allen exclusiven Privilegien abhold ist, sich auch in diesen Fragen geltend. Sodann nahmen in dem vorzugsweise katholischen Irland religiös-politische Verbindungen, Widersetzlichkeiten,

Unruhen in einem Grade überhand, daß endlich der große General, welcher so manchen Feind siegreich bestanden, der damals die Regierung in seiner Hand hatte, erklären mußte, er könne es nicht mehr regieren, ohne diese Concession. So wurden denn die Eidesleistungen ermäßigt oder abgeschafft, durch welche man in den Zeiten der Restauration oder Revolution von England das protestantische Interesse allein sichern zu können geglaubt. Wie oft hatte früher Lord Liverpool erklärt: gehe diese Maßregel durch, so werde England kein protestantischer Staat mehr sein; würde sie gleich zunächst keine großen Folgen nach sich ziehen, so lasse sich doch nicht absehen, was in Zukunft daraus entspringen könne. Dennoch — man nahm sie an, man wagte es darauf.

Und ein noch glänzenderer, unerwarteter Triumph ward gleich darnach in Belgien erfochten.

In dem Königreiche der Niederlande zeigte sich seit dem Moment seiner Stiftung ein Hader zwischen Nord und Süd, der es wieder zu zersetzen drohte, und der sich von Anfang an vorzüglich auf die geistlichen Angelegenheiten warf. Der protestantische König nahm die Ideen Josephs II auf; in diesem Sinne errichtete er höhere und niedere Schulen, verwaltete er überhaupt seinen Antheil an der geistlichen Macht. Die Opposition setzte ihm Erziehungsanstalten in einem anderen Sinne entgegen und gab sich recht mit Absicht den schroffsten hierarchischen Bestrebungen hin. Es bildete sich eine katholisch-liberale Gesinnung und Partei aus, welche, hier wie in England auf die allgemeinen Menschenrechte fußend, sich von Tag zu Tage zu größeren Ansprüchen erhob, sich erst Concessionen, Befreiung, z. B. von jenen Schulen, erzwang, endlich, als ein günstiger Augenblick eintrat, die verhaßte Herrschaft völlig von sich abwarf. Es gelang ihr, ein Königreich zu stiften, in dem es die Priester wieder zu einer ausnehmenden politischen Bedeutung gebracht haben. Eben die demokratischen Momente der Verfassung kommen ihnen vorzugsweise zu statten. Der niedrige Census, der auch die geringeren Classen in den Städten und auf dem Lande, auf welche sie leicht Einfluß gewinnen, zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten beruft, macht es ihnen möglich, die Wahlen zu leiten: durch die Wahlen beherrschten sie seither die Kammern, durch die Kammern das Königreich. Man sieht sie in Brüssel wie in Rom auf den öffentlichen Spaziergängen, wohlgenährt und anspruchsvoll: sie genießen ihren Sieg.

Weder an dem einen noch an dem anderen dieser Ereignisse hat der römische Hof, soviel wir wissen, einen unmittelbar eingreifenden

Antheil genommen, so vortheilhaft sie auch für seine Autorität geworden sind. In einem dritten dagegen, den Irrungen mit Preußen, ist er handelnd aufgetreten. Da haben die Tendenzen des protestantischen Staates und der katholischen Hierarchie, die seit der Restauration verbündet scheinen konnten, schon eine Zeit daher aber auseinander gegangen waren, sich am selbstbewußtesten voneinander losgerissen und sind in einen Kampf gerathen, der die allgemeine Aufmerksamkeit mit Recht auf sich zog. Einer Unterhandlung, von der man voraussetzen durfte, daß sie zu einer gütlichen Ausgleichung führen werde, zum Trotz erhob sich das Papstthum, an der Idee der exclusiven Rechtgläubigkeit festhaltend, gegen eine Verordnung des Königs, welche die Familienverhältnisse der gemischten Bevölkerung in religiöser Hinsicht zu regeln bestimmt war. Mitten in Deutschland fand es bereitwillige Organe und mächtige Unterstützung.

Unter der Fürsorge eines Fürsten, welcher der religiösen Ueberzeugung, auch in einer Form, die er nicht für die rechte hielt, volle Anerkennung zu Theil werden ließ, kam ein Austrag zu Stande, welcher der kirchlichen Autorität eine freie Bewegung gestattete und beide Parteien zu befriedigen schien.

Wohl ward um diese Zeit durch das Vordringen der auf alles Alte zurückkommenden Priesterschaft ein merkwürdiger Rückschlag in dem katholischen Deutschland hervorgerufen. Nachdem Hunderttausende zur Verehrung eines überaus zweifelhaften Heiligthums eingeladen und herbeigezogen waren, brachte eine leichte Demonstration dagegen, ohne eigentlich positiven Inhalt, in dem deutschen Mittelstande eine Neigung zum Abfall von Rom zu Tage, welche Niemand so stark erwartet hätte. Weit entfernt, diese Bewegung zu begünstigen, suchte der Staat vielmehr die eingeführten Kirchenformen zu befestigen.

Unter den heftigen Stürmen, welche Frankreich erschütterten, trug der Katholicismus doch zuletzt einen entschiedenen Vortheil davon.

Die Revolution des Jahres 1830 konnte an sich als eine Niederlage der strenger kirchlichen Gesinnung betrachtet werden; man weiß, daß der religiöse Eifer Carls X seinen Sturz vornehmlich vorbereitet hat. Seitdem gaben zwar die erweiterten constitutionellen Rechte, deren sich ein Jeder bedienen kann, auch den hierarchischen Bestrebungen Raum und Gelegenheit, sich auszubreiten; allein das Wachsthum derselben und besonders der Anspruch, den die Geistlichkeit

auf die Leitung der Erziehung macht, erinnerten den Staat, daß er nicht allein auf Freiheit und individuelle Rechte gegründet ist, daß ihm vielmehr eine Ausübung derselben in einem seinem Grundbegriffe entgegenlaufenden Sinne sehr gefährlich werden könnte; selten sah man die Deputirtenkammer jener Zeit so einmüthig wie bei den Beschlüssen gegen die versuchte Organisation der Jesuiten, so daß Rom in der That einen Schritt zurückwich. Nun aber folgte der Umsturz des Jahres 1848. Sobald die dadurch in ihren Grundfesten erschütterte Gesellschaft noch inmitten der Unruhen den Boden wiederzugewinnen suchte, auf welchem die öffentliche Ordnung überhaupt beruht, hat man vor allen Dingen die Frage über den Unterricht in Erwägung gezogen. Auch die feuerigsten Verfechter der umgestürzten Verfassung gaben doch zu, daß man mit der Philosophie, die bisher geherrscht hatte, die Religion vereinigen müsse; zwischen den entgegengesetzten Doctrinen ward eine Abkunft getroffen; diese hat aber dann die Wirkung gehabt, daß der Clerus, wie in der obersten Leitung, so in allen Graden des Unterrichts mit dem System des Staates in Concurrenz trat. Wie viele Congregationen von Männern und Frauen, mit localen oder allgemeinen Befugnissen, haben sich seitdem über den ganzen Boden von Frankreich hin gebildet, um den niederen Unterricht in kirchlichem Sinne in die Hand zu nehmen! Für den höheren haben sich die Jesuiten wieder in Besitz einer Stellung gesetzt, ähnlich wie ihre frühere war. Auch in jeder anderen Hinsicht hat der Clerus, durch eine entgegenkommende Stimmung, vor Allem von der weit verbreiteten Besorgniß, durch die philosophischen Lehren in einen verderblichen Abgrund zu gerathen, begünstigt, eine eifrige Thätigkeit entfaltet; er hielt es zugleich für ein Lob, die besonderen römischen Kirchengebräuche den gallicanischen vorzuziehen. Die Februarrevolution erwies sich in ihren Folgen den clericalen Bestrebungen im Allgemeinen förderlich.

Große und noch Größeres versprechende Erfolge, welche dem wiederauflebenden Katholicismus dergestalt in aller Welt zu Theil wurden. Wenn es aber in die Augen springt, daß darauf die Tendenzen, sich von den herrschenden Staatsgewalten zu emancipiren, einwirkten, so ließ sich auch nicht anders erwarten, als daß diese auch auf dem eigenthümlichen Boden des Pontificates, dem Kirchenstaate, hervortreten würden. Wir nähern uns den Ereignissen, die noch fast mehr der Politik angehören als der Geschichte. Zur Auffassung der Stellung des Papstthums in der modernen Welt ist es dennoch

unerläßlich, sie wenigstens in leichtem Umriß vor dem Blick vorübergehen zu lassen.

Kirche und Kirchenstaat unter Pius IX.

Bei der Restauration der gestürzten Regierungen des südlichen Europa's war doch die römische entfernt davon geblieben, auf die früheren Zustände zurückzukommen. Der leitende Staatsmann, Cardinal Consalvi, betrachtete vielmehr die französische Occupation als einen glücklichen Vorgang, um der Verwaltung des Kirchenstaates Einheit und Gleichförmigkeit zu geben, ohne Rücksicht auf die altherkömmlichen Vorrechte der Communen, des Adels und der Provinzen; man hat von ihm gesagt, er pflanze den Liberalismus auf den Boden des Aberglaubens; nur in Einem Punkt blieb er der alten Tradition des römischen Stuhles getreu: die Verwaltung des einheitlich geordneten Staates vertraute er der geistlichen Corporation an, die davon in der Zwischenzeit ausgeschlossen gewesen war.

Unter den beiden folgenden Regierungen wäre man lieber auf das der revolutionären Epoche vorangegangene System zurückgegangen; aber der Versuch, den man dazu machte, sonst ohne Resultat, trug nur dazu bei, den Widerwillen der Bevölkerung gegen die Herrschaft des Clerus, die dabei noch maßgebend blieb, stärker anzufachen. Sobald dann im Jahre 1830 die europäische Ordnung der Dinge erschüttert wurde, erhob sich der Aufruhr auch im Kirchenstaat. Gregor XVI, der eben damals zur Tiara gelangte, war nur zufrieden, daß derselbe nicht gegen ihn, sondern gegen das eingeführte System gerichtet sei. Dies zu erhalten, war er entschlossen. Nachdem der Aufruhr unterdrückt war, sprachen die großen europäischen Mächte in Folge davon den Wunsch aus, daß den Laien ein größerer Antheil an der Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten des Kirchenstaates zugestanden werden möge; auch ist dann einiges dafür geschehen, aber mit so großer Zurückhaltung, daß darin beinahe mehr eine Verweigerung lag als eine Gewährung. Die Anforderungen wurden immer allgemeiner, dringender, umfassender, aber die Repression nur um so gewaltsamer: man zählte beim Tode Gregors gegen 2000 Exilirte oder politische Gefangene.

In diesem Conflict sind aus der Mitte der Cardinäle sehr abweichende Stimmen verlautet. Der eine, ein thätiger Staatsbeamter, hat gesagt, er sehe wohl, eine Säcularisation der Verwaltung sei nothwendig; aber dürfe man sie von dem geistlichen Oberhaupt erwarten? Der andere, ein Ordensmann, dem das Volk in Hoffnung

auf Erleichterungen die Tiara zudachte, hat den Leuten zugerufen: zu leben würde er ihnen verschaffen, aber zugleich Hochgerichte zu ihrer Züchtigung aufrichten lassen. Eine dritte Meinung behielt im Conclave die Oberhand; ein Papst wurde gewählt, Pius IX, der, durchdrungen von dem göttlichen Recht des Pontificats über den Staat, doch zugleich die Meinung hegte, daß er, ohne diesem Rechte etwas zu vergeben, alle billigen Forderungen erfüllen könne.

Er öffnete die Gefängnisse und schritt dann zu einigen Abweichungen von dem bisherigen System, die, obgleich nicht durchgreifend, doch mit allgemeinem Jubel begrüßt wurden; denn nicht sowohl die Handlungen an sich selbst, als die Richtungen, die sie kundgeben, erwecken den Beifall der Menschen. Er entfernte allmählich die Männer der gregorianischen Reaction; für die Commissionen, welche die beabsichtigten Verbesserungen einführen sollten, ernannte er Mitglieder, die keine Geistlichen waren und bei dem Publikum im Rufe besonderer Einsicht und Brauchbarkeit standen; endlich wurde eine Staatsconsulta errichtet, die er selbst als eine consultative Repräsentation bezeichnete, um seine Regierung bei der Gesetzgebung und Verwaltung zu unterstützen: unter der Leitung des Staatssecretärs ward sie nach und nach zum großen Theil aus Laien zusammengesetzt. Auf diesem Wege dachte Pius IX die Rathschläge der Mächte auszuführen.

Aber schon waren Zeiten und Meinungen verändert; von der beginnenden Bewegung des Jahres 1848 wurde der Papst um vieles weiter getrieben. Auch er gab dem Rufe nach constitutionellen Formen Gehör. Mit Rücksicht, wie er sagt, auf die ehemaligen Freiheiten, die, einmal abgeschafft, sich nicht wiederherstellen ließen, fand er sich bewogen, eine Verfassung aus zwei Kammern oder, wie es hieß, Räthen einzurichten, von denen der erste unmittelbar ernannt, der zweite aber nach Census und Volkszahl gewählt wurde. Eine Constitution wie andere war das jedoch nicht und konnte es nicht sein; denn an sich waren die Befugnisse, die der Papst zugestand, beschränkt; überdies aber sollte jedes in den beiden Rathsversammlungen durchgegangene Gesetz erst in einer geheimen Sitzung der Cardinäle geprüft und gebilligt sein, ehe der Fürst demselben seine Sanction gebe. Die höchste Autorität blieb in den Händen des Clerus.

Dagegen ging die in mannichfaltigen Manifestationen ausgesprochene Forderung der Laien eben dahin, die weltlichen Angelegenheiten ausschließend in ihren Händen zu haben. Durfte man er-

warten, nachdem ihnen eine starke Repräsentation im Parlament zugestanden war, daß sie sich Beschränkungen, die dem Princip des angenommenen Systems nicht entsprachen, gefallen lassen würden?

Ein unvermeidlicher Zwiespalt, in den sofort eine noch umfassendere und fast noch dringendere Frage eingriff.

Die bisherigen Neuerungen hingen mit der Februarrevolution in Paris zusammen; für Italien und die italienischen Zustände war es aber noch unmittelbarer maßgebend, daß auch in Wien die Regierung gestürzt wurde, gegen welche das Nationalgefühl seit vier Decennien vergebens angekämpft hatte. In Rom feierte man dies Ereigniß mit Glockengeläute und dem Jubelruf „Italien". Auf die Proclamation Carlo Alberto's von Piemont, welche sein nahes Vorrücken in die Lombardei zur Verjagung der Fremden vom italienischen Boden ankündigte, wurde in Rom eine Schaar von Freiwilligen in den Stand gesetzt, um bei dem Unternehmen Hülfe zu leisten. Der Papst selbst schien diese Gefühle zu theilen. So wenigstens legte man seine Proclamation aus, in der er Wehe über die rief, „welche in dem Sturm, der Cedern und Eichen zerschlägt, die Stimme Gottes nicht erkennen wollen", und die Völker von Italien zur Eintracht aufforderte.

Schwerlich aber ist das in der That sein Sinn gewesen.

Beim Abzug der Freiwilligen weigerte er sich, auf den Balcon zu ihrer Entlassung herauszutreten; denen, die er zu sich beschied, gab er die Weisung, sein Haus zu vertheidigen, nichts weiter. Er hatte vor kurzem schon einmal mit Oestreich einen Strauß zur Wahrung seiner Rechte in Ferrara bestanden; weiter als auf Erhaltung der Integrität des Kirchenstaates scheint sein Ehrgeiz auch jetzt nicht gegangen zu sein. Als sein constitutionelles Ministerium für die regelmäßig organisirten Truppen, die indeß ebenfalls an die Grenze gerückt waren, die Erlaubniß forderte, den Po zu überschreiten, gab er nach, aber nur mit dem Vorbehalt, sie zurückzuziehen, wenn es ihm gut scheine. Er billigte den Vorschlag nicht; aber er widersetzte sich ihm auch nicht mit Entschiedenheit.

Hierauf hielt sich der päpstliche General durch die Weisungen, die er empfing, für ermächtigt, an dem Kriege gegen Oestreich offen Theil zu nehmen; er verkündigte aller Welt, der Mann Gottes, der große und gerechte Papst, sei dafür; der habe die Schwerter der Soldaten zur Vereinigung mit Carl Albert und zum Kriege gegen die Feinde Gottes und Italiens eingesegnet. Wie man in ziemlich verworrener Auffassung die östreichische Uebermacht in Italien mit

dem staufischen Kaiserthum identificirte, so meinte man in Pius IX einen neuen Alexander III zu sehen, der sich an die Spitze einer republikanischen Bewegung zu stellen den Entschluß fassen werde. Das Ministerium des Papstes war selbst in dieser Richtung; es forderte ihn auf, dem Drange der Zeit zu folgen, den Krieg muthig zu unternehmen: er werde alsdann die Gegenwart beherrschen und die Zukunft sichern.

Der Papst fühlte sich auf das widerwärtigste betroffen. Von allen republikanischen Sympathien war er himmelweit entfernt; er forderte die Italiener auf, ihren wohlwollenden Fürsten gehorsam zu sein; die Einheit von Italien sah er in einem Bunde derselben untereinander und mit Oestreich als italienischer Macht; und noch bei weitem höher als die Rücksicht auf Italien stand ihm sein pontificaler Beruf. Dem Andringen seiner Minister antwortete er mit einer Allocution im Consistorium der Cardinäle (29. April), in welcher er aussprach, daß er gegen Oestreich keinen Krieg führen wolle, daß er nach der Pflicht seines obersten Apostolates alle Nationen mit gleicher Liebe umfasse.

Damit aber sagte er sich nicht allein von dem italienischen Gemeingefühl los, er gerieth auch mit dem Parlament, das sich nun erst unter dem Aufwogen des nationalen Geistes versammelte, in verdoppelten Zwiespalt.

Der bedeutendste der damaligen Minister, Mamiani, verfolgte den Gedanken, den Staat von dem Einfluß der Cardinäle vollends loszureißen und die weltliche Gewalt in den Händen des Parlaments und der verantwortlichen Minister zu concentriren, denen dann der Papst wie ein anderer constitutioneller Fürst folgen müsse; — allein dem standen die Festsetzungen des Statutes und zugleich das hierarchische Bewußtsein Pius' IX entgegen. Pius konnte sich mit diesen Ministern kaum jemals bis zu einer officiellen Kundgebung verständigen.

Endlich fand sich ein Mann, der es unternahm, eine constitutionelle Staatsführung mit dem Wortlaut des Statutes und der Sinnesweise des Papstes zu vereinen, Pellegrino Rossi, einer von den Staatsmännern der Epoche, welche in den constitutionellen Formen das einzige Mittel sahen, den modernen Staat zugleich gegen die Reaction des Absolutismus und gegen die destructiven Tendenzen der Republikaner zu schützen, ehrlich in seiner Meinung, in vollem Besitz der Bildung des Jahrhunderts, energisch, furchtlos. Das Statut erklärte er für den Eckstein, auf welchem das Gebäude der Frei-

heit aufgerichtet werden müsse. In den Unterhandlungen über den Bund der constitutionellen italienischen Staaten, die den Augenblick beschäftigten, lehnte er die weitausgreifenden piemontesischen Zumuthungen ab und hielt den Vorrang des Papstthums, „der einzigen lebendigen Größe, welche Italien besitze", aufrecht. Auf dieser Grundlage meinte er die erschütterte öffentliche Ordnung wiederherzustellen. Aber von einer Förderation alter Art, von einer Verbindung der geistlichen Gewalt mit dem constitutionellen System, wollten die Menschen schon nichts mehr hören. Daß Rossi fähig schien, sie durchzuführen, die herbe Strenge und der Erfolg, mit denen er die Staatsgewalt handhabte, erweckten alle Leidenschaften gegen ihn. Das System, welches durch die Februarrevolution in Frankreich gestürzt worden war, sollte auch in Rom nicht zur Geltung kommen. Indem Rossi die Treppe der Cancellaria hinanstieg, um die neue Sitzung des Parlaments zu eröffnen, 15. November 1848, traf ihn ein Dolchstoß und machte seinem Leben auf der Stelle ein Ende. In der Versammlung regte sich nicht ein Laut der Sympathie für ihn.

In die Katastrophe des Ministers sah sich der Papst selbst hineingezogen. Bei dem ersten Widerstand, welchen er den Forderungen der aufgeregten Volksmassen in Bezug auf die Zusammensetzung eines neuen Ministeriums und die italienische Frage entgegensetzte, sah er sich in seinem Palast belagert; Kugeln fielen in sein Vorzimmer; einer der Prälaten seines Hofes ist erschossen worden. In diesem Getümmel bewilligte er, was man verlangte, jedoch ohne damit das Volk zu beruhigen. Als bei den Deputirten der Vorschlag geschah, den beleidigten heiligen Vater ihrer Anhänglichkeit zu versichern, erlebte man, daß derselbe nach einigem Hin- und Herreden verworfen wurde. Hierauf beschloß der Papst, sich vor weiterem Zwang durch die Flucht zu retten; und mit Hülfe der anwesenden fremden Gesandten gelang es ihm, am 24. November in das neapolitanische Gebiet, nach Gaëta zu entkommen, wohin schon mehr als Ein früherer Papst ihre Zuflucht genommen hatten, und wo sich bald ein Hof von Emigranten und Diplomaten, der ihn als das Haupt der katholischen Welt erkennen ließ, um ihn versammelte.

In Rom dagegen ließ sich nach der Flucht des Papstes die constitutionelle Regierung nicht weiter fortsetzen.

Wenn aus den Wahlen der Deputirten eine Junta hervorging, welche die Regierung übernehmen sollte und übernahm, so beschied sich doch diese selbst, daß sie keine gesetzliche Basis habe, daß sie ihr Amt nur auf so lange annehme, bis eine constituirende Versammlung

über die Ordnung der Dinge Berathung gepflogen habe. Da es keine fürstliche Gewalt im Lande gab, provocirte man auf den Begriff der Nationalsouveränetät. Nach wenigen Tagen wurde eine Nationalversammlung angekündigt, „um dem Staat eine regelmäßige, feste und umfassende Einrichtung zu geben, nach den Wünschen der Nation oder ihrer Mehrheit"; sie sollte aus allgemeinem Stimmrecht und directen Wahlen hervorgehen. Den kirchlichen Censuren, mit welchen der Papst die Theilnahme an diesen Wahlen verpönte, zum Trotz wurden sie vollzogen und zwar, wie man damals gerühmt hat, mit einer Ordnung, wie sie anderwärts selten vorgekommen sei. Am 5. Februar 1849 fand die erste Sitzung der Nationalversammlung statt. Ein Antrag war, die Bestimmung über die künftige Verfassung einer constituirenden Versammlung des gesammten Italiens zu überlassen. Aber die römische Versammlung hatte einen viel zu starken Begriff von dem eigenen Recht und wollte sich nicht in das Weite verweisen lassen; sie faßte aus eigener Machtvollkommenheit den Beschluß, daß das Papstthum rechtlich und factisch der Regierung des römischen Staates verfallen sei, daß dieser den glorreichen Namen der römischen Republik erneuern solle; mit dem übrigen Italien werde dieselbe in den der gemeinschaftlichen Nationalität entsprechenden Beziehungen stehen. Wie traten da die in den Ideen liegenden Gegensätze einander so schroff entgegen! Von dem Papste, der den Besitz seines Staates von einer besonderen Verfügung Gottes für die Freiheit der Kirche herleitet, abfallend, stellte man die Satzung auf, daß die Souveränetät ein ewiges Recht des Volkes sei: auf den Trümmern der geistlichen Herrschaft erhob sich der republikanische Gedanke. Man wollte jedoch den Papst darum nicht geradezu von Rom ausschließen. Man setzte gleich damals die Formel fest, welche später öfter wiederholt worden ist, er solle alle zur Ausübung seiner geistlichen Gewalt erforderlichen Garantien erhalten.

Noch war aber Pius IX nicht so weit gebracht, der Erhebung der bisherigen Unterthanen der Kirche zu Schutzherren derselben nachzugeben; er fühlte noch die Kraft und Unterstützung genug um sich her, um den Kampf von neuem aufzunehmen. Wie er die italienische Idee hatte fallen lassen, um nicht mit seiner Stellung an der Spitze der allgemeinen Kirche in Widerspruch zu kommen, so rief er nun in dem Unglück, in welches er dadurch gerathen war, die katholischen Mächte zu Hülfe. Eben erhob sich Oestreich zu einem neuen Waffengang gegen Carlo Alberto, der für diesen verderblich endigen sollte. Um aber Oestreich nicht allmächtig in Italien werden zu

lassen, ergriff Frankreich die Waffen gegen die römische Republik, die mit dem Könige verbunden war. Die Oestreicher nahmen Bologna und Ancona; die französischen Truppen wendeten sich gegen Rom. An dem Tage, an welchem die römische Republik auf dem Capitol ihre neue Verfassung verkündigte, die den Grundsatz der Souveränetät des Volkes an der Stirn trug, rückten die Franzosen über den Ponte Sisto, „um die Hauptstadt der katholischen Welt der Souveränetät des Oberhauptes der Kirche zurückzugeben, gemäß dem heißesten Wunsche aller Katholiken".

Die Republik war damit aufgelöst; die Handhabung der bürgerlichen Ordnung ging an eine vom Papst ernannte cardinalizische Commission über. Im Frühjahr 1850 kehrte Pius IX nach Rom zurück und erneuerte dann die Institutionen seiner früheren Jahre, Staatsrath, Consulta, Municipal- und Provincialcollegien, so daß den Laien immer ein nicht geringer Antheil an der Verwaltung zufallen sollte; aber die Summe der Staatsgewalt in jedem Zweige, für innere und äußere Geschäfte, Rechtspflege, Unterricht und Aufsicht über die Presse, wurde aufs neue der hohen Geistlichkeit übertragen, die wieder in den Besitz ihrer Vorrechte gelangte.

Es war ein Sieg des Clerus über die Laien, der monarchischen Tendenzen über die republikanischen, vor Allem der Sympathien der eifrigen Katholiken mit ihrem Oberhaupt über die national-italienischen Bestrebungen.

Und auf der Stelle erhob sich nach dieser Unterbrechung die kirchliche Autorität zu neuem Wachsthum; der Conflict selbst verschaffte ihr unerwarteten Erfolg.

Wie einst in den früheren Zeiten, so hat auch in den damaligen die spanische Regierung die Initiative zu dem Einverständniß der Katholiken ergriffen und bei der Entscheidung nach Kräften mitgewirkt. Im Jahre 1851 folgte ein Concordat, welcher die Verständigung zwischen dem Papstthum und dem spanischen Staate, die schon seit ein paar Jahren angebahnt war, vollendete. Auch auf der pyrenäischen Halbinsel waren die geistlichen Güter zum Verkauf gestellt worden, jene Güter, welche, wie eine frühere Allocution bemerkt, der Kirche unter der Herrschaft der Ungläubigen verblieben waren; man hatte dieser Veräußerung bereits durch vorläufige, aber immer wieder in Zweifel gezogene Verabredungen ein Ziel gesetzt; der Concordat enthält eine definitive Abkunft darüber. Vielleicht zwei Drittheile dieser Güter blieben der Kirche vorbehalten; in den Verlust der übrigen willigte der römische Stuhl. Dagegen ward ihm

der Triumph zu Theil, daß die katholische Religion noch einmal zur ausschließenden Herrschaft in Spanien und seinen Colonien erhoben und der Unterricht der geistlichen Aufsicht und Leitung unbedingt unterworfen worden ist.

Berühren wir im Vorübergehen, daß in den abgefallenen Colonien, den Freistaaten von Südamerika, mit denen Verträge zu Stande kamen, die katholische Religion als die Religion des Staates, wenn auch nicht als die ausschließende, anerkannt, den Bischöfen die Aufsicht über Presse und Unterricht, inwiefern sie die Religion betreffen, und ein freier Verkehr mit dem Papste gesichert worden ist.

Von der neuaufkommenden kaiserlichen Gewalt in Frankreich hätte man in Erinnerung an den Stifter derselben eine Wiederaufnahme der imperialistischen Absichten erwarten mögen; auch verlauteten wohl einige Worte in diesem Sinne, aber man überhörte sie; zunächst nahmen die Dinge eine entgegengesetzte Richtung. Der Clerus ergriff die starke Hand, durch welche seine eben gewonnene Stellung gegen die bei der Fortdauer einer republikanischen Verfassung zu befürchtende umstürzende Bewegung gesichert wurde. Er schlug es dem Fürsten, der noch Präsident war, hoch an, daß er durch seinen Einfluß und seine Waffen zur Wiederherstellung des Papstes in Rom hauptsächlich beitrug; die kirchlich-katholische Haltung, die der neue Machthaber bei seinen Reisen an den Tag legte, erweckte eine allgemeine Befriedigung. Er redete, sagen sie, wie ein Constantin; in diesem Sinne ward er von der Geistlichkeit empfangen. Die kirchliche Partei glaubte selbst den Act des 2. Decembers vorbereitet zu haben; sie half denselben durch das einstimmige Votum ihrer Anhänger legalisiren. Die Bischöfe schlossen sich dem neuen Kaiserthum an, welches in ihrem populären Ansehen und Einfluß eine seiner Stützen sah und dem kirchlichen Interesse wiederum verpflichtet war. Man sah Cardinäle im Senat des Reiches; die kirchlichen Bedürfnisse wurden bis auf die der Dorfkirchen herab im Budget berücksichtigt; die Ernennungen zu den bischöflichen Sitzen erfolgten nicht ohne Rücksprache mit dem römischen Hofe.

Einen ähnlichen, noch auffallenderen Umschwung zu Gunsten des Papstthums erlebte das Jahrhundert in dem dritten großen katholischen Reiche von Europa, dem Kaiserthum Oestreich.

Jene Märzrevolution in Wien, welche die alte gefürchtete Gewalt stürzte, erschien nach und nach auch dem hohen Clerus daheim im Lichte einer Befreiung. Denn noch walteten die Anordnungen Kaiser Josephs II vor, welche der Geistlichkeit in Bezug auf ihre innere Disciplin, ihre Einwirkung auf die Erziehung, ihre Dotation und

ihre Verbindung mit Rom die strenge Bevormundung des Staates auferlegten. Auch in Oestreich fragte man, was die angekündigte Freiheit bedeute, wenn nicht auch der Kirche ihre Freiheit werde. Auf dem Reichstage zu Kremsier erschienen die östreichischen Bischöfe mit sehr umfassenden Forderungen: sie trugen selbst auf einen Concordat an, um der einseitigen Gesetzgebung der weltlichen Regierung ein Ziel zu setzen. Bei den Abgeordneten aber, welchen die kirchliche Macht eher zu stark als zu schwach erschienen war, fanden sie kein Gehör: der Reichstag, der für den confessionellen Frieden und die Freiheit der Einzelnen fürchtete, lehnte die Anträge ab (1. März 1849) und hielt an dem Princip der josephinischen Einrichtungen fest. Was nun aber der Reichstag verweigerte, dazu bot die Regierung, welche diesem wenige Tage darauf ein Ende machte, leicht die Hand. Bei den Verhandlungen von Gaëta ist zugleich von der Abstellung der dem Papstthum widerwärtigen josephinischen Anordnungen die Rede gewesen. Die Zurückführung des Papstes in seinen Staat und die engere Verbindung mit dem einheimischen Episcopat gingen Hand in Hand. Denn die Quelle der populären Stürme, welche das Reich, das vor solchen besonders sicher geschienen, plötzlich heimgesucht hatten, glaubte man in dem Mangel religiöser Gesinnung zu finden, welcher aus jenen Hemmungen der kirchlichen Einwirkungen herrühre; in einem ungehemmten Zusammenwirken der einheimischen kirchlichen Gewalten mit der universalen meinte das Kaiserthum eine Stütze für die eigene Autorität zu erblicken. Auf diesen Ansichten beruhte der Concordat, den man nach einiger Zeit (im Jahr 1855) vereinbarte. Darin gab der Staat der Geistlichkeit die Prärogativen zurück, welche sie „nach der göttlichen Ordnung und den katholischen Satzungen haben solle", vollkommen freie Communication mit Rom und vor Allem durchgreifende Leitung der Erziehung und des religiösen Unterrichts. Niemandem konnte verborgen sein, welchen Widerspruch das im Lande hervorrufen mußte; aber dahin führten nun einmal der innere politische Antagonismus und die vorwaltende Meinung; auch für das Ansehen des Kaiserthums in Italien wie in Deutschland schien es eine große Aussicht darzubieten. Auf das engste schlossen sich die römische Curie und der östreichische Episcopat aneinander; sie vereinigten sich in dem Wunsch und der Hoffnung, die Satzungen des tridentinischen Conciliums nach dem Verlaufe dreier Jahrhunderte vollständig durchzuführen.

Was man in Oestreich that, trug noch einen anderen Charakter, als was in Frankreich und in Spanien geschah; hier war die

Förderung der katholischen Ideen populärer und in dem Sinne der legislativen Versammlungen; in Frankreich hat sich sogar die Opposition, soweit von einer solchen die Rede sein kann, dieser Richtung bemächtigt; im Allgemeinen wirkte jedoch alles zusammen: die Hierarchie gewann durch das erneuerte Einverständniß mit den drei Mächten einen festen Rückhalt, der ihr ein verstärktes Selbstgefühl gab.

Die Idee der kirchlichen Einheit, gegründet auf den Primat des römischen Bischofes, ist denn auch kaum jemals nachdrücklicher ausgesprochen worden, als es von Pius IX geschah: „durch ihn rede der Apostel, auf den die Kirche gegründet sei; er sei die lebendige Autorität, welche in allen Streitigkeiten eine unfehlbare Entscheidung gebe; von dem Stuhle Petri gehe die priesterliche Einheit aus; um ihn her müsse die gläubige Welt sich sammeln."

Und wie sehr die Bischöfe geneigt sind, sich diesen Ansprüchen zu fügen, kam im Jahre 1856 bei der Promulgirung eines neuen Dogma's zu Tage. Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria und ihrer Freiheit von der Erbsünde, in den Zeiten der hierarchischen Allgewalt entstanden, war doch auch damals von den angesehensten Lehrern, denen die Kirche folgte, verworfen worden; mächtige Päpste späterer Zeiten hatten sie gebilligt, aber damit zurückgehalten; Papst Pius IX unternahm, sie kraft seiner eigenen Autorität zur Kirchenlehre zu stempeln. Aus allen Theilen der bewohnten Erde kamen die Bischöfe zusammen; doch bildeten sie kein Concilium; was der Papst als die geoffenbarte Wahrheit verkündigte, erkannten sie gläubig als solche an: nie war die päpstliche Unfehlbarkeit, obgleich noch nicht dogmatisch bestimmt, unbedingter erschienen. Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß ist der Schlußstein des Mariencultus; das Herz Pius' IX hing daran. Er hat dafür ein neues Officium eingeführt und eine neue Messe gestiftet.

Unstreitig besitzt das Papstthum die am meisten monarchische, am besten zusammengreifende Organisation in der heutigen Welt; und alle Tage breitet sie sich über den Erdkreis hin weiter aus. Zur Seite der südamerikanischen Kirchen, in denen die religiösen Ideen Philipps II fortleben, erhebt sich ein neues hierarchisches Gebäude in dem demokratischen Nordamerika; in wenigen Jahren sind da zwei neue Erzbisthümer und zwanzig Bisthümer gegründet worden. Dem Fortgang des Verkehrs und der Ansiedelungen folgen die kirchlichen Gründungen nach Californien, nach den australischen Eilanden. Dabei versäumt man nicht, die Stiftungen einer früheren Epoche an den afrikanischen Küsten und in Ostindien in der alten Unterordnung

unter Rom zu halten. Im mittleren Asien sind sechs neue Bisthümer von armenisch-katholischem Ritus gegründet, in aller Welt, bis zum arktischen Pol, apostolische Präfecturen und Vicariate in großer Zahl errichtet worden.

Wenn aber der Papst zugleich den Anspruch macht, als der Vater und Lehrer aller Christen, das Oberhaupt der gesammten Kirche angesehen zu werden, so hat es zwar an Bekehrungen im Einzelnen nicht gefehlt — denn die Idee der Gemeinschaft und Unfehlbarkeit entspricht einem religiösen Bedürfniß des menschlichen Herzens, und voll von propagandistischem Eifer sind die überzeugten Bekenner —; aber den abweichenden Formen der anderen großen Religionsgenossenschaften gegenüber sind seine Versuche doch gescheitert.

„Hört meine Rede", ruft er aus, „Ihr alle im Orient, die ihr euch des christlichen Namens rühmt, aber keine Gemeinschaft mit der römischen Kirche habt!" Bei ihrem Seelenheil beschwört er sie, sich zu conformiren. Aber aus den Antworten, die er von den orientalischen Patriarchen erhalten hat, nimmt man ab, daß diese bei weitem mehr die alten Feindseligkeiten in Erinnerung haben als die alte Gemeinschaft; sie machen der römischen Kirche zugleich die willkürlichen Festsetzungen der Doctoren des Mittelalters und den Ungestüm ihrer heutigen Propaganda zum Vorwurf.

Nach dem Westen gewendet, hat der Papst Anstalt getroffen, in altprotestantischen Ländern, wie in Holland, so in England, die Katholischgläubigen zu besonderen Kirchenprovinzen zu vereinigen. Für England errichtete Pius IX, „in der Hoffnung, in dem blühenden Reiche die katholische Sache wieder emporzubringen", ohne Rücksprache mit der Regierung gepflogen zu haben, ein Erzbisthum und zwölf Suffraganbisthümer, die alle ihre Titel von englischen Ortschaften nahmen, das Erzbisthum den von Westminster; der neue Erzbischof war zugleich Cardinal der römischen Kirche; er rühmt es, daß sich fortan die Action des katholischen Englands regelmäßig um das Centrum der kirchlichen Einheit bewegen werde.

Eben dafür aber hatte man in England Jahrhunderte lang gekämpft, die päpstliche Autorität von dem Lande auszuschließen; nachdem dies geschehen war, hielt man doch standhaft den Anspruch fest, sich von der allgemeinen Kirche in der Idee nicht getrennt zu haben und selbst wahrhaft katholisch zu sein. Die Verfassung des Landes beruht auf dem Antheil an der geistlichen Gewalt, welcher der Krone vorbehalten worden ist. Welchen Eindruck mußte da diese Neuerung machen! Die höchsten Reichsbeamten und die niederen Volksklassen,

Geistliche und Laien, Anglicaner und Dissenters, erhoben ihre Stimmen wetteifernd dagegen. Sie sahen darin einen Angriff des Papstes auf das Land, wie solcher in früheren Zeiten oft versucht worden war, aber längst aufgegeben zu sein schien. Sollte die Feindseligkeit oder doch Mißachtung, die in dem Verfahren liegt, wirklich, wie man gesagt hat, daher rühren, daß sich England bei der Herstellung des Papstes in Rom wenigstens gleichgültig verhalten hatte? Zunächst erwuchs der englischen Regieung daraus eine nicht geringe Verlegenheit. Dulden konnte sie es nicht; aber sie mußte sich doch hüten, bei der Abwehr das der Constitution inwohnende Princip der religiösen Freiheit zu verletzen. Diese Rücksicht bewirkte, daß die Maßregel, die man ergriff, sich lediglich auf weltlichem Gebiete hielt; sie beschränkt sich auf ein Verbot der eigenmächtig ertheilten Titel, wie auch kein katholischer Staat sich einen solchen Eingriff würde gefallen lassen dürfen. Doch war damit die Wirkung desselben nicht erschöpft. Bei aller Mäßigung stellte sich doch heraus, daß an eine Bekehrung in dem Umfange, wie man in Rom erwartete, nicht zu denken war; die protestantischen Ueberzeugungen erschienen als die der Nation; sie ließ sich durch einzelne Abtrünnigkeiten darin nicht irremachen. Ferner aber, ist nicht die englische Politik bald darauf davon mitbestimmt worden? Hat sie nicht den Unmuth an den Tag gelegt, der durch die papale Aggression in den Massen und ihren Führern erweckt worden war?

Die größten Hoffnungen gründete die Propaganda auf die unter den deutschen Protestanten herrschenden Entzweiungen. Wie oft hat man ihnen gesagt, daß ihr Kirchenwesen in seiner Auflösung begriffen, seinem Ruine nahe sei, gleich als hätte der Protestantismus jemals ohne innere Kämpfe bestanden, die sogar, insofern sie auf lebendiger Aneignung der religiösen Ideen beruhen, zu seinem Wesen gehören. Ein tiefes Gefühl der Gemeinsamkeit und Bemühen, sie darzustellen, setzt sich den auseinander gehenden Bestrebungen wieder entgegen und hat auch seine Erfolge. Die geringschätzigen Aeußerungen der Gegner haben dazu beigetragen, dem Protestantismus seine historische Berechtigung zum Bewußtsein zu bringen. Der geistreiche Fürst, der damals auf dem preußischen Throne saß, faßte den Protestantismus als eine eigenthümliche Form des Christenthums, ebenbürtig allen anderen. Wie man auch über momentane Zustände und Meinungen urtheilen möge: der Werth der protestantisch-deutschen Wissenschaft ist nicht hoch genug anzuschlagen; sie ist nicht allein in sich selbst so fest begründet, daß jeder Angriff von ihr abprallt; über alle kleinlichen

Feindseligkeiten sich erhebend, übt sie einen täglich wachsenden Einfluß auf die Gelehrsamkeit der Katholiken, welche sich ihr in ihrer Methode und ihren Ergebnissen näher verwandt fühlen als den römischen Satzungen. Theologische Forschung aber ohne die Ueberwachung der kirchlichen Gewalt widerspricht dem einmal aufgestellten Begriff von dem Berufe der Cathedra des Apostelfürsten.

So greifen geistliche und weltliche, nationale und universale, wissenschaftliche und bürgerliche Gegensätze in einander und erfüllen die Geister in Bezug auf das Papstthum, welches noch immer einen großen Mittelpunkt bildet, mit unaufhörlicher Agitation. Man begegnet einander nicht mehr mit dem gewaltigen Glauben von ehedem, welcher schuf und vernichtete; eine solche Kraft ist weder in dem Angriff noch in der Vertheidigung; es ist ein unaufhörliches Zusammentreffen, Vordringen und Zurückweichen, Angriff und Abwehr, Action und Reaction. Kein Augenblick ist dem anderen gleich: verschiedene Elemente vereinigen sich und trennen sich wieder; auf jede Uebertreibung folgt ihr Gegentheil; das Entfernteste wirkt zusammen. Für den Kampf ist es charakteristisch, daß er unter unaufhörlicher Einwirkung der in das lebendige Andenken getretenen Vergangenheit geführt wird. Alle Streitigkeiten, welche die Welt auf diesem Gebiete jemals bewegt haben, sind wieder auf den Kampfplatz gefordert: der Streit der Concilien und der alten Häretiker, der mittelalterlichen Macht der Kaiser und der Päpste, der reformatorischen Ideen und der Inquisition, des Jansenismus und der Jesuiten, der Religion und der Philosophie. Darüber webt und waltet dann das empfängliche und weitausgreifende, in heftiger Entzweiung nach unbekannten Zielen vorwärts treibende, selbstvertrauende, aber ewig unbefriedigte gährungsvolle Wesen unserer Tage.

Jener Ausbreitung der kirchlichen Organisation sind andere, für den römischen Hof sehr nachtheilige Ereignisse entgegengetreten.

Im Norden, in den Grenzlanden gegen die Griechischgläubigen, ist die katholische Kirche von einem unersetzlichen Verluste, wie kein anderer seit den Zeiten der Reformation, betroffen worden: zwei Millionen unirter Griechen sind unter dem Vortritt ihrer Bischöfe zu der griechischen Kirche, der ihre Vorväter angehörten, zurückgebracht worden. Und wie dann die Erhebungen der Polen eine religiöse Farbe annahmen, die Cleriker wohl selbst die Waffen ergriffen, so trat ihnen in den Russen zugleich der religiöse Impuls gegenüber, der ihr Nationalgefühl durchdringt; die Unterdrückung des Aufstandes war nicht allein mit der Niederhaltung, sondern selbst mit Ver-

folgung des Katholicismus verbunden, so daß zuletzt ein offener Bruch mit Rom erfolgte.

Noch wichtiger, als dies alles, ist der principielle, zugleich geistliche und weltliche Streit, in welchen das Papstthum in seiner unmittelbaren Nähe, in Italien, gerathen ist.

Während Pius IX die Herrschaft des Clerus in weltlichen Dingen, soweit es anging, wiederherstellte, unternahm es Piemont, wo sich die constitutionellen Formen behauptet hatten, den hergebrachten Einfluß der Geistlichkeit zu vernichten oder in die engsten Grenzen einzuschließen. Man begann damit, den höheren Unterricht der Aufsicht der Bischöfe zu entziehen. Kurz darauf ist auf der Universität zu Turin eine den päpstlichen Ansprüchen von Grund aus entgegengesetzte Lehre zur Geltung gekommen: man sprach der geistlichen Autorität jede andere Berechtigung ab, als die, welche sie durch Concessionen der Staatsgewalt, die auch zurücknehmbar seien, besitze. Dieser Doctrin beitretend, erklärte die legislative Gewalt in Piemont im Jahre 1850 die bischöflichen Tribunale, die geistlichen Standesvorrechte, das kirchliche Asyl, die Erwerbung der todten Hand für unstatthaft. Vergebens suchte der oberste Geistliche des Landes religiöse Antipathien dawider anzuregen; er büßte seinen Widerstand mit Verbannung. Der Tribut des goldenen Bechers wurde nicht mehr dargebracht; allen Proclamationen des römischen Stuhles zum Trotz führte man im Jahre 1852 die Civilehe ein. Nach einiger Zeit that man den entscheidenden Schritt, die Klöster und geistlichen Genossenschaften aufzuheben.

Die bewußte Absicht war, einen kirchlichen Zustand in dem sardinisch-piemontesischen Gebiete durch Legislation einzuführen, wie er aus den Stürmen der Revolution in Frankreich hervorgegangen war. Indem Oestreich die josephinische Gesetzgebung aufgab, ahmte Piemont sie nach.

Die römische Curie wandte hiegegen noch einmal ihre kirchlichen Waffen an: sie sprach ihren Bann über Alle und Jede aus, die an dem Eingriff in das geistliche Eigenthum als Mitglieder der Kammern oder als Beamte Theil genommen hätten und Theil nehmen würden. Aber diese Verdammung griff fast zu weit, um Wirkung zu haben; und indeß veränderte sich die Lage der Welt.

Die sardinisch-piemontesische Regierung gewann dadurch einen starken Rückhalt, daß sie in den Verwicklungen des Krimkrieges dem Bunde der Mächte gegen Rußland beitrat. Auf dem Congreß zu Paris, der im Frühjahr 1856 stattfand, brauchte sie nicht lange ihre Neue-

rungen zu rechtfertigen; sie konnte vielmehr die Initiative einer Anklage gegen die päpstliche Verwaltung vor dem Forum der Mächte ergreifen. Sie brachte zur Sprache, daß von den bei der Herstellung des Papstes gegebenen Verheißungen eigentlich keine in vollem Umfange zur Ausführung komme; darüber aber sei die Stimmung der Population so aufgeregt, daß es niemals möglich sein werde, die östreichischen Truppen, die noch in den Legationen standen, zu entfernen. Und doch sei bei deren Anwesenheit in dem Kirchenstaate und dem centralen Italien überhaupt kein italienisches Gleichgewicht möglich; sie laufe dem Sinn der Verträge von 1815 entgegen. Piemont schlug vor, den Legationen administrative Unabhängigkeit zu geben und ihre Regierung nach dem Muster des ersten Napoleon zu säcularisiren.

Im Frühjahr 1857 unternahm Pius IX eine Reise in das mittlere Italien. Man bemerkte, daß er in fremden Gebieten, wo er nur als Papst erschien, mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, in den eigenen dagegen mit auffallender Kälte. Die Adressen, mit denen man ihn da begrüßte, enthielten zugleich bittere Beschwerden. Niemand täuschte sich darüber, daß hier bei der ersten Gelegenheit ein Umsturz bevorstehe.

Noch beruhte der gesammte Zustand im Kirchenstaate auf dem Verständniß zwischen Oestreich und Frankreich; wie wurde er so von Grund aus erschüttert, als es zwischen diesen Mächten eben wegen der piemontesisch-italienischen Angelegenheiten zu Irrungen, zu Entzweiungen und endlich im Jahre 1859 zum Kriege kam! Sowie dann die Oestreicher nach den ersten Verlusten, die sie erlitten, um die Lombardei zu retten, den Kirchenstaat verließen, brach hier die Empörung unverzüglich aus, zuerst in Bologna, wo man eine Junta an die Stelle der päpstlichen Regierung setzte, und nach diesem Beispiel in den benachbarten Provinzen. Eine Nationalversammlung auf Grund des allgemeinen Stimmrechts trat zusammen; ihr erstes Decret, 1. September 1859, entsprach dem Beschluß, mit welchem vor zehn Jahren die constituirende Versammlung in Rom ihre Arbeiten begonnen hatte: auf das Recht des Volkes sich stützend, erklärte man die weltliche Macht des römischen Papstes für erloschen. Zu republikanischen Formen schritt man jedoch diesmal nicht fort, die Provinzen gaben vielmehr den Wunsch zu erkennen, mit Piemont vereinigt zu werden, das als der Träger einer großen Idee, die sich der Gemüther bemächtigte, der Idee der Einheit von Italien, auftrat. In den früheren Jahrhunderten waren die Päpste selbst dazu bestimmt erschienen,

sie zu realisiren; in dem neunzehnten, eben unter Pius IX, war der päpstliche Stuhl versucht gewesen, das Banner der Einheit zu erheben; jetzt kehrte der mächtige Gedanke seine Spitze gegen Rom. Indem auch Modena, Parma und Toskana von ihren Dynastien, österreichischen und bourbonischen Ursprungs, zu Piemonts Gunsten sich losrissen, dem auch die Franzosen die eroberte Lombardei überließen, gewann die italienische Idee in dieser Macht Körper und Zukunft. Die französische Staatsgewalt richtete, hiemit einverstanden, die Aufforderung an den Papst, die Autonomie der abgefallenen Provinzen anzuerkennen, wenn auch nur in der Form eines piemontesischen Vicariates, zugleich aber in den übrigen Provinzen die schon beschlossenen Reformen einzuführen, wogegen die katholischen Mächte diese ihm sichern und ihn zur Behauptung derselben mit Geld und Truppen unterstützen würden.

Pius IX wies alles von der Hand: denn die Garantie eines Theiles seiner Gebiete annehmen, würde ein Aufgeben der losgerissenen in sich schließen, wozu er nimmermehr seine Einwilligung geben werde; er meinte sogar, durch eigene Bewaffnung sich noch selbst helfen zu können.

Welch ein Unternehmen jedoch, inmitten einer zum Abfall geneigten Population, ohne Verbündete, einem entschlossenen Feinde gegenüber, der das nationale Princip verfocht und die moralische Unterstützung der europäischen Hauptmächte für sich hatte! Auf das rascheste entwickelten sich die Geschicke. Sowie einmal Raum dazu gegeben wurde, sprachen sich die abgefallenen Provinzen durch ein fast ungetheiltes Plebiscit für die Vereinigung mit Piemont aus, und hier nahm man sie an; bereits im April 1860 konnte das Parlament unter der Theilnahme von Centralitalien eröffnet werden; dann aber ergriff der Abfall auch die Marken und Umbrien; hie und da erwachten die Gefühle der municipalen Unabhängigkeit, um sich der italienischen Einheit zu unterwerfen. Die zur Erhaltung der kirchlichen Ideen zusammengebrachte Truppenschaar des Papstes vermochte nichts dagegen auszurichten. Die einheimischen Regimenter versagten ihren militärischen Dienst, sobald sie der Piemontesen ansichtig wurden. Ueberall, wo man freie Hand hatte, pflanzte man die Tricolore auf und forderte ebenfalls Annexion; nur durch die französischen Occupationstruppen wurde die Hauptstadt gesichert. Für diese entsprang aber aus dem Gange der Ereignisse eine andere große Gefahr: der König von Sardinien nahm den Titel eines Königs von Italien an, und sein leitender Minister sprach die Ansicht aus, das neue Königreich könne nur dann als begründet erachtet werden, wenn es

Rom zur Hauptstadt habe. Die Erörterung dieser Forderung bildete seitdem eines der wichtigsten Momente der italienisch-französischen Politik, nicht ohne daß zugleich die Abwandlungen der europäischen Verhältnisse unaufhörlich darauf eingewirkt hätten; denn schon bildete Italien eine Macht, auf welche man bei allen politischen Berechnungen Rücksicht nehmen mußte. Unzufrieden mit dem, was im Norden geschah, fand der französische Kaiser im Jahre 1864 rathsam, sein Einverständniß mit Italien zu befestigen. Es lag eine neue Anerkennung der italienischen Einheit darin, wenn er selbst vorschlug, Florenz zur Hauptstadt des italienischen Reiches zu machen; doch war damit die vornehmste Frage nicht erledigt, sondern nur vertagt. Der französische Kaiser versprach in dem Septembervertrage des Jahres 1864, seine Truppen binnen zwei Jahren von Rom abzuberufen, in welcher Zeit der Papst aufs neue hinreichende Streitkräfte um sich sammeln könne, um die innere Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Italiener dagegen verpflichteten sich, den Kirchenstaat in seinen nunmehrigen Grenzen weder anzugreifen, noch angreifen zu lassen. Die Politik des französischen Kaisers beruhte darauf, daß er ein gutes Verhältniß mit Italien aufrechterhalten und doch zugleich mit dem Papst nicht brechen wollte. Das Eine forderten seine europäischen Verhältnisse, das Andere der Einfluß der päpstlichen Autorität auf das innere Frankreich. Seine Meinung war, daß noch eine Aussöhnung zwischen Rom und dem neuen italienischen Königreich möglich sei, welche dadurch begründet werden müsse, daß der Papst die Grundsätze, die er bisher bekannt hatte, mäßige; für die ganze katholische Welt werde dies die ersprießlichsten Folgen haben; der Papst würde die liberalen Ideen anerkennen, welche die Grundlage der meisten Staaten seien, und den Gläubigen den Beweis geben, daß die katholische Religion den Fortschritt des menschlichen Geschlechts anerkenne und unterstütze. Von dem Papst war das eigentlich zu viel gefordert, in dem Momente, wo die Ideen, welche er gutheißen sollte, seine Existenz gefährdeten. Wie hätte er die Volkssouveränetät annehmen sollen, die ihn für abgesetzt erklärte, oder die Einheit von Italien, welche ihm seinen weltlichen Besitz zu entreißen drohte?

Allen Zumuthungen in Bezug auf den Kirchenstaat setzte der Papst fortwährend die Idee der kirchlichen Einheit und seiner pontificalen Pflicht entgegen: „denn das Recht des römischen Stuhles lasse sich nicht abtreten wie das Recht einer weltlichen Dynastie; es gehöre allen Katholiken an; er würde, wenn er es aufgäbe, die Gesammtheit verletzen, den Eidschwur brechen, der ihn binde, und zugleich Grundsätzen Raum geben, welche allen Fürsten verderblich

werden müßten." So hat er einst dem Kaiser der Franzosen geschrieben. Er zögerte nicht, über die Rebellen und Usurpatoren der abgefallenen Provinzen des Kirchenstaates in den volltönenden Worten der althergebrachten Formeln die große Excommunication auszusprechen, mit besonderer Bezugnahme auf die Satzungen des tridentinischen Conciliums; in dem Breve, in welchem das geschieht, führt er aus, daß es bei den verschiedenen Interessen der Fürsten eine der weisesten Veranstaltungen der Vorsehung gewesen sei, dem römischen Papst eine weltliche Herrschaft und dadurch politische Freiheit zu gewähren: denn die katholische Kirche dürfe nicht zu besorgen haben, daß die Verwaltung ihrer allgemeinen Angelegenheiten von fremdem und weltlichem Einfluß abhänge; dieser seiner Bestimmung wegen müsse auch die Regierung des römischen Kirchenstaates bei aller Fürsorge für die Wohlfahrt der Unterthanen doch einen geistlichen Charakter tragen.

Von Zeit zu Zeit fanden Feierlichkeiten in Rom statt, in denen sich noch einmal die den Himmel und die Erde in einander verschlingende Mystik des alten Papstthums kundgab. An dem Pfingstfest 1862 wurde eine Anzahl von Ordensbrüdern, die vor mehr als dritthalb Jahrhunderten in Japan ihren Bekehrungseifer mit dem Tode besiegelt hatten, heiliggesprochen, ausdrücklich auch deshalb, „weil die Kirche in den bedrängten Zeiten neuer Fürsprecher bei Gott bedürfe." In der großen Versammlung von Bischöfen, welche sich dazu einfand (man zählte ihrer 240), kam nun vor allem die zunächst vorliegende Bedrängniß zur Sprache. Die Bischöfe drückten ihre freudige Genugthuung aus, daß sie noch einmal selbst frei zu dem freien Papst und König hatten kommen können, und ihre Ueberzeugung, daß der Papst weder der Unterthan noch etwa der Gast eines anderen Fürsten sein dürfe: er müsse in seiner eigenen Herrschaft, seinem eigenen Königreiche seinen Wohnsitz haben. Wenn Pius gesagt hatte, er werde eher sein Leben lassen, als von dieser Sache, welche die Sache Gottes, der Gerechtigkeit und der Kirche sei, abstehen, so sprachen sie die Bereitwilligkeit aus, Gefangenschaft und Tod darüber mit ihm zu theilen.

Man hat erfahren, daß die Bischöfe nicht ohne Ausnahme dieser Meinung gewesen sind; aber bei weitem die Mehrzahl schloß sich doch der Ablehnung jeder Transaction über den Kirchenstaat an: der katholische Episcopat billigte die kirchliche Politik des heiligen Vaters.

In dem niederen Clerus gaben sich freilich auch andere Meinungen kund; namhafte Kirchenschriftsteller von orthodoxer Reputation sprachen

sich gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums aus, wie denn die Literatur des Tages überhaupt Partei dagegen genommen hatte. Und die Convention vom September 1864 war doch weit entfernt, dem Papste die Sicherheit zurückzugeben, auf welcher das Ansehen seiner Vorfahren so viele Jahrhunderte daher beruht hatte. Sie war abgeschlossen worden, ohne daß man ihn zu den Berathungen zugezogen hätte; er zögerte, nachdem er die Cardinäle consultirt hatte, eine Erklärung darüber zu geben; in seiner Seele war er mit Entwürfen beschäftigt, durch welche er die altkirchlichen Grundsätze nochmals zu allgemeiner Anerkennung zu bringen hoffte; seine Rathgeber, besonders die Väter Jesuiten, bestärkten ihn darin. Den der kirchlichen Doctrin feindseligen Meinungen der Zeit beschloß man mit einer umfassenden und authentischen Erklärung entgegenzutreten, wie das in einer am 8. Dezember 1864 erlassenen Encyclica geschehen ist, welcher ein Verzeichniß der schon früher von dem Papste selbst verurtheilten Irrthümer beigegeben war. Vornehmlich behält man dabei die piemontesischen Neuerungen im Auge; aber daran wird die Proclamation der weitausgreifendsten Grundsätze gegen die Allgewalt des Staates überhaupt geknüpft: wie man annehme, daß der Staat ohne Rücksicht auf die Religion verwaltet werden müsse, so schließe man, daß die katholische Kirche nur in so weit Schutz verdiene, als ihre Verletzung den öffentlichen Frieden stören würde; man unterwerfe die Acte des Oberhauptes der Kirche der Promulgation der weltlichen Gewalt und gestehe ihnen ohne solche keine Wirksamkeit zu; man hebe die geistlichen Genossenschaften und die gebotenen Feiertage auf, weil die neuere Staatswirthschaft das so fordere; man entreiße die Erziehung der Jugend der Aufsicht der Geistlichkeit, gleich als stehe diese dem Fortschritt der Wissenschaft und Civilisation im Wege, während man dadurch nur verderblichen Meinungen freie Bahn mache. Die Bischöfe werden aufgefordert, dagegen nach den Lehren der ältesten Päpste einzuschärfen, daß die Reiche auf der Grundlage des katholischen Glaubens beruhen.

Hatte man doch schon behauptet, der Kirche komme es gar nicht zu, die Verächter ihrer Anordnungen mit Strafen heimzusuchen; die Verbindlichkeit des auf den Kirchenstaat bezüglichen Decrets des tridentinischen Conciliums wurde in Abrede gestellt, weil es auf einer Vermischung der geistlichen und der weltlichen Ordnung der Dinge beruhe; das göttliche Recht einer unabhängigen Kirchengewalt wurde überhaupt geleugnet. Indem Pius IX diese Meinungen verwirft, hält er zugleich die Tradition seiner Vorgänger aufrecht, welche der Kirche

von jeher eine heilsame Autorität über Nationen und Fürsten vindicirt hatten, und vertheidigt seine eigene politische Stellung. In der theologisch-lehrhaften Weise, die ihm eigen ist, forscht er dann weiter den Ursachen der allgemeinen Verirrung nach und findet sie in der Erhebung der Vernunft über die Offenbarung sowie in der Meinung, daß das oberste Gesetz in dem kundgegebenen Willen des Volkes liege; Freiheit des Gewissens und des Cultus halte man für das angeborene Recht eines Jeden, unbeschränkte Preßfreiheit für das Erforderniß eines wohlgeordneten Staates; den Protestantismus erkläre man für eine Kirchenform, bei der man Gott wohlgefällig leben könne. Pius IX dagegen giebt nicht zu, daß man auf das ewige Heil derer, die außerhalb der katholischen Kirche sind, auch nur hoffen dürfe; festhaltend an dem Vorrecht des Stuhles Petri über allgemeine Concilien, verdammt er noch mehr den Gedanken, streitige Fragen durch ein Nationalconcilium zur Entscheidung zu bringen; er spricht sich aufs neue gegen die Bibelgesellschaften aus, das echteste Product des religiösen Geistes von Altengland, sowie gegen die Civilehe, welche von der modernen Gesetzgebung gefordert wird: er vertheidigt den Cölibat.

Man begreift das Aufsehen, welches diese Kundgebung machte. Wie oft hatte man selbst von clericaler Seite den Wunsch geäußert, daß sich der Papst mit den liberalen Ideen versöhnen möge! Diese Voraussetzung beförderte die erneute Sympathie, welche er in Frankreich fand, wie sie denn auch von dem Kaiser ausgesprochen worden ist. Allein die neue Encyclica zeigte, daß es ein Irrthum war. Der Papst verwarf, wenn auch nicht gerade in jedem Punkte, doch im allgemeinen das System der modernen Anschauungen und Lehren, die in die Ueberzeugung des lebenden Menschengeschlechts übergegangen sind.

Den anfluthenden Wogen der Politik und der Meinung stellte sich das Papstthum mit seinem altherkömmlichen Selbstgefühl entgegen; ob es vor ihnen zurückweichen oder ihnen Widerstand leisten werde, wurde eine der großen Fragen des Jahrhunderts.

Das vaticanische Concilium.

Pius IX war selbst nicht gemeint, den Kampf, welchen er aufnahm, allein zu bestehen. Er dachte seine Kundgebungen durch eine allgemeine Autorität zu unterstützen, eine solche, die in früheren Zeiten meist im

Gegensatz gegen das Papstthum erschienen war, demselben aber schon einmal die größten Dienste geleistet hatte. Am 6. Dezember 1864, in einer Sitzung der Congregation de' riti, ließ der Papst die laufenden Geschäfte unterbrechen und die anwesenden Beamten abtreten, um den Cardinälen, die dabei fungirten, eine besondere Mittheilung zu machen. Seit langer Zeit, sagte er ihnen, gehe er mit einem Gedanken um, der sich auf das Wohl der gesammten Kirche beziehe, dem Gedanken, ein allgemeines Concilium zu berufen, um durch dies außerordentliche Mittel für die außerordentlichen Bedürfnisse des christlichen Volkes zu sorgen. Er forderte die Cardinäle auf, ihm ihre gutachtlichen Aeußerungen darüber zugehen zu lassen. Nach dieser Eröffnung wurden die Verwaltungsbeamten wieder hereingerufen und die laufenden Geschäfte fortgesetzt. Nicht allein aber den in der Congregation versammelten Cardinälen, sondern allen Mitgliedern des Collegiums ging diese Aufforderung zu. Es liefen darüber nach und nach 21 Gutachten ein, die sich denn bei weitem in der Mehrzahl — nur zwei äußerten sich abweichend — dem Gedanken des Papstes anschlossen.

Die dabei vorwaltende Ueberzeugung war, daß der Widerstreit der herrschenden Meinungen gegen die Doctrinen des päpstlichen Stuhles und die bedrängte Lage der Kirche überhaupt die Anwendung des äußersten Heilmittels nothwendig mache, wofür der Gesichtspunkt ist, daß die Verurtheilung der obwaltenden Irrthümer durch den Papst allein noch nicht zum Ziele führen werde. Wie einst die lutherische Lehre durch die Päpste verurtheilt, diese Verurtheilung aber erst dann wirksam geworden sei, als das tridentinische Concilium sie adoptirt und bestätigt habe, so werde es auch jetzt nothwendig, den indessen emporgekommenen falschen Lehren ein gleiches Bollwerk entgegenzusetzen. Die Cardinäle erwähnen nochmals des Jansenismus; doch konnte dieser in seiner damaligen Unbedeutendheit den Gegenstand ihrer Sorge nicht ausmachen. Ihr Hauptaugenmerk bilden die philosophischen Doctrinen, die, seit einem Jahrhundert emporgekommen und durch die weltliche Gewalt unterstützt, in vollem Widerspruch mit der Kirchenlehre stehen: denn diese begründe sich auf die geoffenbarte Wahrheit, jene seien Ausgeburten des sich selbst überlassenen und sich überhebenden menschlichen Denkens. Wenn Pius IX seinen Begriff von dem göttlichen Rechte und der göttlichen Einwirkung so weit ausdehnte, daß er den Besitz des Kirchenstaates durch den päpstlichen Stuhl für geheiligt und unantastbar erklärte, war soeben auf den Grund der entgegengesetzten Doctrinen die Absicht gefaßt worden, diesen Besitz dem Papste zu entreißen. Allenthalben wurden die reli-

giösen, besonders die katholischen Meinungen von entgegengesetzten angegriffen; der gesammte Lehrkörper der Kirche, der Episcopat war von diesen Bestrebungen mitbetroffen.

Die beifälligen Gutachten der Cardinäle nahm Pius IX mit Wohlgefallen auf und setzte eine Commission nieder, um die zur Einberufung des Conciliums nothwendigen Vorarbeiten zu leiten. Ihre erste Sitzung hielt dieselbe im März 1865. Im November wurde die Absicht, ein Concil zu berufen, den Nuntien zu Paris, München, Wien, Madrid, Brüssel mitgetheilt; sie wurden ersucht, die Gelehrten anzugeben, die zur Vorbereitung der conciliaren Arbeiten nach Rom gezogen werden könnten. Die Absicht des Papstes war, daß die zur Deliberation bestimmten Materien noch vor der Publication der Berufung des Conciliums in der dirigirenden Congregation berathen werden sollten. In der Sitzung derselben im Mai 1866 stellte sich jedoch heraus, daß sie noch weit von ihrem Ziele entfernt sei. Wir finden dann ein langes Intervall der Berathung, während dessen die Lage der Welt durch große Ereignisse umgewandelt wurde, die auch den Papst nahe betrafen. Der Krieg zwischen Oestreich und Preußen war ausgefochten; die Schlacht von Sadowa hatte nicht allein über Deutschland, sondern auch über Italien entschieden; Venetien war an den König von Italien gekommen. Der aber erklärte, noch sei sein Programm nicht erfüllt; er wiederholte, was seine Minister schon seit lange ausgesprochen hatten, daß die Einheit von Italien die Einverleibung Roms nothwendig fordere.

Wenn man nun fragt, worauf sich dieser Intention zum Trotz das Bestehen des Kirchenstaates gründete, so war es allein der Septembervertrag, den die Franzosen zunächst mit Nachdruck aufrechterhielten. Im Dezember 1866 verließen sie die Hauptstadt. Aber noch ehe ein Jahr verging, sahen sie sich genöthigt, dahin zurückzukehren; denn der italienischen Regierung wurde es beinahe unmöglich, den nationalen Bewegungen zur Eroberung Roms zu widerstehen. Sie hatte die populäre Aggression der Garibaldianer nicht hervorgerufen; aber sie schien gewillt zu sein, sie für sich selbst zu benutzen und die Grenzen des Kirchenstaates zu überschreiten. Um dem zuvorzukommen, ließ der Kaiser der Franzosen Civita-Vecchia besetzen; durch die französischen Waffen wurden die Garibaldianer zurückgewiesen, und der Papst ward noch einmal in dem Besitz des Kirchenstaates erhalten. Eine Stütze jedoch, auf die man sich schwerlich verlassen konnte, wenn man die Rücksicht, die der Kaiser auf Italien

nehmen mußte, und die Wechselfälle, die seine Politik bestimmen konnten, erwog.

Noch einmal war in dieser Zeit die Bedeutung, welche der Besitz des Staates für die Kirche habe, zum lebendigen Ausdruck gekommen. Pius IX hatte die Bischöfe aus aller Welt aufs neue zahlreich eingeladen, um den 1800jährigen Jahrestag der Apostel Petrus und Paulus zu feiern. Für die Kirche erschien es nothwendig, daß dies in einem, keiner anderen Botmäßigkeit als der des obersten Pontifex unterworfenen Gebiete geschehe, oder wie es die Bischöfe aussprachen, daß die legitime Gewalt des Papstes aufrecht erhalten werde; dem Papst, sagen sie, müsse die Freiheit seiner Macht und die Macht seiner Freiheit bewahrt werden; er müsse die Mittel behalten, sein hohes für Alle nothwendiges Amt auszuüben; ihre Zusammenkunft selbst ziele dahin, seine von allen Seiten angegriffene, territoriale Autorität zu unterstützen und die Unentbehrlichkeit derselben für die Regierung der Kirche zu beweisen. Von allen Seiten gefährdet, nur gestärkt durch das Gemeingefühl der Bischöfe, hielt der Papst die Zeit für gekommen, in welcher er die Berufung eines allgemeinen Conciliums definitiv ankündigen müsse. Man würde ihn nicht verstehen, wenn man eben nur in der Rettung des weltlichen Fürstenthums den Zweck desselben sehen wollte. Allerdings war der Streit in seinem Kern eigentlich ein italienischer zwischen den Einheitsbestrebungen des neuen Königreiches und der unabhängigen Existenz eines kirchlichen Staates; aber er gewann dadurch einen universalen Charakter, daß das italienische Königthum die modernen Ideen in ihrer ganzen Schärfe faßte und annahm, das Papstthum dagegen die kirchlichen Lehren, die diesen entgegenstanden, in ihrem vollen Umfange zu erneuern und zu sanctioniren dachte. Wenn nun die Bischöfe schon in der besonderen Frage Partei für den Papst-König nahmen, so durfte man das noch mehr in der allgemeinen erwarten, die sie selbst auf das nächste anging. Es liegt etwas Großartiges darin, daß Pius IX in dem Augenblick, in welchem die weltliche Gewalt und der Andrang der feindseligen und unkirchlichen Meinungen ihm den Ueberrest seines Staates zu entreißen drohten, den Entschluß faßte, durch eine allgemeine Kirchenversammlung die Doctrinen aufs neue sanctioniren zu lassen, auf denen das Papstthum überhaupt und auch sein weltlicher Besitz von jeher beruhten, zumal da sie zugleich dem Zustande der weltlichen Gewalten, wie er jetzt geworden war, geradezu widerstrebten. Nicht dem Königreich Italien allein, noch auch der europäischen Politik,

welche die Sache des Kirchenstaates so gut wie aufgiebt, sondern dem System der modernen Ideen, welche die Staaten selbst umgestaltet haben, sollte von kirchlicher Seite eine starke Opposition entgegengesetzt werden. Die Souveränetät des Volkes, mit welcher die vornehmsten Wortführer des Papstthums einst sympathisirt hatten, erweckte jetzt den Gegensatz der Kirche, da der Fürst, dem sie sich entgegensetzte, die höchste geistliche Würde bekleidete. Wenn nun ein allgemeines Concilium berufen wurde, so war der Zweck desselben, von kirchlicher Seite die Doctrinen und die Interessen des Papstthums in Schutz zu nehmen und die entgegengesetzten, so verbreitet sie sein mochten, zu verurtheilen. Es war ein Act zugleich der Isolirung und der Feindseligkeit; die Lehre, auf welcher der moderne, von der Revolution mehr oder minder ergriffene Staat beruht, sollte erschüttert, diesem damit seine doctrinäre Grundlage, wenigstens in den Gemüthern der Gläubigen, entzogen werden. Niemand sollte von der Machtlosigkeit des römischen Stuhles sprechen. Seine Macht ist unermeßlich, inwiefern sie den Lehrkörper der Kirche, welche Hunderte von Millionen lebender und denkender Menschen umfaßt, für sich hat.

Charakteristisch sind die Erwägungen der vorbereitenden Congregation, die ihre Sitzungen am 28. Juli 1867 wiederaufnahm, in demselben Augenblick, als das italienische Parlament sich aufs neue für das Prinzip der Nonintervention erklärte, d. h. der Nichtunterstützung des Papstes von Seiten Frankreichs. Eine der ersten vorläufigen Fragen war, inwiefern nach dem alten Brauch die Fürsten zur Theilnahme an dem Concilium eingeladen werden sollten. So war es noch in dem tridentinischen Concilium geschehen; und man weiß, daß diese Kirchenversammlung ihren glücklichen Ausgang nur der Uebereinkunft eines früheren Pius, des Vierten in der Reihe, mit den angesehensten unter den weltlichen Fürsten, vor allen dem damaligen deutschen Kaiser und dem Könige von Spanien, zu verdanken hat. Auch jetzt war in der ersten Sitzung der dirigirenden Commission der Vorschlag dahin gegangen, daß die Fürsten zur Theilnahme am Concilium durch ihre Legaten einberufen werden sollten. Auf der Hand liegt jedoch, wieviel sich dagegen einwenden ließ; denn auch der König von Italien, mit welchem der Papst in directem und unversöhnlichem Gegensatz stand, hätte berufen werden müssen. Die Commission sprach sich darüber nicht aus; sie überließ die Sache dem Papste. Der mußte das nicht allein aus dem angegebenen Grunde verwerfen; sein Sinn ging überhaupt auf eine ausschließend kirchliche Versammlung; er wollte auf keine Weise die Meinung bekräftigen, als

stehe der Staat über der Kirche. Bei der definitiven Redaction der Einberufungsbulle wurde zwar die Gunst der Fürsten für die Zusammenkunft des Conciliums in Anspruch genommen, ihrer eigenen Theilnahme aber in Person oder durch Gesandte nicht gedacht.

Noch eine andere Abweichung von dem früheren Gebrauch stellte sich gleich bei der Abfassung der Convocationsbulle heraus. Paul III hatte die seine in dem Consistorium der Cardinäle vorlesen lassen; sie war von denselben gebilligt und unterschrieben worden. Pius dem IX schien es genug, daß die Bulle in jener, aus den vertrautesten Cardinälen zusammengesetzten Commission geprüft wurde. Dem gesammten Collegium wurde sie überhaupt nicht vorgelegt; die Cardinäle wurden nur über die Opportunität der anberaumten Zeit befragt und antworteten mit ihrem Placet.

Welches sollte nun aber das gegenseitige Verhältniß der zu berufenden Würdenträger der Kirche und des Papstes sein?

Nichts hatte bei der Wiedereröffnung des Conciliums in Trient unter Pius IV größeren Widerspruch veranlaßt, als der Anspruch, daß die Propositionen von den päpstlichen Legaten ausgehen sollten. Besonders die Bischöfe von Spanien hatten sich dagegen gesetzt und zwar anfänglich unter der Beistimmung des katholischen Königs, der eben durch die ihm ergebenen Bischöfe auf das Concilium Einfluß ausübte. Ein ähnlicher Erfolg wie damals, hätte sich auch jetzt erwarten lassen, wenngleich lange nicht in derselben Ausdehnung. Unter allen Umständen sollte das vermieden werden.

Indem der Papst das Concilium berief, blieb er doch bei seinem Begriff von dem Primat, der jede freie Berathung ausschloß, stehen. In der vorläufigen Erörterung der dirigirenden Commission war dieser Gesichtspunkt auf das stärkste hervorgehoben. Aus dem Begriff des durch göttliche Institution dem römischen Stuhle verliehenen Primates folgerte man, daß das Recht der Proposition nur dem Papste zustehen könne. Als das sichtbare Haupt des mystischen Körpers der Kirche sei der Nachfolger des heiligen Petrus mit der oberhirtlichen Sorge für die gesammte christliche Heerde betraut. Wenn er nun in den Zeiten der Gefahr, besonders der Verbreitung gefährlicher Irrthümer, die Bischöfe um seinen Stuhl versammele, so kündige er ihnen den Zweck an, welchen er im Auge habe, und zwar durch Proposition der zu verhandelnden Gegenstände.

Ganz und gar wird den Bischöfen das Recht der Proposition nicht verweigert; aber sie sollen ihre Vorschläge zuerst dem Papst oder vielmehr der zu diesem Zwecke eingerichteten Congregation mittheilen.

Die Einwendung, daß dann vielleicht auch gute Vorschläge unberücksichtigt bleiben dürften, wird durch die Betrachtung zurückgewiesen, daß ein Jeder sich damit, seine Pflicht gethan zu haben, begnügen und übrigens der göttlichen Vorsehung vertrauen müsse.

Congregationen zur Prüfung der eingehenden Vorschläge hatte es früher auch bei den lateranensischen Concilien gegeben; aber man hatte dieselben durch Wahl aus der Versammlung hervorgehen lassen: diesmal nahm der Papst die Ernennung der Mitglieder in seine eigne Hand, kraft der schweren ihm obliegenden Pflicht, die Berathungen des Conciliums zu leiten.

Man sieht, wie der Papst die Idee des Conciliums verstand. Er wollte dabei keine weltliche Einwirkung, weder durch die Fürsten selbst, noch durch ihre Gesandten. Er abstrahirte sogar von dem Einfluß der römischen Curie, wie sie in den Cardinälen constituirt war. Denn irgend eine selbständige Meinung hervorzurufen, lag ihm fern. Und wenn er die Bischöfe berief, so wollte er doch auch denen keinerlei Selbständigkeit gestatten. Er hielt ihnen gegenüber an seinem Begriff von dem Primat, dem obersten Hirtenamt, fest. Er forderte nicht sowohl ihren Rath, als ihre Beistimmung. Es war das Kirchenregiment der Päpste, welches er in dieser berathenden Form gleichwohl festzuhalten und zur Geltung zu bringen gedachte.

Der Peter- und Paulstag des Jahres 1868 wurde dadurch gefeiert, daß die Einberufung eines allgemeinen Conciliums auf einen anderen festlichen Tag, den Pius IX besonders hochhielt, das Fest der unbefleckten Empfängniß, 8. December 1869, definitiv angekündigt wurde. Der Wortlaut athmet eben den Geist, der sich in den vorhergegangenen Berathungen manifestirt hatte. Der Gedanke des Papstthums trat darin, anknüpfend an die obersten Mysterien des Glaubens, mit absoluter Autonomie hervor, isolirt, aber nach allen Seiten hin vorbereitet und wohlerwogen.

Sollte ihm nun aber zur Entwickelung desselben freier Raum gelassen, sollte ihm gestattet werden, indem er in seiner weltlichen Herrschaft zu Grunde zu gehen Gefahr lief, die umfassendsten Ansprüche auf dem kirchlichen Gebiete zu voller Geltung zu bringen?

Gleich bei dem Publicationserlaß ist es aufgefallen, daß die weltlichen Gewalten gegen den früheren Gebrauch von dem Concilium ausgeschlossen waren. In Frankreich hat man sofort überlegt, ob nicht auch sie Theilnahme an den conciliaren Verhandlungen fordern sollten. Darin aber lag der aus der Revolution hervorgegangene Vortheil des Papstthums, daß dies nicht wohl geschehen

konnte; denn die Staatsgewalten hatten verfassungsmäßig ihren confessionellen Charakter aufgegeben: das Princip, zu dem sie sich bekannten, war das der religiösen Indifferenz. Die Revolutionen waren großentheils aus dem Gegensatz gegen die intime Verbindung zwischen Kirche und Staat hervorgegangen und hatten diese aufgelöst. Es hat eine Epoche gegeben, in welcher Päpste und Kaiser über das Recht, ein Concilium zu berufen, stritten. Aber in jenen Zeiten waren Kirche und Staat gewissermaßen identisch, die Kaiser zuweilen noch kirchlicher, als der Papst; jetzt war die weltliche Gewalt, indem sie säcularisirte, gewissermaßen selbst säcularisirt worden; sie erschien in mehreren großen Mächten, die einander meist feindselig gegenüberstanden. Welche Form ließ sich finden, um den Staat als solchen an dem Concilium zu repräsentiren? Die Absicht ist einen Augenblick gehegt, aber gleich darauf wieder aufgegeben worden; doch meinte man darum noch nicht, die angekündigte Kirchenversammlung dem Einwirken und dem Gutdünken des Papstes allein zu überlassen.

Im Schooße des clericalen Gemeinwesens regte sich Opposition. Von den alten Concilien waren besonders die in lebendigem Gedächtniß geblieben, welche im Gefühl ihrer Selbständigkeit, zuweilen selbst im schärfsten Gegensatz dem Papstthum zur Seite getreten waren. Nicht einen ähnlichen Gegensatz, aber eine Deliberation über alle obschwebenden Fragen in freiester Erörterung erwartete man von der neuen conciliaren Versammlung. In Deutschland glaubte man die Herstellung einer harmonischen Bewegung der beiden Gewalten, unter denen sich das Leben des Menschen vollzieht, des Staates und der Kirche, erwarten zu dürfen. Man verlangte Bestimmungen über das Verhältniß des Klerus und der Gläubigen überhaupt zur allgemeinen Bildung und zur Wissenschaft, Theilnahme der Laien an der kirchlichen Institution. Man brachte eine durch das allgemeine Concilium einzuleitende Wiederbelebung der durch Jahrhunderte erprobten National-, Provinzial- und Diöcesan-Synoden in Erinnerung. Die hohe Geistlichkeit war selbst großentheils dieser Meinung. In Frankreich forderte man eine genauere Feststellung des Verhältnisses zwischen dem Papste und dem Bischof, dem Bischof und dem Pfarrer, eine bessere Zusammensetzung des Cardinalcollegiums und der römischen Congregationen, die aus Delegirten der verschiedenen Nationen gebildet werden sollten.

Wie so ganz einander entgegengesetzt waren die Absichten des Papstes, der nur auf eine neue Begründung und Befestigung der höchsten Gewalt in dem althergebrachten Sinne dachte, und die einer Anzahl von

Bischöfen sowie der geistlich angeregten Laienwelt, welche eine Umbildung der geistlichen Gewalt in einem dem Jahrhundert entsprechenden Sinne in Aussicht nahm! Der Papst dachte die Gewalt seiner Vorfahren zu verstärken und zu centralisiren: eine nicht geringe Zahl von Bischöfen war mehr auf Decentralisation bedacht; sie wünschten eine Erneuerung des eigenthümlichen kirchlichen Lebens in den verschiedenen Provinzen und Staaten. Von einer Differenz in Sachen des Glaubens war nicht die Rede. Die Absicht des Papstes war, die zu allgemeiner Geltung gelangten populären Grundsätze nicht allein auszuschließen, sondern zu bekämpfen. Unter den Bischöfen neigten sich viele zu einer Abkunft mit den modernen Doctrinen; in dem Concilium sahen sie eine erwünschte Gelegenheit, ihren Tendenzen Eingang zu verschaffen.

Am 8. Dec. 1869 wurde das Concilium in der Basilika des heiligen Petrus eröffnet. Die Versammlung zählte 764 Mitglieder aus allen Theilen der Welt, mehr als ein Drittheil jedoch Italiener. In dem Verzeichniß erscheinen sie als eine einzige große Genossenschaft, geordnet nach dem kirchlichen Range, den sie einnahmen, und in jeder Klasse nach der Zeit ihrer Ernennung.

Eine Versammlung, die wohl den Titel einer ökumenischen verdient. Sie erinnert an das Concil, welches sich einst (im Jahre 1215) aus Orient und Occident um Papst Innocenz III versammelt hatte; aber sie war unendlich umfassender, als diese, da das ferne Asien und Africa sowie eine neue Welt jenseit des Oceans ihre Prälaten herbeigeschickt hatten. Ein ganz anderer Unterschied freilich stellte sich heraus, wenn man das damalige Rom mit dem jetzigen verglich. Unter Innocenz III war das Papstthum in der Entwicklung seiner Weltherrschaft begriffen; in großer Zahl waren die weltlichen Herrscher erschienen, eifersüchtig darauf, als lebendige Mitglieder der katholischen Kirche betrachtet zu werden; jetzt fehlten diese, oder vielmehr sie waren absichtlich entfernt gehalten worden. Die versammelten Bischöfe konnten Zeugniß davon geben, wie sehr der antikirchliche Geist in ihren Diöcesen um sich gegriffen habe. Wenn unter ihnen, wie gesagt, viele der Meinung waren, daß das kirchliche Princip nur dann zu retten sei, wenn man mit dem Geiste der Zeit gleichsam einen Pact schließe, der, ohne mit demselben zu brechen, ihm doch auch nicht die Herrschaft einräume, so zeigte sich bei den Wahlen zu den conciliaren Deputationen, zu denen man unverzüglich schritt, wie schwer es ihnen werden würde, ihre Intentionen auch nur zum Ausdruck zu bringen. Um den Papst und dessen Congre-

gationen gruppirte sich eine überlegene Majorität von 550 Stimmen, und diese hielt so gut zusammen, daß die Vorgeschlagenen der Minderheit, die um mehr als die Hälfte schwächer war, so gut wie keine Berücksichtigung fanden.

Dennoch regte sich bei der ersten Vorlage, welche auf eine Dogmatisirung des Syllabus hinzielte, eine starke und lebhafte Opposition. Die Aeußerungen waren so energisch und machten so vielen Eindruck, daß es nicht rathsam erschien, in dieser Form weiter vorzugehen. Wir gedachten der Einschränkungen, welche die Geschäftsordnung der Versammlung in Bezug auf die Propositionen auferlegte. Aber eine Freiheit der Debatte, wie sie jetzt versucht wurde, stand mit der Vorstellung des Papstes von der Prärogative des Primates ebenfalls in Widerspruch. Pius IX hielt es für geboten, derselben Einhalt zu thun.

Durch einen Zusatz zur Geschäftsordnung wurde festgestellt, daß alle Einwendungen gegen ein vorgelegtes Schema schriftlich vorgebracht werden sollten, begleitet von einem Entwurf zur Verbesserung; die Commissionen sollten die Bemerkungen prüfen und alsdann dem Concilium darüber Bericht erstatten. Erst nachdem diese Art von Vorentscheidung erfolgt sei, werde eine Debatte stattfinden, die von dem Präsidenten unterbrochen und auf den Antrag von zehn Mitgliedern durch die Mehrheit geschlossen werden dürfe.

Was man auch sagen mag, unleugbar ist es doch, daß hierdurch jede gründliche und wirksame Erörterung verhindert werden mußte. Dem Concilium wird die Rolle, zu der es ursprünglich bestimmt war, noch genauer vorgeschrieben. Es erscheint mehr wie ein Kirchenrath von größtem Umfang, als wie eine Versammlung in dem Styl der alten Concilien. Für freie Rede und Widerrede war ihm kein Raum gelassen.

In diesem Stadium war es, daß die große Frage, welche bereits alle Geister beschäftigte, über die Unfehlbarkeit des Papstes, ernstlich zur Sprache kam. Ursprünglich ist man dabei von der Beziehung dieser Doctrin zu den gallicanischen Sätzen ausgegangen. Denn wie hätten nicht bei der Berufung eines Conciliums die alten Fragen von der Superiorität der Concilien über den Papst und von dem Verhältniß der conciliaren zur päpstlichen Gewalt überhaupt in Erinnerung kommen sollen? Alle legale Opposition innerhalb der katholischen Kirche beruhte eigentlich auf diesem Gegensatz. Der Unterschied der katholischen und der protestantischen Auffassung liegt vor Allem darin, daß diese nicht allein die päpstliche, sondern auch die con-

ciliare Autorität verwarf, jene die eine und die andere festhielt; doch war der Widerstreit zwischen beiden in der katholischen Welt niemals geschlichtet worden. Der Fürst, der in den neueren Jahrhunderten der alten Kirche vielleicht die größten Dienste leistete, Ludwig XIV, hat auf der Höhe seiner Macht die alten Ansprüche der Concilien aufs neue proclamirt. Ein Concilium mit diesen Ansprüchen aber hätte Pius IX nimmermehr um sich versammelt: er hielt an der Superiorität der päpstlichen Gewalt fest, die, alsdann alles Widerspruchs entledigt, nothwendig zur Infallibilität wurde. Das vatikanische Concilium, welches er berief, weit entfernt von den Machtansprüchen der alten Concilien, sollte vielmehr dazu dienen, denselben auf immer ein Ende zu machen; ein conciliarer Ausspruch sollte die Infallibilität des römischen Stuhles definiren, so daß dagegen keine Opposition der Landeskirchen besorgt zu werden brauchte. In den vorläufigen Commissionen war dieses Punktes erwähnt worden, jedoch ohne ein überwiegendes Gewicht darauf zu legen. Aus authentischen Mittheilungen ergiebt sich nicht, daß der Papst, wie man behauptet hat, das Concil eben um dieser Declaration willen berufen habe; aber daß sie ihm vorschwebte, ist bei der Haltung, die er überhaupt nahm, unzweifelhaft Der Anspruch auf Unfehlbarkeit machte nun aber um so größeren Eindruck, da man ihn ohne unmittelbare Beziehung auf jene gallicanischen Satzungen nur unter dem Gesichtspunkt der Inerrabilität des römischen Papstes in Bezug auf Moral und Dogmatik betrachtete.

Einen Augenblick war der Gedanke gewesen, die Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit durch Acclamation zu bewirken; die Stimmung der Versammlung machte es unmöglich. Aber aus der Majorität ging eine Adresse an das Concil selbst hervor, in der es zu der Erklärung aufgefordert wurde, daß die päpstliche Autorität von allem Irrthum frei sei.

Die Adresse ging von italienischen und spanischen Bischöfen aus, deren geistliche Schulen noch an den Ueberlieferungen der mittleren Jahrhunderte festhielten. Dem aber setzten sich vor allen die deutschen Bischöfe, deren Bildung eine ganz andere Grundlage hatte, entgegen. Sie behaupteten einerseits, daß das Concil ohne den Papst nicht als eine Repräsentation der Kirche betrachtet werden könne, andererseits aber, daß die Entscheidung in Glaubenssachen von der apostolischen Tradition und der Uebereinstimmung der Kirche abhänge. Sie warnen davor, die Infallibilität des Papstes als Dogma aufzustellen: denn das würde in ihren Diöcesen den Re-

gierungen zum Anlaß oder Vorwand dienen, die Rechte der Kirche noch mehr einzuschränken

Dieser Adresse schlossen sich auch die französischen Bischöfe an. Sie wiederholten dieselbe größtentheils wörtlich; nur einige wenige Zeilen ließen sie weg, in welchen die deutschen eine unabhängige Autorität des römischen Stuhles in den ältesten vorconciliaren Zeiten anerkannt hatten; sie vermieden alles, was den gallicanischen Satzungen direct entgegengelaufen wäre. Unabhängig hievon, machten die orientalischen Bischöfe den Papst auf die Schwierigkeiten und Gefahren aufmerksam, in welche sie durch Annahme des vorgeschlagenen Decrets gerathen würden. In England war den Katholiken bei ihrer Emancipation Verzichtleistung auf diese Doctrin ausdrücklich zur Bedingung gemacht worden. Jetzt lief von den dem Katholicismus nahe stehenden Puseyten die warnende Erinnerung ein, daß durch eine solche Satzung die Vereinigung der Anglikaner mit der römischen Kirche auf immer verhindert werde.

Rief aber der Entwurf der Infallibilitätserklärung in dem Schooße des Clerus selbst so gewichtige Erinnerungen hervor, wie vielmehr mußte sie den Widerspruch derer erwecken, welche die conciliaren Vorgänge von außen her beobachteten! Schon war das Schema über die kirchliche Autorität, welches dem Concilium vorgelegt werden sollte, durch Zufall oder Absicht in die Oeffentlichkeit gedrungen; es war sehr geeignet, den Gegensatz der weltlichen Regierungen gegen die Ansprüche der Hierarchie in den allgemeinen Landesangelegenheiten in Anregung zu bringen. Die französische Regierung, welche den gallicanischen Traditionen noch nicht abgesagt hatte, nahm in der zweiten Hälfte des Februars davon Veranlassung, Einspruch gegen die hierarchischen Tendenzen des Conciliums überhaupt zu erheben. Zunächst war in dem gedachten Schema nur von der Infallibilität der Kirche die Rede, welche sich nicht nur auf die Glaubenslehren selbst erstrecke, sondern auch auf die Mittel, um den Besitz derselben zu behaupten; nicht allein auf die Offenbarung, sondern auch auf alles, was zur Erklärung und Vertheidigung derselben nöthig erachtet würde. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich bemerkte: damit werde die Superiorität der geistlichen Gewalt über die weltliche überall, wo sie einander berühren, ausgesprochen. Die Macht der Kirche erscheine darin absolut, in Bezug auf Legislative und Gericht unabhängig von der weltlichen Gewalt. Die Autorität der Kirche würde sich also über die constitutiven Principien der Gesellschaft, die Rechte und Pflichten der Regierungen wie der Regierten, das Wahlrecht, die Familien selbst erstrecken. Würde

nun die Unfehlbarkeit der Kirche, wie man es beabsichtige, auf den Papst übertragen, so würde alle und jede Autorität von ihm abhängig werden. Wie könne man erwarten, daß die Fürsten ihre Souveränetät vor den Attributen des römischen Stuhles, die man ohne ihre Theilnahme festgestellt habe, beugen würden? Der Minister forderte eine vorläufige Mittheilung der zu erörternden Fragen und sogar die Admission eines französischen Bevollmächtigten bei dem Concilium.

Die Intention hiebei war sehr umfassend; sie ging auf eine Ausgleichung zwischen den streng kirchlichen Doctrinen und dem aus den Bewegungen des Jahrhunderts hervorgegangenen constitutionellen System, eine Ausgleichung zwischen der obersten Autorität der Kirche und den Bedürfnissen der verschiedenen Länder. In der französischen Presse, besonders den Zeitschriften, welche mit der Regierung im Zusammenhang standen, nahm man analoge Demonstrationen wahr, die selbst noch um vieles weiter gingen. Man behauptete, das Concilium sei nicht mehr frei: eine Minorität, die aber eigentlich Majorität sei, wenn man den Umfang der bischöflichen Diöcesen in Anschlag bringe, werde von einer Majorität tyrannisirt, welche unter diesem Gesichtspunkt doch nur als Minorität betrachtet werden könne und sich den ultramontanen Führern blindlings hingebe. Aber der Begriff einer conciliaren Versammlung bringe es mit sich, daß sie in ihren Verhandlungen unabhängig sei; die Convocation durch den Papst sei ihr nothwendig; aber die Gegenstände der Berathungen müsse sie selbst wählen, sowie die Form der Discussion. Das Concilium sollte nur eine Vermittelung zwischen den kirchlichen Doctrinen und den Erfordernissen des Staatslebens suchen und beide in Einklang bringen; es sollte den Syllabus, zu dessen Bekräftigung der Papst das Concilium berufen hatte, vielmehr zurückweisen und für ungültig erklären. Man sprach davon, daß man von einem unfreien Concilium an ein freies, wahrhaftes, vom heiligen Geiste geleitetes appelliren und das gegenwärtige prorogiren müsse. Aber es bestand einmal. Niemand hatte Einspruch gegen seine Berufung erhoben; es bewegte sich auf der vorgezeichneten Linie zu dem vorbestimmten Zweck. In den Einwendungen, welche sich jetzt erhoben, sahen die eifrigen Anhänger des Papstes nur einen Anlauf der Ideen von 1789, von denen alle Zerstörung ausgegangen sei, und denen man eben entgegentreten müsse. Setze man den Fall, daß Gesandte bei dem Concilium beglaubigt würden, um die Ideen der einen und der anderen Regierung zur Geltung zu bringen, so würden diese schon an sich bei der Mehr-

heit der Versammlung keinen Eindruck machen; das Concilium sei nicht allein ein europäisches, sondern ein ökumenisches. Wie könne man den aus allen Theilen der Welt zusammengekommenen Prälaten zumuthen, Vorschläge anzunehmen, welche etwa den momentanen Intentionen eines französischen oder eines östreichischen Ministeriums entsprächen? Eben dahin ging die Absicht, den kirchlichen Ideen an und für sich wieder Raum zu machen. Alle die Einwendungen und Demonstrationen, welche man machte, alle die Beschwerden, welche man erhob, hatten doch nur den entgegengesetzten Erfolg.

In den ersten Tagen des März 1870 verordnete der Papst, daß dem Schema über die Kirche ein Abschnitt über die Infallibilität des römischen Pontifex eingefügt werde. In diesem Schema wird der Primat der römischen Kirche nochmals auf das nachdrücklichste ausgesprochen, in dem Sinne, daß der Papst der wahre Stellvertreter Christi, Oberhaupt der gesammten Kirche, aller Christen Vater, Lehrer und oberster Richter sei. Ausdrücklich wird die Ansicht verpönt, daß von dem Papste an ein Concilium appellirt werde, und daß diesem eine Superiorität über den Papst zukomme! In dem folgenden Paragraphen wird die Nothwendigkeit eines besonderen weltlichen Fürstenthums für den römischen Papst damit begründet, daß er, um sein göttliches Amt mit voller Freiheit ausüben zu können, keinem Fürsten unterworfen sein dürfe. Es ist jene Schlußfolgerung, welche die ausgedehnteste kirchliche Gewalt mit dem Besitz eines weltlichen Dominiums verbindet, in der Pius IX überhaupt lebte. Zur Erhärtung derselben hätte es nun an sich einer besonderen Erklärung der Infallibilität, die ja in dem Begriffe des Primates lag, wie er ihn faßte, nicht bedurft; allein die mannichfaltigen abweichenden Aeußerungen, welche im Schooße des Conciliums selbst laut geworden waren und welche außerhalb desselben, wie wir eben sahen, in den Regierungen lebendigen Anklang fanden, ließen eine solche doch sehr erwünscht erscheinen. Die neue Einschaltung setzte nun fest, daß der römische Bischof, der, wie die Wahrheit des Glaubens zu behaupten, so auch die Streitigkeiten über denselben zu entscheiden habe, nicht irren könne, wenn er bestimme, was in Sachen des Glaubens und der Moral von der gesammten Kirche anzunehmen sei; dies soll fortan als Glaubenssatz angesehen werden. Indeß machte die römische Regierung den Versuch, die Einwendungen des französischen Ministers zu widerlegen und seine Besorgnisse zu beseitigen; sie versichert, daß in den Vorlagen nichts enthalten sei, wodurch die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt angefochten werde; die kirchliche Autorität mache nur eben Anspruch

auf die Behauptung der kirchlichen Gesichtspunkte, die sich nicht allein auf das Diesseit, sondern auch auf das Jenseit beziehen; sie fordere keine unmittelbare Einwirkung. Kein Staat könne bestehen ohne ein moralisches Princip seiner Institutionen; hierauf allein richte die Kirche ihre Aufmerksamkeit. Der Zweck der neuen Vorlagen sei nur, der modernen Welt dasjenige in Erinnerung zu bringen, was gerecht sei, um dadurch Frieden und Wohlfahrt herbeizuführen. Die Infallibilität des Papstes sei so alt wie die Kirche selbst. Weit entfernt, die Bischöfe zu beeinträchtigen, könne sie dazu beitragen, ihr Ansehen zu befestigen, nicht allein aber das der Bischöfe, sondern auch das der Regierungen; denn von dem Einverständniß der beiden Gewalten hänge auch die Ruhe der Staaten ab. Der Staatssecretär hütet sich wohl, auf den radicalen Gegensatz der Doctrinen der Kirche und der Principien, auf denen der moderne Staat beruht, einzugehen; er besteht nur auf einer Art moralischer Aufsicht der Kirche, welche ein katholischer Regent nicht wohl leugnen konnte.

Der französische Minister beruhigte sich jedoch nicht hiebei; er stellte vielmehr seine Ansichten in einem Memorandum zusammen, welches der Papst dem Concilium mitzutheilen gebeten werden sollte. Der Papst nahm das Schriftstück an; die Mittheilung desselben an das Concilium lehnte er mit aller Bestimmtheit ab.

Eine politisch-kirchliche Frage von größter Wichtigkeit war es nun, ob die französische Regierung auf ihrem Widerspruch beharren werde oder nicht. Denn auch bei den anderen Regierungen waren die Gefahren zur Sprache gekommen, welche die theokratischen Entscheidungen des Conciliums für sie herbeiführen würden. Man hat von einer Gesandten-Conferenz dem Concilium zur Seite geredet, um sich den Uebergriffen der kirchlichen Autorität zu widersetzen. Und auf eine Wirkung hievon ließ sich rechnen, solange sich im Schooße der Versammlung die Opposition noch mit einigem Nachdruck regte. Diese hob die Nothwendigkeit der freien Berathung hervor, die zu dem Begriff eines Conciliums gehöre; das eingeschlagene Verfahren überhaupt, und vor Allem die neu eingeführte Geschäftsordnung laufe der kirchlichen Freiheit zuwider. Die in allen Concilien von dem nicänischen bis zu dem tridentinischen festgestellte Regel sei, daß die Entscheidung über Glaubenslehren nicht von der Mehrheit, sondern von einer moralischen Unanimität der Versammlung abhänge. In der Specialdebatte über das Proömium des Schema's de fide, welches zunächst erörtert wurde, erregte der Bischof von Syrmien und Bosnien schon

dadurch nicht geringen Anstoß, daß er Angriffe auf den Protestantismus, die in demselben vorkamen, zurückwies, noch größeren aber, als er die Geschäftsordnung in jenem entscheidenden Punkte angriff: denn nicht durch numerische Majorität, sondern durch moralische Einhelligkeit könne ein Concilium entscheiden und Satzungen abfassen, welche für Diesseits und Jenseits verbindlich sein sollen. Durch das jetzige Verfahren werde man veranlassen, daß diesem Concilium Freiheit und Wahrheit abgesprochen werde. Diese Aeußerungen riefen in der Versammlung eine tumultuarische Bewegung hervor, welche den Bischof an der Fortsetzung seiner Rede hinderte; das Präsidium schritt nicht ein. Den Tag darauf beklagte sich der Bischof über die Behandlung, die er erfahren habe, und forderte um so stärker eine definitive Erklärung über die aufgeworfene Frage: er werde sonst nicht wissen, ob er in dem Concilium bleiben dürfe, in welchem die Freiheit der Bischöfe so ganz hintangesetzt werde. Diese Protestation wurde von einer erheblichen Anzahl anderer Bischöfe gutgeheißen, so daß zwischen einem Theil der Bischöfe und den opponirenden Regierungen eine gewisse Gemeinschaft der Interessen und Ideen hervortrat, welche weiter führen zu sollen schien. Denn wie vor Alters, so mußte auch jetzt den Regierungen daran liegen, den Bischöfen, mit welchen sie in täglicher Verbindung standen, eine gewisse Unabhängigkeit von der römischen Curie zu vindiciren. Die unbedingte Autorität des Papstes war beiden widerwärtig. Wollte man die Frage von historischem Standpunkte aus würdigen, so mußte man sich erinnern, daß ein Zustand, wie er seit viertehalbhundert Jahren in Deutschland bestanden hat, und auf dem die ganze Entwickelung der deutschen Nation beruht, bei einer so vollkommenen Abhängigkeit des Bisthums von dem Papstthum, wie sie jetzt angestrebt wurde, unmöglich gewesen wäre. Denn die Päpste haben den religiösen Frieden niemals anerkannt und konnten ihn nicht wohl anerkennen. Aber die Bischöfe des Reiches, die deutsche Hierarchie hatten ihn anerkannt, selbst im Gegensatz mit dem Papstthum. Der Religionsfriede hat immer als zu Recht bestehend gegolten, und ernstlich haben auch die Päpste gegen denselben nicht vorzuschreiten gewagt. Der hohen Geistlichkeit in Deutschland ist dabei eine historisch unschätzbare, für die Nation überaus heilsame Stellung zugefallen. Wenn dies Verhältniß durch die Auflösung der hierarchischen Corporation geendet worden war, so lag doch keine Satzung vor, welche die geistliche Autorität im Reiche der päpstlichen unterworfen hätte. Dem alten Herkommen hätte es entsprochen, wenn dem Wechsel

der Zeiten gemäß ein Verhältniß hergestellt worden wäre, das den Regierungen und den Landesbischöfen in dringenden Fällen zu einer autonomen Vereinigung Raum ließe. Zu jedem Erfolge auf dieser Bahn aber hätte gehört, daß die Regierungen entschlossen zusammengehalten und die Bischöfe ihre Stellung standhaft behauptet hätten. Die französische Regierung hatte selbst ein Zwangsmittel in den Händen: ihre Truppen hielten Civita Vecchia besetzt; man hat gesagt, nur unter dem Schutze derselben könne das Concilium tagen. Durch dies Verhältniß wurden die politischen Bewegungen der Zeit in die conciliare Frage verflochten. Daß es zwischen den Gesandten der Mächte, auf die das Meiste ankam, Preußen, Oestreich und Frankreich, zu einem Verständniß und zu einer gemeinsamen Action kommen würde, war im Frühjahr 1870 nicht wahrscheinlich. Die populare und militärische Agitation der französischen Nation, welche das in dem letzten Kriege erfochtene Uebergewicht von Preußen über Oestreich unerträglich fand, ließ den Ausbruch eines neuen europäischen Kampfes, in welchen möglicherweise auch Oestreich verwickelt werden könnte, befürchten. Die Lage der französischen Regierung war nicht dazu angethan, sich die eine oder die andere der in Italien mit einander streitenden Parteien zu entfremden.

Man hat versichert, in dem französischen Ministerium sei in diesem Moment der Antrag gemacht worden, den Papst durch Hinwegziehen der Truppen aus Civita Vecchia zu einem ernstlicheren Eingehen auf die ihm gemachten Vorschläge zu nöthigen: denn man dürfe eine Deliberation nicht fortgehen lassen, durch welche die bürgerliche und politische Verfassung von Frankreich verurtheilt werden würde; auch aus allgemein kirchlichem Gesichtspunkt müsse man Alles thun, die Kirche von dem Wege zurückzuhalten, der sie mit den modernen Ideen auf immer entzweie. Aber in den Tuilerien walteten die eben erwähnten Erwägungen vor. Für Ludwig XIV war der Gallicanismus ein Mittel seiner damaligen Politik gewesen; Napoleon III bedurfte der Hingebung der dem Papst ergebenen Geistlichkeit und des Papstes selbst. Und überdies, nicht zum Schutze des Conciliums waren die französischen Truppen nach Civita Vecchia geschickt, sondern zum Schutz des Kirchenstaates gegen italienische Invasionen. Man konnte nicht gemeint sein, den Kirchenstaat um einer conciliaren Frage willen preiszugeben. Da nun auch die anderen Regierungen keinen ernstlichen Einspruch thaten — denn sie meinten immer stark genug zu sein, um sich der Ausführung unannehmbarer Beschlüsse nachträglich zu widersetzen —, so behielt Pius IX nach dieser

Seite hin vollkommen freie Hand. Sein Gedanke, die weltlichen Gewalten von aller Theilnahme an den geistlichen Berathungen auszuschließen, ward von diesen selbst factisch angenommen: die europäischen Verhältnisse konnten nicht günstiger für den Papst liegen. Und auch die Opposition innerhalb des Conciliums zeigte sich von Tag zu Tage schwächer.

Nachdem bei dem erwähnten Proömium und den darauf folgenden Artikeln de fide auf die von der Minorität gemachten Ausstellungen Rücksicht genommen war, gingen sie ohne vielen Widerstand durch. Die neue Geschäftsordnung wurde dadurch wesentlich anerkannt.

Nach dieser Erfahrung über die Stimmung des Conciliums wurde der Papst aufgefordert, zur Vorlage über die Unfehlbarkeit zu schreiten. Ursprünglich war dieselbe, wie berührt, zur Insertion in das Schema über die Kirche bestimmt gewesen. Die Berathungen über dieses Schema würden aber länger, als man wünschte, aufgehalten haben. Man zog es vor, die Frage über die Infallibilität abgesondert vorzulegen. Am 10. Mai ließ Pius IX den Entwurf einer Constitutio vertheilen, die unter allgemeinem Titel doch hauptsächlich den Lehrsatz über die päpstliche Infallibilität enthielt. Man wiederholt darin die Verdammung der Lehre von der Superiorität des Conciliums über den Papst sowie der Appellation von der päpstlichen Gewalt an eine conciliare. Mit besonderem Nachdruck spricht man aus, daß die Beschlüsse des römischen Stuhles der Bestätigung der weltlichen Gewalt nicht bedürfen, um giltig zu sein. Den größten Werth legt man auf die Grundsätze, welche einst in den Controversen der lateinischen und der griechischen Kirche zur Geltung gebracht worden waren. Es erregt doch ein gewisses Erstaunen, daß in diesem Act aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Worte wiederholt werden, die mehr als 13 Jahrhunderte zuvor ein Patriarch von Constantinopel dem römischen Papste nach dessen Forderung geschrieben hat. Es sind Worte, welche die solennste Anerkennung der Vorzüge des römischen Stuhles und seiner Infallibilität enthalten, die es geben kann.

Die von anderer Seite her in Abrede gestellte Bedeutung der Beschlüsse des zweiten lugdunensischen Conciliums und des florentinischen wird hier als eine unbezweifelte behauptet; den Umfang der päpstlichen Infallibilität dehnt man eher aus und erschöpft ihn, als daß man zurückgewichen wäre.

Alles bildet eine einzige Kette von Anforderungen und An-

sprüchen, die man nun zu einer allgemeinen Anerkennung zu bringen hoffte, wie sie ihnen noch nie zu Theil geworden war.

Die Generaldebatte begann am 14. Mai.

Noch einmal traten die Einwendungen auf, die von der Stimmung der verschiedenen Nationen und der Rückwirkung, welche das Decret machen werde, hergenommen sind. Man sagte, in der Schweiz würde es zu Gunsten der Radicalen wirken; von den Protestanten in England werde es selbst gewünscht; die Katholiken in Irland seien keineswegs dafür. Man verbarg sich nicht, daß die deutsche Wissenschaft damit im Widerspruch stehe. Die Amerikaner gaben zu bedenken, daß nur die freieste Kirche in den Vereinigten Staaten auf Fortschritte zählen dürfe; man halte dort dafür, wie die Könige um der Völker willen, sei der Papst um der Kirche willen da, um ihr zu nützen, nicht um sie zu beherrschen. Der Bischof von Syrmien bemerkte, daß den 8 Millionen katholischer Croaten dadurch das Zusammenleben mit ihren andersgläubigen Landsleuten sehr erschwert und jene selbst vielmehr in ihrem Glauben erschüttert werden würden. Der Erzbischof von Prag ließ verlauten, bei den Böhmen werde das Decret die Folge haben, daß sie zuerst Schismatiker und dann Protestanten würden. Die umfassendste Ansicht stellte Darboy, Erzbischof von Paris, auf. Er führte aus, daß die Erklärung der Infallibilität weder das orientalische Christenthum wieder beleben, noch die Bekehrung der Heiden befördern, noch auch die Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen beitragen werde; und die Hauptsache: in dem Inneren der katholischen Staaten werde es nachtheilig wirken. Ueberall trage Legislation und Staatsverwaltung einen durchaus weltlichen Charakter; selbst die Familie sei durch das Ehegesetz von demselben ergriffen; denen, welche die Last alter Satzungen von sich abzuschütteln wünschen, denke man nun ein neues Dogma aufzulegen, und zwar durch eine Versammlung, deren Freiheit von Vielen in Abrede gestellt werde. Aber die Welt wolle nun einmal die Wahrheit sich nicht als Gebot aufdringen lassen; der Syllabus sei in ganz Europa bekannt geworden, was habe er selbst da genützt, wo er als ein infallibles Orakel aufgenommen sei? In zwei vorzugsweise katholischen Reichen, Spanien und Oestreich, habe er eine für die Religion schädliche Aufregung hervorgebracht. Der Erzbischof deutete an, daß das Decret in Frankreich die Trennung der Kirche vom Staate herbeiführen und dies Beispiel in Europa Nachfolge finden werde. Bei der Stärke dieser Einwendungen und dem Eindruck, den sie machten, erhob sich das Selbstgefühl der Minderheit

aufs neue. Als die Generaldebatte plötzlich abgebrochen wurde, war bei der Minorität davon die Rede, daß man sich fortan aller thätigen Theilnahme an dem Concilium enthalten, oder sich durch feierliche Verwahrungen helfen solle. Aber es gab gleichsam eine innere Fessel, welche alle ernstlichen Gegenwirkungen unmöglich machte; die Ehrfurcht vor dem Papste, der die Versammlung berufen hatte, und die allgemeine kirchliche Intention, die ein Jeder theilte.

Bei der Specialdebatte, die am 6. Juni begann und am 15. Juni bereits das vierte entscheidende Capitel über die Unfehlbarkeit erreichte, trat noch ein anderer doctrineller Gesichtspunkt hervor. Aus dem Orden der Dominicaner, der niemals mit den Jesuiten sehr befreundet gewesen war, erscholl eine verwerfende Stimme.

Ein Cardinal aus diesem Orden, in Verbindung mit 15 anderen dominicanischen Bischöfen, stellte die Behauptung auf, daß die Infallibilität des Papstes nicht auf einer Art von persönlicher Inspiration beruhe, sondern daß sie nur dann statthabe, wenn der Papst die Meinung der Bischöfe und der allgemeinen Kirche überhaupt ausspreche. Er schlug einen Kanon vor, dem zufolge der Papst nicht nach seiner Willkür, sondern nach dem Rath der Bischöfe, welche die Tradition der Kirche darstellen, seine Definitionen erlasse. Er bezog sich dabei auf Thomas von Aquino, dessen Worte er in diesem Sinne auslegte. Eine Einwendung, welche Niemand mehr erwartet hatte und welche nun die besondere Indignation des Papstes erregte; „die Tradition der Kirche, das bin ich," soll er gesagt haben. Er machte dem Cardinale zum Vorwurf, daß er die liberalen Katholiken, die Revolution und den Hof von Florenz unterstütze. In der nächsten Congregation wurde derselbe belehrt, daß es nicht so sehr auf die Bischöfe hiebei ankomme, deren Autorität sich ja selbst von der päpstlichen herleite, als auf den Beistand des heiligen Geistes. Aber die Frage war damit noch nicht erledigt. Zu dem Wesen des Katholicismus gehört es, an die Untrüglichkeit der Kirche zu glauben. Dabei wurde von jeher der größte Werth auf die Aussprüche der Bischöfe und Doctoren, namentlich wenn sie in einem Concilium vereinigt seien, gelegt. Man schrieb ihnen ein Recht zu, das auf ihrer eigenen, ihnen selbst inhärirenden Autorität beruhe. Bei den namhaftesten Lehrern der neueren Zeit ist die Infallibilität der Kirche davon hergeleitet worden, daß der Erlöser in der Kirche fortlebe, das Göttliche in dem Menschlichen. Die Frage war nur, durch wen es zum Ausdruck komme. Dem damaligen Concilium machten Viele den Vorwurf, daß es sich nicht eigne, das Gesammtbewußt-

sein der Kirche zur Unterscheidung zu bringen. Für den Papst hatte diese Einwendung geringe Bedeutung: wiewohl er an der Rechtsbeständigkeit der Beschlüsse der von ihm berufenen Kirchenversammlung und dem Werthe der bischöflichen Beistimmung festhielt, so glaubte er doch an dieselbe nicht gebunden zu sein.

In dem revidirten Schema, das am 13. Juli zur Vorlage kam, wird der Antheil der bischöflichen Autorität an der Unfehlbarkeit gänzlich geleugnet. Darin wird wiederholt: oft sei es geschehen, daß die Bischöfe entweder einzeln oder auch vereinigt in schwierigen Fragen, die über den Glauben entstanden, sich an den römischen Stuhl gewendet haben, um eine Heilung der Schäden dort zu suchen, wo der Glaube niemals mangele. Nicht selten habe auch der apostolische Stuhl es rathsam gefunden, in allgemeinen Concilien oder auch in besonderen Synoden eine Definition dessen auszusprechen, wovon er unter dem Beistande Gottes erkannt hatte, daß es mit den Offenbarungen und den apostolischen Traditionen übereinstimme. Denn dazu sei den römischen Päpsten die Assistenz des heiligen Geistes verheißen, damit sie den von den Aposteln überlieferten Glauben bewahren und erklären können. Die Begnadigung mit einem niemals fehlen könnenden Glauben sei den Nachfolgern Petri zu Theil geworden, damit die Kirche ohne Gefahr eines Schismas in ihrer Einheit aufrechterhalten würde. Wenn schon in den früheren Entwürfen gesagt worden war, daß die Infallibilität zu einem Glaubenssatz erklärt werden solle, so wurde es jetzt mit noch größerem Nachdruck für ein von Gott geoffenbartes Dogma erklärt, daß der römische Papst, wenn er ex Cathedra spricht, d. h. in seiner apostolischen Autorität Lehren über Glauben und Moral für die gesammte Christenheit definirt, die Untrüglichkeit besitze, welche Christus seiner Kirche verheißen habe. Für Pius IX. war es gleichgültig, ob die anwesenden Bischöfe fähig seien, das Bewußtsein der Kirche zu vertreten und auszusprechen: er bedurfte ihrer nicht einmal; denn die der Kirche verheißene Untrüglichkeit nahm er für den Stuhl Petri in Anspruch. Man hatte bereits gesagt, daß der Papst durch sich selbst unabänderliche Glaubensdefinitionen erlasse: um keinem Zweifel Raum zu geben, wurde den Worten „durch sich selbst" der Zusatz beigefügt: nicht in Folge der Zustimmung der Kirche.

In dieser Gestalt kam die Vorlage 18. Juli 1870 zur definitiven Abstimmung, bei welcher Pius IX im päpstlichen Ornate erschien und seinen

Thron einnahm. Die Zugänge zu der Aula waren weit geöffnet. Obgleich die Vorlage den Voraussetzungen der Selbständigkeit der bischöflichen Autorität entgegentrat, so fand sie doch so gut wie keinen Widerspruch. Es ist wahr, daß eine nicht geringe Anzahl von Bischöfen aus einem oder dem anderen Grunde entfernt blieb. Von den Anwesenden — es waren ihrer 535 — wurde das Dogma nahezu einstimmig angenommen: nur 2 haben mit non placet geantwortet. Unter allgemeinem Jubel wurde dies Ergebniß der Stimmenzählung bekannt. In lautloser Stille vernahm man dann die definitive Entscheidung des Papstes, der sich jetzt von seinem Sitze erhob und die verlesenen Artikel, denen das heilige Concilium beistimme, mit apostolischer Autorität bestätigte. Es geschah unter dem Donner und Blitz eines Gewitters, das über den Vatican heraufgezogen war. Die eifrigen Anhänger des Papstthums trugen kein Bedenken, das Gedächtniß der Verkündigung des mosaischen Gesetzes auf dem Sinai heraufzubeschwören.

Das Concil war damit nicht geschlossen, es wurde nur vertagt; aber das ergangene, auf das feierlichste sanctionirte Decret ist doch an sich von inhaltschwerster Bedeutung.

Die Frage über das Verhältniß der bischöflichen und der oberhirtlichen, der päpstlichen und der conciliaren Autorität, welche die lange Reihe der verflossenen Jahrhunderte mit Streit erfüllt hatte, wurde dadurch zu Gunsten der absoluten Gewalt des römischen Stuhles entschieden. Den Nationalitätsbestrebungen der Kirche, repräsentirt durch die Bischöfe, welche einst den Sieg davontragen zu müssen geschienen, wurde ein Ende gemacht. Und was man fast am höchsten anschlug, war die Anerkennung einer lebendigen Autorität, auf göttlicher Einwirkung beruhend, inmitten der Streitigkeiten der Welt, deren Ursprung eben darin liege, daß man keine Autorität anerkennen wolle. Es war der kirchliche Gedanke in persönlichster Form. So hatte Pius IX. immer sein Ziel aufgefaßt; er hatte es jetzt erreicht. Wie aber der infallible Papst sich gegen alle Neuerungen des modernen Lebens ausgesprochen: so lag darin eine Bekräftigung dieser Haltung in höchster Instanz, die der um ihn versammelte Lehrkörper der Kirche guthieß.

Dem nunmehr verkündigten Lehrsatz konnte kein Bischof zu widersprechen wagen, ohne sein Dasein zu gefährden und mit der Autorität zu zerfallen, auf der seine eigene großentheils beruhte. Unleugbar mußte die Infallibilitätserklärung auf die katholischen Staaten

nach und nach den größten Einfluß ausüben. Auch die Rückwirkungen freilich, vor denen man den Papst gewarnt, und die er keiner Beachtung gewürdigt hatte, mußten mehr oder minder eintreten. Aber schon war das nicht die wichtigste Eventualität, welche bevorstand.

In denselben Tagen, in welchen der Papst seine Infallibilität verkündigen ließ und bestätigte, brach der Krieg zwischen Frankreich und Preußen aus. Mit Bestimmtheit finde ich nicht, daß bei der französischen Aggression religiöse Motive mitgewirkt haben. Aber wer wollte sagen, wohin es geführt hätte, wenn das Glück der Waffen zu Gunsten der katholischen Nation ausgefallen wäre, welches neue Uebergewicht dem Papstthum, auch in der Haltung, die es annahm, dadurch hätte zu Theil werden können?

Der Erfolg war der entgegengesetzte. Eine Staatsgewalt behielt den Sieg, die im Antagonismus gegen die exclusive Herrschaft des Papstthums emporgekommen war und jetzt zugleich die deutsche Sache verfocht; sie gelangte zu einer Stellung, welche ihr einen maßgebenden Antheil an der universalen politisch-religiösen Bewegung der Welt sicherte. Ein überzeugter Protestant möchte sagen: es war die göttliche Entscheidung gegen die Anmaßung des Papstes, der einzige Interpret des Glaubens und der göttlichen Geheimnisse auf Erden zu sein.

Für das Bestehen des Kirchenstaates erwies sich gleich der Ausbruch des Krieges verderblich, nicht allein deshalb, weil Frankreich militärisch Veranlassung fand, seine Truppen zurückzuziehen, sondern weil es darauf denken mußte, die Neutralität von Italien zu erhalten. Es ist wohl gesagt worden, um diese Macht zu beruhigen, müsse man ihr den Dorn aus dem Fuße ziehen, der in dem Schutze der weltlichen Macht des Papstes bestehe. Die Italiener sahen in dem Kirchenstaate, auch wie er damals war, einen Herd der Reaction, den sie nicht dulden, oder auch die Gefahr einer republikanischen Revolution, die sie nicht zulassen dürften. Da indeß das französische Kaiserthum durch die preußischen Waffen niedergeworfen war, so behielten sie vollkommen freie Hand. An eine Vertheidigung Roms durch die Freiwilligen, die den Papst umgaben, gegen eine große italienische Armee war nicht zu denken. Nicht ohne Würde wich der Papst. Er schloß keine Abkunft; aber er ließ die Besitzergreifung ohne eigentlichen Widerstand geschehen. Er selbst gab den Befehl, da es nun einmal nicht anders war, die weiße Fahne auf der Engelsburg aufzuziehen. Den Truppen, welche gekommen waren, ihn zu vertheidigen, gab er bei ihrem Abzuge von

der Höhe der Stufen von St. Peter seinen Segen. Er zog sich auf seine geistliche Autorität zurück, deren ungehinderte Ausübung ihm die Italiener allen anderen Mächten gegenüber garantirt hatten.

Inwiefern dieselbe unter den veränderten Umständen möglich sein werde, darauf beruhen nunmehr die Gegenwart und die Zukunft.

Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontificat Pius' VII.

Vorrede.

Der Geschichte der Päpste lasse ich in den gesammelten Werken eine Abhandlung folgen, die ursprünglich früher geschrieben worden ist, die aber, insofern sie einen ihrer letzten Abschnitte näher erläutert, als eine Art von Ergänzung derselben betrachtet werden kann. Ich habe den Hauptbestandtheil dieser Abhandlung verfaßt, kurz nachdem ich von einem längeren Aufenthalt in Italien zurückgekommen war, in der Frische unmittelbarer Erinnerung und auf den Grund authentischer Informationen, die mir mitgetheilt wurden. Ich hatte ihr damals den Titel gegeben: Rom 1815—1823. Und ich darf hier wohl die Worte wiederholen, mit denen ich sie einleitete; sie bezeichnen den Standpunkt, auf welchem wir uns damals befanden:

Mit dem Namen Rom verbindet man fast unwillkürlich die großartigen und heiteren Erinnerungen des Alterthums.

Wir sind in dem Nachtheil, den Blick auf die nächste römische Vergangenheit richten zu müssen, die einen solchen Reiz freilich nicht hat und ein so rein-menschliches Interesse bei weitem nicht darbietet.

Für uns und das Verständniß unserer Gegenwart indessen ist dieselbe von großer Wichtigkeit. Nicht etwa nur deshalb, weil eine noch unentschiedene europäische Frage den römischen Staat betrifft. Diese Frage selbst führt uns auf ein weiteres Feld, auf dem auch sie ihre Lösung erwartet.

Sie berührt die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt, welche den Charakter des römischen Staates, ich weiß nicht, ob ursprünglich und mit Nothwendigkeit, aber doch schon mehrere Jahrhunderte hindurch ausmacht, und ihm eben seine Bedeutung giebt.

Noch immer bildet Rom einen Mittelpunkt hauptsächlich der romanischen Völker, zu denen es selber gehört. Durch seine geistliche Stellung, durch die Wirkung, die es ausübt, durch die Rückwirkung, die es erfährt, erhält es diese Nationen in einer steten inneren Bewegung, um so mehr, da es vermöge seiner weltlichen Lage ihre Entwickelung mit Nothwendigkeit theilt.

Aus einer lange fortgesetzten religiös-politischen Gährung, an der alle romanische Nationen, wie in der Sache der Jesuiten offenbar ist, mehr oder minder Theil nahmen, erzeugte sich in der mächtigsten und lebendigsten unter ihnen der Sturm der Revolution.

Kein Wunder, wenn diese, wie sie aus einer entschiedenen Feindseligkeit gegen den Katholicismus hervorgegangen war, sich auch unmittelbar wider den römischen Stuhl wendete. „Wir müssen", schrieb das französische Directorium bereits 1797, als man den Tod des Papstes erwartete, „die Gelegenheit benutzen, um die Errichtung einer repräsentativen Regierung in Rom zu begünstigen, und die Welt endlich von der päpstlichen Herrschaft zu befreien." Wiewohl es dahin nicht gekommen ist — die Franzosen waren gerade in dem Augenblicke nicht die Meister, als Pius VI. starb, und das Conclave konnte unter dem Schutze der verbündeten Mächte gehalten werden —, so ist doch die Hierarchie niemals zugleich in ihren beiden Beziehungen so tief erschüttert worden, als es zwischen 1789 und 1814 geschehen ist.

Endlich folgte die Restauration. Wollte man sie mit Einem Worte und im Ganzen bezeichnen, so müßte man sie als eine Reaction der germanischen Welt und des Nordens gegen die revolutionirten romanischen Völker betrachten, die in ihrem neuen Zustand durch den Gang der Begebenheiten zu einer Weltmacht geworden waren, welche alles mit sich fortriß und verschlang, neben der keine andere bestehen konnte. Die Restauration ist, daß diese Macht gebrochen wurde. Man sagt wohl, sie stellte die alten Gewalten wieder her. Besser würde gesagt, sie gab ihnen Raum sich herzustellen. Ihnen selber blieb die Hauptsache überlassen. Wie den übrigen, so der Hierarchie.

Zu erörtern, wie diese nun nach dem Umschwung der Weltbegebenheiten und mit welchem Glücke sie eine eigentlichere innere Herstellung versuchte, ist die Absicht des folgenden Aufsatzes. Ich wünschte sowohl das Getriebe des römischen Staates in sich selber als seine Stellung zu der Welt, so viel mir möglich, zur Anschauung zu bringen.

Um dabei nicht fehl zu gehen, wird es nothwendig sein, den Blick noch einmal zurückzuwenden und den Kampf zu betrachten, in welchen das Papstthum mit dem Beherrscher jener revolutionären Weltmacht einige Jahre lang verwickelt war.

So schrieb ich im Jahre 1832.

Seitdem hat sich nun der historisch-politische Standpunkt selbst verändert. Der Kirchenstaat besteht in seiner alten Form nicht mehr: Rom ist die Hauptstadt eines italienischen Königreiches geworden. Das politische Interesse, welches damals den Blick auf den Kirchenstaat richtete, ist dadurch verringert worden, das historische aber um so mehr hervorgetreten. Für die Kunde der Ereignisse ist dann eine wichtige Bereicherung hinzugekommen. Von dem Cardinal Consalvi sind authentische, von ihm selbst verfaßte Memoiren erschienen, die dann einige Widerrede hervorgerufen und Mittheilung einer Reihe seiner Depeschen veranlaßt haben. Weder die einen noch die andern erstrecken sich zwar auf die Periode seiner Staatsverwaltung, welche den eigentlichen Gegenstand dieser Abhandlung bildet; allein sie bieten für die frühere neue Informationen dar, die zum Verständniß seiner Handlungen wesentlich beitragen. Ich habe nicht versäumen dürfen, den Inhalt derselben in den ersten Theil meiner Abhandlung aufzunehmen. Die späteren Capitel haben nur in ihrer Form eine Veränderung erfahren. Einige Bemerkungen, die den ferneren Gang der Ereignisse andeuten, habe ich ebenfalls hinzugefügt.

Einleitung.

Ursprüngliches Verhältniß zwischen Napoleon und Pius VII.

Als Napoleon Aegypten erobert hatte und St. Jean d'Acre belagerte, dachte er an die Errichtung eines orientalischen Reiches. Die Bewohner der benachbarten Gebirge erwarteten nur seinen Sieg, um sich ihm anzuschließen; schon hatte er die Schlüssel von Damaskus; die ganze arabische Bevölkerung bedurfte nichts als einen Anführer; Constantinopel hätte ihm nicht widerstanden, Indien wäre ihm nicht zu fern gewesen. Es wäre wohl zu viel gesagt, wenn man ihm einen in bestimmten Umrissen hiezu entworfenen Plan zuschreiben wollte; er dachte daran nur als an eine große Möglichkeit; auf Spaziergängen, in unbeschäftigten einsamen Augenblicken schmeichelte er sich mit dieser gigantischen Aussicht. Zum Theil in so großen Hoffnungen, zum Theil in dem Gefühle der augenblicklichen Nothwendigkeit, das Erworbene in Ruhe zu behaupten, beschäftigte er sich dann mit dem Glauben jener Völkerschaften. Er sah den Einfluß der Ulemas und suchte sich desselben zu versichern. Er wohnte ihren Festen bei; seine Berichte an die Scheiks und Imams beginnen mit der Glaubensformel der Moslimen; seine Tagesbefehle an die französischen Generale unterscheiden seine Sache von der Sache der Christen: man führt ein Schreiben an Menou an, in welchem sogar „von unserm Propheten" die Rede ist.

Wie viel kam da auf St. Jean d'Acre an! Napoleon sagte: „das Schicksal des Orients hängt an diesem Neste". Aber man weiß: er vermochte es nicht zu bezwingen.

Napoleon kehrte nach Frankreich zurück. Gar bald sah er Europa und zwar zunächst die katholische Hälfte zu seinen Füßen; nicht ein orientalisches, sondern ein occidentalisches Reich zu errichten war ihm bestimmt.

Statt der Ulemas des Ostens fand er im Abendland die Priester, zwar heruntergebracht, halb vernichtet, aber selbst in diesem Verfall noch mächtig und von großem Einfluß. Wie dort jene, so zogen nunmehr diese seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es ist

doch sehr bezeichnend, daß er in den Bemerkungen zu einem neueren Werke von den Beobachtungen, die er über die mahometanischen Secten und ihr Verhältniß zu Constantinopel gemacht habe, ausgeht, um auf die Nothwendigkeit eines Concordates mit Rom zu kommen.

Gewiß selten hat ein Fürst alle positive Religion mit einer so selbstbewußten Gleichgültigkeit, so entschieden als etwas ihm Aeußerliches, als Material und Hülfsmittel angesehen. Er erklärte sich für das Christenthum, nicht weil es von göttlichem Inhalt sei, sondern weil es diene die Menschen im Zaum zu halten, sie gute Sitten lehre, und ihren Hang zum Wunderbaren befriedige. Er hätte sich für Confucius und Mahomet so gut erklärt wie für Christus. In Aegypten, sagte er, war ich ein Mahometaner, in Frankreich bin ich ein Katholik. In dem Moment, daß ihm die Zügel der Regierung zufielen, hätte er vielleicht eben so gut den Protestantismus ergreifen können. Er wählte den Katholicismus, nicht weil er ihm die Wahrheit zu enthalten geschienen hätte, sondern weil die Mehrzahl der Franzosen diesem Bekenntnisse entweder noch anhing oder leicht wieder zu demselben zu bringen war; er that es auch noch aus einem andern Grunde, auf den es uns hier ankommt. Er zog den Katholicismus vor, weil derselbe den Papst hatte. Und warum dies? Hatte Napoleon nicht gerade von dem Papst einen Widerstand zu erwarten, wie ihn in der Regel alle weltlichen Gewalten gefunden haben? Unverhohlen spricht er seinen Gedanken aus. „Ich verzweifelte nicht", sagt er, „durch ein Mittel oder das andere, die Leitung dieses Papstes an mich zu bringen; und alsdann welch ein Einfluß!"

Bei dem Abschluß des Concordates von 1801, dessen wir sogleich gedenken werden, hat er gesagt: hätte es keinen Papst gegeben, so hätte man ihn für diesen Fall besonders machen müssen.

Freilich gehörte gerade ein solcher Papst dazu, wie Pius VII. war.

Man hat uns so viel davon gesagt, wir haben so oft davon gelesen, daß wir am Ende fast unwillkürlich mit dem Gedanken eines katholischen Priesters die Idee von Verschlagenheit und Herrschsucht, von Heuchelei und Aberglauben zu verbinden gelernt haben.

Es giebt gewiß viele Beispiele von dieser Mißbildung.

Sollte aber wohl die christliche Religion, so ganz unweltlich

in ihrem Wesen, von einer so innern Lauterkeit, daß sie von selbst zur Nachfolge in derselben erzieht, nicht auch da, wo sie in minder reinen Formen erscheint, ihre ursprüngliche Wirkung entwickeln können? Sollte nur die Ausartung wirken, und niemals die innere Kraft, um welche sich jene nur angelegt hat?

Ich bekenne, daß ich in diesem Stande so gut als in irgend einem andern Männer von dem reinsten und kindlichsten Sinn, ohne Anspruch an die Welt, bescheiden und duldsam, glückselig in ungestörtem Herzensfrieden, voll wahrer Frömmigkeit gefunden habe. Welch ein Abstand zwischen jener Verdorbenheit, von der man uns erzählte, und dem Ideal von Güte und innerm Adel, das in ihnen lebt.

Vielleicht war diese Gesinnung lange Zeit nicht zu einer so vollkommenen Ausbildung gekommen, wie in dem Oberhaupt, das der katholischen Kirche vierundzwanzig schwere Jahre während der Stürme der Revolution vorgestanden hat.

Pius VII. hatte einen Ausdruck, der selbst die weltlichsten Menschen hinriß. „Er ist ein Lamm," sagte Napoleon, „wahrhaft ein guter Mensch, ein Engel von Güte." „Wenn die Augen der Spiegel der Seele sind," sagt de Pradt, „so muß die Seele Pius' VII. himmlisch sein, mehr als die Seele irgend eines andern Sterblichen."

Nicht daß diese Sanftmuth und unerschütterliche Güte ihm so ganz von Natur beigewohnt hätten. Als er Consalvi zuerst in sein Vertrauen aufnahm, sagte er ihm: „Sie haben meinen Vorgänger gekannt; Sie wissen, wie leicht er aufzubringen war. Nun wohl! ich bin einer gleichen Leidenschaftlichkeit unterworfen. Gott giebt mir aber die Gnade, daß ich sie besiege." Der Cardinal fand, daß dem so war. In dem ersten Augenblick eines Ereignisses, einer Eröffnung war dem Papst eine innere Erregbarkeit anzusehen. Diese milden Augen verriethen noch ein anderes Feuer, das indessen bald der gewohnten Erhebung der Seele Platz machte.

Solche Gewöhnung wurde ihm Natur. Wenn irgend ein anderer, so bedurfte er sie.

Schon damals, als die Franzosen zuerst den Kirchenstaat demokratisirten. Er war noch Bischof von Imola. Er zeigte sich erhaben über die Leidenschaften des Tages. Diesen wilden Republikanern hielt er weislich vor, daß die Tugend das Princip der Republik sei, daß die christliche Religion selber Verbrüderung fordere; sie würden gute Demokraten sein, wären sie nur erst tugendhaft und gute Christen.

Wie viel mehr in seinem Verhältniß als das geistliche Oberhaupt zu dem aus der Revolution hervorgegangenen neuen Staate und zu dem Kaiserthum.

Zufrieden, die Religion wieder anerkannt, das Christenthum wieder hergestellt zu sehen, mußte er in den größten Verlust einwilligen, den die Kirche seit der Reformation erlitten hatte; so viele Diöcesen auf einmal, so unermeßliche Güter entschloß er sich um des höhern Zweckes willen aufzugeben.

Welch' ein Irrthum war es aber, dabei ein vollkommenes Einverständniß zwischen Pius und Napoleon selbst vorauszusetzen. Eben an diesen Moment knüpften sich Mißverständnisse an, die, vor den Augen der Welt verborgen, nach und nach den ganzen Horizont beherrschten. Um sie kennen zu lernen, müssen wir die Stellung und die Thätigkeit des vornehmsten der Rathgeber Pius' VII., des Cardinals Consalvi, in's Auge fassen.

Erstes Capitel.

Cardinal Consalvi, sein Antheil an dem Conclave und an dem Concordat.

Man hat eine Sammlung von Gedichten hervorgezogen, welche die Zöglinge des Seminars von Frascati im Jahre 1772 vor dem Gründer und Beschützer desselben, dem Cardinal von York, recitirten. Vor allen zeichnete sich eins durch edle und jugendliche emporstrebende Begeisterung aus. Der junge Verfasser glaubt die Mühseligkeit personificirt zu erblicken, mit mürrischen Brauen, wie er sagt, und fleischloser Wange, sie droht ihm lange Nachtwachen und kummervolle Arbeit an. Allein er fürchtet sie nicht. Freudig will er sich den Schweiß von der Stirn wischen, er hofft dafür ein günstiges Lächeln seiner Göttin, die er anruft, der friedlichen Pallas. In ihrem Geleite denkt er zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. „Mich erwarten," ruft er aus, „ich weiß es, Ehre, Reichthümer und Ruhm; aber eben dies ist mir ein Sporn, eine erwünschte Ermunterung zu edler Arbeit."

Ercole Marchese Consalvi war 15 Jahre alt, als er dies Gedicht verfaßte. Man sagt wohl, was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle, und gewiß, in dem zusammengenommenen Wunsche einer gesunden Jugend liegt gleichsam ein großes Vorgefühl der Zukunft, eine Art von Forderung der noch verborgenen Kräfte an das Schicksal, der dieses oftmals Folge leistet.

Consalvi, am 8. Juni 1757 in Rom geboren, stammte aus einer Familie alter städtischer Notabilität, die von Pisa ausgewandert war; erst sein Großvater hatte kraft testamentarischer Bestimmung, in deren Folge ihm die Erbschaft eines Consalvi zu Theil wurde, Titel und Wappen dieser Familie angenommen, die an sich nicht zu dem einheimischen Adel in Rom gehörte. Von Jugend auf widmete er sich der Kirche, die in Rom zugleich die Regierung war. Der Methode des Professors, der ihn in Mathematik und Philosophie unterichtete, schreibt er es zu, wenn man später an ihm selbst gesundes Urteil und kritische Unterscheidungsgabe gerühmt

habe. In der Academia ecclesiastica erscheint der Pater Zaccaria, ein früherer Jesuit, der sich eines großen Rufes erfreute, als sein vornehmster Lehrer. Im Jahre 1783 trat der junge Consalvi als Cameriere segreto Papst Pius' VI. in die Prälatur; einer raschen Beförderung hatte er sich nicht gerade zu rühmen, doch gelangte er durch die Protection seines Oheims, des Cardinal Negroni, zu dem Secretariat des Hospitio San Michele, welches eine große Mannichfaltigkeit von Geschäften umfaßte. Doch wollte ihn der Papst nicht in der Administration, sondern in der Magistratur befördern. Im Jahre 1792 wurde er Auditor di Rota. In diesem Amt, das ihm Zeit zu kleinen Reisen übrig ließ, glaubte er ruhig das Cardinalat, das mit der obersten Stelle in der Rota verknüpft war, erwarten zu können. Jene glänzende Periode des Lebens und Daseins, welche auch zu Rom der Revolution unmittelbar vorherging, genoß er in der Kraft und Blüthe seines Mannesalters. In allen guten Gesellschaften sah man ihn; er hatte das Talent, mit vielen verschiedenen Persönlichkeiten zu verkehren und aus dem Umgang mit ihnen Nutzen zu ziehen. Mit den ersten unter den Geistlichen und Staatsmännern, den Gelehrten und Künstlern, die sich in Rom befanden, war er vertraut; die ausgezeichnetsten Fremden suchten ihn auf. Cimarosa trug Nächte lang seine Compositionen ihm zuerst vor. Was er selbst über diese Zeiten erzählt, athmet den Geist eines friedlichen Behagens und ruhigen Emporstrebens, welcher der Curie dieser Zeit eigen war. Unter Anderem lernt man daraus die Rücksicht kennen, welche Pius VI. den hohen Würdenträgern der Kirche zu Theil werden ließ, ohne doch dabei seinen souveränen Willen aufzugeben. Consalvi stand mit dem Nepoten des Papstes, Braschi, den Häusern Giustiniani und Ruspoli in freundschaftlicher Beziehung und sah nach allen Seiten hin einer sicheren, ehrenvollen Zukunft entgegen. Da trat nun aber die große Begebenheit ein, welche allen bisherigen Zuständen der Welt den Untergang drohte: die französische Revolution. Durch die siegreichen Fortschritte derselben in Italien wurde Consalvi unmittelbar berührt und die Richtung seines Lebens geändert.

Um vor den aus der cisalpinischen Republik drohenden Invasionen sicher zu sein, reichte das bisherige Kriegswesen des Kirchenstaates, das unter dem Presidente delle Armi stand, nicht hin; der Papst sah sich veranlaßt, den General Caprara aus dem österreichischen Dienst in den seinen zu nehmen; da man es aber nicht für passend hielt, denselben dem Presidente unterzuordnen, so ernannte

der Papst eine neue Congregation, durch die er unmittelbar mit dem General zu verhandeln gedachte; er wählte Consalvi zum Secretär derselben; eine Stellung, in der dieser nicht allein eine große Aufgabe zu erfüllen hatte, sondern auch bei allen denen, welche an der bisherigen Ordnung der Dinge Theil genommen, Mißvergnügen und Widerstreben erregte. Die bitterste Feindseligkeit erwachte, als die Congregation, da die Kosten verringert werden mußten, bereits promovirte Officiere in ihren früheren Grad zurückversetzte. Dennoch gelang es, die Ordnung aufrecht zu erhalten, was um so wichtiger war, da das Directorium der französischen Republik zu der Meinung Anlaß gab, als denke es innere Unordnungen zur gewaltsamen Besitznahme Roms zu benutzen. In Folge der Ermordung des Generals Duphot erhielt diese Besorgniß ihre Bestätigung. Consalvi versichert, das römische Volk sei bereit gewesen, sich den vordringenden Franzosen entgegenzusetzen; aber dazu wollte die Regierung nicht die Hand bieten: denn es würde die größten Verwirrungen veranlaßt haben. Ohne Widerstand rückten die Franzosen ein; Consalvi selbst kam in den Fall, die Ueberlieferung der Engelsburg an dieselben einleiten und überwachen zu müssen. Bald darauf folgte die gewaltsame Wegführung des Papstes, die Proclamirung der Republik. Auch Consalvi gerieth in die größte Gefahr, da man ihn für den Urheber der früher ergriffenen kriegerischen Maßregeln hielt. Er wurde in die Engelsburg eingeschlossen und dann zwar nicht, wie er fürchtete, zur Deportation, aber zu ewiger Verbannung aus dem Kirchenstaate verurtheilt. In Gesellschaft von gemeinen Verbrechern wurde er nach Terracina gebracht. Er verdankte es dem Cardinal York, der nach Neapel geflüchtet war, daß er Aufnahme daselbst fand; aber seines Bleibens war dort nicht; er dachte seine Dienste dem unglücklichen Papste zu weihen, der damals nach der Karthause bei Florenz gebracht war. Wirklich ist es ihm gelungen, von Livorno aus dahin zu gelangen. Er sah Pius VI., allein die Erlaubniß, bei ihm zu bleiben, konnte er nicht erhalten. Der Papst gab ihm seinen Segen; Consalvi sagt, wie einer der Patriarchen alter Zeit. Im August 1799 erlag der Papst den Gewaltsamkeiten, die er erfuhr. Vor seinem Ende hatte er selbst verfügt, daß das Conclave da gehalten werden solle, wo sich die meisten Cardinäle befinden würden. Dies war nun damals im Venetianischen der Fall. In guter Anzahl kamen die Cardinäle selbst zu diesem Behufe in Venedig zusammen, wohin sich Consalvi schon früher begeben hatte.

Es waren die Zeiten, in welchen die zweite Coalition große

und glänzende Fortschritte machte. Kaiser Franz trug die Kosten des neuen Conclave. Es schien nicht anders bevorzustehen, als daß ein Papst in dem Sinne der Coalition gewählt würde.

In diesem Moment hat nun Consalvi eine eigenthümliche Stellung genommen, von der sein folgendes Leben bestimmt worden ist. Die Congregation der Cardinäle hatte ihn zum Secretär des künftigen Conclave ernannt. Er faßte die ersten Briefe ab, welche zu schreiben waren, und besorgte die Herbeirufung anderer Cardinäle, die äußeren Einrichtungen, namentlich auch die für die Versammlung des Conclave geeignete Localität im Benedictinerkloster San Giorgio; dann aber gewann er auch Einfluß auf die Wahl. Wäre dies Conclave sich selbst überlassen geblieben, so würde Cardinal Bellisomi die erforderlichen zwei Drittel der Stimmen wahrscheinlich bald erlangt haben. Dem setzte sich jedoch Cardinal Hertzan, der zugleich als österreichischer Gesandter fungirte, entgegen. Er hielt die Wahl auf, um erst bei Kaiser Franz deshalb anzufragen. Allein darüber erwachte in den Cardinälen das kirchliche Selbstgefühl: sie meinten fast, der vorgregorianische Brauch, über eine künftige Wahl bei den Kaisern erst anzufragen, solle wieder erneuert werden. In der Verstimmung hierüber geschah dann, daß auch der von Oesterreich vorgeschlagene Cardinal Mattei nachhaltigen Widerstand fand. Der Hauptgrund lag ohne Zweifel darin, daß man keinen Papst wählen wollte, der nicht entschlossen wäre, sein ganzes Gebiet wieder in Besitz zu nehmen. Die Scrutinien schwankten hin und her. Das Conclave selbst wurde ungeduldig darüber. Da hat nun Consalvi, obwohl nur Secretär, zur Entscheidung wesentlich beigetragen. Er ist es nicht gewesen, der den Cardinal Chiaramonti zuerst genannt hat; das ist von Maury geschehen, wahrscheinlich im geheimen Einverständniß mit Cardinal Russo: aber Consalvi gab die Mittel an, durch welche der Führer der Minorität, Antonelli, bewogen werden konnte, ein Mitglied der Majorität, zu welcher Chiaramonti gehörte, anzunehmen; er bediente sich dabei der Vermittelung eines geschickten Conclavisten. Bei Cardinal Braschi, von dem die Mehrheit abhing, setzte Consalvi selbst seinen Einfluß ein, so daß, als der entscheidende Tag anbrach, Chiaramonti einmüthig zum Papst gewählt wurde. Dieser nahm seinem Vorgänger, dem er seine Erhebung zum Purpur verdankte, zu Ehren den Namen Pius VII. an. Man wird zugestehen müssen, daß bei der Wahl das Princip der kirchlichen Unabhängigkeit auch unter den schwierigsten Umständen gewahrt

wurde. Sie kann zu den Ereignissen gerechnet werden, durch welche die zweite Coalition in sich selbst gebrochen worden ist.

In Wien hätte man nichts mehr gewünscht, als daß der neue Papst sich selbst dahin begeben hätte. Pius VII. lehnte das ab: denn sein geistlicher Beruf fordere vor Allem seine Rückkehr nach Rom. Daß diese aber bereits geschehen konnte, beruhte auf den Differenzen zwischen den Höfen von Neapel und Wien. Das Königreich Neapel fühlte sich in seiner Unabhängigkeit von Oesterreich bedroht und hatte ein Interesse, den Papst wieder in Rom zu sehen, der ihm als Bollwerk dienen werde. Die Versuche, den neuen Papst noch vor seiner Abreise zur Verzichtleistung auf die drei Legationen, die von den Franzosen dem Kirchenstaat entrissen, jetzt aber von den Oesterreichern in Besitz genommen waren, zu vermögen, scheiterten an der Festigkeit desselben, in der ihn Consalvi bestärkte. War nun Widerstreit gegen Oesterreich die Signatur dieses Pontificats in seinem Ursprung, so wurde es in demselben durch die Wendung, welche die Weltereignisse nahmen, bestätigt. Auf der Reise nach Rom erhielt Pius VII. die Nachricht von der Schlacht bei Marengo. In offenbarem Gegensatz gegen die Herrschaft von Oesterreich in Italien kehrte der Papst nach seiner Hauptstadt zurück. Im gewissen Sinne war er jetzt der Verbündete der Franzosen, die seinen Vorgänger entthront hatten.

Bald nach der Rückkehr wurde Consalvi zum Cardinal erhoben, wobei man nicht vergessen darf, daß doch das Staatssecretariat, das er jetzt ohne Einschränkung annahm, sein eigentliches Fundament war und blieb. Er gab sich unendliche Mühe, den Kirchenstaat wieder zu organisiren. Bei den Neuerungen, die er zu diesem Zwecke für nothwendig hielt, fand er jedoch den größten Widerstand in der Hierarchie der alten Behörden. Das Wichtigste aber, was den römischen Hof beschäftigen konnte und beschäftigte, waren die religiösen Angelegenheiten.

Concordat von 1801.

Napoleon Bonaparte nahm die Legationen wieder in Besitz, aber zugleich ließ er den Papst durch einen befreundeten Bischof wissen, daß er mit ihm über die religiösen Angelegenheiten in Negotiationen einzutreten wünsche. Unermeßlich war die Aussicht, die sich hierdurch dem römischen Stuhle eröffnete: denn noch war der Katholicismus eigentlich abgeschafft in Frankreich. Ihn auf die eine oder die andere Weise hergestellt zu sehen, schwellte die Herzen der Gläubigen, vor Allen des Papstes, mit Hoffnung und Freude. Aber indem

Bonaparte sich entschloß, den Katholicismus in Frankreich wiederherzustellen, wollte er doch die revolutionäre Grundlage nicht erschüttern, auf welcher seine Gewalt beruhte; er wollte die einander in der Tiefe widerstrebenden Principien des römischen Katholicismus und der Revolution vereinigen. Durch ihre Verbindung meinte er sein Ziel, die Aufrichtung einer unerschütterlichen Gewalt in Frankreich und in Europa, zu erreichen. Nachdem gegenseitige Eröffnungen gewechselt waren, trat er mit dem Entwurf eines Concordates hervor, bei dem er seine Gesichtspunkte festhielt, vor welchem aber das Collegium der römischen Cardinäle zurückschrak. Die Cardinäle fügten dem Entwurf Verbesserungsvorschläge bei, die Napoleon seinerseits verwarf. Er sah die Sache aus dem militärischen Gesichtspunkte an; und ungeheuer war seine Uebermacht in jenem Momente. Er forderte endlich die Annahme seines Entwurfes, widrigenfalls werde er seine Truppen in den Kirchenstaat einrücken lassen. Sie standen bereits in Florenz unter Murat und schienen dazu bereit zu sein. Nur einen kurzen Zeitraum von wenigen Tagen wollte er noch zur Deliberation gestatten.

In dieser Krisis forderte der anwesende französische Gesandte Cacault den Cardinal-Staatssecretär auf, sich selbst nach Paris zu begeben: denn es werde dem Ehrgeiz Napoleons schmeicheln, den obersten Stellvertreter des Papstthums in seiner Hauptstadt zu empfangen. Cacault gehörte zu denen, die ein Concordat für schlechthin nothwendig hielten; einer seiner Gründe war, daß man die Feinde der Kirche, von denen Bonaparte umgeben sei, auf geschickte Weise unschädlich machen müsse. Durch die Gefälligkeit des Gesandten kam es dahin, daß Consalvi die Reise antreten konnte, ohne daß der Verzug eine unmittelbare Invasion der Franzosen veranlaßt hätte. Cacault mußte Rom verlassen. Um aber zu vermeiden, daß seine Abreise nicht als ein Bruch erscheine, was auch deshalb nothwendig war, damit die römischen Revolutionäre nicht durch einen solchen ermuthigt würden, sich gegen das Papstthum zu erheben, wurde veranstaltet, daß Consalvi vor aller Augen in Gemeinschaft mit ihm die Reise antrat. Die beiden Minister waren einverstanden, eine Abkunft zu Stande zu bringen, über welche ihre Regierungen noch sehr verschiedener Meinung waren.

Als Consalvi nach Paris kam, kehrte Napoleon zunächst einen politischen Gesichtspunkt hervor. Er empfing ihn mit einer Klage über die guten Verhältnisse, in denen der heilige Stuhl zu Rußland stehe, wie das die Anerkennung der dortigen Jesuiten beweise:

denn eine seiner vornehmsten Absichten ging dahin, den Papst von jeder Verbindung mit den Andersgläubigen loszureißen. Eine andere Betrachtung in Bezug auf die allgemeine Angelegenheit brachte der österreichische Gesandte Cobenzl zur Sprache; Rom, meinte er, müsse schon aus dem Grunde nachgeben, weil eine Irrung mit dem ersten Consul eine für die katholische Kirche verderbliche Wirkung in Deutschland und Italien ausüben würde. In diesem Augenblicke glaubte man noch ein Schisma in aller Form fürchten zu müssen: denn soeben versammelte sich eine Synode der constitutionellen Bischöfe in Paris, deren Würde sich von der 1790 decretirten Civilconstitution des Clerus herschrieb. Man gab ihnen dadurch eine officielle Gelegenheit, sich auszusprechen. Und noch war der Geist der revolutionären Zeiten, der sie hervorgerufen hatte, keineswegs vertilgt. Consalvi beklagt sich, daß das Concordat sehr zahlreiche und sehr mächtige Feinde habe: die vornehmsten Körperschaften des Staates, einen großen Theil des Militärs; die Wuth der Jakobiner und die Anmaßung der Philosophen, die Sache ins Lächerliche zu ziehen. Oft verzweifelte er, mit dem Concordat zu Stande zu kommen: aber, wenn es mißlinge, so würden daraus die schwersten Nachtheile für den Staat des Papstes und die Kirche entstehen.

Wenn man fragt, was nun Napoleon doch zu dem Wunsch einer Wiedervereinbarung mit Rom vermochte, so war es die Ueberzeugung, daß nur durch eine solche die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten werden könne. Und sollte ihn nicht auch ein monarchischer Gedanke dabei geleitet haben? Man hat ihm gesagt, wenn er die Absicht hätte, die Republik abzuschaffen und die Monarchie herzustellen, so werde ein Concordat mit Rom ihn dahin führen können; man hat es ihm selbst gesagt in der Hoffnung, ihn dadurch abzuschrecken; aber eher das Gegentheil mußte daraus folgen. Nur vermied er um so mehr, daß die Sache nicht blos als seine eigene erscheine; er ließ sich Gutachten von allen Seiten geben, deren Inhalt Consalvi erschreckte, aber dann doch auch wieder bei der großen Gefahr eines Zerwürfnisses gefügiger machte. Noch niemals hatte Rom Concessionen gemacht, wie damals. Die größte war die Anerkennung des Verkaufs der geistlichen Güter, auf deren Besitz die Hierarchie der früheren Jahrhunderte beruht hatte. Das Eigenthumsrecht des Erwerbers wurde in aller Form bestätigt und eine neue Circumscription der Diöcesen vorgenommen, welche die Möglichkeit, den alten Zustand herzustellen, auf immer abschnitt.

Eine der vornehmsten Forderungen Napoleons ging dahin, daß die Bischöfe des ancien Regime von dem Papst zu ihrer Demission veranlaßt werden sollten: denn unmöglich könne die französische Regierung sie wieder aufnehmen, da sie alle Emigranten und Gegner seien. So sehr dies den zusammenhaltenden Ideen der Hierarchie widersprach, trug doch die päpstliche Curie in dieser Beziehung den inneren Bedürfnissen des revolutionären Staates Rechnung. Ein Breve erging an die alten Bischöfe, in welchem ihnen vorgestellt wurde, das Heil der Religion fordere diese Entsagung: ihre Pflicht sei es, das allgemeine Beste ihrem eigenen vorzuziehen.

Die Nomination zu den bischöflichen Sitzen wurde in dem Concordat dem ersten Consul überlassen, der völlig an die Stelle der bourbonischen Könige trat. Man ging darüber hinweg, daß er seine eigene Katholicität nicht öffentlich proclamiren wollte, und selbst darüber, daß er einen großen Theil des Kirchenstaates noch in Besitz hatte. Die Prärogativen der alten Könige in Rom sollten ihm dennoch zustehen. Und wenn er in den Discussionen ja einmal nachgab, so war es blos in dem Artikel über die Eidesleistung des Bischofs, bei welcher er revolutionäre Anklänge vermied und auf die Form des alten Königthums zurückkam.

Der revolutionäre Staat wurde dergestalt vollkommen als berechtigt anerkannt, ein unermeßlicher Vortheil Napoleons für seine Stellung im Innern. Denn die Anerkennung des Verkaufs der Nationalgüter bildete eine Grundlage für den socialen Zustand in Frankreich; schon insofern war das Concordat einer Abkunft mit den constitutionellen Bischöfen bei weitem vorzuziehen. Für den römischen Stuhl lag das entscheidende Moment darin, daß die Institution der Bischöfe, also die kirchliche Oberhoheit, wieder in seine Hände zurückgegeben wurde. Allein in Frankreich war man sehr eifersüchtig, dieselbe nicht in Bezug auf den Staat anzuerkennen. In keinem Satz, in keinem Worte sollte sie geduldet werden; es war eigentlich die vornehmste Schwierigkeit, auf welche Consalvi stieß, die ihm die größte Pein verursachte, die er selbst mit der Agonie des Todes vergleicht.

Consalvi, dem man keinen Recurs nach Rom gestattete, hatte nun hauptsächlich mit dem Abbé Bernier zu verhandeln, demselben, der bei der Pacification der Vendee erfolgreiche Dienste geleistet hatte; im Vertrauen des ersten Consuls erschien Bernier sehr geeignet, das Concordat zu Stande zu bringen.

Nach langer Arbeit kam man endlich dahin, daß man mit den Bestimmungen des Concordats zu Ende gekommen zu sein glaubte:

Tag und Stunde wurden festgesetzt, wo das vereinbarte Concordat unterzeichnet werden sollte. Zu seinem großen Erstaunen nahm Consalvi doch in dem ihm von Bernier kurz vor der Sitzung mitgetheilten Exemplare mannichfaltige Abweichungen von dem wahr, was er im römischen Sinne durchgeführt zu haben meinte. Die Sitzung fand in der Behausung des Bruders des ersten Consuls, Joseph, statt, der sich selbst daran betheiligte; und es kam abermals zu einer Discussion, die lang und lebhaft war, aber zuletzt zu einer Verständigung bis auf einen einzigen Punkt führte. Der streitige Punkt war der folgende: Consalvi hatte den Auftrag, nicht allein die Freiheit, sondern auch die Oeffentlichkeit des katholischen Cultus durchzusetzen. Leicht gestanden die Franzosen die Freiheit zu; gegen die Oeffentlichkeit aber wandten sie ein, daß dadurch Unordnungen hervorgebracht werden würden: denn in der Constitution sei allen Culten Toleranz gewährleistet; wenn man den römisch-katholisch Gläubigen die Oeffentlichkeit der Religionsübung ohne alle Einschränkung gestatte, so werde es ohne Zweifel zwischen ihnen und den constitutionellen Katholiken und Protestanten zu Conflicten kommen. Man fügte der allgemeinen Erlaubniß der Oeffentlichkeit die Clausel hinzu: insofern sie sich mit den Anordnungen der Polizei vertrage. Wenn es an sich unendlich schwer ist, Staat und Kirche zu vereinigen, so ist es fast unmöglich, wenn der Staat zugleich revolutionärer Natur ist. In dieser Bestimmung aber sah Consalvi eine Unterordnung der Kirche unter den Staat, die er nicht nachgeben könne. Aus der Sitzung ging man zu einem großen Consulardiner, bei welchem Napoleon die Absicht gehabt hatte, die vollzogene Vereinbarung mit dem römischen Stuhl zu verkündigen. Es war zum Gedächtniß des 14. Juli. Der Widerspruch, der in der damaligen Erhebung und in der beabsichtigten Verkündigung lag, scheint nicht gerade aufgefallen zu sein. Napoleon gerieth in heftige Erregung, als er, von Consalvi's Weigerung unterrichtet, ihn eintreten sah; er gab ihm die Absicht Schuld, einen Bruch herbeiführen zu wollen; er fordere Ja oder Nein auf sein Project. Aber, fuhr er auf, Rom und den Papst brauche er nicht; wenn Heinrich VIII. in seinem Königreich eine Aenderung der Religion habe herbeiführen können, so werde es auch ihm möglich sein: denn er sei zwanzigmal mächtiger als jener König; er werde im Stande sein, Italien und Deutschland in ein Schisma mit fortzuziehen. Jedoch auch ihm war, wie wir wissen, an einer glücklichen Beendigung der Verhandlungen sehr viel gelegen; noch einmal gestattete er die Fortsetzung derselben. Wenn die Franzosen

dann dem Cardinal vorstellten, daß er Regierung und Polizei verwechsele, so bestand er darauf, daß das Motiv der Regierung deutlicher ausgedrückt werden müsse. Man vereinigte sich dann zu der Formel, die in das Concordat aufgenommen worden ist, nach welcher die Oeffentlichkeit des katholischen Cultus insoweit angenommen wird, als die Regierung nicht in der Erhaltung der öffentlichen Ordnung ein Motiv dagegen erblicke. Man verabredete diese Formel, ohne bei Napoleon anzufragen: denn er würde sie, wenn er gefragt werde, unfehlbar verwerfen; aber wenn man sie einmal festgesetzt habe, werde er sie sich gefallen lassen, wie das dann auch geschehe. So wurde der große Act vollzogen (15. Juli 1801), auf welchem die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Frankreich beruhte.

Wie viel Concessionen man auch immer der neuen Ordnung der Dinge gemacht hatte, so war doch an und für sich die Herstellung des Cultus in Frankreich nach all den Feindseligkeiten, die derselbe erfahren hatte, ein großes, überaus glückliches Ereigniß für die römisch-katholische Kirche. Pius VII. ist immer davon durchdrungen gewesen, daß Napoleon sich durch diesen Act das größte Verdienst um die Kirche erworben habe. Er und das Cardinal-Collegium nahmen das von Consalvi vereinbarte Concordat ohne Widerspruch an. Die Eintracht zwischen Staat und Kirche war aber damit bei weitem noch nicht hergestellt. Gleich bei dem Abschied Consalvis von Napoleon brachte dieser eine der wichtigsten Streitfragen zur Sprache. Er erklärte sich entschlossen, eine Anzahl constitutioneller Bischöfe für die neuen bischöflichen Sitze zu ernennen: denn diese hatten noch immer eine große Partei hinter sich. Zuweilen war die Frage sehr persönlicher Natur; die französischen Minister sahen in denselben Gesinnungsgenossen, die sich bei dem Abschluß des Concordats aufgeopfert und die man dafür nicht zu Grunde richten dürfe. Wohl antwortete Consalvi hierauf, die Constitutionellen seien Schismatiker; nur nach förmlichem Widerruf ihrer bisherigen Grundsätze könne der Papst ihnen die Institution gewähren. Napoleon wollte davon nichts hören: denn wer widerrufe, entehre sich selbst; eine Retraction, wie die angesonnene, sei in Frankreich unmöglich. Er hielt es für seine Pflicht, zwischen den beiden Parteien zu vermitteln, und faßte den Entschluß, von den neu zu ernennenden Bischöfen ein Fünftheil aus den Constitutionellen zu ernennen.

Nachdem Napoleon ein Jahr lang gezögert, publicirte er zwar das Concordat, aber mit Hinzufügung der organischen Artikel, die dem Sinne der römischen Kurie wieder entgegenliefen. Die Einwirkung

des Papstes und die geistliche Amtsführung werden darin der bürgerlichen Gewalt untergeordnet: denn man ging von dem Grundsatz aus, daß der Staat eben nur für das religiöse Bedürfniß der Mehrzahl der Franzosen zu sorgen habe; die dazu nöthigen Einrichtungen erschienen als die Sache des Staates. Der Papst war dabei nur insofern erwähnt, als ihm die Institution zukam. Ihm gegenüber hielt man an den Grundsätzen fest, die vor der Revolution in der Literatur verfochten worden waren. Die vier gallikanischen Propositionen von 1682 sollten in den Schulen behauptet und gelehrt werden. Dies machte nun alles den unangenehmsten Eindruck in Rom, nichts mehr als die Nomination der constitutionellen Bischöfe. Zu einer eigentlichen Feindseligkeit gegen Napoleon wurde der römische Hof jedoch nicht fortgerissen.

Höchst auffallend ist es doch, daß die Ermordung des Herzogs von Enghien in Rom nicht eben viel Eindruck machte; Consalvi erzählt selbst, daß er sie entschuldigt habe. Und als nun hierauf Napoleon den Papst einlud, seiner Krönung zum Kaiser durch persönliche Theilnahme daran die pontificale Sanction zu geben, was für ihn, da ja die Mehrzahl der Franzosen eben katholisch war, eine hohe Bedeutung hatte, so war man in Rom nicht gemeint, dies abzulehnen. Grade die Schwierigkeiten, auf welche die Durchführung des Concordats im römischen Sinne stieß, machte den römischen Hof gefügiger, da er meinte, durch neue Annäherungen um so mehr in Stand zu kommen, sie zu heben. Auch Consalvi war ganz einverstanden damit, daß der Papst die Einladung Napoleons annahm und sich zu diesem Zwecke nicht ohne körperliche Beschwerden — denn die Reise fiel in die rauhen Monate — nach Frankreich begab. Napoleon behauptete später, der römische Stuhl habe sich damit geschmeichelt, zum Dank für seine Willfährigkeit die Legationen zurückzubekommen. In Rom hat man das immer geleugnet: denn man habe das Geistliche und Weltliche nicht vermischen wollen; gewiß war es aber die Absicht, die Einsetzung constitutioneller Bischöfe abzustellen und die Zurücknahme der organischen Artikel zu bewirken. Die Unterwerfung der constitutionellen Bischöfe unter den Papst ward nun wirklich erreicht, indem sie eine dem Papste genügende Erklärung abgaben: denn der französischen Regierung war selbst an der Eintracht und Unterordnung des Episkopats gelegen. In Bezug auf die organischen Artikel aber erhielt man nichts als leere Worte.

Der Widerstreit der revolutionären Monarchie und der Supremacie des Pontificates trat noch in einem andern Akte vor

Jedermanns Augen bei der Krönung selbst hervor. Bei der Feststellung der Ceremonie war der Vorschlag gewesen, daß der Papst nach unvordenklichem Herkommen die Krone dem Kaiser auf das Haupt setzen sollte. Napoleon hatte bemerkt, daß die Nation das ungern sehen, daß sie gleichsam eine Verletzung ihrer vollen Unabhängigkeit darin erblicken würde; er wollte die Krone sich selbst auf das Haupt setzen. Das war wohl schon einmal von Kaiser Friedrich II. in Jerusalem geschehen; dann war es bei der Krönung König Friedrichs I. von Preußen wiederholt worden. Das Eine und das Andere unter ganz abweichenden Umständen, ohne daß man dieser Fälle in Paris im mindesten gedacht hätte. Es scheint wohl, als sei der Cardinal-Legat Caprara auf die Anschauung Napoleons eingegangen. Der Papst selbst erfuhr nichts davon. Er kam in dem guten Glauben nach Notre-Dame, daß er die Ceremonie in ihrem vollen hergebrachten Umfange vollziehen würde. Er segnete die Insignien des neuen Kaiserthums; er segnete auch die Krone; aber als er sie ergreifen wollte, kam ihm der zuvor, dem er sie aufsetzen wollte: Napoleon ergriff die Krone und setzte sie sich mit eigner Hand auf's Haupt. Die höchste Gewalt, die auf dem neuen Boden aufgewachsen, wollte auch das oberste Abzeichen ihrer Macht nur sich selbst verdanken; während in den früheren Jahrhunderten der Gehorsam, den die Geistlichkeit der weltlichen Gewalt leistete, gleichsam auf die Krönung durch die Hand des obersten Geistlichen begründet wurde, so fühlte sich Napoleon stark genug, dessen nicht zu bedürfen. Der Papst sollte nur herübergekommen sein, um ihm seinen geistlichen Segen zu geben: das genüge dem neuen Episkopat und der Nation. Pius VII. schien dadurch befriedigt, daß ihm das revolutionirte Frankreich allenthalben ein Volk auf den Knien zeigte. In Paris erinnert man sich wohl, wie er in dem kaiserlichen Museum erschien; wie er in seinem langen gegürteten weißen Priestergewand segnend durch die Reihen der knieenden Männer und Frauen schritt, wie er dann seine Hand auf das Haupt eines Kindes legte und ihm seinen Ring zu küssen darbot. Die kirchliche Bedeutung dieser Handlungen führte er, daß ich so sage, auf ihren Ursprung zurück. Inbrunst und Güte, Erhebung der Seele, Alter und äußerliche Würde erneueten, vermenschlichten sie wieder. Wie stark mußten sie wirken, da sie die Hauptstadt des Unglaubens hinrissen.

Auf eine Aussöhnung der großen Interessen hatte dies jedoch keinen Einfluß.

Wenn man nicht so sehr dem Papst, als dem Cardinal-Staats-

secretär aus seiner Nachgiebigkeit einen Vorwurf machen könnte, so würde dieser darin bestehen, ungefähr wie bei dem Grafen Haugwitz, daß er sich die Unvereinbarkeit der Entwicklung einer großen revolutionären Gewalt mit den bisherigen Ansichten und Ideen des Pontificates nicht vollkommen deutlich machte und andere Dinge erwartete, als solche, welche folgen mußten.

Der in den Hintergrund gedrängten, aber keineswegs aufgehobenen geistlichen Differenz gesellte sich nun eine andere hinzu, welche die weltlichen, besonders die italienischen Interessen betraf.

Zweites Capitel.

Occupation des Kirchenstaates.

Wenn man in den Unternehmungen Napoleons nichts als Akte der Gewalt sieht, bestimmt, ein Weltreich zu gründen, so umfaßt man noch nicht das ganze Interesse derselben. Besonders in dem, was er in Italien dem Papste gegenüber vornahm, treten Ideen hervor, die über die momentanen Velleitäten hinausreichen: die erste ist die der Einheit von Italien; nicht grade in dem Sinne einer das ganze Gebiet umfassenden Staatsregierung, aber einer Autorität, vor welcher jedes besondere Bestreben verschwinden sollte. Italien gehörte bisher dem allgemeinen europäischen System an. Napoleon faßte den Gedanken, die Halbinsel jeder fremden Einwirkung, ausgenommen eben der französischen, die sich in ihm repräsentirte, zu entreißen. Unmittelbar an die Kaiserkrönung knüpfte er die Stiftung des Königreichs Italien. Er legt Werth darauf, daß er wieder der erste italienische König sei: der Gedanke der Wiederherstellung Italiens habe ihn begleitet seit dem Tage, wo er zum ersten Mal Italien betreten habe; doch sei die engste Vereinigung mit Frankreich nothwendig für Italien. Auch die eiserne Krone setzte er bei der Ceremonie sich selbst auf's Haupt. Ursprünglich hätte er die Theilnahme des Papstes auch an der italienischen Krönung gewünscht; dieser aber lehnte sie ab, weil er damit die drei Legationen aufgegeben hätte, die bei der Stiftung des Königreichs Italien in demselben für immer einbegriffen wurden.

Napoleon betrachtete bereits damals Italien als ein Ganzes; er sah eine Bedrohung desselben in der Anwesenheit der Russen in Corfu, der Engländer in Malta und der Einwirkung beider auf das

Königreich Neapel. Um sie nicht weiter eingreifen zu lassen, bemächtigte er sich höchst unerwartet bei dem Durchzug seiner Truppen durch den Kirchenstaat der Festung Ancona, die ja der Papst gegen die Schismatiker und Feinde des Glaubens selbst nicht vertheidigen könne. Aber die Stellung, die er in Italien nahm, trug dann besonders zur Bildung der dritten Coalition und dem österreichischen Kriege von 1805 bei. Die Schlacht bei Austerlitz war auch für Italien entscheidend. Hierauf wurden die Bourbonen auch aus Neapel verwiesen, die französischen Truppen bemächtigten sich des Landes. Der Kirchenstaat, der an dem Kriege keinen Antheil genommen, gerieth doch durch den Erfolg desselben in eine sehr veränderte Lage. Da die Franzosen auch Venedig in Besitz nahmen und nun Neapel beherrschten, so sah sich der Papst im Norden und Süden von Franzosen umringt und in ihrer Gewalt.

Damit trat nun aber eine andere Idee in Conflict, welche die Welt früher und später agitirt hat: die der Nothwendigkeit eines unabhängigen Kirchenstaates, um die Beziehungen des Papstes zur gesammten katholischen Kirche in ihrer Freiheit zu sichern. Der Papst protestirte gegen die Besetzung von Ancona, hauptsächlich weil er als Vater der Gläubigen zur Neutralität verpflichtet sei und nur eine vermittelnde Stellung einnehmen könne; er drohte sogar mit dem Abbrechen der diplomatischen Verbindungen. Es kann wohl nur die Erwartung von einem großen Erfolg der Coalition gewesen sein, was die päpstliche Regierung zu dieser Erklärung veranlaßte, in welcher Napoleon eine Feindseligkeit sah. So lange nun der große Kampf noch dauerte, schwieg Napoleon still. Erst als Alles entschieden war, im Januar 1806, von München aus, gab er dem Papst eine Antwort. Sie war eben gegen die Forderung des römischen Hofes, neutral zu bleiben, gerichtet. Denn, so sagte Napoleon, würden wohl Engländer oder Türken dieselbe respectirt haben? Er trat mit dem Anspruch hervor, daß Rom politisch von dem Kaiser abhängig sein müsse, weil er die geistliche Autorität des Papstes anerkenne; er erinnerte an die Oberhoheit, welche die griechischen Kaiser einst in Rom ausgeübt hatten, hauptsächlich aber an Carl den Großen, dessen Gewalt sich jetzt in ihm repräsentire, da er Frankreich, den größten Theil von Deutschland und Italien beherrsche.

Auf diesen Angriff gegen die Souveränität des Papstthums war man in Rom doch nicht gefaßt. Es schien, als ob Napoleon den Kirchenstaat nur als eine Enclave seines italienischen Reiches, dem er keine politische Unabhängigkeit zugestehen könne, betrachte.

Die alten Rechte des römischen Stuhles auf die Lehensherrlichkeit über Neapel oder auch nur auf den Besitz von Benevent und Ponte-Corvo war er weit entfernt anzuerkennen. Noch einmal kehrte nun der römische Stuhl seine althergebrachten Gerechtsame hervor. Napoleon, sagte man, sei Kaiser von Frankreich, aber nicht Kaiser von Rom; der Papst, dessen Souveränetät für die Kirche unentbehrlich sei, könne unmöglich dieselben Freunde und Feinde haben wollen, wie Napoleon: denn eine so enge Verbindung mit dem Kaiser der Franzosen würde bewirken, daß man dem römischen Stuhl in andern Gebieten den Gehorsam versage. Die Curie hielt noch für rathsam, die Ansprüche Napoleons auf die Souveränetät von Rom möglichst geheim zu halten, weil er sie gewiß nicht fallen lassen werde, wenn sie einmal bekannt geworden wären; man hoffte noch immer, er werde von seinen Forderungen abstehen. Wenn es gleich nicht thunlich ist, bei jedem dieser Schritte den Antheil nachzuweisen, den Consalvi daran gehabt hat, so ist der Einfluß des Staatssecretärs doch ohne Zweifel immer der entscheidende gewesen; ihm schrieb Napoleon alles und jedes zu, was von dem römischen Stuhle ausging, und hielt mit seiner Unzufriedenheit nicht zurück. Wie wenig an eine Aussöhnung zu denken war, trat bei einer Audienz hervor, welche der Cardinal Fesch, ein naher Verwandter Napoleons, der von Rom abberufen wurde, bei seinem Abschied bei dem Papst hatte. Der Papst sprach ihm von seiner Ergebenheit gegen Napoleon; er erklärte aber, daß er sich von demselben mißhandelt sehe. Der Cardinal erinnerte ihn, daß er das Recht nicht habe, der weltlichen Irrungen wegen seine geistlichen Waffen gegen den französischen Kaiser zu gebrauchen. Der Papst fragte ihn mit gehobener Stimme, woher er diese Ansicht schöpfe, und da nun Fesch sich auf die Concilien und ihre Superiorität über den römischen Stuhl bezog, so kam es zu einer sehr lebhaften Discussion, die fast einen Bruch ankündigte.

Auch in Paris erhob Napoleon laute Beschwerden über die Vermischung des weltlichen und geistlichen Interesses, der man sich in Rom schuldig mache; er schrieb sie den Rathgebern des Papstes zu, die vor Gott und Menschen für den Schaden verantwortlich seien, der dem römischen Stuhl daraus entspringen werde. Der vornehmste unter denselben war Consalvi, der die Ueberzeugung hatte, daß die politische Unabhängigkeit des römischen Stuhls die Bedingung seiner kirchlichen Wirksamkeit bildete. Schon früher hatte sich Napoleon gegen ihn erkärt, der Papst aber nie einwilligen wollen, ihn zu entbehren. Jetzt sprach der Kaiser sich mit

Heftigkeit gegen die eine oder die andere der ihm zugegangenen Noten des römischen Stuhles aus: der Staatssecretär wolle, sei es aus Unverstand, oder aus bösem Willen, den römischen Staat zu Grunde richten; er, der Kaiser, könne sich noch entschließen, den Cardinal Consalvi mitten in Rom aufheben zu lassen. Consalvi war davon tief betroffen. „Wenn mir, als ich über das Concordat unterhandelte, gesagt worden wäre, ich würde einst als ein Feind von Frankreich betrachtet werden, so würde ich zu träumen geglaubt haben; mein Charakter, meine Principien, meine ganze Führung entbinden mich der Pflicht, mich zu rechtfertigen." So drückt er sich in einem Schreiben an den Nuntius Caprara aus. Und doch, wir bemerkten es schon, hängt die unglückliche Erfahrung, die er machte, mit seinem früheren Verhalten genau zusammen. Jetzt trat das Wesen und die Politik Napoleons auf eine Weise hervor, daß zwischen ihm und dem Cardinal-Staatssecretär, der die Rechte des Kirchenstaats zu behaupten gedachte, kein Verständniß möglich war. Da hat sich nun Consalvi entschlossen, seine Abdication einzugeben, um, wie er sagte, nicht die Lösung der obschwebenden großen Fragen durch persönliche Antipathien zu erschweren. Mit demselben Courier, welcher die ablehnende Antwort des Papstes überbrachte, sollte dem französischen Kaiser auch die Nachricht zukommen, daß Consalvi aus dem Secretariat geschieden sei: denn er müsse überzeugt werden, daß die Antwort, die er empfange, nicht von Consalvi herrühre, sondern von dem Papste selbst. Im Juni 1806 ging das Staatssecretariat an Casoni über, einen von den Cardinälen, gegen welche sich der in Rom anwesende Cardinal Fesch am wenigsten eingenommen gezeigt hatte. Consalvi zog sich in den Palast Gaëtani zurück; er sah den Papst nur noch bei großen officiellen Gelegenheiten.

Aber der Nachfolger Consalvi's und die übrigen Räthe des Papstes hatten noch weniger Napoleons Beifall als Consalvi selbst: er hielt sie für Ignoranten und Fanatiker; und wenn nun im Laufe des preußischen Krieges der römische Hof sich der Einsetzung der Bischöfe in Italien durch die Regierung dieses Königreiches widersetzte und selbst die Gültigkeit des italienischen Concordates, das in Folge des französischen geschlossen und ebenfalls mit Erläuterungen, die den Geist der organischen Artikel athmeten, versehen worden war, in Zweifel zog, so gerieth Napoleon dadurch in eine größere Zornesaufwallung als jemals. Nach seiner Rückkehr von Tilsit, in Dresden, 22. Juli 1807, beauftragte er seinen Stiefsohn Eugen, Vicekönig

von Italien, die Ansprüche des Papstthums in höchst energischen Ausdrücken zurückzuweisen.

Auch in territorialer Beziehung hatte der Friede von Tilsit auf die Verhältnisse des Kirchenstaates Einfluß. Die Pläne auf Portugal, zu denen sich Napoleon mit Spanien vereinigte, hatten die Folge, daß er Toscana dem Infanten von Spanien entzog und mit französischen Truppen besetzen ließ. Schon wurde auch das Decret von Berlin über das Continentalsystem in dem Kirchenstaat zur Ausführung gebracht.

Bereits täuschte man sich nicht darüber, daß der Kirchenstaat selbst der französischen Occupation nicht entgehen würde: sie erfolgte im Jahre 1808. Sie war zuerst nur militärischer Natur. Napoleon erklärte öffentlich, er wolle dem römischen Stuhle nichts entreißen; aber er verlange von Rom denselben Gehorsam, den er in Neapel und bei dem Rheinbunde finde. Es war ihm unerträglich, daß der römische Hof in Verbindung mit dem bourbonischen Könige von Sicilien und mit Sardinien stehe; daß es noch einen englischen Consul in Rom gebe. Alledem wollte er ein Ende machen: denn in Rom sollte man dieselbe Politik beobachten, wie in Mailand und Neapel. Sollte aber dennoch der römische Hof in seiner Haltung verharren, dann müsse derselbe seine weltliche Herrschaft überhaupt verlieren. Es waren die Zeiten, in denen sich Napoleon Spaniens zu bemächtigen Anstalten traf, die ihren Zweck nicht verfehlen zu können schienen. Bei der militärischen Besitznahme von Rom war seine Absicht, wie er in einer geheimen Depesche seinem Gesandten ausdrücklich sagt, sich des Kirchenstaates zu bemächtigen, ohne viel Aufsehen zu machen, um die Einwohner von Rom an die Anwesenheit der Franzosen zu gewöhnen. Der Papst antwortete auf die Anmuthungen Napoleons: er könne in keine Feindseligkeiten gegen Ferdinand IV. willigen, der ein katholischer Fürst, und mit dem er nicht in Krieg sei; seine Häfen wolle er den Engländern verschließen, mit Vorbehalt jedoch der Rechte der Souveränetät für die Zukunft.

Hierauf rückten die Franzosen am 2. Februar 1808 in Rom ein. Napoleon stellte als sein Ultimatum auf, daß der römische Stuhl eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit den Königreichen Italien und Neapel schließen müsse, um Unordnung und Krieg von der Halbinsel fern zu halten: denn welche Sicherheit habe er für Italien, wenn sich in der Mitte desselben ein Land befinde, das seinen Feinden offen stehe?

Wenn wir in dem Getümmel der Ereignisse die Ideen zu unterscheiden suchen, die bei denselben wirksam waren, so tritt hier noch eine andere Seite des Gedankens, daß Rom von dem französischen Kaiserthum abhängig sein müsse, hervor. Sie betraf nicht die Beziehungen des Papstthums zu den europäischen Mächten, sondern das Verhältniß zu dem französischen Kaiserthum an sich. Veranlaßt durch die erwähnte Weigerung der Institution der Bischöfe in dem italienischen Königreiche stellte der Kaiser in jenem Schreiben aus Dresden den Gegensatz zwischen Kirche und Staat in den Vordergrund: durch diese Streitigkeiten verletze der Papst einen Souverän, der als die Säule der Religion betrachtet werde, in Folge der Dienste, die er derselben in Frankreich, Italien, Deutschland, nunmehr auch in Polen geleistet habe; glaube denn der Papst, daß die Rechte der Krone weniger heilig seien, als die Rechte der Kirche? Es habe Könige gegeben, ehe es einen Papst gab. „Der Papst will mich bei der Christenheit anklagen. Ein unsinniger Gedanke, der blos von Menschen kommen kann, die das gegenwärtige Jahrhundert nicht kennen: es ist ein Anachronismus um tausend Jahre. Jesus Christus hat gesagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt; will der Papst dem Kaiser nicht geben, was des Kaisers ist? Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo ich den Papst nur als Bischof von Rom anerkenne, von demselben Range, wie die übrigen Bischöfe meines Reiches. Ich würde mich nicht scheuen, die verschiedenen Kirchen, die italienische, gallicanische, deutsche, polnische, in einem Concil zu vereinigen." So hatte auch bereits Cardinal Fesch dem römischen Hofe mit einem Concile gedroht; der Kaiser, sagte er, werde dann seine Angelegenheiten ohne Rom vollführen.

Wenn aber Napoleon bei seinen Entwürfen gegen Spanien in dem König und der regierenden Familie keinen Widerstand gefunden hatte, so hatte dagegen der römische Stuhl den Muth, sich nicht zu fügen. Der Papst war im Quirinal eingeschlossen, er übte nur seine geistliche Gewalt aus; aber auch diese genügte, um der neuen Invasion zu widerstreben. Der Papst verbot den Bischöfen, dem französischen Gewalthaber den Eid der Treue zu leisten; sie würden sich sonst zu Mitschuldigen des Sacrilegiums machen, das dieser begehe. Als man auch den Cardinal Pacca aus dem Quirinal wegführen wollte, widersetzte er sich den französischen Offizieren persönlich und mit Erfolg. Und schon war eine Excommunicationsbulle abgefaßt

durch welche der kirchliche Bann über diejenigen ausgesprochen wurde, welche sich der Besitzthümer der Kirche bemächtigten.

Es war der directeste Gegensatz gegen die Ideen von Napoleon; denn darin lag eine Vermischung der weltlichen und der geistlichen Angelegenheiten, auf deren Trennung das System des Kaisers hinzielte. Er meinte, so weit würde Consalvi nicht gegangen sein: der würde nicht um eines weltlichen Vortheils willen das geistliche Interesse des Papstes, das in der engsten Verbindung mit dem Kaiser bestehe, aus den Augen geben. Napoleon sprach unumwunden aus, daß die geistlichen Interessen, die unveränderlich, von den weltlichen, die der Veränderung unterworfen seien, getrennt werden müßten. Auf diesen Grund decretierte er am 17. Mai 1809 die Vereinigung der Staaten des Papstes mit dem französischen Reiche. Darauf antwortete der Papst durch die Publication jener Excommunicationsbulle.

Das geschah eben damals, als die glücklichen Erfolge der österreichischen Waffen einen allgemeinen Umschwung in Aussicht stellten. Aber Napoleon gestattete in der Durchführung seines Planes keine Verzögerung; aus seinem Feldlager ordnete er die Einzelheiten desselben an. In einem seiner Schreiben heißt es: wenn der Papst, die Lehren des Evangeliums vergessend, seine Wohnung für ein Asyl halte, um den Ungehorsam zu predigen, so müsse man ihn verhaften. Diese Verhaftung wurde nun in der That im Quirinal selbst vollzogen, gerade in dem Augenblick, als die Schlacht von Wagram das Glück Napoleons nochmals besiegelte. Der Papst wurde in das französische Gebiet abgeführt.

Bei der Betrachtung des Verlaufes dieser Ereignisse im Allgemeinen drängt sich eine Bemerkung auf, welche unerwartet und nach verschiedenen Seiten anstößig erscheinen wird, aber doch nicht verhehlt werden darf. Darin werden Alle übereinstimmen, daß das Concordat, indem es den Verkauf der Nationalgüter, d. h. doch vornehmlich der geistlichen, anerkannte, die Grundlagen der Revolution recht eigentlich befestigte; innerhalb Frankreichs hätte ihr Bestand sonst immer angefochten werden können. Da erhebt sich nun die Frage, wie weit der römische Stuhl ein Recht hatte, diesen Verkauf durch seine Beistimmung zu sanctioniren: denn der Besitz war doch vor Allem der der französischen Kirche, in weiterem Sinne der Kirche überhaupt; daß aber deren Recht von der Autorität des päpstlichen Stuhles abhinge, könnte Niemand sagen. Gewiß waren schon mancherlei Säcularisationen erfolgt, namentlich in Deutschland, aber sie waren von dem deutschen

Reiche nachgegeben, welches eine geistliche und politische Gewalt zugleich in sich schloß. Das französische Reich aber war selbst umgestürzt und seine Verfassung eine auf durchaus anderen Principien beruhende geworden. Indem der Papst, dem doch keine eigentlich rechtliche Befugniß zustand, den Verkauf der Nationalgüter sanctionirte, so unterwarf er sich gleichsam den revolutionären Principien. Wir tasten dabei die Beweggründe des Papstes, auf die französischen Forderungen einzugehen, nicht an; sie waren noch mehr religiöser als rein kirchlicher Natur. Der Papst wünschte den katholischen Glauben in Frankreich wiederherzustellen, seine ganze Seele trachtete danach; kein Preis dafür war ihm zu hoch; uns liegt es fern, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Aber wahr ist es doch: er bot die Hand dazu, den Umsturz der alten Kirche zu vollenden; die neue Circumscription der Diöcesen bildete in kirchlicher Hinsicht ein neues Frankreich. Consalvi war in dieser Beziehung der Rathgeber des Papstes; der Papst und der Cardinal, die römische Kirche überhaupt glaubten ein großes Werk zu vollziehen, wenn sie die Autorität der römischen Curie in der neu constituirten französischen Kirche feststellten. Darauf war bei dem Abschluß des Concordates ihr Sinn hauptsächlich gerichtet gewesen; aber das Zusammenwirken der höchsten Gewalten stieß auf die größten Schwierigkeiten. Es ist wahr, Napoleon trat nun an die Stelle der alten Könige. Aber welch ein Unterschied: die alten Könige waren durch und durch katholisch und wollten es sein; die neue Gewalt hatte einen constitutionellen Grund, es weder zu sein, noch zu scheinen. Die Staatsverfassung, die man beschworen hatte, erkannte eine Staatsreligion nicht an; gerade der neue Herrscher hatte in seiner Lage einen dringenden Anlaß, auch diejenigen zu befriedigen, die nicht streng katholisch in dem römischen Sinne waren; er erhob sie selbst zu den bischöflichen Sitzen. Darüber entstand ein Zerwürfniß, welches nicht zu vermeiden noch zu beseitigen war: denn trotz aller seiner Annäherung hielt doch der römische Stuhl an seiner kirchlichen Prärogative fest. Und ohnehin verstand es sich, daß die revolutionäre Gewalt ihrerseits alle Rechte, die ihr vom Standpunkt des Staates aus zustehen konnten, mit dem größten Eifer in Anspruch nahm. Das Concordat war in der Natur der Dinge begründet, aber ebenso auch der Streit über die Besetzung der Bisthümer und die organischen Artikel. Dazu kam nun die politische Tendenz des revolutionären Staates, Italien seiner Herrschaft zu unterwerfen; die Unabhängigkeit des Papstthums als eines kirch-

lichen Staates wurde insofern, als sie auf den Besitz eines weltlichen Staates gegründet war, von der revolutionären Gewalt in Frage gestellt. Der Gegensatz ist auch hier unvermeidlich. Denn in dem Papstthum repräsentirt sich die Allgemeinheit der katholischen Kirche; es konnte mit Napoleon, insofern er mit katholischen Potenzen in Krieg gerieth, unmöglich gemeinschaftliche Sache machen. Aber auch Napoleon konnte wohl nicht anders, als dem Kirchenstaate die Verbindung mit seinen Feinden abschneiden zu wollen. Ein innerer Conflict führte alle Tage zu schärferen Gegensätzen, bis dann endlich der Kaiser sich des Kirchenstaates bemächtigte und der Papst die Excommunication gegen ihn aussprach.

Drittes Capitel.

Zeitweilige Unterordnung des Papstthums unter das französische Kaiserthum.

Napoleon ließ keinen Zweifel darüber, wohin sein System ziele; alle Institute, die zur Ausübung des Pontificates gehörten, mit Inbegriff der Archive, wurden nach Paris geschafft; die Cardinäle erhielten Befehl, sich ebendahin zu verfügen. Für den Papst selbst wurde der erzbischöfliche Palast zu Paris eingerichtet. Ein Senats-Consult sprach den Grundsatz aus, daß eine auswärtige Souveränetät mit der Ausübung der kirchlichen Gewalt im Innern unvereinbar sei; fortan wird der Kaiser an der Tiber herrschen, wie an der Seine. Der römische Staat wurde mit dem französischen Reiche vereinigt; die künftigen Kaiser sollten in St. Peter gekrönt werden, die künftigen Päpste sollten zeitweise in Rom oder Paris residiren. Jeder künftige Papst sollte die Artikel von 1682, in denen die Superiorität der Concilien über die Päpste enthalten ist, beschwören. Diese Artikel sollten allen Kirchen des neuen Reiches gemeinsam sein.

Großartige Ideen von einem die politische und geistige Welt umfassenden Inhalt, zu deren Durchführung aber das Bestehen und das Wachsthum des Kaiserreichs nothwendig gewesen wäre, welches doch wieder seinerseits Europa mit Verderben und Unterdrückung bedrohte.

Von der Excommunicationsbulle wurde Napoleon wenig berührt, da er darin nicht namentlich genannt wurde und eine Bulle Papst Martins V. für einen solchen Fall den Verkehr

mit den Betroffenen für erlaubt erklärt; die Cardinäle assistirten den geistlichen Ceremonien, denen der Kaiser beiwohnte, ohne Scrupel. Auch Consalvi war damals in Paris; dem Befehle, sich dahin zu verfügen, hatte er anfangs Folge zu leisten verweigert, weil nur eine Autorisation des Papstes ihn ermächtigen könne, Rom zu verlassen; als er, durch militärische Gewalt gezwungen abzureisen, in Paris ankam, lehnte er doch ab, die nicht unansehnliche Pension anzunehmen, die für die Cardinäle bestimmt worden war. In der Audienz, die er dann bei Napoleon hatte, gedachte dieser des mit Consalvi eben in demselben Saale abgeschlossenen Concordats. Aber wozu, sagte er, habe das geholfen; er deutete an, die Sachen würden besser gegangen sein, wenn Consalvi im Amt geblieben wäre: denn der sei zwar kein großer Theolog, aber ein guter Politiker. Wenn er einen Plan von den Cardinälen forderte, wie die kirchlichen Angelegenheiten überhaupt zu regeln seien, so rechnete er dabei auf eine eingehende Mitwirkung Consalvi's. Aber gerade unter dessen Leitung geschah es, daß die Cardinäle erklärten, den geforderten Plan aufzustellen, seien sie getrennt vom Papst nicht im Stande. Von ihrem Widerstande auch in diesem Augenblicke wurde Napoleon noch einmal sehr empfindlich berührt.

Er wünschte seine Vermählung mit der Erzherzogin von Oesterreich mit allem möglichen kirchlichen Pompe zu verherrlichen. Da aber fand sich nun doch eine erhebliche Schwierigkeit: sie bestand darin, daß die Scheidung Napoleons von Josephine von dem erzbischöflichen Officialat ausgesprochen, von dem Papst aber nicht bestätigt worden war. Unter den in Paris anwesenden Cardinälen bildete sich eine Partei, die daran festhielt, daß bei den Eheschließungen von Souveränen die Einwilligung des Papstes unentbehrlich sei. Von Consalvi erwartete Napoleon mehr politische Rücksicht, als von den übrigen. Aber Consalvi trat jener dissentirenden Partei unter den Cardinälen nicht nur bei: er leitete selbst die Schritte derselben. Bei der großen kirchlichen Vermählungsfeier versagten dreizehn Cardinäle ihre Theilnahme; ihre Abwesenheit wurde allgemein bemerkt und erregte eine heftige Indignation Napoleons: denn dieser Akt habe, so war besonders durch Fouché den Cardinälen vorgestellt worden, eine große politische Tragweite; er könne einen Zweifel an der Legitimität der aus der neuen Ehe zu erwartenden Nachkommenschaft veranlassen. Napoleon selbst hat gesagt, so lange er lebe, werde Alles schweigen; nach seinem Tode werde der Widerspruch erwachen. Die dissentirenden

Cardinäle wurden an verschiedene Orte Frankreichs verbannt, Consalvi nach Rheims, wo er seine Memoiren geschrieben hat. Und bei der kirchlichen Regierung selbst konnte doch der Kaiser der persönlichen Mitwirkung Papst Pius' VII. nicht entbehren; er ernannte wohl zu den Bisthümern, allein der Papst verweigerte den Ernannten die canonische Institution. In seiner Gefangenschaft fand er doch Mittel, durch ein eigenes Breve die Maßregeln, die man für diesen Fall ergriffen hatte, zu mißbilligen.

Es bedurfte, daß ich so sage, eines neuen Ganges mit ihm.

Sonderbarer Kampf zwischen dem, der die Welt bemeisterte, wie nie ein anderer, und einem armen Gefangenen. Der Eine in dem Genuß allen Glanzes und aller Gewalt, die die Erde zu geben vermag; voll Verschlagenheit und Kühnheit, Scharfsinn und Entschlossenheit; verbündet mit allen Kräften, welche den Menschen gebieten; immer, ohne Wanken, sein Ziel vor Augen. Der Andere, nachdem man ihn eine Zeitlang mit auffallender Sorgsamkeit behandelt hatte, bald darauf der Gemeinschaft mit der Welt, selbst der Möglichkeit schriftlicher Mittheilung beraubt, von der wachsamsten Polizei umgeben, abgeschnitten von jedermann, völlig vereinsamt. Und doch war allein sein Dasein eine Macht. Nicht mit den offenbaren, aber mit den geheimen inneren Kräften, welche ihm die alte Gewohnheit des Glaubens und der Verehrung so lange Jahrhunderte daher in der ganzen katholischen Christenheit von selber zuwandte, war er verbündet. Aller Augen sahen nach ihm hin; sein Widerstand gegen die Gewalt, sein Leiden, das man um so mehr mitfühlte, da es ein allgemeines war, hatten sein Ansehen unendlich vermehrt und es mit dem Glanze des Märtyrerthums umgeben. Von Mitleiden für eine solche Lage wurde aber Napoleon nicht berührt; er sah in Pius VII. nur eben einen Gegner, der ihm in der Regierung seines Reichs, zu der auch die päpstlichen Angelegenheiten gehörten, die größten Schwierigkeiten entgegensetzte. Er hatte zu einer großen Anzahl von vacanten Bisthümern sein Recht der Nomination ausgeübt, aber der Papst versagte ihnen die Institution; man zählte 25 vacante Bischofssitze. Wenn nun die Diöcesen dennoch administrirt werden sollten, so ordnete Napoleon an, daß das durch Vicare der Kapitel geschehen solle. Aber dabei fand er überall geheime Verhinderungen, die er dem Papst zuschrieb; einige Briefe fielen in seine Hand, durch welche dieser Verdacht bestätigt wurde. Napoleon meinte: das sei ein Verfahren der gregorianischen Zeiten, bei welchen die öffentliche Ordnung seines Reiches nicht be-

stehen könne; er gab dem Papst die Absicht Schuld, das Bisthum überhaupt nicht wieder zu Kräften kommen zu lassen, wie dies schon in Deutschland geschehen sei, sondern die Kirche durch apostolische Vicare zu regieren; deren Amtsführung aber könne von Seiten des Staates, dem sie fremd seien, nimmermehr geduldet werden. Seine Behauptung ist immer, daß man ihn zu politischen Concessionen nöthigen wolle, deren Gebiet aber ein ganz anderes sei; er wollte nichts davon hören, daß man seinen territorialen Vergewaltigungen durch Widerstreben in den geistlichen Dingen antworten dürfe.

Der Papst wurde nun in Savona auf eine Weise behandelt, die ihn wohl hätte in seinem Verhalten irren können, wenn ihn nicht andere Betrachtungen zurückgehalten hätten. Er hätte nichts mehr gewünscht, als nach Rom zurückzukehren: nicht jedoch um den Preis der Verzichtleistung auf seine Souveränetät, die er ja gern, sagt er, dem französischen Kaiser zu Füßen legen wolle, wenn er nicht selbst bei seiner Krönung beschworen hätte, sie zu behaupten.

Wenn es wahr ist, daß die Excommunication, die er ausgesprochen, den Kaiser nicht nannte, so bezeichnete sie ihn doch unverkennbar; und der Papst zeigte sich, als ein österreichischer Diplomat diese Saite mit großer Vorsicht berührte, nicht geneigt, sie zurückzunehmen. Die Sendung geschah im Einverständniß des Grafen Metternich, der damals österreichischer Gesandter in Paris war, mit der Regierung Napoleons; aber sie ließ wenig Hoffnung übrig, den Papst zu irgend einer Nachgiebigkeit zu vermögen: dennoch ging die Ansicht der geistlichen Commissionen, die Napoleon zu Rathe zog, eben dahin, daß dies nothwendig sei. Von den Gründen, die der Papst für seine Verweigerung der Institution anführte, erkannte sie besonders den an, der in seinem damaligen Zustande lag, und forderte auf das dringendste eine gütliche Abkunft mit ihm: denn schon rege sich allenthalben der Widerstand; es gebe einen geheimen Dienst sogenannter reiner Katholiken; eine alte Partei erwache wieder, und nicht so leicht sei das Volk über den wahren Standpunkt der Frage aufzuklären. In den Commissionen selbst ist dem Kaiser der Rath gegeben worden, die französischen Bischöfe zu einem Concil zu versammeln; Napoleon entschloß sich dazu, um für den Fall, daß der Papst die Vorschläge, die er ihm mache, nochmals zurückweise, einen Rückhalt an der französischen Geistlichkeit zu haben: das Concil sollte die Repräsentation der höchsten kirchlichen Gewalt übernehmen können. Denn die Idee, daß ein Concil über dem Papst sei, war

gewissermaßen erblich bei der französischen Regierung; sie hatte die Stürme der Revolution überdauert; Bossuet und die Propositionen von 1682 standen in größtem Ansehen. Napoleon hat dem Papst angedeutet, ein Concil könne über ihn richten und ihn selbst absetzen; daß Niemand über den Papst richten könne, war die ursprüngliche Prätension des römischen Stuhles, in deren Anerkennung eine der Grundfesten der päpstlichen Allgewalt lag. Und gewiß ist, daß die Berufung eines Concils auf den Papst einen nicht geringen Eindruck machte. In dem ersten Gespräch darüber sagte er den französischen Bischöfen, die von Napoleon nach Savona geschickt waren, um mit ihm hauptsächlich über die versagte Institution zu verhandeln: ein Concil könne nicht ohne den römischen Papst versammelt werden. Man antwortete ihm: das gelte von allgemeinen Concilien, nicht aber von nationalen. Aber den nationalen, versetzte der Papst, stehe kein Recht zu, über allgemeine Fragen, wie die der Institution, Decrete abzufassen. Auf die Anmuthung, die Artikel von 1682 zu unterschreiben, die ihm allerdings gemacht wurde, ist der Papst keinen Augenblick eingegangen, da einer seiner Vorgänger dieselben kurz vor seinem Tode ausdrücklich verworfen habe; in Bezug auf die Institution aber zeigte er sich den Bischöfen gegenüber nicht absolut unerschütterlich. Sie schilderten ihm den unglückseligen Zustand so vieler Bisthümer aller Welt, die ihrer Hirten beraubt seien; die Gefahr der Religion bei diesem Zustande; ihm selber schrieben sie das Unglück, welches geschehen sei, das Unglück, das geschehen könne, zu. Kein Wunder, wenn sie Eindruck machten. Gebeugt, wie der Papst durch das eigene Leiden war, allen Beistandes beraubt, überließ er sich umsomehr dem Eindruck ihrer Vorstellungen, da die Uebelstände, die sie beschrieben, in der That unleugbar waren. Noch gab er nicht völlig nach; aber in seiner Seele trat er einen Schritt zurück. Die Bischöfe kamen so weit, daß sie, und zwar in seinem eigenen Zimmer, einen Entwurf niederschrieben, in welchem seine Einwilligung ausgesprochen war, daß die Institution, falls er sie länger als sechs Monate hindurch aus einem anderen Grunde als wegen persönlicher Unwürdigkeit verzögere, von den Metropoliten gegeben werden könne. Bei jedem Wort, das er nachgab, war er aber bange, daß es zu weit gehe. Als die Bischöfe sich mit dem Entwurf entfernt hatten und abgereist waren, erklärte er, daß einige Artikel darin seien, die er in seinem Gewissen mißbilligen müsse; worauf der französische Präfekt, der seinen Aufenthalt in Savona überwachte, ihm die Bemerkung machte, daß auf

solche Weise keine Unterhandlung möglich sei. In diesem Augenblick hatte sich nun aber das Nationalconcil in Paris bereits versammelt. Es war nicht ein Nationalconcil im strengen Sinne, — denn auch die Italiener nahmen vielen Antheil daran, und auch einige Deutsche und Flamländer finden wir genannt; es war eine Versammlung der Bischöfe des französischen Reiches, wie es eben bestand. Eine so vollkommene Hingebung, wie der Kaiser erwartete, zeigte es nun keineswegs. Gleich bei der Discussion der Adresse regte sich zuerst in der Commission, dann in der Generalversammlung der Gedanke, daß man den Kaiser vor Allem um die Befreiung des Papstes bitten müsse, wie einer von den Rednern sagte: von dem Papste getrennt, würde die französische Kirche wie ein vertrockneter Ast am Stamme eines Baumes sein. Wie hätte sich auch anders erwarten lassen, als daß das katholische Gefühl, das durch die Behandlung des Papstes beleidigt worden war, zu Wort gekommen wäre. Aber auf der andern Seite wollte man doch sich auch nicht gegen den Kaiser erklären, dessen Ungnade man fürchtete: diese Forderung wurde in die Adresse nicht aufgenommen. Eine analoge Frage erhob sich, als man nun auf die für die Institution zu gebenden Regeln zu reden kam: ob nehmlich das Concil die Competenz habe, über diesen Gegenstand zu verhandeln. Bei weitem der größte Theil der Versammlung war doch dafür, daß dem Concil die Competenz zustehe. Insgeheim war von einigen Opponenten eine Protestation hiegegen vorbereitet. Um es dazu nicht kommen zu lassen, ergriff die Regierung das Mittel, die drei vornehmsten Stimmführer einziehen und nach Vincennes bringen zu lassen; auch einige andere reisten ab. Das hindert aber nicht, das Concil dennoch für vollkommen beschlußfähig zu halten. Es kam noch zu neuen Verhandlungen mit der Regierung und endlich zu der Sitzung, die als die bedeutendste zu betrachten ist, am 5. August 1811. Die Competenz des Concils ward darin aufs neue bestätigt, — nicht viel anders, als es Napoleon ursprünglich beabsichtigt hatte. Man entwarf ein Decret über das bei der Versagung der Institution einzuhaltende Verfahren: wenn sie nach sechs Monaten noch nicht erfolgt sei, so solle der Metropolitan oder der demselben nächste Obere in der Kirchenprovinz die Institution ertheilen. Dieses Decret nun, welches auf den Grund der conciliaren Autorität abgefaßt worden, sollte auf den Antrag des Concils dem Papst zur Annahme vorgelegt werden; der Kaiser sollte eine neue Deputation nach Savona schicken, um die Bestätigung dieses Decretes auszuwirken. So geschah

das nun auch ohne Verzug. Dieselben Bischöfe, die schon einmal mit dem Papste unterhandelt und sich von seiner Geneigtheit zu einem Uebereinkommen überzeugt hatten, begaben sich zu ihm. Auch eine Anzahl von Cardinälen fanden sich bei Papst Pius VII. ein, unter ihnen Reverella, ein Landsmann des Papstes, der immer großen Einfluß auf die Entschließungen desselben gehabt hatte, und als diese die alten Vorstellungen und Bitten dringend wiederholten, so ging der Papst noch einen Schritt weiter als bei seiner ersten Entschließung; er leistete auf jene Klausel von der persönlichen Unwürdigkeit Verzicht: falls er die Bestätigung länger als sechs Monate verzögere, solle jedesmal, ohne Ausnahme, der Metropolitan dieselbe zu gewähren die volle Macht haben. In einem Breve, in dem er gleichsam seine Freude über diesen Ausgang bezeugte, sprach er diese Concessionen aus. Von der Excommunication war nicht mehr die Rede; der Papst schrieb eigenhändig an den Kaiser.

Pius VII. hatte sich in jenen schweren Augenblicken, als er offene Angriffe erfuhr, unerschrocken und standhaft erwiesen; mit wahrer Erhebung begegnete er jenen Franzosen, die den Quirinal erstiegen hatten, um ihn fortzuführen; das Gefühl seines Berufes, an den ihn so viele Eide fesselten, der Kirche, deren Haupt er war, gab ihm dann einen höheren Schwung; er erfüllte Pflichten, über die ihm kein Zweifel obwaltete.

Jetzt aber war es anders; er gerieth in einen Kampf zwischen dem, was die Lage des Augenblicks, die Noth und das Bedürfniß der Kirche erforderte, und demjenigen, was die alte Ordnung des heiligen Stuhles war. Einen so tiefen Eindruck machte ihm die Vorstellung des ersten, daß er nicht mit unbedingter Strenge an der letzten festhielt. Auch das gewann er nur unter großen inneren Stürmen über sich. „Er kam", sagt de Pradt, „den andern Tag immer auf das zurück, was er am Abend zugestanden. Er gab mit Leichtigkeit und selbst mit Anmuth dem Gewicht der Gründe nach, die man ihm anführte: man glaubte am Ziel zu sein; allein den andern Tag hatten unruhige Scrupel, die seinen Schlaf gestört, auch seinen Entschluß erschüttert und geändert.

Als er in Savona die ersten entscheidenden Zugeständnisse gemacht, hörte ihn sein Ajutante di Camera, Ippolito Palmieri, der in der Nebenstube schlief, die Nacht hindurch seufzen; er schloß kein Auge; er fühlte eine tiefe Reue und klagte sich selber an; den andern Morgen fragte er, ob die Franzosen abgereist; als er hörte, sie seien das, fiel er in eine Art von dumpfer Besinnungslosigkeit.

Und dennoch war er weit entfernt, mit alle dem den Streit zu beendigen. Napoleon war noch nicht, wohin er wollte. Wenn die Deputation den Papst Befreiung und Rückkehr nach Rom hatte hoffen lassen, so war doch Napoleon nicht gemeint, dies zu bestätigen; den Plan, den er vorlängst gefaßt, wollte er vollkommen ausgeführt haben.

Wir nehmen in Napoleon Größe der Gesichtspunkte, Folgerichtigkeit der Ausführung wahr, den Blick und den Flug des Adlers nach seiner Beute; so scharf übersieht er den ganzen Horizont; so geradezu stürzt er auf den entscheidenden Punkt. Allein die Erhabenheit persönlicher Gesinnung, die einer Stellung wie die seine entsprochen hätte, läßt er vermissen; jenen Stolz eines großen Herzens, das sich mit dem Gemeinen nicht befleckt. Ihm ist der Zweck alles. Doch nicht ein jeder läßt sich mit Gewalt erreichen: dann ist ihm kein Mittel zu schlecht, keine Maßregel zu kleinlich; er scheut keine langwierige und gehässige Tyrannei, um seinen Gegner herabzuwürdigen und, wie man sagt, mürbe zu machen; endlich in geschmeidigen Windungen fährt er heran, ihn zu erdrücken.

Diese Art und Weise seines Charakters trat besonders bei seiner Behandlung des Papstes zu Tage. In einem seiner Briefe heißt es: der Papst müsse in seiner Person empfinden, daß er dem Kaiser Mißvergnügen verursache. Alle seine Reticenzen sind berechnet. Man hat dies hervorgehoben und in den stärksten Farben ausgemalt; wer wollte sich soweit vergessen, ein Wort der Entschuldigung zu sagen? Allein die Verwerflichkeit der kleinlichen Mittel, die Napoleon anwendete, darf doch den Historiker nicht hindern, die Größe der Gesichtspunkte, von denen er ausging, anzuerkennen.

Napoleon war mit den Erklärungen des Papstes keineswegs zufrieden gestellt; auf den Brief desselben gab er keine Antwort. Und was war es, was er in dem päpstlichen Zugeständniß vermißte? Vor Allem hatte der Papst vermieden, das Nationalconcil anzuerkennen; die Ausdrücke seines Breve verriethen, daß er sich als den allgemeinen Bischof betrachtete, während Napoleon ihn nur als den ersten in seinem Reiche anerkennen wollte. Ferner aber hatte er den Metropoliten die Institution der Bischöfe nur in seinem Namen zu ertheilen erlaubt, während doch Napoleon die Autorität des Papstes in Bezug auf die Institution durch seine Versagung als erloschen betrachtet wissen wollte. Endlich fürchtete Napoleon einen geheimen Einfluß auf die Metropolitane. Um dem zuvorzukommen, wollte er verfügen, daß die Metropolitane in einem solchen Falle als Staatsverbrecher

betrachtet werden sollen, weil ihr Verfahren dahin ziele, die Staatsbürger in ihrem Gewissen zu beunruhigen und dadurch die öffentliche Ordnung zu stören.

Von dem Papst forderte Napoleon die einfache Annahme der conciliaren Decrete. Wenn eine solche nicht zu erreichen sei, so wies er die Bischöfe an, Savona zu verlassen, was sie dann, da es unmöglich wurde, den Papst weiter zu bringen, bald darauf thaten. Man dürfte nun wohl im Allgemeinen nicht sagen, daß der absolute Gedanke der Kirche und der absolute Gedanke des Staates hier auf einander gestoßen seien. Es hat den Anschein; aber in Wahrheit waren es die Repräsentanten der beiden Ideen, deren Vereinbarung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Napoleon hütete sich, das religiöse Moment an sich zu berühren; aber er wollte das absolute Kaiserthum unbedingt aufrecht halten und jede Einwirkung der päpstlichen Gewalt, die er von andern Rücksichten als den eigentlich kirchlichen herleitete, unmöglich machen. Noch weniger war Pius VII. gemeint, den Staat als solchen anzugreifen; er suchte nur die alten Prärogativen der pontificalen Gewalt in Bezug auf die Bisthümer des Occidents sich nicht entreißen zu lassen. Nicht sowohl die Idee von Staat und Kirche, als die Idee des Kaiserthums und die Idee der päpstlichen Gewalt stießen aneinander. Der Kaiser stützte sich auf die Nothwendigkeit, auf seine Unterthanen keine religiösen Scrupel einwirken zu lassen, was die Ordnung des Staates gefährde; der Papst aber meinte, daß er seine oberste Autorität ohne alle Rücksicht darauf behaupten müsse. In diesem Augenblick fühlte sich der Kaiser, da er ein conciliares Decret für sich hatte, als der Stärkere. Da der Papst zu der Annahme desselben nicht zu bewegen war, ließ er im Juni 1812 seinen Gefangenen nach Fontainebleau in der Nähe seiner Hofhaltung führen, in einer Eile, welche die Schwachheit des alten Mannes noch vermehrte; er umgab ihn mit Männern seines Wohlgefallens. Es warin Cardinäle, wie Giuseppe Doria, der gut und fromm sein mochte, aber nur die Größe des Kaisers und ihr gegenüber die Gefahr der Kirche wahrnahm. Diese Leute wurden nicht müde, dem Papste vorzustellen, wie die Kirche gleichsam ohne Haupt sei, da weder die Gemeinde der Gläubigen mit ihm, noch er mit den Gläubigen in Verbindung stehen dürfe, da Rom seines Clerus fast durchaus beraubt worden, da man die Häupter aller Geistlichkeit, die Cardinäle, von Ort zu Ort in der Verbannung herumführe; wie sehr nehme in dieser Anarchie der Kirche die Macht ihrer Feinde

überhand, so mächtiger Feinde, daß Napoleon selbst ihnen Zugeständnisse machen müsse! Es war ihre eigene Ueberzeugung; sie machten tiefen und tieferen Eindruck; endlich begannen die Unterhandlungen wieder. Jean Baptiste du Voisin war beauftragt, sie zu führen, noch ein Zögling und jetzt Professor der Sorbonne, lange schon das Orakel der französischen Geistlichkeit. Voisin verstand es, voll ruhiger Ueberlegung, Schritt für Schritt, mit überzeugender Beweisführung den Gegner zu überwinden. Endlich war es so weit.

Napoleon selbst — nicht ohne seine Gemahlin, die durch den Glanz ihrer hohen Herkunft das Ansehen noch erhöhte, welches ihm Tapferkeit und Glück verliehen, — ging zu ihm hinaus; er selber durch persönlichen Einfluß wollte die Sache zu Ende führen.

Wenn er hier anfangs sehr übertriebene Forderungen aufstellte, wie er z. B. unmittelbaren Antheil an der Ernennung der Cardinäle und ausdrückliche Anerkennung der vier Artikel der gallicanischen Kirche in Anspruch nahm, so stand er allmählig davon ab; aber indem er auf der einen Seite nachgab, ward er auf der andern um so dringender. Er drohte zugleich und versprach: er war liebenswürdig und heftig; gewaltsam, wie behauptet worden, hat er den Papst nicht angetastet; aber er nahm den Ton der Ueberlegenheit an und sagte ihm wohl ins Gesicht: er, der Papst, sei in kirchlichen Sachen nicht bewandert genug. Endlich wurden die Artikel entworfen. Pius folgte dem Geschwindschreiber mit Aufmerksamkeit; er gestand Punkt für Punkt zu; als es zur Unterschrift kam, sah er sich noch einmal nach den Cardinälen und Bischöfen um, die zugegen waren; wer wäre aber da gewesen, um zu reden, und wer hätte es zu thun gewagt? Einige neigten das Haupt, andere zuckten die Achseln: er ging hin und unterschrieb. Es ist das Concordat von Fontainebleau, 25. Januar 1813.

Dies Concordat spricht nun die Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft nicht eigentlich aus; allein es ist durchweg in Voraussetzung derselben abgefaßt. Der Kaiser hielt eine förmliche Verzichtleistung nicht für nöthig. Es war genug, daß der Papst aufhörte, die Zurückgabe des römischen Staates zu fordern. Er hatte versprochen, in Avignon zu residiren. Dahin sollten Propaganda, Penitenciaria und das Archiv gebracht werden; da sollte er Hof halten. Für die verkauften Güter des römischen Stuhles nahm er ein Einkommen bis auf zwei Millionen Franken an. In Hinsicht der Institution wird das Decret des Nationalconcils, das der

Papst zu bestätigen sich geweigert hatte, wörtlich in das Concordat aufgenommen.

Napoleon durfte glauben, nahe am Ziele zu sein. Seine Absicht war, im Jahre 1813 wieder eine Kirchenversammlung zu berufen, an deren Spitze der Papst in aller Form auf die weltliche Herrschaft verzichten sollte. Der erzbischöfliche Palast ward auf das prächtigste eingerichtet, um ihn aufzunehmen. „Auf jeden Fall", sagt er, „hatte ich jene lange gewünschte Trennung des Geistlichen von dem Weltlichen endlich vollbracht. Von diesem Augenblick an hätte ich den Papst wieder erhoben, ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben; ich hätte ein Idol aus ihm gemacht; nie hätte er seine weltlichen Besitzthümer vermissen sollen. Ich hätte dann meine kirchlichen Sessionen gehalten, wie meine legislativen; meine Concilien wären die Repräsentation der Christenheit, die Päpste die Präsidenten derselben gewesen; ich hätte sie eröffnet und geschlossen, ihre Decrete gebilligt und bekannt gemacht, wie Constantin und Carl der Große gethan. Wie fruchtbar in großen Resultaten wäre dies geworden! Dieser Einfluß auf Spanien, Italien, den Rheinbund, Polen hätte die Bundesverhältnisse des großen Reiches enger geschlossen. Der Einfluß, den das Haupt der Christenheit auf die Gläubigen in England und Irland, Rußland und Preußen, Oesterreich, Böhmen und Ungarn ausübt, wäre das Erbtheil von Frankreich geworden."

So ganz gehörten diese Unternehmungen zu der Idee von dem großen Reiche des Occidents, welches Napoleon zu errichten eine Zeit lang bestimmt schien; der erste Schritt schließt mit dem letzten zusammen.

Viertes Capitel.

Blick auf die Restauration.

Ueberhaupt liegt eines der wichtigsten Motive für die Abwandlungen der Verhältnisse des Papstthums in den großen politischen Ereignissen der Zeit. Die erste Ueberwältigung des Kirchenstaates war das Werk der fortschreitenden Revolution; das Conclave, aus dem Pius VII. hervorging, wäre ohne die zweite Coalition nicht möglich gewesen. Dann erhob sich der erste Consul; dessen Bestreben, der französischen Macht Einheit und Zusammenhang zu geben, führte das Concordat herbei. Die engste Verbindung zwischen der neuen

Gewalt und dem Papstthum, die in der Kaiserkrönung erschien, war doch auch zugleich der Moment ihrer Entzweiung. Der Versuch Napoleons, die Einheit Italiens zu begründen, führte nothwendig zur Erdrückung des Kirchenstaates; die stärksten Manifestationen der auf die kirchliche und weltliche Alleinherrschaft gerichteten Ideen Napoleons erfolgten nach seinen großen Siegen im Jahre 1805 über Oesterreich, im Jahre 1807 über Preußen. Er hat behauptet, die Schwierigkeiten, die ihm der Papst in Bezug auf die Institution in Italien machte, seien nicht etwa durch Unterhandlungen und gegenseitige Concessionen, sondern — wer solle daran denken? — durch die Schlacht von Friedland seien sie beseitigt worden; dann erst habe der Papst seine Absicht auf die Romagna fahren lassen. Die Allianz mit Rußland verschaffte ihm freie Hand in Italien, sowie in Spanien; mit einer neuen Niederwerfung von Oesterreich war die Besitznahme des Kirchenstaates verbunden. Nur ein Widerspruch in Bezug auf die kirchliche Verwaltung blieb dann übrig, den Napoleon durch persönliche Einwirkungen auf den Papst zu brechen suchte. So verhält es sich nicht, daß er bei seiner Unternehmung gegen Rußland den Papst aus den Augen verloren hätte. Noch von jener großen Zusammenkunft in Dresden aus ordnete er die Translocation Pius' VII. nach Fontainebleau an. Es geschah auch deshalb, weil die Engländer bereits in dem Hafen von Savona erschienen; gegen England aber war auch sein russisches Unternehmen gerichtet. Der Papst wurde eben damals über den Mont Cenis geführt, als die französischen Heerschaaren den Niemen überschritten. Das Eine berührte sich mit dem Andern darin, daß die Russen genöthigt werden sollten, die Oberhoheit Napoleons in allen äußeren Angelegenheiten anzuerkennen, und die Unterwerfung des Papstes dazu gehörte, dieselbe im Innern zu bestätigen. Das russische Unternehmen mißlang; allein Napoleon wurde dadurch nur um so eifriger, die Gewalt im Innern festzusetzen, auf deren ungehinderter Ausübung die militärische Kraft seines Reiches beruhte.

Noch hoffte er den großen Kampf zu erneuern. Allein in kurzem mußte man inne werden, daß das universale Ansehen des Reiches, von welchem ein unterwürfiges Papstthum einen Bestandtheil ausmachen sollte, bereits in seinen Grundvesten erschüttert sei. In den ersten Monaten des Jahres 1813 stellte sich heraus, daß der Kaiser seine beiden deutschen Bundesgenossen zu einem neuen Feldzuge nicht wieder fortreißen werde. Einen äußeren Zusammenhang hatte es nun wohl nicht, aber doch einen inneren, daß in der

Zeit, in welcher Preußen und Rußland die Allianz von Kalisch vereinbarten, auch Papst Pius VII. sich entschloß, das kaum verabredete Concordat zu widerrufen.

Gleich am Tage nach der Unterzeichnung ließ der Papst erkennen, daß ihm das Concordat keine Befriedigung gewährte: er lehnte das Geschenk ab, das ihm der Kaiser sandte. Als die Cardinäle, die jetzt wieder Zutritt zu ihm hatten, ankamen, ließ er eine tiefe Reue blicken.

Pacca fand ihn gekrümmt, verbleicht und mager; die Augen unbeweglich und tief in ihren Gruben. Pius sprach von den Leiden, die er erduldet habe; „aber am Ende", fügte er hinzu, „haben wir uns befleckt. Ich habe keine Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht: ich kann kaum so viel Speise zu mir nehmen, als nöthig ist, um zu leben; ich werde in der Raserei sterben, wie Clemens XIV.". — „Heiliger Vater," erwiderte Pacca, „das Uebel wird sich heben lassen." — „Wie," antwortete er, erstaunt und freudig, „sollte das noch möglich sein?"

Der gute Mensch wußte wenig von der Lage der Dinge; man hatte ihn absichtlich derselben unkundig erhalten; er meinte noch, sein Gegner stehe in dem Gipfel seiner Macht.

Allein die Dinge nahmen immer entschiedener eine andere Wendung; den Coloß, von dem der Papst noch immer erdrückt zu werden fürchtete, sahen die Cardinäle bereits wanken.

Dieser Umschwung der Begebenheiten allein machte erneuten Widerstand möglich.

Der Papst faßte — es ist nicht zu beschreiben, unter wie viel Pein, mit welchem Geheimniß — den Brief an Napoleon ab, in welchem er, wie er sagt, von seiner Pflicht genöthigt, und mit freimüthiger Aufrichtigkeit, dem Kaiser anzeigte, daß seit jenem 25. Januar seine Seele von bitteren Gewissensbissen, von der tiefsten Reue zerfleischt sei und weder Ruhe noch Frieden finde. Die Zugeständnisse des Concordates von Fontainebleau widerrief er. Den nämlichen Tag, am 24. März, that er dies den Cardinälen kund. Er hat gesagt, und wir können es ihm glauben, daß er in diesem Augenblicke des vollzogenen Entschlusses sich wie von einer schweren Last befreit fühlte. Mit einem Mal war der Schmerz verschwunden, den man bisher in seinem Gesichte las; er klagte nicht mehr, daß er keinen Appetit habe oder keinen Schlaf; er lebte wieder auf.

Von Moment zu Moment erweiterten sich seine Hoffnungen.

Bei dem Congreß von Prag wagte er schon, seine Rechte dem Kaiser von Oesterreich in Erinnerung zu bringen; er forderte ihn auf, als Friedensvermittler die Rechte des Kirchenstaates in Betracht zu ziehen. Auf neue Eröffnungen der französischen Regierung durfte er entgegnen, daß er Freiheit und Rückkehr in sein Land zur ersten Bedingung der Unterhandlung mache; er sprach bereits die Ueberzeugung aus, wenn ja ihm, so werde es doch seinem Nachfolger nicht fehlen, dahin zurückzukehren.

Wie weit aber übertrafen die Erfolge alles, was man jemals hätte erwarten können!

Die Schlacht von Leipzig entschied auch über das Papstthum. Bald nach seiner Rückkunft auf französischen Boden suchte Napoleon Unterhandlungen mit dem Papst anzuknüpfen; aber sie wurden abgelehnt: denn nicht in Paris könnten solche gepflogen werden, sondern nur in Rom. Als die Verbündeten in Frankreich vordrangen, ließ Napoleon, unzufrieden mit den Cardinälen, welche nach Fontainebleau gekommen waren, den Papst nach Savona zurückführen. Aber schon auf dem Wege nach Savona selbst wurde derselbe als Souverän und Papst empfangen. Für Napoleon dagegen trat nun der Augenblick ein, wo er es für ein Glück halten mußte, wenn ihm die natürlichen Grenzen von Frankreich wieder zugestanden wurden. Nur unter dieser Bedingung konnte er auf Frieden hoffen: dann aber mußte auch Rom aufgegeben werden. Unmittelbar vor dem Congreß von Chatillon, auf welchem die Umgrenzung von Frankreich festgesetzt werden sollte, entschloß er sich, die Freiheit des Papstes, die Zurückgabe des Kirchenstaates an denselben auszusprechen. „Ew. Heiligkeit sind frei", sagte ihm der französische Präfekt, „und können morgen abreisen." Der Papst zog es vor, bei einem religiösen Feste, das auf den nachfolgenden Tag fiel, die Messe in der Cathedrale zu celebriren.

Wie so ganz und gar wurde die Lage Pius' VII. in einem Augenblick verändert. Indem ihm die Franzosen seine Freiheit zurückgaben, erklärte der österreichische Oberbefehlshaber, daß in Italien die alten Fürstenthümer wiederhergestellt und Rom nochmals nicht mehr die zweite Stadt des französischen Reiches, sondern die Hauptstadt der christlichen Welt sein würde. Und schon wäre der Papst mit Gewalt nicht in Savona zurückzuhalten gewesen. Die Truppen von Neapel, welches noch unter Murat den Krieg gegen Napoleon erklärt und sich des Kirchenstaates bemächtigt hatte, rückten an dem rechten Ufer des Po, die Oesterreicher an dem linken Ufer

desselben vor. In Livorno erschien ein englisches Geschwader, in der Absicht, nach Genua vorzugehen. In der Mitte der Armeen, die noch keineswegs mit einander einverstanden waren, nahm Pius VII. seinen Weg. Am 25. März 1814 traf der Papst bei den österreichischen Vorposten ein, wo ihn der französische Oberst, der ihn von Fontainebleau begleitet hatte, einem österreichischen Oberst vom Regiment Radetzky übergab. Auch von den Neapolitanern wurde der Papst mit religiöser Anhänglichkeit aufgenommen. Nachdem die Katastrophe des französischen Kaisers erfolgt war, kündigte der König von Neapel die Rückkehr des Papstes in aller Form an. Am 24. Mai zog Pius VII. wieder in seine Hauptstadt ein. Ihm selber war das Glück beschieden, das er nur für einen Andern zu hoffen gewagt hatte. Von dem Volke seiner Hauptstadt, das ihn liebte, sah er sich noch einmal mit Freudengeschrei und Thränen bewillkommt.

Keine Politik, sondern der große Umschwung der Begebenheiten hatte ihn dahin geführt. Jedermann meinte darin den Willen der Vorsehung zu erkennen. Unter der wieder veränderten Welt traten nun aber, ohne daß die alten Fragen gelöst worden wären, eine Reihe der wichtigsten neuen Probleme hervor. Die ersten Decrete des wiederhergestellten Papstes athmeten vollkommen den Geist der Restauration. Die bürgerliche und criminale Rechtsverfassung, welche die Franzosen eingeführt hatten, wurde abgeschafft, die alte Ordnung der Dinge, wie sie unter der geistlichen Regierung bestanden, für wiederhergestellt erklärt; Civilstandsregister und Stempelpapier aufgehoben; ebenso das auf die Einziehung der geistlichen Güter begründete Domänenwesen. Nach einiger Zögerung wurden die Feudalrechte restaurirt; den Gedanken, der sich regte, die religiösen Orden zu reformiren, ließ man fallen. Vielmehr wurde auf den Rath des Cardinal Pacca der Orden der Gesellschaft Jesu, dessen Abschaffung doch keineswegs ein Werk der Revolution gewesen war, wieder in's Leben gerufen (7. August 1814).

An alledem nahm nun Consalvi keinen eingreifenden Antheil. Er war bei dem Papst nicht etwa in Vergessenheit gerathen. Bei dem ersten Wiedereintritt in sein altes Gebiet von Foligno, 19. Mai 1814, berief Pius VII. den Staatssecretär, den er durch eine feindselige Gewalt genöthigt worden sei zu entfernen, wieder in seine Nähe: denn er wünsche von seinen guten Eigenschaften und seinen Einsichten auf's Neue Gebrauch zu machen. Es war gleichsam selbst ein Act der Restauration. Aber Consalvi ging zunächst nicht mit ihm nach Rom.

Er wurde dazu bestimmt, den restaurirten Hof zu Paris, den Prinz-Regenten von England und dann den Congreß in Wien zu besuchen. Wir begleiten ihn zunächst auf dieser Mission. In Paris fühlte er sich durch die Haltung Ludwigs XVIII. keineswegs befriedigt. Denn die constitutionelle Charte, die er gegeben, sanctionirte doch einige Festsetzungen der revolutionären Epoche: die Freiheit der Culte und die Preßfreiheit. Besonders von der Presse befürchtete Consalvi die widerwärtigsten Einwirkungen, da durch dieselbe eine anonyme Gewalt gegründet werde, welcher bei der Stimmung der Geister der größte Einfluß zufallen müsse. Ludwig XVIII. hegte diese Besorgniß nicht; er war sehr zufrieden mit seinem Werk. Consalvi war seit langer Zeit der Erste, der wieder in der Tracht der Cardinäle in England erschien; erst in einem Augenblicke, wo der römische Stuhl als der Verbündete Englands betrachtet wurde. konnte das geschehen: Consalvi inaugurirte die Herstellung einer politischen Verbindung zwischen England und Rom. Bei dem Prinz-Regenten von England fand er mit seinen Unglück verkündenden Bemerkungen über die Zukunft von Frankreich mehr Eingang, was er den Erfahrungen desselben zuschreibt. Ueberhaupt war der Prinz von den Restaurationsideen mehr durchdrungen, als vielleicht ein andrer Fürst, wie er ja an der Wiederherstellung der Bourbons selbst entscheidenden Antheil gehabt hatte. Consalvi trat mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß und erhielt die Zusicherung von ihm, daß die Wiederherstellung des römischen Stuhles in den Besitz des Kirchenstaates von seinem Gesandten unterstützt werden würde; eine Unterstützung, die ihm dann sehr zu Statten kam. Noch von London aus hat dann Consalvi in einer ausführlichen Note die Ansprüche des römischen Stuhles den Ministern der Mächte vorgelegt (23. Juni). In derselben bringt er vor Allem in Erinnerung, das die Entzweiung des Papstes mit Napoleon aus der Weigerung des Papstes, mit dem Kaiser in eine Allianz zu treten, die ihn verpflichten sollte, die Freunde und Feinde desselben als seine eignen zu behandeln, hervorgegangen sei; standhaft habe er verweigert, die freundschaftlichen Verbindungen, die er mit den andern Mächten unterhalten, abzubrechen; daher also, daß er das ihm zugefallene Ministerium des Friedens nicht habe aufgeben wollen, sei die Verfolgung entsprungen, die er erfahren habe; in dem Augenblick nun, daß die verbündeten Mächte die Legitimität der Rechte wiederherstellen, habe auch der Papst erwarten dürfen, in den vollen Besitz der ihm durch die Revolution entrissenen Landschaft wieder ein-

gesetzt zu werden. Mit den im Frieden von Paris getroffenen Dispositionen könne er sich überhaupt nicht einverstanden erklären, da durch dieselben ein altes Eigenthum des römischen Stuhles, Avignon und Venaissin, der Krone Frankreichs überlassen wären. Mit größtem Erstaunen nehme er aber wahr, daß man über die Legationen Bologna und Ferrara noch nicht zu seinen Gunsten entschieden habe, obgleich sie ein unbezweifeltes Besitzthum des römischen Stuhles seien; der Vertrag von Tolentino, durch welchen demselben diese Landschaft entrissen worden, an sich ein Werk der Gewalt, sei von den Franzosen selbst durch ihr weiteres Vorgehen vernichtet worden. Außerdem forderte der Papst nicht allein Benevent und Ponte Corvo, sondern selbst Parma und Piacenza für den heiligen Stuhl zurück: denn niemals habe er diese Fürstenthümer gesetzlich aufgegeben. Er hebt hervor, daß die Herstellung der weltlichen Macht für den Papst auch deshalb nothwendig werde, weil sie ihm allein die Mittel gewähre, die Kirche zu regieren.

Mit diesen Ansprüchen erschien Consalvi auf dem Congresse in Wien. In ihrem gangen Umfange nun konnte er dieselben nimmermehr erreichen. Parma und Piacenza waren schon vorlängst in die Hände der Bourbonen übergegangen; die Restauration konnte nicht über die Zeiten der Revolution hinausgreifen. Avignon und Venaissin waren durch einen feierlichen Vertrag, den man nicht brechen konnte, an Frankreich überlassen worden. Für die Herstellung der päpstlichen Autorität kam es nur auf die Rückgabe der drei Legationen an, die damals von den Oesterreichern besetzt waren.

An sich hatte Oesterreich abermals sehr ernstlich sein Augenmerk auf den Besitz derselben gerichtet. Aber die herrschenden Gesinnungen waren dem entgegen. Die nichtkatholischen Mächte waren für den Papst, da das Princip der Wiederherstellung im Allgemeinen wieder angenommen wurde. Und jetzt bedurfte es keines Gleichgewichtes zwischen Oesterreich und Frankreich in Italien. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba zeigte sich vielmehr dringend, jede Annäherung des Papstes an denselben zu verhindern. Zu dem guten Erfolg trug Consalvi wesentlich durch seine entschlossene und geschickte Haltung bei. Der sardinische Gesandte weiß den Eifer, mit welchem der Cardinal namentlich das Anrecht des Papstes auf Bologna vertheidigt habe, nicht genug zu rühmen. Talleyrand hat eine seiner Vorstellungen als die glücklichste bezeichnet, die überhaupt im Congresse vorgekommen sei. Gentz erklärte ihn geradezu für den Mann,

durch den die Besitzungen des päpstlichen Stuhles in Italien behauptet worden seien. So günstig dies Resultat auch war, so sah sich doch Consalvi, da nicht alle Anforderungen des Papstes genehmigt wurden, veranlaßt, gegen die Beschlüsse des Congresses zu protestiren, namentlich auch insofern sie die deutsche Kirchenverfassung betrafen. Er erregte damit kein besonderes Mißvergnügen; man sah darin nur eine Rechtsverwahrung, wie sie schon bei dem Westfälischen Frieden vorgekommen war, ohne unmittelbare Wirkung. In dem erwähnten Briefe sagt Gentz, wenn man Consalvi sehe und höre, so müsse man gestehen, daß die römische Kirche noch starke und geistesmächtige Köpfe besitze.

Napoleon hatte dem Papste zugleich die weltliche Unabhängigkeit und die Selbständigkeit des geistlichen Einflusses entreißen wollen. Durch den Congreß sah sich Pius beides zurückgegeben. Die Beschlüsse von Wien stellten den römischen Stuhl in dem Besitz des ganzen Kirchenstaates wieder her, wie Pius VII. selbst ihn nie besessen. Die europäischen Reiche suchten die zerrissenen Fäden der geistlichen Verhältnisse wieder anzuknüpfen.

Welch eine Aufgabe aber war es nun, in beiderlei Hinsicht den Forderungen der Sache und zugleich des Jahrhunderts gerecht zu werden? Wie dies versucht, wie die Restauration in Rom begriffen wurde, ist der vornehmste Gegenstand unserer Darstellung. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Natur der beiden Männer, welche, nachdem sie bisher nur mit einer übermächtigen Gewalt gerungen, jetzt zu einer selbständigen Action gelangten.

Ein starker und durchgreifender Geist, wir sahen es wohl, war dieser Papst nicht.

Lieber hätte er in der Zurückgezogenheit gelebt. Gern wird man es glauben, daß er in seiner Gefangenschaft die Zeit, die ihm von seinen geistlichen Uebungen übrig blieb, mit den kleinen Beschäftigungen eines Klosterbruders ausfüllte; von Bequemlichkeit und Genuß wußte er nichts. Auch in Rom litt er keine persönlichen Dienstleistungen; ganz angekleidet trat er des Morgens aus seinem Zimmer; seine Dienerschaft, welche wohl wußte, daß er ihrer nicht bedürfe, verließ ihn, sobald er sich zurückzog.

Im gewöhnlichen Leben sprach er ungern von Geschäften. Er liebte, unter seinen Vertrauten Anekdoten des Tages zu hören; er erzählte selbst, nicht ohne sich zu wiederholen, aber auf das angenehmste. Er umgab die Dinge mit der Heiterkeit seiner Stimmung. Er würzte sein Gespräch mit einer gutmüthigen Ironie, mit dem Lächeln stiller Behaglichkeit.

Für die Geschäfte besaß er nicht gerade namhaftes Talent, noch auch eindringende Kenntniß. Er hatte aber gesunden Menschenverstand, und man will bemerkt haben, daß seine ersten Ansichten in der Regel die richtigen waren. Doch traute er sich selbst deshalb nicht, weil ihm die positiven Kenntnisse mangelten. Gern hörte er Andere, und den Gründen, die man ihm entgegenhielt, gab er häufiger nach, als Manche gewünscht hätten.

So hatte denn sein Staatssecretär, es hatten die Vorsteher der geistlichen Congregationen, welche bei ihm vortrugen, entscheidenden Einfluß auf ihn.

Vor Allen war der Staatssecretär Cardinal Consalvi in seinem Vertrauen. Dante sagt von Peter de Vineis, er habe beide Schlüssel zu dem Herzen seines Herrn in Händen gehabt, den erschließenden sowohl, wie den verschließenden. Man hat in Rom diese Worte auf Consalvi angewendet, der das Herz des Papstes zu eröffnen wisse, aber auch es zu verschließen. Wir kennen den Antheil, den Consalvi im Conclave zu S. Giorgio bei Venedig an der Wahl Chiaramontis nahm; er soll diesen selbst zur Annahme der Tiara bewogen haben. „Seine Rechtschaffenheit", sagte der Papst bei einer feierlichen Allocution an die Cardinäle von ihm, „und seine Einsicht haben ihm billig unser Wohlwollen erworben, und vom Anfang unserer Regierung haben wir ihn zum Genossen unserer Rathschläge, zum Gehülfen unserer Verwaltung ausersehen. Nur mit bitterem Schmerz und gezwungen haben wir ihn einst vom Amt eines Secretärs entfernen müssen; kaum war es uns möglich, so haben wir ihn mit eben so großer Freude unserer Seele wieder zurückberufen." Schon früher pflegte Pius, auch wenn alle anderen Cardinäle zugegen waren, auf die Ankunft Consalvi's zu warten; er beschloß nichts, ohne ihn gehört zu haben. Es kam Consalvi vielleicht zu Statten, daß er in den Momenten der größten Bedrängnisse, namentlich auch in Savona und Fontainebleau, von dem Papste ferne gewesen war. An den Verlegenheiten, in die der Papst gerathen war, an seinen Nachgiebigkeiten hatte Consalvi keinen Antheil genommen. Seine Verwaltung knüpfte wieder an die Zeiten an, wo man selbständig zu sein geglaubt hatte. Und jetzt fühlte sich Pius VII. ihm gleichsam zur Dankbarkeit verpflichtet, da die Rückgabe des Staates seinen Talenten zugeschrieben wurde. Man hat ihn abgebildet, wie er die verlorenen Provinzen und Marken dem Papste wieder zuführte.

Nicht, daß Pius VII. ihm allemal unbedingt gefolgt wäre. Zu-

weilen neigte er den Kopf auf die Schulter: zum Zeichen, daß ihm die Sache mißfalle. Doch war es in ihm nicht gerade Vorliebe für seine eigene Meinung, weshalb er annahm oder verwarf. Man hat wohl bemerkt, daß er sich freute, wenn Einwendungen, die ihm auf dem Herzen lagen, von Andern widerlegt oder gehoben wurden; er fühlte sich dann gleichsam von einer Last, die ihn drückte, befreit. Die vornehmste Aufgabe war für ihn, jeden Schritt, den er unternahm, mit den innerlichsten und höchsten Ueberzeugungen, die in ihm persönlich geworden, in Uebereinstimmung zu bringen.

Sein Gemüth war wie die Goldwage, die das kleinste Uebergewicht auf der einen oder auf der andern Seite mit Sicherheit andeutet. Aber wir wissen, in welche Bedrängnisse er bei den Zugeständnissen, die er sich abgewinnen ließ, gerathen war.

Da ihm nun Niemand weiter gewaltsam zusetzte, da er mit seinem Gewissen in Frieden lebte, so blieb er in jener unerschütterlichen Heiterkeit und Gemüthsruhe, die seiner Nähe, seinen Gesprächen einen unvergleichlichen Reiz gab.

Man glaube nicht, daß er sich dabei von der Confession, die er repräsentirte, eingeengt gefühlt hätte. Wir wissen von Niebuhr, daß er einst nach einer geschlossenen Unterhandlung dessen Hände zwischen die seinen gefaßt und ihm gedankt hat, daß er sich als ein ehrlicher, guter Mann verhalten habe.

Kommen wir nun auf Consalvi!

Consalvi war voll von Geist, und alles, was diplomatische Geschicklichkeit heißen kann, besaß er in hohem Grade. Er hatte Feinheit und Welt. Aber er war mehr geschmeidig und vielseitig, als kraftvoll und von schöpferischem Genius. Das Talent, die Dinge nach durchgreifenden Ideen einzurichten, wird man wenigstens in seiner Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten nicht einmal suchen können: es geltend zu machen, wenn er es auch besaß, war er bei weitem zu schwach. Eben aber in der Stelle des Schwächeren bewegte er sich mit Selbstgefühl und Nachdruck. Er ging soweit vorwärts, als er es mit Sicherheit konnte; auch wich er soweit zurück, als es ihm nothwendig und thunlich erschien; zwischen diesen beiden Linien wußte er sich zu halten; niemals brach er ab, niemals gab er auf. Er versprach sehr leicht, ohne sich darum gerade für gebunden zu erachten; auch mit fremden Zusagen nahm er es nicht so genau. „Unterzeichnen Sie nur," rief er dem Zögernden zu, „im Nothfall wird man Sie nicht drängen!" Jede abschlägliche Anwort milderte er durch die Hoffnung einer Gewäh-

rung, eines Ausweges. Doch durften die Forderungen nicht die Summe der päpstlichen Gewalt berühren. Sobald sie dies Gebiet betrafen, wurde Consalvi ernst und unbeugsam; er erklärte dann wohl: er sei eher zum Märtyrertode bereit, als das, was er für die Grundpfeiler der Kirche hielt, erschüttern zu lassen. Man behauptet, Napoleon habe einmal gesagt: Consalvi wolle zwar nicht als ein Priester erscheinen; er sei aber mehr ein Priester, als ein anderer. In dieser Sinnesweise berührte er sich mit dem Papste. Nie fehlte er bei einer geistlichen Handlung; in den Kirchen sah man ihn wohl einsam beten. Auf dieser Uebereinstimmung der religiösen Anschauungen beruhte seine Wirksamkeit. Er wußte Alles zu vermeiden, was das Einverständniß hätte stören können. Was er dem Papste vorlegte, war auf das sorgfältigste abgewogen; dasselbe bemerkte man von seinen Depeschen und Noten; er pflegte sie oft zu überarbeiten. Jedes Wort machte ihm Scrupel. Damit hängt es nun wohl zusammen, daß sie an Wiederholungen litten und schwerfällig gefunden wurden. Im persönlichen Verkehr zeigte er sich bei zunehmenden Jahren wortkarg und selbst schüchtern; er war immer ernsthaft; kaum gab er jemals einem gemüthlichen Behagen Raum. Und niemals verlor er die Würde seiner Stellung aus den Augen. Er war sparsam von Natur und lebte für sich selbst fast allzu einfach. Allein bei großen Gelegenheiten wurde er freigebig durch Reflection. Seine Feste waren fürstlich. Trotz Erschöpfung der päpstlichen Cassen war ihm kein Aufwand zu groß, um den fremden Fürsten die Hauptstadt in vollem Glanze zu zeigen. Sein Ehrgeiz war, den Kirchenstaat dem übrigen Europa ebenbürtig erscheinen zu lassen. Die Hauptstadt sollte zugleich die Metropole für Kunst und Alterthum sein. Für die römischen Sammlungen, ihre würdige Aufstellung, die Ausgrabungen trug er eben aus dieser Rücksicht Sorge.

Diese beiden Männer, die doch mehr eine tiefe und umfassende Empfänglichkeit als eine energische Initiative characterisirte, was konnten sie in den großen Angelegenheiten, die ihnen vorlagen, ausrichten? Der vornehmste Moment ihrer Wirksamkeit liegt darin, daß sie bei allem Festhalten an dem Princip des Pontificats doch einen weiteren Kreis, als irgend ein Papst vorher, um sich zogen, in dem sie nachgeben konnten. Gemeinschaftlich haben sie jenen großen Act vollzogen, durch welchen zwar die Kirche gerettet, aber zugleich das Element der Revolution in Frankreich consolidirt wurde. In dem Concordat von 1801 liegt der Hauptmoment ihres historischen Daseins. Die re-

volutionäre Gewalt, der sie dadurch, ohne es zu wollen, eine feste Begründung gaben, zog ihnen dann die größten Bedrängnisse zu. Der Cardinal wurde zum Exil verdammt, der Papst in langer Gefangenschaft gehalten. Diese Gewalt aber, der sie zu unterliegen zu müssen scheinen, ward umgestürzt; dem Papste selbst kam der Widerstand, den er geleistet, die Excommunication, die er ausgesprochen hatte, bei den verbündeten Mächten und in der öffentlichen Meinung zu Statten. Aber durch Napoleon war die Welt überhaupt umgewandelt, — in Folge seiner Siege zuerst, dann in Folge seiner Niederlagen. Was konnte die päpstliche Regierung in dem durch die Elemente der Revolution und die Tendenzen des Imperiums zerrütteten Zustand, den sie vorfand, und der zugleich noch alle die Mängel der früheren Zeit an sich trug, unternehmen und ausrichten? Betrachten wir zuerst die geistlichen Beziehungen zu den andern Mächten, dann die Verhältnisse des Staates!

Fünftes Capitel.

Concordate.

Damit, daß der Papst wieder in dem Vatican Platz genommen hatte, daß er wieder unter den unabhängigen Häuptern von Europa gezählt wurde, war ihm doch eine eigentliche Regierung der Kirche lange nicht anheimgegeben.

Niemals ist die Herrschaft von Rom unbeschränkt gewesen, und am wenigsten war sie es am Ende des 18. Jahrhunderts. Allenthalben waren Verträge errichtet, Concordate abgeschlossen, überall hatten sich örtliche Interessen den allgemeinen entgegengesetzt.

Es konnte wohl den Anschein haben, als wäre in Folge der Restauration der Papst wenigstens in die Stellung zurückgetreten, die er 1789 einnahm, als breitete sich wieder die frühere Welt vor seinen Blicken aus. Allein dies Europa, wie es aus der Revolution hervorging, hatte doch eine ganz veränderte Gestalt angenommen. Wie viele bischöfliche Sitze waren nicht mehr! Welch einen Verlust an Gütern, weltlichem Einfluß und Selbständigkeit hatte man erlitten! Die monastischen Einrichtungen, die bisher die verschiedenen Nationen zusammengehalten, waren so gut wie vernichtet. Der katholische Glaube selbst, in seiner Wurzel angetastet, hatte an

Einfluß unendlich verloren. Die alten Verträge waren fast allenthalben von selber untergegangen.

Sollte nun von einer Herstellung der Hierarchie überhaupt die Rede sein, so kam es vor Allem entweder auf eine Erneuerung der alten Uebereinkünfte oder auf frische Begründung gesetzlicher Verhältnisse an. Unter den vielen Aufgaben der Epoche der Restauration eine der schwierigsten.

Man setze den Fall, daß alle Betheiligten einmüthig den Entschluß gehabt hätten, mit gegenseitiger Nachgiebigkeit allein das Nothwendige zu thun, es würde selbst dann schwer gehalten haben; wie viel mehr aber jetzt, da die Natur der Menschen und der Dinge es mit sich brachte, daß man auf der einen Seite unhaltbare Ansprüche erneuerte, auf der andern das Erbtheil, das die Revolution hinterlassen, nicht aufzugeben, sondern eher in die Fußstapfen des napoleonischen Kaiserthums zu treten dachte.

Nach allen Seiten hin begannen Unterhandlungen. Man ist wohl einmal soweit gegangen, dies Jahrhundert das Jahrhundert der Concordate zu nennen; wahr aber ist, sie machten ein Jahrzehnt hindurch einen hervorragenden Theil der europäischen Geschäfte aus.

Sollen wir uns aber daran wagen? Sollen wir diese Mannichfaltigkeit von Ansprüchen — verschieden in jedem Lande und an jedes Land —, in denen sich Staat und Kirche, Theologie und Philosophie, Fanatismus und Unglaube, die Hervorbringungen der vergangenen Jahrhunderte und die Forderungen des heutigen Tages begegnen, darzulegen und den Streit, welchen die feinste Diplomatie der Welt, langsam und geschickt, eine Reihe von Jahren hindurch darüber geführt hat, zu schildern unternehmen?

So weit geht weder unsere Absicht, noch würden unsere Informationen so weit reichen.

Es kann uns nur um eine allgemeine Ansicht dieser Verhandlungen, ihres Ganges und des Verhältnisses, in welches Rom dadurch zu den verschiedenen Staaten gesetzt ward, zu thun sein.

Wir beginnen mit der Bemerkung, daß die Curie nie einen glücklicheren Zeitpunkt hatte, als unmittelbar nach der Restauration. Ihre Entwürfe wurden fast allenthalben durch entgegenkommende Willfährigkeit begünstigt.

In einigen südlichen Staaten nahm man auf die Neuerungen der Revolution so gut wie gar keine Rücksicht. In Spanien wurden das Concordat von 1753 und die pragmatische Sanction Karls III. von 1762 neuerdings die geltenden Normen. Die Dataria zog

von Neuem ihre besten Einkünfte aus Spanien. Ferdinand VII. stellte die Inquisition, welche nicht allein gleich Anfangs von Napoleon, sondern auch darnach, allen Widersprüchen des Nuntius zum Trotz, von den Cortes aufgehoben worden, wieder her, und 1815 las man wieder Edicte des Groß-Inquisitors. Sie verurtheilten die neuen und gefährlichen Lehren, von denen der größte Theil von Europa auf beklagenswürdige Weise in's Verderben gestürzt worden und jetzt auch Spanien gefährdet werde. Die Wiederherstellung der Jesuiten begrüßte dieser König mit Freuden. Er erklärte die Beschuldigungen, die man gegen sie erhebe, für erdichtet: erfunden von den Feinden nicht sowohl dieses Ordens, als vielmehr der Religion Christi überhaupt, „welche doch", sagt er, „das erste Grundgesetz einer Monarchie ist, in deren Vertheidigung meine Vorfahren ihren Beinamen der katholischen Könige gerechtfertigt haben; ihrem Eifer und Vorgang wünsche und denke ich mit Gottes Hülfe beizukommen".

Auch Sardinien verschmähte die Erwerbungen der Revolution. Dem englischen Gesandten ist im März 1816 eine sehr unterrichtende officielle Darstellung der geistlichen Verhältnisse des Königreichs eingehändigt worden, welche alle Rechte und Ansprüche lediglich von den früheren Verträgen herleitet. Im Juli 1817 wurden die neuen Diöcesen, in fast allzugroßer Zahl, nicht ohne eine gewisse Freigebigkeit eingerichtet. In Turin zeigte man damals in allen Dingen dem römischen Hofe Ergebenheit und Gehorsam.

Bei dieser Art von Herstellung traten freilich viele Schwierigkeiten hervor. In Toscana erklärte man zwar, man befolge die alten Maximen und das frühere System der österreichischen Dynastie wieder; allein nur so weit, als die veränderte Zeit und die Verwirrung der Dinge es erlaube. Wenigstens stellte der Großherzog die regulären Mönchsorden von beiden Geschlechtern wieder her; in Betracht, wie er sagte, von welchem Nutzen für Kirche und Staat sie seien.

Diese Staaten waren wenigstens äußerlich im Ganzen in ihr altes Verhältniß zurückgetreten.

Schwerer ward es in denen, die sich entweder neu gebildet hatten oder in ganz veränderten Formen erschienen.

Indessen ging es auch hier für den römischen Hof über Erwarten glücklich.

Polen war sogar an einen Fürsten von griechischer Confession gekommen; doch ließ dies Kaiser Alexander nicht empfinden. Es war

alles, was man wünschen konnte, wenn er die polnische Geistlichkeit, sowohl katholische als unirte, aus liegenden Gründen zu dotiren versprach, und diese im Voraus für ihr unveräußerliches Eigenthum erklärte. Er gab den Bischöfen auf's Neue politische Bedeutung: er nahm sie in die Kammer der Senatoren des Königreiches auf.

Auch das bairische Concordat, welches zunächst zu Stande kam, war den Ansprüchen der Geistlichkeit günstiger, als man irgend erwartet hatte.

Die Diöcesen, die man bestimmte, waren zahlreich, und sie wurden gut ausgestattet. In den Seminaren, deren Einrichtung man beschloß, ward die Aufnahme der Schüler und die Ernennung der Lehrer, Unterricht und Verwaltung den Bischöfen anvertraut. Der König sagte sogar die Herstellung und Dotation einiger Klöster für beide Geschlechter zu.

Dafür — es heißt ausdrücklich „in Rücksicht auf die daher entspringende Förderung geistlicher Dinge" — ward ihm die Ernennung der Bischöfe überlassen, obwohl sich der römische Stuhl die Annaten und einen unmittelbaren Einfluß auf die Capitel vorbehielt. Ich weiß nicht, ob ich recht unterrichtet bin, doch höre ich von glaubwürdigen Männern, daß die meisten Vorschläge von Seiten des Münchener Hofes gemacht worden sind. Den guten alten Weihbischof Häffelin — der die Unterhandlung zu Rom führte — hat man mit Unrecht darüber so bitter angetastet. Man versichert, nur in einem einzigen Punkt, in der Art und Weise, die Capitel einzurichten, habe er den Anträgen der Curie nachgegeben. Auch ward das Concordat, nach einigen Zögerungen, wirklich ratificirt. Gewiß ein bedeutender Schritt, zumal wenn diese Abkunft als ein Vorbild für die übrigen deutschen Provinzen betrachtet wurde.

Schon hatte man aber noch weiter reichende Entwürfe unter den Händen, von denen ohne Zweifel der wichtigste war, die kirchlichen Verhältnisse mit Frankreich zu ordnen.

Wir sahen, wie nahe es Napoleon bis zu einer völligen Unterwerfung der Kirche gebracht hatte; eben darin lag der Grund, weßhalb die nach seinem Sturz emporgekommene Gewalt die Kirche, so viel ihr möglich, begünstigte.

Gerade auf die Institute der Kirche meinten die Wortführer von 1815 das restaurirte Staatsgebäude zu gründen, welches sie aufzuführen gedachten. Unmöglich konnten sie so revolutionäre Einrichtungen dulden, wie das Concordat Napoleons gewesen war: sie drangen auf eine ausdrückliche Aufhebung desselben.

In Rom war man damit nicht so ganz einverstanden. Consalvi sah, wie er offen bekannte, in jenem Concordate das große Denkmal seines Lebens. Ihm wäre es genug gewesen, wenn die organischen Artikel, welche Napoleon demselben hinzugefügt hatte, abgeschafft worden wären, wenn man dann vielleicht die Diöcesen vermehrt hätte; auf diesen Grundlagen, schien es ihm, lasse sich das festeste Gebäude errichten.

Und gewiß, man konnte Bedenken tragen, einen so feierlichen Vertrag wieder aufzuheben. Ehrenvoll war dies nicht; es konnte als eine Rechtfertigung der Protestationen des ausgewanderten Clerus erscheinen, die man in Rom immer verworfen hatte.

Wenn sich die Curie dennoch dazu entschloß, so ward ihr das durch neue Zugeständnisse anderer Art reichlich vergütet. Nicht allein wurden mit dem Concordat zugleich jene organischen Artikel, die immer als eine Feindseligkeit gegen die Kirche betrachtet worden waren, abgeschafft, sondern man beschloß auch eine bedeutende Vermehrung der Diöcesen — von 60 auf 92 — mit einer angemessenen Ausstattung in liegenden Gründen oder Renten auf den Staat unverzüglich in's Werk zu setzen. In einigen unbestimmt gefaßten Artikeln erhielt die Curie große Aussichten für die Zukunft. Jetzt war von keiner Beschränkung der Institution, von keiner Übertragung der päpstlichen Gewalt an die Metropolitane die Rede. Was nicht ausdrücklich bewilligt worden, nahm man ohne diese Bewilligung an sich. Wenigstens versichert der französische Ambassadeur Blacas, daß die Clausel der Bullen, in welcher der Papst sagte, daß er die Bisthümer errichte und dotire, ohne sein Wissen eingeschaltet worden sei.

Es war dies fast mehr als eine Herstellung der dort so oft bestrittenen und in enge Grenzen eingeschlossenen päpstlichen Gewalt. War doch von der Freiheit der gallicanischen Kirche fast nicht mehr die Rede.

Blacas schloß am 25. August 1816 ein Convention und, da diese einigen Widerspruch fand, nach einem neuen Aufenthalt in Paris eine zweite, welche als das Concordat vom 11. Juli 1817 bekannt ist.

Oft ist es bei den Revolutionen so gegangen. Indem man eine chimärische Freiheit zu gründen suchte, hat man die wirkliche vernichtet, welche man besaß.

Jetzt war es so weit gekommen, daß selbst ausgezeichnete und die tadellosesten Geistlichen in der Behauptung der vier Propositionen nur eine Veranlassung zu Mißbräuchen sahen. Und doch waren

die alten gallicanischen Freiheiten selbst noch größer, als sie in den Propositionen erschienen. Die Geistlichkeit war weise genug gewesen, nicht alle ihre Vorrechte in Declarationen zu fassen: sie hatte gefürchtet, sie gerade auf diesem Wege zu verlieren. Unter andern besaßen die französischen Bischöfe ein sehr ausgedehntes Dispensationsrecht. Die einen hatten es immer ausgeübt, und die anderen hatten es wenigstens nicht völlig fallen lassen. Schon im Jahre 1801 ward das nicht wieder zurückgefordert. Consalvi als Legat fertigte alles auf der Stelle aus und machte einige Zugeständnisse für die nächsten Jahre. Nach der Restauration aber gedachte Niemand mehr der alten Vorrechte. Man schickte die Sachen ohne Weiteres nach Rom.

Wäre das neue Concordat zur Ausführung und der Clerus in Frankreich jemals wieder zu einiger Selbständigkeit gekommen, so würde die Zerstörung, welche die Revolution gebracht, der Curie nicht zum Schaden, sondern zum Vortheil gereicht haben. Der alten Widersetzlichkeit, der örtlichen Freiheiten, jenes Pochens auf die gallicanischen Vorrechte wäre sie auf lange überhoben gewesen.

Während die Curie mit dem bourbonischen Stammhaus so glückliche Unterhandlungen pflog, gerieth sie dagegen mit der Nebenlinie zu Neapel in lebhafte Zwistigkeiten.

Der König säumte, den Zelter nach St. Peter zu senden, der die alte Abhängigkeit seines Reiches von dem heiligen Stuhle bezeugte. Die Frage, ob dies ein rein weltliche Verpflichtung sei oder nicht, discutirte man in lebhaftem Eifer, und der Papst drohte dem König mit dereinstigen Strafen Gottes. Ferdinand IV. dagegen weigerte sich, die Jesuiten in sein Land aufzunehmen; er beschränkte die Correspondenz seiner Geistlichen mit Rom auffallend; er schien zugleich die alten Irrungen, die er mit Pius VI. gehabt, fortsetzen und die Erwerbungen der französischen Verwaltung behaupten zu wollen. Der Papst seinerseits versagte den neapolitanischen Bischöfen die Institution. Es kam so weit, daß von 130 Bisthümern in beiden Sizilien 86, in dem eigentlichen Neapel drei Viertheile der bischöflichen Sitze vacant waren. Wenn irgendwo, so war hier ein neues Concordat unumgänglich nothwendig. Lange unterhandelte man vergeblich darüber zu Neapel. Um die Sachen zu Ende zu bringen, mußten im Februar 1818 die vornehmsten Minister der beiden Höfe, Consalvi und Medici, zu Terracina an den Grenzen der Staaten zusammenkommen.

Medici hielt sich für einen außerordentlichen Kopf; er meinte — und gutmütigerweise glaubten es ihm einige Landsleute —,

alle europäischen Diplomaten zu übersehen. Jetzt erwarb er in der That die Ernennung auch zu denjenigen Stellen, welche bisher von Rom aus besetzt worden waren, und die Abschaffung einiger kleinen politischen Rechte, die sich Rom noch immer vorbehalten hatte.

Dafür aber erlangte Consalvi andere Zugeständnisse, wie es scheint von wesentlicherem Vortheil.

Der Papst behauptete einen bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der unteren Stellen; seine Correspondenz mit der Geistlichkeit ward von aller Beaufsichtigung und jenem Liceat scribere, das man bis jetzt von Staatswegen gefordert, losgesprochen; die bisherige geistliche Jurisdiction des Königs ward beschränkt oder unterdrückt; Klöster wurden wieder eingerichtet; die Geistlichkeit ward wieder befähigt, Güter zu besitzen; man ließ Klagen über die Besteuerung des Clerus einfließen, obgleich dieser im römischen Staate selbst nicht eximirt war. Die Regierung versprach nicht allein, der Geistlichkeit ihre eingezogenen Güter zurückzugeben, sondern auch bei der einstweiligen Verwaltung derselben neben zwei neapolitanischen auch zwei römische Commissarien zuzulassen.

Was konnte die Ernennung zu den Stellen dem Könige so Großes fruchten, wenn seine Bischöfe nachher unabhängig von ihm und abhängig von Rom waren?

Man hatte allgemein erwartet, Consalvi werde das Meiste zugestehen haben; als man dies Resultat kennen lernte, schrieb ihm jedermann einen vollkommenen Sieg zu; nie war seine Geschicklichkeit glänzender erschienen.

Und doch würde man Unrecht haben, den guten Fortgang der römischen Interessen der alten Klugheit dieses Hofes oder den Talenten Consalvi's allein beizumessen. Wie wäre sonst in diesem Fortgang ein so plötzlicher Stillstand eingetreten?

Eben damals, als das neapolitanische Concordat geschlossen ward, im Anfang des Jahres 1818, regte sich bereits allenthalben eine lebhafte Opposition gegen die römische Curie.

Frankreich ging auch hierin voran. Die Ordonnanz vom 5. September und die Sitzung des Jahres 1816—1817 hatten jener Richtung der öffentlichen Gewalt, unter deren Schutze das neue Concordat war entworfen worden, bereits ein Ende gemacht, als man mit demselben hervortrat. Die günstige Stunde war vorüber. Der römische Hof hat in Frankreich viele Vorurtheile und gegründete Ueberzeugungen, viele eingewurzelte Abneigungen, selbst Leiden-

schaften wider sich; alle waren aufgewacht. Jenes Concordat gab ihnen Anlaß genug, hervorzutreten. Da waren unbestimmte Versicherungen, welche eine Gefahr für wesentliche Zugeständnisse der Verfassung, für die Toleranz selbst zu enthalten schienen; da war jenes Stillschweigen über die Freiheiten der gallicanischen Kirche; da war der 6. Artikel, „die zugesagte Beibehaltung der bisherigen Bischöfe könne wohl aus guten Gründen Ausnahmen leiden", durch welchen Einige von ihnen mit wirklicher Absetzung bedroht schienen; man nahm die Formeln der Bullen für ernstliche Anmaßung; man ereiferte sich über die Ansprüche, die der römische Stuhl auf Avignon zu machen fortfuhr. Auf das lebhafteste regten sich die principiellen Gegner. Neue Ausgaben von Voltaire und Rousseau erschienen ausdrücklich zu dem Zwecke, dem Concordate einen schlechten Empfang zu bereiten. So erhob sich denn ein allgemeines Geschrei, und eine Unzahl von Broschüren malte die Gefahren der Zukunft aus. „Es war," sagt Guizot, „als ob Gregor VII. noch einmal die Tiara nehme; als strecke das Mönchthum bereits seine Hand nach seinen verloren gegangenen Gütern aus; als fasse die Inquisition Fuß auf dem französischen Boden." Vor diesen Aufwallungen der öffentlichen Meinung allein, ohne anderen Angriff, fiel das Concordat. Schon bei dem darauf bezüglichen Gesetzentwurf suchten die Minister seine Bestimmungen zu ermäßigen. Dies Zurückweichen aber machte der Opposition nur noch mehr Mut. In der Mitte der Commission, die zur Berathung des Entwurfs niedergesetzt wurde, that sich der Widerspruch so lebhaft hervor, daß man gar nicht wagte, zu den Berathungen in der Kammer zu schreiten. Pius VII. hatte das Concordat von 1801 sehr ungern aufgegeben; nach langer und zweifelhafter Unterhandlung hatte er ein zweites geschlossen, das er für angenommen und gültig hielt. Aber es führte die peinlichsten Verlegenheiten für ihn herbei: im Jahre 1819 mußte er sich zu Maßregeln verstehen, die seiner ursprünglichen Absicht entgegenliefen. Wie viel besser wäre es gewesen, das Concordat von 1801 einstweilen bestehen zu lassen und den wesentlichen Mängeln durch wesentliche Verbesserungen abzuhelfen!

Dann wären vielleicht auch andere Wirkungen dieser Niederlage vermieden geblieben.

In ganz Europa machte sie — es konnte nicht fehlen — den größten Eindruck. Sie gab den Unterhandlungen, die nunmehr folgten, eine neue Farbe.

Vornehmlich machten einige kleinere Staaten Ansprüche, wie sie bisher nicht so leicht vorgetragen worden; unter anderen die Schweiz.

Aber darf man überhaupt sagen, daß zwischen Rom und der Schweiz unterhandelt worden sei? Allerdings erschienen 1818 schweizerische Abgeordnete in Rom; aber es fehlte viel, daß sie einen Auftrag von der Tagsatzung gehabt hätten: es waren nur die Gesandten von Bern und Luzern. Diese Cantone wünschten die Baseler und einen Theil der Constanzer Diöcesanstände zu einem Bisthum zu vereinigen, das seinen Sitz in Luzern haben sollte; sie dachten wohl, demselben eine allgemeine Bedeutung zu geben. Allein niemals hätte die gegenseitige Eifersucht der Eidgenossen dies zugelassen. Dem Plane von Bern und Luzern widersetzte sich Solothurn; es hatte Aargau und Thurgau und selbst Zürich auf seiner Seite. Wohlverstanden, es hatte dieselben auf seiner Seite, so lange man sich den andern widersetzte, jedoch nicht mehr, sobald es darauf ankam, selbst etwas Gemeinschaftliches auszuführen. Bern hatte wenigstens auf die Beistimmung der Urcantone gerechnet; aber jene Abgeordneten mußten erleben, daß ihnen zur Seite, ohne ihr Wissen, Schwyz über die Erhebung der Abtei Einsiedeln zu einem Bisthum unterhandelte. Wer sollte es glauben? Auch dies Vorhaben in seinem engeren Kreise erweckte lebhaften Zwist; es fand Widerspruch bei den Beteiligten in der Abtei selbst. Genug, es war Zwiespalt über Zwiespalt; aus jeder Trennung entwickelte sich eine andere; die abgesonderten Glieder entzweiten sich ihrerseits von Neuem.

Obwohl es demnach nur zwei Cantone waren, welche unterhandelten, so machten sie doch Ansprüche, über die man sich nimmermehr vereinigen konnte.

In Luzern wollte man sich nicht allein über die Verwaltung der geistlichen Güter und Cassen, sondern vornehmlich über das Seminar, das zu gründen war, und den Unterricht in demselben die Aufsicht von Staatswegen vorbehalten. Kein Zweifel, daß man gewisse Lehren katholischer Geistlichen für gefährlich hielt und ihrer Ausbreitung vorzubeugen wünschte; die Correspondenz der Geistlichkeit mit Rom sollte besonderer Aufsicht unterliegen.

Und wer möchte leugnen, daß die unmittelbare Einwirkung von Rom in kleinen Gemeinheiten etwas Bedenkliches hat und eine Gefahr für die Selbständigkeit derselben in sich enthält; allein durch jene Ansprüche stieß man mit allen Grundsätzen der Curie zusammen. Rom wollte eine freie Correspondenz mit dem Clerus. Allen Ein-

fluß der weltlichen Gewalt auf den geistlichen Unterricht erklärte es für grobe Usurpation. Es forderte ausdrückliche Verzichtleistung auf dieses Verlangen. Aber es waren die Ansprüche der weltlichen Gewalt überhaupt, an denen die Schweizer jetzt festhielten.

So konnte man sich denn freilich nicht vereinigen.

Indem die Gesandten erklärten, sie seien in der Unmöglichkeit nachzugeben, stellten sie nur noch vor, daß sie nicht wüßten, was aus der schweizerischen Kirche werden solle. „Sie wird bleiben, wie sie ist," entgegnete man ihnen. „Mit nichten," versetzten sie, „sie ist in allzu großer Unordnung; aus dieser kann nichts hervorgehen als eine von Grund aus neue Ordnung oder, wenn man es nicht dazu bringt, eine vollständige Auflösung. Gott weiß, ob diese nicht den Umsturz aller Dinge herbeiführt.".

Gewiß hängen kirchliche und weltliche Ordnungen so enge zusammen, daß die einen ohne die andern nicht bestehen können. Die allgemeine Verwirrung, welche nachher eingetreten, mag nicht viel weniger von diesem Zwiespalt wie von andern Ursachen herrühren.

Unverrichteter Dinge mußten die Gesandten über die Alpen zurückkehren; zu Hause fanden sie die Ansichten schon wieder verändert. In Luzern hätte man damals bereits Bedenken getragen, den Bischof, den man gefordert hatte, aufzunehmen; wenigstens einige Machthaber fürchteten von einem solchen einen antiliberalen Einfluß.

Während dieser Zeit hatte auch Genf in Rom für sich unterhandelt. Die Stadt wünschte die Absonderung der katholischen Pfarren seines Gebietes von Chambery; es wollte dieselben unter das Bisthum Freiburg geben. Dies Vorhaben aber fand mehr Schwierigkeit, als man hätte glauben sollen. In Rom war man, wie sich versteht, den Genfern nicht eben günstig, und der Hof von Sardinien widersetzte sich einer so geringen Schmälerung eines ihm unterworfenen Bisthums mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Die Genfer übertrugen die Führung ihrer Sache der preußischen Gesandtschaft; doch hatte auch diese anderthalb Jahre zu thun, ehe sie die Pfarren losriß.

Und hier kommen wir auf unsere deutschen Angelegenheiten.

Man erachtet leicht, daß der Zustand der deutschen Kirche dem Papst vor allem betrübend erschien. „So viel Kirchen," ruft er aus, „mit Würden und Reichtümern gesegnet, haben ihren Glanz und ihren Besitz zugleich verloren. Fast alle entbehren ihrer gesetz-

mäßigen Hüter, ihrer Diener. Die geistliche Regierung liegt in Fesseln; die Kirchenzucht ist vernichtet, die blühendsten Klöster sind zu Einöden geworden." Die Worte erinnern an die Ausdrücke, in denen eine kirchlich gesinnte deutsche Partei auch mit Rücksicht darauf, daß durch die Wiedereroberung des linken Rheinufers die mit dem Verluste desselben in Zusammenhang stehenden Säkularisationen ungültig geworden seien, die Herstellung der früheren deutschen Kirche begehrte. Allein man darf doch bezweifeln, ob Consalvi, der sie Anfangs billigte, standhaft dabei geblieben ist. Denn eine deutsche Kirche konnte zu einer Verfassung derselben führen, welche die Einwirkung Roms auf Deutschland eingeschränkt und unsicher gemacht hätte. Von der Aufstellung eines Primas, der die deutsche katholische Welt auch Rom gegenüber präsentirt hätte, wolle man in Rom nichts hören. Man knüpfte vielmehr an die schon früher vorgekommenen Versuche, besondere Concordate mit den deutschen Staaten zu schließen, an; damals ist allgemein behauptet worden, Baiern und Würtemberg seien in ihrem Widerspruch gegen eine der katholischen Kirche zu gebende Gesammtverfassung von Consalvi bestärkt worden: er habe ihnen die Genehmigung der Einziehung der kirchlichen Güter dagegen in Aussicht gestellt. Es waren Gedanken, wie sie bei dem Concordat mit Frankreich und mit Italien vorgeschwebt hatten; sie entsprachen den territorialen Einrichtungen, die zuletzt in Deutschland die Oberhand behielten. Von einem Reichsconcordate konnte nicht die Rede sein, da es kein Reich mehr gab. Und bald sollte sich zeigen, wie schwer sich selbst Verträge mit den einzelnen Staaten, auf den bestehenden Zustand berechnet, durchsetzen ließen.

Schon hatte das baierische Concordat lebhaften Widerspruch gefunden. Die organischen Gesetze, die man in Baiern erließ, waren mit demselben nicht allemal in deutlicher Uebereinstimmung. Selbst nach der Ratification traten neue Schwankungen ein. Es waren ausweichende Erklärungen von baierischer Seite, es war die ganze Geneigtheit, welche die damalige Curie hatte, wenigstens den Schein zu retten, erforderlich, um die Sache nicht zu neuem Bruche kommen zu lassen.

Weit größere Schwierigkeiten aber boten die Unterhandlungen mit den mindermächtigen Staaten dar. Gleich so wie der Entwurf erschien, zu welchem sich eine in Frankfurt zusammengetretene Commission vereinigte, — im April 1818 — fürchtete man in

Rom eher ein Schisma, als ein Concordat daraus hervorgehen zu sehen.

Wenn man in dem schweizerischen Entwurfe, der die Aufsicht über die Kirchen oligarchischen Magistraten eingeräumt hätte, eine aristokratische Tendenz wahrnahm, so kamen die Schwierigkeiten, die man in dem deutschen sah, von einer andern Seite.

Nicht ohne innere Bedeutung ist der Versuch der Commission, die Besetzung der bischöflichen Stellen möglichst unabhängig vom römischen Einfluß zu constituiren. Man verband darin die selbständige Action des Landesclerus mit der Autorität des Fürstenthums. Der Entwurf war, die Landpfarrer zu den Wahlen heranzuziehen. Im Falle einer Vacanz sollten sämmtliche Landpfarrer der Diöcesen einen Ausschuß wählen, an Zahl den Domcapitularen wenigstens gleich; aus beiden zusammen sollte das Wahlcollegium bestehen. Niemand dürfe gewählt werden, der nicht theologische Studien mit ausgezeichnetem Erfolge gemacht und dann acht Jahre lang das Amt eines Seelsorgers oder eines Lehrers verwaltet habe. Nicht jedoch so geradezu sollten die Wahlcollegien einen Bischof ernennen; sie sollten nur drei Personen zu diesem Amt vorzuschlagen haben. Schon im Voraus würde dem Landesherrn das Recht beiwohnen, von diesem Vorschlag auszuschließen; nach demselben würde er einen aus den dreien definitiv ernennen. Noch vor der Consecration soll dann der Bischof dem Landesherrn und den Gesetzen des Landes Gehorsam und Treue schwören. Diese Consecration selbst aber sollte nicht an die Einwilligung des römischen Hofes gebunden sein. Der Informativproceß über die Wahl würde durch den Erzbischof an den Papst geschickt werden, dessen Einwilligung man binnen vier Monaten erwarte; erfolge sie in dieser Zeit nicht, so trete der Erzbischof in seine ursprünglichen, zum Theil in Deutschland noch üblichen Confirmationsrechte und -Pflichten ein. Anstände, die der Papst etwa gegen die Person erheben möchte, sollen in dem Lande geprüft werden und, wenn man sie unbegründet finde, soll nach einer neuen zweimonatlichen Frist die erzbischöfliche Bestätigung eintreten.

Es leuchtet von vornherein ein, daß der römische Stuhl von diesen Vorschlägen sehr unangenehm berührt werden mußte. Gegen den Wahlmodus wendete man ein, daß dadurch ein Geist der Demokratie eingeführt werde. Man gab die Besorgniß zu erkennen, daß dies nur der erste Schritt sei, um nach und nach dem ganzen Clerus und vielleicht auch dem Volke Antheil an den

Bischofswahlen zu verschaffen. Alte Mißbräuche, daher entspringend, die man in frühern Zeiten mit Mühe gehoben, werde man auf diese Weise erneuern. Auch die Beschränkung der Wahlen auf gewesene Pfarrer oder Lehrer könne der Papst nicht billigen. Es würden alle ausgeschlossen sein, die durch Geburt und Glücksgüter abgehalten würden, sich solchen Aemtern zu widmen. Man erinnert sich, daß Rom die vornehmste Stütze der deutschen Kirche immer in dem Adel gesehen hat. Dieser wäre hierdurch von den bischöflichen Sitzen vollends entfernt worden. Der Papst sprach aus: dies zuzugeben würde heißen, einen Verrath an der Kirche begehen. Und wie hätte er nicht durch die Entwürfe der Beschränkung seiner pontificalen Gerechtsame auf das tiefste aufgeregt werden sollen? Protestantischen Fürsten von geringer Macht wäre eine Art von Patronatrecht über katholische Kirchen eingeräumt worden. Der Papst hätte ihnen sogar zugestanden, was er Napoleon verweigert hatte. Gerade die Forderungen Napoleons, mit den Gründen, die derselbe gebraucht hatte, wiederholte man in Frankfurt. Bitter beklagte sich Consalvi, daß es nach alle dem, was geschehen, wieder dahin gekommen sei.

Jener Mischung von ministerieller Gewalt und demokratischen Formen, welche damals im oberen Deutschland vorwaltete, ließ sich nichts abgewinnen.

Kein Unterhandeln konnte helfen. Da kein Theil weichen wollte, so gelangte Consalvi wenigstens nicht bis zum Abschluß eines Concordats. Er begnügte sich, eine neue Eintheilung der Diöcesen durchgesetzt zu haben.

Auch die hannoverschen Unterhandlungen schlichen langsam hin. Es that sich dabei ein Widerstreit zwischen doctrinären und politischen Ansichten unter den Bevollmächtigten selbst hervor. Wie lange stritt man darüber, ob die Regierung, der das Recht der Elimination zugestanden wurde, auf der Liste der Wählbaren drei oder nur zwei Namen zurückzulassen habe. Consalvi brachte es nicht bis zum Ziel.

Später begann und auf das rascheste schritt die preußische Unterhandlung vorwärts. Für Preußen lag der vornehmste Beweggrund, ein Verständnis mit Rom zu suchen, in den Territorialverhältnissen des neu gestalteten Staates, welche die Einwirkung bischöflicher Gewalten herbeiführten, die in benachbarten Gebieten ihren Sitz hatten, ein Uebelstand, dem sich nur durch Uebereinkunft mit Rom abhelfen ließ. Dazu aber kamen noch andere Motive:

wie einst Napoleon, so fand auch die preußische Regierung eine Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche für die Ruhe des Staates unumgänglich nothwendig, um so mehr, da die eben erworbenen Rheinlande zum größten Theil katholisch-gläubig waren, die, unter einen protestantischen Fürsten gestellt, um so leichter feindseligen Einwirkungen Raum geben konnten. Eine fernere Rücksicht bildete auch in Preußen die Gefahr, welche durch apostolische Vicare und Missionarien veranlaßt werde. Man urtheilte, daß sich derselben nur durch ein echtes und wohlthätiges Episcopalsystem vorbeugen lasse. Man betrachtete die Bisthümer als unentbehrlich für Religion und Sittlichkeit, welche die Grundlagen des Staates seien. Man hat damals sogar die Meinung gehegt, widerspänstige Bischöfe würden von der Curie in Zaum gehalten werden. Entschloß man sich nun aber, mit Rom zu unterhandeln, so wurde man durch die Vorgänge, die der Versuch, ein Concordat zu schließen, in Frankreich und selbst in Baiern hervorgerufen hatte, gewarnt, sich so tief einzulassen. Altenstein, damals Minister der geistlichen Angelegenheiten, der die überschwängliche Idee hatte, man werde durch ein Verständniß mit dem Papste eine Vereinigung aller christlichen Confessionen überhaupt anbahnen, gab doch eben deshalb den Rath, nicht an ein Concordat, in welchem über Alles und Jedes Bestimmungen getroffen werden müsse, Hand anzulegen, — denn dann werde man sich niemals verstehen —, sondern sich auf eine Convention über die zunächst in Frage kommenden Punkte, die Anordnung der Diöcesen und besonders die Wahlen der Bischöfe zu beschränken; dahin ging auch die Meinung Niebuhrs, der die römische Gesandtschaft verwaltete und der in seiner Seele dagegen gewesen wäre, daß man durch eine kirchliche Neuerung die Kirche und das Christenthum gefährde. Der römische Hof konnte nicht anders, als die Herstellung der Bischofssitze alten Ruhmes mit angemessener Ausstattung, die man ihm anbot, freudig zu begrüßen; doch gab es noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, von denen die wichtigste die Mitwirkung der Regierung bei der Besetzung der Bisthümer betraf. Man kam überein, die Wahl der Bischöfe den Capiteln zu übergeben. Wenn aber die preußische Regierung meinte, eine mißliebige Wahl nach der Hand für ungültig zu erklären können, so widersetzte sich dem der römische Stuhl, weil der einmal canonisch Gewählte nicht zurückgewiesen werden könne. Zögernd, aber zuletzt entschieden nahm Preußen diesen Grundsatz an, so daß der Einfluß der Regierung nur vor der förmlichen Wahl aus-

geübt werden konnte. Aber ob dabei nicht etwa der Regierung das Recht zu verstatten sei, von einer ihr einzureichenden Liste die Stimmen, die ihr mißfällig waren, zu streichen, wie das anderwärts vorkam, darüber traten bei den Verhandlungen sehr verschiedene Ansichten einander gegenüber. Endlich hat dann Consalvi vorgeschlagen, daß die Capitel durch ein Breve des Papstes angewiesen werden sollten, nur würdige und dem Könige angenehme Personen in Vorschlag zu bringen. Ein Versprechen, das bei der Wandelbarkeit der politischen Verhältnisse nicht eben zuverlässig erschien, das aber der König, wie es in einer Note ausdrücklich heißt, vertrauungsvoll anahm. Niebuhr bemerkt, daß das Capitel sich über die dem König angenehmen Persönlichkeiten unterrichten müsse, was nicht anders als durch die Dazwischenkunft eines königlichen Commissarius geschehen könne. Von der Verzögerung der Institution, die anderwärts eine so große Rolle spielt, war hier nicht die Rede; denn da den Capiteln die Wahl übertragen wurde, nicht ohne Rücksicht auf die Regierung und Theilnahme derselben, so ließ sich nicht wohl denken, daß der Papst zögern werde, sie zu bestätigen. Doch war noch kein vollkommenes Einvernehmen erreicht, als der Staatskanzler Hardenberg, von dem Congreß zu Laibach kommend, in Rom eintraf. Hardenberg kannte Consalvi von früher her und stand mit ihm in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Nicht selten hat er ihn von der Fürsorge, die der König für seine katholischen Unterthanen trage, unterhalten. In vielen Beziehungen hegten die beiden Staatsmänner verwandte Gesinnungen; sie haben eine homogene Ader. Eine Anwesenheit des Staatskanzlers von wenig Tagen reichte hin, die letzten Schwierigkeiten, nicht jedoch ohne die Theilnahme Niebuhrs, zu heben nnd die Verhandlungen zu einem Ziele zu führen, das sowohl die Ansprüche des Staates befriedigte, als die gerechten Wünsche der Katholiken erfüllte. So wenigstens urtheilte man damals; die Zerwürfnisse, wie sie später eingetreten sind, eben über solche Punkte, die man unentschieden gelassen hatte, hätte man bei der obwaltenden Stimmung niemals voraussehen können.

Vielleicht mochte man sich in Rom schmeicheln, daß dies Beispiel Nachfolge bei den Nachbarn finden werde.

Wenigstens lag es in der Natur der Sache, wenn es in den Niederlanden nicht geschah.

Allzu sehr hatte die Parteiung in der Mitte des Landes selber um sich gegriffen. Gleich bei der Zusammensetzung des Königreichs

hatte die Geistlichkeit die Wiederherstellung aller Verträge und Constitutionen gefordert, welche die alten Fürsten in Bezug auf die freie Ausübung, die Rechte, Privilegien, Exemtionen und Prärogative der katholischen Kirche jemals beschworen. Die vornehmsten Bischöfe hatten sich aus religiösen Gründen wider nicht weniger als acht Artikel der Verfassung erklärt. Um so mehr glaubte sich die Regierung verpflichtet, den Widerstand derselben zu brechen; sie begünstigte das liberale Element in dem Lande und in der Geistlichkeit.

Wie hätte die Aufregung, in die man hierdurch mit Nothwendigkeit gerathen war, sich nicht auch in den Unterhandlungen mit Rom zeigen sollen? Die niederländische Gesandtschaft konnte selbst in persönlichen Berührungen eine gewisse Heftigkeit nicht verbergen. Es gehörte Consalvi dazu, um es sich gefallen zu lassen. An eine Uebereinkunft war damals lange nicht zu denken. Als sie später erfolgte, trug sie den Keim neuer Zwistigkeiten in sich.

So gingen diese Dinge.

Ganz andere Hoffnungen hatte man 1815 gehegt. Die Curie hatte sich schmeicheln dürfen, das Verlorene wieder zu erwerben, die alte Weltstellung noch einmal einzunehmen. Wie weit aber blieb sie davon entfernt! Statt besser, war es mit wenigen Ausnahmen immer schlimmer gegangen; einen Anspruch nach dem andern hatte man aufgeben müssen; aus dem Fortschritt war man in die Vertheidigung gerathen. Und noch hatte Pius VII. nicht alle Erfahrungen gemacht, zu denen er bestimmt war. Er mußte noch erleben, daß selbst die rechtgläubigen Länder, Spanien und Portugal, und zwar nicht durch eine fremde Gewalt veranlaßt, sondern in Folge einer eigenen inneren Bewegung sich dem Einflusse des römischen Stuhles zu entziehen suchten.

Fragen wir, woher dies kam, so führt es uns zu einer allgemeineren Bemerkung.

Bei neuern apologetischen Werken der katholischen Kirche fällt es oft auf, wie doch ihr Grundgedanke so viel mehr politischer als religiöser Natur ist; sei es, daß man einer höchsten Instanz in irdischen Dingen zu bedürfen glaubt, oder daß man das Recht der weltlichen Autorität auf das göttliche Recht der Kirche gründet. Zwar kommen religiöse Momente hinzu, aber die Lebensader, der große Gesichtspunkt ist in der Regel politisch.

Nun ist dies wohl nicht zufällig; es hat seinen Grund in der heutigen Stellung der beiden Gewalten zu einander, die in der That von der frühern weit abweicht.

Schon bei Betrachtung der Concordate muß es uns auffallen. Sonst war ein Streit zwischen Staat und Kirche zu schlichten; es kam darauf an, die öffentliche Gewalt allenthalben mit dem Clerus und seinem gemeinschaftlichen Oberhaupte auseinanderzusetzen; der Staat hatte seine politischen, die Curie ihre kirchlichen Gesichtspunkte. Jeder Theil stand auf seinem eignen Grund und Boden dem andern gegenüber.

Jetzt war dies Verhältniß wesentlich verändert. Da die Revolution ein so entschieden antireligiöses Element entwickelt hatte, da es die nämlichen Anfälle derselben gewesen waren, durch welche die Staaten umgestürzt und die Kirche in ihrer Grundlage erschüttert worden, so hatte sich zwischen Staat und Kirche eine viel engere Gemeinsamkeit ausgebildet. Die restaurirten Regierungen des südlichen Europa glaubten in der Kirche ihren sichersten Halt zu finden, und sie suchten sich der religiösen Motive zu bemächtigen. Die Kirche, die sich durch die entgegengesetzten Bestrebungen dem Verderben geweiht sah, schlug in diesen Bund ein: sie glaubte mit diesen Staaten zu stehen und zu fallen. So bekam die Restauration der Staaten eine kirchliche, die Herstellung der Kirche eine politische Farbe.

Man darf zweifeln, ob diese enge Vereinigung dem einen oder dem andern Theile von Nutzen gewesen ist.

Da Staat und Kirche zwar auf verwandten, aber doch auf abweichenden geistigen Grundlagen ruhen, so könnte es scheinen, als ob es für's erste rathsam gewesen wäre, daß die restaurirten Staaten, ohne sich so viel auf die geistlichen Dinge einzulassen, ihr politisches Prinzip neu gegründet und innerlich belebt hätten, wogegen sich auch die Kirche zunächst auf ihr eigenthümliches, das religiöse Gebiet concentrirt hätte. Ohne viel Mühe kann sie ihre Feinde unterscheiden. Sie hätte vielleicht ihre Kräfte anstrengen müssen, um den Naturalismus, der so oft zu systematischer Irreligion wird und in der einen oder der andern Gestalt die Welt weit und breit beherrscht, wieder zu überwinden. Von innen heraus hätte man ihm überlegen zu werden suchen müssen. Denn dem Starken gehört die Welt, und nur wahrhafte Ueberlegenheit in voller Entwicklung ihrer Kräfte wird den Sieg erfechten.

Aber der Lauf der Dinge brachte es so mit sich, daß Staat und Kirche ihre Action vereinigten. Der Erfolg war, daß sie den nämlichen Fanatismus für und wider sich erweckten, daß sie die nämlichen Interessen, den vereinigten Strom der alten Feindseligkeiten zu bekämpfen bekamen.

Schadeten in Frankreich die Missionen mehr dem Staat oder der Staat mehr den Missionen?

Auf jeden Fall ergab sich, daß Fortgang und Mißlingen in den Dingen der katholischen Kirche nicht mehr von ihr selber abhing. Nicht sie etwa gab ihnen den allgemeinen und beherrschenden Antrieb. Sie gingen, wie es der Lauf der politischen Ereignisse mit sich brachte, je nachdem die Prinzipien der Revolution in Aufnahme oder unterdrückt waren, je nachdem sie sich eines Staates mehr oder minder bemächtigten.

In den kirchlichen Ereignissen tritt wie vordem, so auch jetzt, nur der große Gang der europäischen Begebenheiten wieder vor die Augen.

Darum hatte man im Anfang Erfolge, weil die Prinzipien der Restauration durch den Sieg geltend geworden waren. So wie dieser weiter zurücktrat, so wie die Grundsätze der Revolution allmälig wieder empor kamen, um so mehr sah sich auch die katholische Kirche in Nachtheil und Bedrängniß.

Sechstes Capitel.

Einrichtung der weltlichen Regierung.

Man hat sich gewöhnt, in der Verwaltung der römischen Päpste ein Muster von Unthätigkeit und Willkür, so wie in der Bevölkerung des Kirchenstaats ein nachlässiges und verwahrlostes Geschlecht zu sehen. Als im vollkommenen Gegensatze dazu denkt man sich die Ideen des 18. Jahrhunderts und vor allem die Bestrebungen der französischen Revolution, die napoleonische Administration.

Im Jahre 1831 hat Graf Tournon, der von 1810 bis 1814 Präfect von Rom war, ein Buch über diese Stadt, die Provinz umher und seine Verwaltung derselben herausgegeben.

In diesem Buche ist zwar vielleicht nicht alles das enthalten, was man darin sucht, genaue Darstellung der Lage der Dinge, welche die Franzosen fanden, der Veränderungen, zu denen sie sich entschlossen; es ist mehr allgemeine Beschreibung des Landes, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der öffentlichen Arbeiten; wobei Bestand und Veränderungen mehr angedeutet als aus-

führlich nachgewiesen. Es gibt aber Veranlassung zu einer anderen Bemerkung.

Wie sehr widerstrebt es der hergebrachten Ansicht, daß der napoleonische Präfect weit entfernt ist, die Verwaltung der Päpste, die Niemand besser überschauen konnte als er, zu verwerfen. Er findet sie in den meisten Stücken löblich und nachahmungswerth.

Es scheint zwar, sagt er, als müsse die Vereinigung der Gewalten eines Papstes, eines Bischofs und eines Fürsten, wie sie hier stattfindet, die absoluteste Herrschaft hervorbringen. Aber die Ausübung derselben ist gemäßigt durch das Herkommen und an Formen gebunden; seit langer Zeit hat man nur tugendhafte Männer auf den päpstlichen Stuhl erhoben, so daß die absoluteste Regierung von der Welt mit der größten Milde ausgeübt wurde.

Wie oft und wie laut ist über die schlechte Wirthschaft des päpstlichen Hofes Klage geführt worden. Wenn man, sagt Tournon, die Verwaltung des päpstlichen Schatzes untersucht, so wird man ohne Zweifel ein Gefühl von Ehrfurcht für den Fürsten empfinden, der sich für seine persönlichen Ausgaben und zu seinem Hofhalte mit der bescheidenen Summe von 679,000 Franken begnügte, eine Summe, die in mehreren Staaten von Europa einfachen Privatleuten nicht genügt.

Wenige Reisebeschreibungen mag es geben, in denen die Verödung der Campagna von Rom nicht der Nachlässigkeit der geistlichen Regierung zugeschrieben würde. Tournon untersucht die Maßregeln derselben. Dieser Blick, sagt er, den wir auf die Acten einer Regierung werfen, welche so oft angeklagt wird, die Interessen des Ackerbaues zu versäumen, beweist wenigstens, daß dieser Tadel ungegründet ist, und daß, wenn man den Zweck nicht erreicht hat, das nicht an dem Mangel von Gesetzen und Anordnungen liegt.

Vor allem bewundert er die Unternehmungen Pius' VI. in den pontinischen Sümpfen. Er nimmt in ihm nicht allein, wie er sagt, Leidenschaft für große Dinge, sondern auch eigene Einsicht wahr. Die Hauptmaßregel, die Gewässer in einen einzigen Canal zu leiten, habe der Papst selbst angegeben. Im Verhältniß zu dem Erfolg und dem daraus entspringenden Nutzen findet Tournon die Kosten, die auf diese Arbeit verwendet wurden, nicht sehr bedeutend. Unter allen Rücksichten, ruft er aus, unter denen man diese schöne Unternehmung betrachten mag, wird man von Ehrfurcht und Dankbarkeit für einen Fürsten durchdrungen, der den Gedanken eines so

großen Entwurfes faßte und die Standhaftigkeit hatte, ihn auszuführen.

Selbst die commercielle Lage des Landes weiß er nicht so geradezu zu verdammen. Die Thatsachen, sagt er, welche wir gesammelt, beweisen, daß dies Land, wenn es auch nicht auf den Glanz seiner Manufacturen stolz sein darf, dennoch darin lange nicht so weit zurück ist, als man so oft wiederholt hat, daß es in der That nur in den Gegenständen des Luxus von dem Ausland abhängt. Dafür hat es aber gewisse Industriezweige, welche, halb Kunst und halb Handwerk, ihm ganz eigen sind und in zahlreichen Abtheilungen sehr wohl gedeihen.

Nicht einmal daß der Unterricht vernachlässigt sei, giebt dieser Präfect zu. Die erste Unterweisung, sagt er, wird dem Volke mit einer Freigebigkeit dargeboten, in der sich wenige Regierungen mit ihr messen können. Er rechnet über hundert Schulen, die in Rom allein entweder umsonst oder um einen höchst mäßigen Preis eröffnet seien.

Gewiß, in dem ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich auch die Päpste bemüht, ihr Land emporzubringen. Und noch durchgreifendere, starke Maßregeln hatte man seit 1801 genommen. Die französische Verwaltung, welche eine Ehre darin suchte, Rom zu begünstigen, und die Interessen dieser zweiten Stadt des Reiches vielleicht mehr als die Bedürfnisse irgend einer altfranzösischen ins Auge faßte, fand ihren Weg schon geebnet. Selbst wenn sie geistliche Güter verkaufte, so war dies nicht ohne Beispiel. In den meisten Stücken brauchte sie nur fortzufahren und umfassender, kühner zu Werke zu gehen, das Begonnene zu vollführen.

Und so ist ihr wieder geschehen, wie sie gethan hat. Wie merkwürdig, daß auch die hergestellte Regierung des Papstes die französische Verwaltung im Ganzen keineswegs zu tadeln findet.

Wohl waren bei der neuen Besitznahme der Legationen Absichten angekündigt worden, die der Regierung derselben, wie sie unter dem Königreich Italien bestanden, entgegenliefen; sie wurden jedoch nicht durchgeführt. Es wurde eine neue Administration versprochen, unter der Leitung einer ökonomischen Congregation, an deren Spitze der Staatssecretär stehen sollte. Wie die geistlichen, so gelangten nun auch die weltlichen Geschäfte in die Hand Consalvi's, der sich schon in seinem Exil — denn die Hoffnung auf Restauration gab er auch dann nicht auf — eine Art von Plan

dafür gebildet hatte. Er verbarg sich nicht, daß mit der Herstellung des Papstes auch die mannichfaltigsten Schwierigkeiten für die Administration des Staates hervortreten würden, wovon er schon bei seiner ersten Verwaltung Erfahrung genug gemacht hatte. Er ist der Meinung: man müsse diese Hindernisse überwältigen und die Reformen durchführen, welche die Lehren der Erfahrung und die veränderten Ideen erheischen.

Auch in Wien hatte sich Consalvi überzeugt, daß die Verbündeten jede gewaltsame Reaction verabscheuten, besonders das rechtlich erworbene Eigenthum nicht verletzen lassen wollten. Was das Papstthum in Frankreich gethan, konnte es in dem eigenen Gebiete nicht verweigern. Die Gesichtspunkte, die Consalvi nach erfolgter Restauration und seiner Rückkehr nach Rom faßte, sind in der Vorrede zu dem Motoproprio vom 6. Juli 1816, durch welches die Verwaltung des Kirchenstaates festgestellt wurde, ausgesprochen. „Die göttliche Vorsehung," sagt er, „welche die menschlichen Dinge dergestalt leitet, daß aus dem größten Unglück zahlreiche Vortheile entspringen, scheint gewollt zu haben, daß die Unterbrechung der päpstlichen Regierung zu einer vollkommeneren Form derselben den Weg bahnen sollte."

Wer hätte geglaubt, daß man am römischen Hofe die Herrschaft der Fremden als eine Begünstigung des Himmels ansehen würde, um desto leichter zu den eigenen Zwecken zu gelangen?

Wenn wir nun fragen, worin denn die Förderung bestand, welche Consalvi durch den Vorgang der Franzosen gewonnen zu haben glaubte, so spricht er es sofort aus.

„Die göttliche Vorsehung", sagt er, „scheint uns diese kostbaren Augenblicke vorbereitet zu haben, um zu einer allgemeineren und gleichförmigen Einrichtung des ganzen Staates zu schreiten." Diese Gleichförmigkeit ist das Ziel, das Consalvi zu erreichen strebt.

„Einheit und Gleichförmigkeit", so läßt er den Papst in jenem Vorwort sagen, „müssen die Grundlagen einer jeden politischen Institution sein. Schwerlich können ohne dieselben die Regierungen fest, die Völker glücklich werden. Eine Regierung kann um so mehr für vollkommen gelten, je mehr sie sich dem Systeme der Einheit nähert, das von Gott sowohl in der Natur als in dem Gebäude der Religion befolgt ward. Unser Staat, nach und nach durch die Vereinigung verschiedener Herrschaften gebildet, enthielt ein Aggregat von Gebräuchen, Gesetzen, Privilegien von großer Mannichfaltigkeit, so daß eine Provinz häufig der andern fremd, zuweilen sogar

in der nämlichen Provinz ein Stadtgebiet dem andern entgegengesetzt war. Die Päpste, unsere Vorgänger, und wir selbst im Anfang unseres Pontificats haben jede Gelegenheit benutzt, die verschiedenen Zweige der Verwaltung auf das Princip der Einheit zurückzuführen. Allein das Zusammentreffen mit mancherlei Interessen, der Widerstreit gegen die alten Gewohnheiten und alle die Hindernisse, die man zu finden pflegt, sobald man das Bestehende zu verändern sucht, haben die Ausführung dieses Werkes bis jetzt verhindert."

Erst jetzt konnte dazu geschritten werden, den Staat nach jenen Principien der Gleichförmigkeit einzurichten, von denen, wie Consalvi sagt, Ehre und Erfolg eines Systems abhängen.

Hatte sich demnach die französische Verwaltung an die päpstliche angelehnt, so stützte sich die päpstliche hinwiederum auf die französische.

Nur ist dabei ein Unterschied.

Die Franzosen fanden an der päpstlichen Verwaltung Sorgfalt, Sparsamkeit, Milde zu rühmen; sie billigten die positiven Einrichtungen derselben. Mit alten Mißbräuchen im Kampfe hatten die Päpste nicht selten fördernde und weise Maßregeln ergriffen. Diese erkannte man an. Consalvi dagegen, der in früherer Zeit mit mannichfaltigem Widerstand zu kämpfen gehabt hatte, freute sich jetzt, daß er desselben entledigt war. Er billigte nicht sowohl die Schöpfung der Franzosen, als ihre Zerstörungen; er fühlte sich endlich frei.

Daher waren die Bestimmungen des Edicts vom 6. Juli zunächst negativer Art.

Von den alten municipalen und provinzialen Einrichtungen stellte Consalvi keine einzige wieder her.

Man hatte früher Regierungsbehörden von verschiedenen Berechtigungen und Eigenschaften gehabt, von größerem und kleinerem Umfange, für Prälaten oder für Doctoren, einige abhängig, andere unabhängig von der obersten Consulta. Sie blieben vernichtet, wie sie waren.

Es hatte mannichfaltige Tribunale gegeben, die nicht selten unter einander über ihre Competenz in Streit gerathen waren: man hütete sich wohl, sie herzustellen.

Noch bedeutender vielleicht war der Unterschied der Municipalgesetze und der Statuten gewesen. Fast alle Städte und alle Baronalbesitzungen des Staates unterschieden sich von einander;

man hörte klagen, von drei Meilen zu drei Meilen gebe es verschiedene Gerechtsame. Sie wurden sämmtlich aufgehoben.

Alle Municipalgesetze, heißt es in diesem Edict, alle Statuten, Verordnungen und ihre Verbesserungen, unter welchem Titel, von welcher Autorität, in welchem Ort dieses Staates auch immer sie ausgegangen sein mögen, mit Inbegriff derjenigen, die für eine ganze Provinz oder für einen besonderen District erlassen worden, sind aufgehoben, die allein ausgenommen, welche sich auf den Anbau des Landes, den Lauf der Gewässer, Weideland und ähnliche Dinge beziehen.

Hiemit fielen denn auf einmal alle Privilegien der Communen, die sich so häufig in jenen Statuten ausgesprochen, alle Exemtionen und privativen Vorrechte weg. Feudalgerechtsame, Vorbehalt der Jagd und des Fischfangs wurden unterdrückt.

Gerade in diesem Lande hatte dies etwas zu bedeuten.

Immer war ein Theil der Souveränetätsrechte in den Händen der ehedem völlig unabhängigen Communen verblieben. Der alte Vertrag zwischen Bologna und dem Papst war gewesen, daß zwar der Senat die Beistimmung des Legaten zu seinen Beschlüssen bedurfte, aber auch der Legat nichts that ohne die Beistimmung des Senates. Bis zur Revolution wohnte der Senat noch immer mit den Zeichen, die früher die Unabhängigkeit bedeuteten, in dem Palaste; er verwaltete den größten Theil der Ausgabe und Einnahme, so daß die päpstliche Casse nur zwei Auflagen, auf Wein und Salz, erhob; er besetzte einen höchsten Gerichtshof mit vier auswärtigen Doctoren. Nicht so ausgedehnte, aber ähnliche Freiheiten hatten auch die anderen Städte.

Wie ganz anders war das nun geworden! Schon das 18. Jahrhundert sah in dem allerdings unvermeidlichen Widerstreite nach und nach entstandener Institutionen nur die Dissonanzen des öffentlichen Willens. Dann trat geradezu im Gefolge der hieraus entspringenden Wirkungen und Rückwirkungen, nicht ohne Anlaß der Communen selbst, welche sich der höchsten Gewalt zu entziehen suchten, die Revolution in dies Land ein. Es ist der oberste Grundsatz derselben, das Ungleichartige auszugleichen, die localen Gerechtsame zu vernichten; wie sie das auch in dem Kirchenstaate unternahm. In dies ihr Erbtheil trat Consalvi ein.

Allerdings wurden wieder in jeder Commune Rathsverordnete und aus ihnen hervorgehende Magistrate eingerichtet; man hörte wieder die alten Worte, die uns an die Freiheiten des Mittelalters

erinnern, Gonfaloniere, Anzianen, Conſiglio; jedoch die Rathsverordneten, auf denen die ganze Verwaltung beruhte, ſollten von dem Delegaten unmittelbar ernannt werden, und es ſchien genug, dieſen zu erinnern, daß die Wahl auf die rechtſchaffenſten und am meiſten unterrichteten Leute fallen müſſe. Die Beſtätigung der Gewählten war überdies der Conſulta in Rom vorbehalten. Erſt in Zukunft, bei eintretenden Vacanzen, ſollten die Mitglieder eine Art Selbſtergänzung ausüben, doch immer unter Vorbehalt höherer Genehmigung. Bis in die unterſten Kreiſe der Geſellſchaft, in das geſammte Gemeindeweſen griff demnach die Regierung unmittelbar ein; und wie der Urſprung, ſo waren auch die Rechte dieſer Räthe beſchränkt genug. Die Zeit der Quaranta, die Bologna ſo lange regiert haben, war mit allen ihren Analogien vorüber, und ihre Paläſte blieben Alterthümer, deren Bedeutung der Cicerone Mühe hat dem Fremden zu erläutern.

Unter dieſen Umſtänden konnte unmöglich der Provinzialverwaltung eine größere Unabhängigkeit geſtattet werden. Der Staat ward in 17 Delegationen eingetheilt; obwohl diejenigen Legationen heißen, die einen Cardinal zum Vorſteher haben, ſo macht das doch keinen Unterſchied. Die Delegaten haben die Gewalt der Präfecten. Zwar wurde ihnen eine Regierungsverſammlung aus Inſaſſen der Provinzen zur Seite gegeben; allein die Mitglieder derſelben wurden von Rom aus ernannt und, wie natürlich, bloß mit einer berathenden Stimme verſehen. Die Entſcheidung und die ganze Verantwortlichkeit haftet nach dieſer Verfaſſung auf den Delegaten allein.

Unter ihnen ſtehen Governatoren, nach Maßgabe der Seelenzahl ihres Bezirks von höherem oder geringerm Range; ſie haben zugleich, da alle Sachen unter hundert Scudi vor ihr Forum gehören, eine nicht unbedeutende Gerichtsbarkeit, die dann wieder zu den Tribunalen erſter Inſtanz, Appellationsgerichten und der Rota Romana hinaufſteigt.

So war Alles in eine gleichmäßige Form gebracht, auf eine andern Staaten entſprechende Weiſe; es war jener durchgreifenden oberſten Gewalt, welche man immer auszuüben gewünſcht hatte, Raum verſchafft.

Es iſt leicht zu erachten, daß dies nicht ohne lebhaften Widerſpruch geſchah. Allein man nahm darauf nicht allein aus allgemeinen, ſondern auch aus einem beſondern Grunde wenig Rückſicht. In einer Flugſchrift, welche im Jahre 1823 zur Vertheidigung dieſer Geſetzgebung erſchien, wird derſelbe unumwunden ausge-

sprochen. Es wird darin geradezu gesagt, Pius VII. habe das Recht des Krieges, der Eroberung geltend machen dürfen. „Er eroberte sein Land wieder mit fremden Waffen."

Wenn man sieht, wie Alles nach der Hand gegangen ist, so wird man freilich geneigt, die Maßregeln Consalvi's von vorn herein für fehlerhaft zu erklären.

Aber hätte er wohl die Privilegien und einseitigen Berechtigungen der früheren Zeit wiederherstellen sollen?

Ich zweifle, ob dies möglich war. Was ist ein Privilegium? Ist es nicht der Ausdruck eines von dem Staate und der höchsten Gewalt noch nicht unterworfenen, selbständigen, mit ihr unter Vertrag lebenden Daseins? Kann man die Selbständigkeit, wenn sie verloren worden, zurückgeben? Sie ist unwiederbringlich, wofern sie nicht aus eigener Kraft wieder errungen wird. Ueberdies waren seitdem andere Rechte erworben, die jenen zuwiderliefen.

Allein auch jene Gleichförmigkeit, die Consalvi für sein Ziel erklärte, kann an und für sich doch nur wenig bedeuten. Es kommt erst darauf an, ob man mit derselben den Mißbräuchen steuerte, die mit der alten Verfassung zusammengehangen, ob man die Kraft, welche vermöge der neuen Einrichtungen dem Staate zufiel, zu großen Erfolgen anstrengte, ob man einen Zustand herbeiführte, der nicht allein von außen her einen guten Anschein darbot, sondern sich auch in sich selber fest, wohlgeordnet und gedeihlich erwies.

Daß es dahin käme, erforderte vielleicht in dem Kirchenstaate größere Anstrengungen, als in irgend einem anderen Lande.

Wenn Consalvi eine so durchgreifende Gewalt in die Hände seiner Beamten legte, so fragte sich, wer diese Beamten waren.

Waren es Männer für ihren Beruf gebildet, im Dienst der Gesetze allmählig emporgekommen, in strenger Aufsicht und Unterordnung gehalten, Organe der allgemeinen Einsicht, der öffentlichen Bedürfnisse?

Es waren Geistliche.

Die gesammte höhere Verwaltung, die zuletzt in dem Staatssecretariat zusammenlief, war doch zunächst in den Händen der Congregation di Consulta, del buon Governo, economica, und einiger Cardinäle, des Tesoriere, des Camerlengo. Monsignoren leiteten alles, ordneten alles an. Die Delegaten, sagt ein Artikel des Motoproprio, müssen Prälaten sein. Ein anderer gibt nicht allein den Deputationen des Clerus eine Stelle in den Stadträthen

er gestattet auch, daß überdies jeder Geistliche, wenn er die Bedingungen erfülle und ernannt werde, in denselben sitzen könne. „Die Geistlichen", heißt es, „sitzen in den Räthen über den Laien." Genug, Consalvi gab dem Clerus in diesem Staate ein entschiedenes Uebergewicht zurück.

Seit mehreren Jahrhunderten ist es die Natur des Kirchenstaates gewesen, nicht allein, daß das Oberhaupt der Kirche durch seinen weltlichen Besitz eine größere Unabhängigkeit erlangte, sondern auch, daß der Staat die Kirche, die Kirche den Staat durchdrang; geistliche und weltliche Verwaltung sind mit einander vermischt, gehen in einander auf. Die doppelseitige Stellung des Oberhauptes wiederholt sich mit Nothwendigkeit in den unteren Kreisen.

Dies zu verändern, würde als die größte Neuerung angesehen worden sein. Consalvi konnte sich nicht dazu entschließen. Und wenn man den Beweggründen nachforscht, warum nicht, so liegt ein solcher schon an sich in dem Unternehmen, die Rechte des Souveräns allenthalben zu gleichartiger Geltung zu bringen. Denn es gab hier keine Spur des weltlichen, von der Idee des Staates durchdrungenen Beamtenthums, wie etwa in Preußen. Die Einheit herzustellen wäre mit Männern, die den verschiedenen Provinzen und Städten angehört hatten, wahrscheinlich unmöglich geworden. Nur die des unbedingten Gehorsams gewohnten und von der Idee des geistlich-weltlichen Fürstenthums durchdrungenen Geistlichen waren dazu geeignet. Das Institut der Prälatur, aus der Consalvi selbst hervorgegangen war, gewann eine größere Bedeutung als jemals. Aber dabei verwickelte sich Consalvi doch auch in ungemeine Schwierigkeiten.

Gehen wir von den allgemeineren aus!

Nicht immer stellt man wirklich her, wenn man dies zu thun glaubt. Zuweilen hat sich die Lage der Dinge in der Zwischenzeit so verändert, daß die Herstellung einer neuen Einrichtung gleich kommt. Ganz eine andere Physiognomie als früher hatte doch jetzt dieser geistlich-weltliche Staat.

Früher beruhten die kirchlichen Institute auf eigenem Grundbesitz in dem Lande und einem großen europäischen Einkommen. Durch die Beiträge der gesammten katholischen Christenheit war auch der Staat reich geworden; und eigentlich um die Curie her hat sich die moderne Stadt gebildet. Jetzt waren dagegen die geistlichen Güter eingezogen und verkauft, die Einkünfte aus fremden Ländern außerordentlich geschmolzen. Wollte man die bestimmte Anzahl von

Cardinälen haben, so mußte man, so wenig auch ihre Dienste dem Staate austrugen, dennoch ihre Besoldung von Staatswegen aufbringen. Wollte man Klöster und geistliche Institute, so mußte man sie aus Staatseinkünften dotiren, wie man dies nur allzu oft that. Der Staat wurde der Träger der Kirche; zu seinen übrigen Lasten kam auch noch diese.

Und war etwa die Prälatur, der die Regierung zufiel, was sie früher gewesen?

In den verflossenen Jahrhunderten hatte die Curie eine allgemein italienische Färbung. So lange die Majorate und Fideicommisse bestanden, kamen viele jüngere Söhne aus den besten Häusern nach Rom, um ihr Glück daselbst zu machen; Leute, für die geistlich-weltlichen Geschäfte der Curie vorgebildet; frei von dem Bedürfniß, auf augenblicklichen Erwerb denken zu müssen. Sie wurden eine Zeit lang in der Staatsverwaltung beschäftigt, bis sie hier sich einen guten Namen verschafft, so daß sie in den großen Stellen der Kirche zu einer europäischen Wirksamkeit fortgehen konnten. In Mailand gab es Familien, welche eigene Einkünfte dazu bestimmt hatten, die jüngeren Söhne in das Cardinalat zu befördern.

Durch die Revolution waren nun aber Majorate und Fideicommisse in den Provinzen des Königreichs Italien aufgehoben worden: der Glanz der alten Familien war verdunkelt. Viele mochten nicht mehr die Mittel haben, ihre Söhne eine langwierige Laufbahn in Rom einschlagen zu lassen; anderen fehlte es an dem Ehrgeiz dazu. Wer ein Einkommen von ein paar tausend Scudi besaß, wollte nicht nach Rom gehen, um den Diener des Papstes zu machen.

In dem Kirchenstaate war es selbst nicht viel anders ergangen. Die großen Häuser trugen Bedenken, ihr Glück aufs Neue mit der Curie zu verbinden: auch der begüterte geringere Adel hatte dazu nicht immer Lust. Ich weiß nicht, ob dies gerade darum geschah, weil man an dem Bestehen und der Festigkeit der Regierung zweifelte. Sonst hatte man freilich geglaubt, sie sei ewig wie die Religion, und jetzt hatte man sie schwanken, fallen gesehen, wie andere Regierungen auch. Auf jeden Fall waren die Dinge nicht mehr in dem alten Zuge.

Man erachtet leicht, welch eine Wirkung diese Veränderung durch den ganzen Körper dieses Staates hervorbringen mußte: ich will doch noch ein Moment anführen.

Früher hatten die Cardinäle nicht ohne einen gewissen Glanz Hof gehalten; sie hatten Leute von Talent bei sich aufgenommen, die so allmählig in die Geschäfte kamen. Eine natürliche Schule, welche die ausgezeichnetsten Männer der früheren Jahrhunderte hervorgebracht hat. Jetzt waren sie weit entfernt, Hof zu halten; ihre Einkünfte reichten kaum hin, um den Aufwand zu bestreiten, den ihr Rang nothwendig machte; sie gaben ihnen Familiaren neun bis zehn Scudi des Monats, wonach kein Mensch trachten mag, der auf irgend eine Art fortzukommen weiß.

Genug: früher hatte die Curie bei aller innern republikanischen Einrichtung der Prälatur doch einen aristokratischen Charakter, der eine freiere und unabhängigere Stellung der Einzelnen vermittelte und dabei talentvolle Leute von geringerer Herkunft nicht ausschloß.

Diesem Zustande entsprach ein Land, so voll von aristokratischen und localen Berechtigungen. Wenn die Geistlichen die Regierung verwalteten, so waren deshalb die Weltlichen noch nicht zu voller Unterthänigkeit verdammt. Es war eine nicht unbehagliche, wohlhäbige Existenz, nicht ohne ihre eigene Art von Freiheit, in die man sich eingelebt hatte, in der man sich zufrieden fühlte.

Jetzt aber waren die Zügel des Staats auf das straffeste angezogen. Die Geistlichkeit, zum Theil veraltet, zum Theil eben erst aus unteren Ständen emporgekommen, oft mehr durch ein Glück, wie es die Lotterie giebt, als durch Talent und Verdienst, stand mit der Aristokratie des Landes eher in Gegensatz. Alle Rechte des Staates machte sie auf unnachsichtige Weise geltend.

Die alten Freiheiten hatten gedient, den Unternehmungen des Ehrgeizes oder der Habgier zu begegnen. In diesem Lande, wo ein Jeder sein Amt im eigentlichen Sinne als eine Versorgung ansieht, als einen Besitz, der ihm nicht sowohl Pflichten auflegt, als Rechte gewährt, Rechte, die ein kluger Mann auf das beste zu seinem Vortheil anzuwenden hat, war dies nothwendiger, als irgendwo sonst. Jetzt waren dieselben von Grund aus weggeräumt.

Wie wollte Consalvi nun zuerst seine Geistlichkeit regieren? sie in Unterordnung halten, ihr jenen Sinn der Mäßigung und des Wohlwollens einflößen, der für jede Verwaltung so unentbehrlich ist? Obwohl die römische Prälatur immer ein weltliches Element eingeschlossen hat — sie erfordert nur die unteren Weihen —, so waren doch die Kenntnisse, welche die Administration erheischt, ihr nicht eben geläufig.

Und wie wollte man auf der andern Seite dem Haß ausweichen, der in diesem Jahrhundert jedes Vorrecht einer Corporation verfolgt?

Man konnte zwar sagen, dies sei kein Adel: aus dem Land selbst steige die Geistlichkeit auf, die es regiere; Jedermann ward zugelassen und konnte sich so weit erheben, als Glück und Talent ihm reichen. Allein die Berechtigung war doch immer mit einem Charakter verknüpft, der mit ihr selber, mit den Erfordernissen des Geschäftes nichts gemein hat.

Man sieht: es waren hier lauter Gegensätze; des Landes gegen die Kirche, die es ernähren mußte; der Provinzen gegen den Hof, der ihre Unabhängigkeit aufhob und die Geschäfte sämmtlich nach Rom zog; der Aristokratie gegen eine zum Theil soeben von unten aufgestiegene Verwaltung; alle aber fielen zusammen in den Gegensatz zwischen Klerus und Laien, welcher zugleich den Widerstreit der Revolution und der Restauration in sich enthält.

Siebentes Capitel.

Schwierigkeiten der inneren Verwaltung.

Mit einem gewissen Selbstgefühl haben die Franzosen bemerkt, Consalvi sei bei seinen Civil-Einrichtungen über das Muster von Frankreich nicht hinausgekommen; die Einrichtung der Delegationen, Districte und Municipalitäten sei der französischen Departemental-Einrichtung entlehnt; das System der Abgaben im Allgemeinen dasselbe geblieben; das Stempelgesetz z. B., das dann doch wieder eingeführt wurde, sei nur in wenigen Aeußerlichkeiten von dem französischen verschieden. So habe man auch das Hypothekensystem, in dessen Einführung man in Frankreich eines der vornehmsten Verdienste der napoleonischen Gesetzgebung sah, herübergenommen; nur habe man sich gehütet, es zu sagen, und die verhaßt gewordenen Bezeichnungen vermieden. Schon früher sei eine dem französischen Enregistrement analoge Einrichtung in Rom unter dem Titel archiviazione versucht worden, aber vergeblich. Die Einführung verdanke man einem Beamten des Directoriums, der schon im Jahre 1798 mit Geist und Energie darin vorgeschritten sei. Besonders die Einführung eines Hypothekensystems hatte Pius VII. mit Freuden begrüßt: denn dadurch werde der bisherige Mißbrauch

gehoben, daß mancher auf seinen Besitz eine fünf Mal höhere Schuld aufgenommen habe, als der Werth desselben betrage; das werde allen Andern und ihm selbst eine größere Sicherheit geben. Bei aller Nachahmung der französischen Institutionen mußte nun aber doch die Gesammtadministration des Kirchenstaates wieder einen eigenthümlichen Charakter entwickeln. Wie es damit ging, will ich auf den Grund eingehender Beobachtungen, die an Ort und Stelle gemacht sind und von der genauesten Kunde zeugen, darlegen.

I.

Finanzen.

Von jeher war der Zustand der Finanzen im römischen Staate sehr verwickelt. Durch ein altes, Jahrhunderte lang unter mancherlei Wechsel in Uebung gebliebenes Staatsschuldensystem waren das öffentliche und private Vermögen mit einander vermischt worden. Da der Staat die wohlfeilsten Anleihen von der Welt machte — selbst Holland schloß keine vortheilhafteren —, so ist es zu begreifen, daß man sich gehen, daß sich namentlich Pius VI., der große Dinge ausführen wollte, etwas zu weit fortreißen ließ. In zwanzig Jahren hat er für acht Millionen Scudi neue Zettel geschaffen. Wenn sich dennoch der Credit erhielt — wie denn die Zettel im Jahre 1783 fünf, im Jahre 1795 noch immer nicht mehr als sieben Procent verloren — so muß man bemerken, daß dies auf dem bestehenden Zustand, der anscheinenden oder wirklichen Wohlhabenheit und dem Frieden von Italien beruhte. Ein ungünstiger Zufall konnte alles vernichten.

Langsam kam das Unglück, aber um so vollständiger war der Ruin. Erneuen wir einen Augenblick diese unglückliche Erinnerung.

Zuerst, wie die Gefahr von Frankreich her dringender ward, entschloß man sich zu kostspieligen Rüstungen. Es war noch nicht genug an einer Anleihe von 2 Millionen; man verkaufte einige Staatsgüter; man lud die Privatpersonen ein, ihr überflüssiges Silber in die Münze zu schicken und es gegen $4\frac{1}{2}$ Procent darzuleihen. In der That hatten die Anleihen den besten Erfolg.

Was konnten aber jene Rüstungen helfen? Kaum waren die Franzosen diesseit der Alpen erschienen, so war man schon zu dem Waffenstillstand von 1796 genöthigt, und Pius VI. mußte ihnen eine Contribution von 21 Millionen Livres versprechen. Hierauf

lud man nicht mehr ein; man wendete ernstliche Maßregeln an; Privatleute und Corporationen mußten das Gold und Silber, das sie besaßen, authentisch angeben; selbst wenn es Fideicommisse oder specielle Hypotheken waren. Noch war man so wohlhabend, daß solche Maßregeln guten Erfolg haben konnten. Seltsam! der Wetteifer der römischen Fürsten warf sich darauf. Es war eine Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihre Reichthümer auf unbedeckten Wagen, in allem Pomp, am hellen Tag nach der Münze fahren zu lassen. Prinz Doria schickte allein eine halbe Million Scudi. 600,000 Pfund Silber wäre genug gewesen; es kamen 2,900,000 Pfund zusammen; mit dem Golde brachte man es bis auf 40 Mill. Scudi; und man kann sagen, daß alle Großen, alle Gutsbesitzer ihr Vermögen in Schuldverschreibungen und Staatsanweisungen verwandelten.

Eben dieser Erfolg, der das Bedürfniß so weit überstieg, machte auf der einen Seite Muth zu neuen Rüstungen und erregte auf der andern Verdacht und Begier. Neue Angriffe folgten; der Friede von Tolentino entriß dem Papst die Hälfte des Landes und legte ihm noch größere Contributionen auf. Nun erst sah man sich zu Zwangsmaßregeln genöthigt. Man forderte das Gold und Silber der Kirchen; man schonte weder Juweliere noch Goldschmiede; von den Privatpersonen verlangte man ihre Edelsteine, mochten sie nun gefaßt sein oder ungefaßt. Jetzt aber war nicht mehr an freiwilliges Entgegenkommen zu denken; jedermann suchte sich dieser allgemeinen Beraubung zu entziehen.

Man sieht, wie weit es gekommen war. Von der freiwilligen Anleihe ging man zu einer ernstlich befohlenen, von dieser zu den strengsten Maßregeln, zu einer Art von Beraubung fort. Als endlich die Franzosen Rom einnahmen, folgte Bankerutt des Staates, Plünderung der Privaten. Es war jener allgemeine Ruin, der sich unter der Form der Republikanisirung von einem Ort auf den andern warf. In Rom blieben nur drei bis vier Häuser im Besitz eines bedeutenden Vermögens; einige Bankiers, unter ihnen Torlonia, kamen empor: sie zogen Vortheil von dem allgemeinen Verluste.

Gleich als sei es aber an dieser Vernichtung aller Besitzthümer des Staates und der Privaten nicht genug, nach der ersten Herstellung des Papstes ward eine Maßregel beschlossen, welche auch die Communen in dieselbe verwickelte. Der Staat übernahm ihre Schulden, aber er zog zugleich ihre Güter an sich. Sowohl jene

als diese wurden in eine einzige Masse zusammengeworfen. Nicht alle Communen waren verschuldet; gerade die, welche es am wenigsten waren, hatten die bedeutendsten Gemeindegüter; doch machte man zwischen ihnen keinen Unterschied. Die Güter konnten der Natur der Sache nach unter der Verwaltung des Staates nicht so viel eintragen, als sie den Communen selbst werth gewesen waren; dennoch nahm die Regierung sie an sich. Der Erfolg entsprach dem Verfahren. Gar bald sah man sich doch genöthigt, die Communalcasse wieder von der Staatscasse zu trennen; dann schritt man zum Verkaufe. Während man verkaufte, setzte man die Zinsen der Schuld herab. Die Gläubiger wurden nicht bezahlt; die Städte, welche früher bedeutende Einkünfte genossen, brachten jetzt mit Mühe und nur durch Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse das unumgänglich Erforderliche kümmerlich auf; die Güter kamen in die Hände der großen Geldbesitzer.

Wie sehr nimmt in neueren Zeiten Alles diesen Zug! Wie sehr geräth alles Vermögen, der Staaten, der Communen, der Privatleute, äußerst beweglich geworden, in die Hände der großen Geldinhaber, in das Spiel der Wechselgeschäfte.

Auch die Franzosen schlugen bei ihrer Besitznahme einen Weg ein, der dahin führte. Sie schritten nunmehr ernstlich zum Verkaufe der geistlichen Güter, was ihnen einen doppelten Vortheil gewährte. Sie hoben einmal die Corporationen auf, welche größtentheils noch im Besitz der Zettel des Staates, also Gläubiger desselben waren; hierdurch entledigten sie sich einer großen Last; sodann benutzten sie den Verkauf der Güter zur Tilgung der übrigen Schulden. Die Zettel, welche übrig blieben, behaupteten einen Cours von 28 Prozent; aber die Güter fielen ebenfalls den großen Besitzern in die Hände.

Als nun Consalvi nach der zweiten Restauration die Regierung des Kirchenstaates wieder übernahm, war derselbe ohne eigene Hülfsquellen, ohne die alten geistlichen Güter, in einem Theil des Landes ohne Communalbesitzungen, ohne einigermaßen verbreiteten Privatwohlstand.

Zu dem Rest der alten Schulden in ihrem damaligen Cours kamen erhebliche neue Belastungen hinzu.

Es verstand sich, daß der Kirchenstaat einen Theil der Schulden des Königreichs Italien zu übernehmen hatte. Es war kein kleines Geschäft, sie auseinanderzusetzen. Allesammt, sowohl die früheren der einzelnen Provinzen, als die späteren, die unter dem

Titel des Königreichs gemacht worden, waren in das große Buch des Monte Napoleone zu Mailand eingetragen. Welchen Maßstab sollte man aber wählen, sie wiederum zu verteilen? Als Napoleon die Schuld consolidierte, bestimmte er ihr verschiedene Domänen zur Hypothek. Diese Hypothek legte man jetzt bei der Auseinandersetzung zu Grunde. Da aber ein großer Theil derselben in den dem Kirchenstaat zurückgegebenen Provinzen lag, so fiel diesem ein bedeutender und, wie behauptet wurde, unverhältnißmäßiger Theil der Schulden zur Last. Auch die Dotation, welche Eugen behielt, war zum guten Theil in diesen Provinzen belegen.

Wie hätte man unter diesen Umständen auf eine wesentliche Herabsetzung der Staatslasten denken können. Man behielt die Auflagen, wie sie die Franzosen hinterlassen, ohne große Abweichungen bei. Glück genug, wenn man mit ihnen durchkam.

Das Deficit von 1816 betrug 1,200,000 Scudi, und nur durch Torlonia war es möglich, die dringendsten Forderungen zu erledigen.

Jedes neue Bedürfniß setzte in Verlegenheit. Als 1819 der Kaiser von Oesterreich nach Rom kam, dachte man ihn prächtig zu empfangen und die Stadt in ihrem alten Glanze zu zeigen. Was war aber nöthig, um dies zu vermögen! Man trieb nicht allein die rückständigen Abgaben mit Gewalt ein; man zahlte selbst die Wittwenkassen nicht vollständig aus; man machte mit den Unternehmern solche Contracte, daß sie erst in zehn Jahren bezahlt zu werden brauchten. Dennoch mußte man überdies zu Anleihen schreiten, und es ist eine besondere Wendung der Dinge, daß man von Madame Lätitia Bonaparte und der Prinzessin Pauline Geld borgte, um Kaiser Franz I. und den Fürsten Metternich zu empfangen.

In diesem Zustand fand dann der Geist des Wuchers, der in dieser Nation schon an sich einheimisch ist, neue Nahrung.

Man verpachtete den größten Theil der Einkünfte; der Vortheil der Pächter war ungeheuer, und dennoch wagte man nicht Regien einzuführen, aus Furcht, nur noch weniger einzunehmen.

Man gab die Pflichten des Staates so wie seine Rechte in Unternehmung; von der Art, wie dies geschah, werden uns kaum glaubliche Dinge erzählt.

Unter andern bildete die Verwaltung der Gefängnisse einen wichtigen Theil der öffentlichen Administration. Sie waren immer gefüllt; im Jahr 1820 zählte man elftausend eingezogene Verbrecher. Den Unternehmern wurden 15 Soldi des Tags für den Kopf gut

gethan. Es gab aber Pächter zweiter und dritter Hand, welche die Verpflegung um 10, um 8 Soldi übernahmen und doch noch Gewinn machten. So hatte der Staat eine übertriebene Ausgabe; das Geschäft ward auf das schlechteste verwaltet. Ein paar Unternehmer machten ungeheuren Gewinn; die Verhafteten litten Hunger.

Nicht viel besser war die Verpflegung der kleinen Armee, die einen unverhältnißmäßigen Aufwand verursachte und niemals complet war. Konnte man dem abhelfen? Wem sollte man die Aufsicht anvertrauen? Man machte die Erfahrung, daß Fabrikanten, denen die Prüfung der Tuchbereitung übertragen wurde, dies Vertrauen zu ihrem Vortheil mißbrauchten.

Auch in andern Staaten kommen Verfälschungen vor; aber unerhört ist, wie man sie in Rom trieb.

Im August 1817 entdeckte man ein regelmäßig eingerichtetes Büreau von Verfälschungen mit einem Vorsteher an seiner Spitze. Hier wurden Anweisungen auf die öffentlichen Cassen ausgefertigt, förmliche Gratificationen und Pensionen ertheilt. Die Documente waren mit den täuschendsten Unterschriften versehen. Welch' ein Zustand, daß sie honorirt wurden! Man trieb dies lange, ohne entdeckt zu werden. Endlich ging man so weit, mit der Unterschrift des Papstes ein Monopol herzustellen, welches ausdrücklich aufgehoben worden war. Eine solche Acte mußte den höchsten Autoritäten vorgelegt werden, und nur weil es diese mit Besorgniß erfüllte, daß ein Unbekannter sich dem Papste so weit nähern könne, um eine so außerordentliche Gnadenbezeugung zu erlangen, forschte man nach und kam den Verbrechern auf die Spur. Aber die Entdeckung selbst brachte in neue Verlegenheit. Die Unterschriften waren so gut nachgemacht, daß der Papst Bedenken trug, dieselben für falsch zu erklären. Er sagte nur so viel, die Breven, unter denen er sie finde, seien ihm niemals vorgelegt worden.

Was ließ sich in einem Staate hoffen, in welchem es in einem so hohen Grade an der Moralität fehlte, welche allein die öffentlichen Dinge zusammenzuhalten vermag? Welche Verfassung ließ sich ersinnen, um so großen und so tiefen Uebelständen zu begegnen?

II.

Justiz.

Noch ehe der Papst im Jahre 1814 in Rom eintraf, hatte sein Delegat Rivarola das gesamte französische Recht, bürgerliche

und peinliche Gesetzgebung, Prozeßordnung und Handelsrecht in den Herrschaften des heiligen Stuhles für „auf ewig abgeschafft" erklärt, und die alte Gesetzgebung wiederhergestellt, wie sie in dem Augenblick bestanden, als die päpstliche Regierung aufhörte. Nur über die Erbfolge hatte er neue Bestimmungen hoffen lassen.

In dem Edict vom Juli 1816 gab Consalvi allerdings diese Bestimmungen. Uebrigens aber hob er seinerseits, wie gesagt, alle provinziellen Statuten und das Herkommen der Städte auf.

Es mag sein, daß das französische Recht den Sitten widersprach, daß das statutarische Recht Unbequemlichkeiten in Menge verursachte; allein ein Recht mußte man haben; und es fragte sich nur, was man an die Stelle setzen wollte.

Zunächst, antwortet das Edict, die Bestimmungen des gemeinen Rechtes, ermäßigt nach dem kanonischen Rechte und den apostolischen Constitutionen.

Sollte aber dies genügen? Wer kannte die Unzahl apostolischer Constitutionen, die einander so häufig widersprechen? Wollte man die alten Entscheidungen der Rota Romana wieder in's Leben rufen? Mußten sie nicht, da sie immer neben den örtlichen Statuten bestanden hatten, eine ungemeine Lücke übrig lassen?

Es entstand eine Verwirrung ohne Gleichen. Selbst die Regierung klagt über dieses Meer von Rechtsgelehrsamkeit, die man aus so mannichfaltigen schwer zu erreichenden Quellen schöpfen müsse, die mit den Sitten und gesellschaftlichen Verhältnissen in Widerspruch stehe, deren Anwendung durch tausend Streitfragen, den Conflict der Lehren und selbst die Subtilitäten der Autoren unsicher und schwankend werde.

Sie erkannte sehr wohl, daß die neue Organisation ihrer Tribunale nichts helfe, so lange das Verfahren derselben mehr auf dunkeln widersprechenden Ueberlieferungen, als auf sichern Regeln beruhe, so lange ihr nicht ein analoges, genau bestimmtes System der Gesetze zur Seite stehe.

Wir brauchen nicht zu wiederholen, wie viel sich gegen die Einführung neuer Gesetzbücher sagen läßt. Hier aber, wo man ein bereits ziemlich in Gang gekommenes neues Recht abgeschafft und das alte nicht wiederhergestellt hatte, — wie es denn auch, da die Statuten so lange schon außer Gebrauch gesetzt, die Juristen ihrer unkundig, und zu den schwierigen Studien, die sie erforderten, nicht mehr fähig waren, schwerlich wiederhergestellt werden konnte, — hier waren sie unumgänglich nothwendig.

Consalvi sagte sie zu. Er versprach an die Stelle jener abgeschafften Zweige der napoleonischen Gesetzgebung päpstliche Gesetzbücher, und es traten in kurzem einige Commissarien zu ihrer Ausarbeitung zusammen.

In der That kam man im Jahre 1817 mit der Proceßordnung zu Stande. Man suchte in derselben, wie sich Consalvi ausdrückte, möglichste Gleichförmigkeit, Einfachheit und Kürze; man schaffte z. B. das Recht ab, nach welchem die eine der Parteien Richter und Tribunal wählen durfte; man suchte die Willkür der Richter zu beschränken. Eine andere Frage ist, wie weit man damit reichte. Gar bald sah man sich genöthigt, zu erklären, daß in allen Prozessen, welche in Hinsicht auf Personen oder Gegenstand vor die geistlichen Gerichte gehörig, die herkömmlichen Formen zu beobachten seien. Selbst ihre lateinischen Vorladungen wollten sich diese Leute nicht nehmen lassen. Die Administration behielt, wie in Frankreich, ihre eigne abgesonderte Justiz und entschied ihre Prozesse selber. Von der neuen Einrichtung fanden die Kundigen, daß sie die Sachen nur noch mehr in die Hände der Advocaten überliefere.

Wie konnte dies auch anders sein, so lange es in der bürgerlichen Gesetzgebung so sehr fehlte.

Vielleicht der ausgezeichnetste der damaligen römischen Juristen, Bartolucci, hatte es übernommen, das bürgerliche Gesetzbuch zu entwerfen. Es galt als ein großer Triumph Consalvi's, daß er diesem seinem Freunde, obwohl derselbe unter Napoleon gedient hatte und als ein Gegner der Priesterregierung angesehen ward, eine so wichtige Arbeit in die Hände brachte. Im Jahre 1820 kam er so weit, daß er von den 18 Büchern, die das neue Gesetzbuch umfassen sollte, die fünf ersten der Congregazione economica zur Begutachtung übergab. Leider verstanden die Mitglieder derselben wenig von der Rechtsgelehrsamkeit. Während sie dennoch eine Menge Einwürfe machten und Bartolucci dieselben beantwortete, verging die Zeit, und der Autor starb darüber hin. Wer hätte glauben sollen, daß sein Werk mit ihm untergehen würde! Die Bekanntmachung desselben, die so oft versprochen worden, die so dringend nötig war, ist niemals erfolgt.

Unter diesen Umständen gerieth die Rechtspflege in den unseligsten Zustand von der Welt und wurde ein Spott der Gerechtigkeit. Bis in die geringste Sache hing Alles von Gunst und Persönlichkeiten ab. Leute, die es nicht läugneten, einen Diebstahl

begangen zu haben, bei denen man das Gestohlene gefunden, wurden dennoch von den Gerichten frei gelassen, weil sie mächtige Freunde hatten. Mit dem Recurs an die Gnade des Papstes wurde großer Mißbrauch getrieben. Es gab Fälle, daß man acht gleichlautende Urtel für sich hatte und doch niemals zu seinem Rechte gelangte.

III.

Landbau.

So wenig setzte Consalvi die Idee des Staates, die ihm vorschwebte, durch. Jene durchgreifende Macht seiner Beamten, die den alten Uebelständen hatte abhelfen sollen, vermehrte sie eher. Selbst wenn es zu entscheidenden Veränderungen kam, wirkten dieselben nicht immer vortheilhaft.

Es ist wahr, die alte Verfassung litt an schweren Mängeln. Allein in manchem Institute, das nicht an jeder andern Stelle empfehlenswerth sein mochte, lag doch ein Heilmittel für die in diesem Lande herkömmlichen, ihm natürlichen Verirrungen. Als man anfing zu reformiren, sah man nur noch, in wiefern solche Einrichtungen den allgemeinen Begriffen zuwider liefen, aber man bemerkte nicht mehr, welchen Uebeln sie hier am Orte abzuhelfen bestimmt waren.

Niemand wird unter andern das Institut der Asyle, wie es früherhin in dem Kirchenstaate bestand, im Allgemeinen billigen. Dennoch ward es ein Mittel, dem Ueberhandnehmen des Banditenwesens zu steuern. Es ließ einen Weg offen, auch nach begangenem Verbrechen sich mit der Gesellschaft auszusöhnen.

Man hat die Klagen über die Verödung der Campagna und die Sorglosigkeit der heutigen Römer wohl sehr übertrieben. Wenn man überschlägt, welche Mannichfaltigkeit von Arbeit und Arbeitern, welche berechnende Umsicht und bedeutende Auslagen der Ackerbau in diesem Land erfordert (wo man ihn treibt, widmet man ihm die größte Sorgfalt), und wenn man dann dagegen wahrnimmt, wie bei dem ersten Regen des Octobers diese unermeßlichen Gefilde sich mit jungem Grün bekleiden und unzähligen Heerden die vollkommenste Weide darbieten, im Herbst und Winter so voll und frisch wie im Frühling, so hört man auf sich zu verwundern. Auf das mühevollste bearbeitet, bringt das Land nur in guten Fällen einen Gewinn hervor, wie ihn diese verführerische Freigebigkeit der Natur ohne alles Zuthun gewährt.

Man muß sich eher wundern, daß bei dieser Lage der Dinge der Ackerbau nicht gänzlich verdrängt wird.

Eben darum hatte sich die alte Regierung zu einigen Zwangsmaßregeln entschlossen, die man unter dem Namen der Annona begriff. Es ist wahr, diese Maßregeln widersprachen allem, was man in andern Ländern über den Landbau dachte und lehrte. Wenn man dann berechnete, wie ein geringer Theil der Campagna besäet werde, so maß man wohl der Annona selbst die Schuld davon bei. Ganz Europa sprach sich dagegen aus, und sie wurde aufgehoben. Allein welches war der Erfolg! Unter Pius VI. im Jahre 1783 hatte man 16,340 Rubbi besäet: damals bestand die Annona; 1809, nachdem sie acht Jahre abgeschafft gewesen, bebauete man wenig über 8000, 1816 nur 7000, und noch immer dauerte die Abnahme fort.

Wie viel hat man von jeher über den Umfang und die Menge der geistlichen Güter geklagt, gleich als wären diese vornehmlich an der Verödung einiger Provinzen Schuld. Die Franzosen hoben sie auf. Die Folgen aber waren ganz andere, als man hätte erwarten sollen. Die Güter wurden nicht in kleine zerschlagen, wie in Frankreich, sondern sie wurden von den großen Besitzern und Geldinhabern angekauft, welche ihre Latifundien damit nur noch erweiterten. Die geistlichen Güter hatten wenigstens reichlich Almosen gespendet; sie hatten die Communalabgaben mitgetragen. Den großen Besitzern fiel es nicht ein, für die Armen zu sorgen, und durch ihre einflußreichen Verbindungen gelang es ihnen leicht, sich den Communalverpflichtungen zu entziehen.

Als Pius VII. im Anfange seines Pontificats die Annona abschaffte, dachte er allerdings zugleich auf eine Vertheilung der großen Besitzungen; man hatte vor, Colonien auf dem Agro Romano zu gründen und Dörfer daselbst anzulegen. Allein es blieb alles bei den ausführlichen und mit großer Beredsamkeit verfaßten Werken, die man darüber schrieb. Vielmehr trat das Gegentheil ein. Es bildete sich das Institut der Mercanti di Campagna nunmehr erst recht aus. Ein solcher Mercante, der einen bedeutenden Fonds zu seiner Speculation bedarf — unter andern muß er die Arbeiter besolden, die so weit aus den Abruzzen bis hieher kommen —, pachtet mehrere von den großen Herrschaften zusammen; es gibt Pachtungen von anderthalb Quadratmeilen; die Eigenthümer bedürfen in der Regel ihren Pächter und dessen Vorschüsse, sie müssen alles zugeben, was er vornimmt. Nun waren aber deren nur

wenige, und es gab keine Concurrenz. Wenn die Mercanti di Campagna sich unter einander und mit den Bankiers verstanden, so konnten sie den Markt nach Gutdünken beherrschen. Das ganze Geschäft kam in äußerst wenige Hände. Glücklicherweise setzte die Zufuhr aus den Häfen des Schwarzen Meeres ihrer Betriebsamkeit Grenzen. Sie ihres Orts waren über dieselbe nicht wenig mißvergnügt. Ja man könnte überzeugt sein, wie sie denn das selbst sagten, daß sie auch noch den kleinen Theil der Campagna, den sie bebauten, ungefähr ein Zehntheil, brach liegen lassen würden, wofern nicht die Natur ihnen in den Weg träte, wenn es nicht nothwendig wäre, das Land wieder zu brechen und zu besäen, um feines und frisches Gras zu bekommen. So erhielt sich der Ackerbau nur mühselig. Er war gleichsam ambulant geworden; man kam damit nur dem Wiesewachs zu Hülfe! Für die Verluste, welche der Ackerbau häufig verursacht, entschädigt man sich durch den Vortheil, den derselbe für die Viehzucht darbietet.

IV.

Räuberwesen.

In dem nördlichen Italien habe ich über nichts so oft klagen hören, wie über die Einführung eines deutschen Gesetzbuches. Nicht weil es zu hart, auch nicht gerade, weil es ausländisch sei, sondern weil es mit seinen breiten und milden Formen der hinterlistigen Gewandtheit allzuviel Ausflüchte darbiete.

Wir sehen auch an den Beispielen des Kirchenstaates, wie so überaus schwer es ist, in diesem Lande Gesetz und Ordnung zu handhaben. Die Neigungen, denen man sich zum allgemeinen Besten entgegenstellen, die Richtungen, die man in leidliche Grenzen einschließen möchte, entschlüpfen der Hand, die sie fassen will, und lachen der vermeinten Schranken.

Wie viel hat man nicht von jeher versucht, die Räuberei zu dämpfen. Aber selbst die Franzosen haben es nicht vermocht. Bald nach dem Anfang ihrer Herrschaft konnten sie berechnen, daß sich ungefähr hundert Menschen dem Wirkungskreis der Gesetze entzogen hatten, und jener tapfere und gutmüthige, lustige Räuberhauptmann Pietro machte sich unter ihren Augen einen Namen. Er nannte sich Peter I., Kaiser der Gebirge, König der Wälder, Protector der Conscribirten. Man sieht, wen er damit verspottete, und wirklich hatte die Räuberei damals zugleich eine politische Farbe. Um so schärfer, wie sich versteht, verfolgte sie die französische Ge-

rechtigkeit. Aber 1811 nahm sie eher zu als ab; 1814 wußte man noch fünfundfünfzig zu zählen, deren man niemals hatte habhaft werden können.

Wie sollte nun die so viel schwächere päpstliche Verwaltung sich ihrer sofort zu entledigen vermögen?

Zwar fiel der politische Grund weg, allein es gab tausend andere, durch welche sie begünstigt wurde. Es kam so weit, daß ein Bürger von Tivoli mitten in der Stadt von Räubern angefallen und ermordet wurde. Eine Dame von Sermoneta klagt, daß sie sich seit Jahren nicht mehr nach ihrem Schlosse auf dem Lande wage; ihr Haushofmeister kenne die Raubgesellen, aber er werde nie den Muth haben, sie anzugeben; er beköstige sie, wenn er von ihnen besucht werde. In Ferentino zahlte man eine Brandschatzung, um ohne Gefahr auf das Feld, an die Arbeit gehen zu dürfen. An vielen andern Orten hielten sich die Einwohner, eingeschüchtert, hinter ihren Mauern. Wer eine Villa gemiethet, traute sich nach Sonnenuntergang nicht mehr in den Garten.

Zuweilen schien es, als wolle der Staat ernstliche Maßregeln gegen dieses Unwesen ergreifen. Er errichtete 1817 Communalmilizen unter der Anführung der vornehmsten Grundbesitzer zur Verfolgung der Banditen und versprach Belohnungen für Jeden, den man einbringen würde. Mit vielem Pomp wurde diese Einrichtung angekündigt; alle vierzehn Tage sollte über ihren Erfolg Bericht erstattet werden. Niemals ist Bericht erstattet worden: es kam zu keinem Erfolg; niemals hat man einen Räuber eingebracht. Als die Banden drohten, sich ernstlich zu wehren, sich auf Leben und Tod zu schlagen, hatte kein Mensch Lust, die Belohnung zu verdienen.

Gewiß, um irgend eine Unternehmung durchzusetzen, wird etwas mehr erfordert als Einsicht, daß sie nützlich sei. Das Uebel, dem man steuern wollte, hing so tief mit der Sinnesweise dieses Volkes zusammen, daß es auf solche Weise nicht auszurotten war.

Die Leidenschaft, die zu einem Verbrechen führt, wird in diesen Gegenden nicht als ein moralischer Fehler, sie wird als ein Unglück betrachtet; sie erweckt nicht sowohl Abscheu, als eine Art von Mitleiden. Der Staat verfolgt das Verbrechen: das ist seine Pflicht; der Verbrecher rettet sich, so gut er es vermag. Niemand hindert ihn daran.

Wer irgend eine schwere Ahndung verwirkt hatte, der er sich entziehen wollte, begab sich in die Gebirge; von den Gesetzen war

er geächtet, aber nicht von der öffentlichen Moral. Er ist in dem Gebirge, hieß es von ihm, er hält sich in den Wäldern auf.

Auch er selbst glaubt, indem er sich dergestalt in Kriegszustand mit der Gesellschaft setzt, keine wesentliche Pflicht, am wenigsten der Religion, zu verletzen. Das Crucifix kommt nicht von seiner Seite; er küßt es jeden Augenblick. Er nöthigt vielleicht einen seiner Gefangenen, ihm aus einem Gebetbuche vorzulesen. Seht da, sagt er, indem er ihm sein Asyl im Gebirge zeigt, welch' ein rauhes Leben wir führen, und doch behandelt man uns so hart, uns arme Leute.

Von diesem Schlupfwinkel aus aber beherrscht er seine Welt. Er züchtigt seine Feinde und beschützt seine Anhänger. Die Nachbarn dienen ihm, verkaufen ihm den Raub, bebauen sein Stück Land, verbergen ihn im Nothfall und tragen ihm Lebensmittel hinaus. So umgibt er sich mit Furcht und Glanz. In den Gegenden, wo dies Leben besonders Wurzel gefaßt hat, hörte man wohl ein Weib dem andern vorwerfen, sie habe keinen Mann, der sich im Gebirge zu halten vermöchte; die jungen Mädchen heirathen am liebsten die ausgezeichneten Räuber.

Bei den Kämpfen, in die sich die Staatsgewalt mit den Ausgetretenen einließ, fand sich denn leicht, daß die größere Energie auf Seite der letzteren war; eben darum behaupteten sie den Platz.

Sixtus V. hat sich einst durch Vertilgung der Räuber hervorgethan. Er vermochte es nur, indem er sie unter einander selber entzweite. Auch Consalvi, dem andere Maßregeln fehlgeschlagen, sah sich genöthigt, sein Heil bei ihnen selber zu suchen.

Wer hätte glauben sollen, daß diplomatische Talente erforderlich seien, um Banditen zu dämpfen?

Als Consalvi 1818 zum Abschluß des neapolitanischen Concordats mit Medici in Terracina war, richtete er sein Augenmerk auf die Umgegend, wo die Neigungen, die jenes Gewerbe erfordert, besonders blüheten, namentlich Sonnino; bald hatte er einen, bald hatte er sie alle gewonnen. Er schloß eine Art Vertrag mit ihnen.

Die Räuber versprachen, sich auf ein Jahr lang in's Gefängniß zu stellen. Der Staat versprach, ihnen alsdann die erforderlichen Mittel zu geben, um ein friedliches Leben zu führen.

Und so kamen die Assassini von Sonnino, drei Wagen voll, nach Rom, um ihr Jahr abzusitzen; Leute, welche viele Jahre dies Gewerbe getrieben, Einer, der sich rühmte, sechzig Menschen umgebracht zu haben; der berufenste von allen, Masocco, fehlte nicht;

seine Frau begleitete ihn in's Gefängniß. Alles lief, sie zu sehen, Fremde und Einheimische; man wiederholte sich ihre Thaten. Die Herzogin von Devonshire trat heran, nahm ihr Halsband ab und schmückte das Weib Masocco's damit.

Es kam nur darauf an, ob man sich nun auch der andern erwehren würde. In der That war in Kurzem nur noch Cesari mit einer Bande von vierzehn Mann übrig, und auch dieser fing an zu unterhandeln. Endlich versprach er, wenn man ihm vollkommene Verzeihung zusichere, mit Hülfe eines Vertrauten seine übrigen Cameraden sämmtlich auszuliefern. Er sandte ein paar Uhren zum Unterpfand.

Masocco, der die Unterhandlung geführt hatte, sollte auch die Leute in Empfang nehmen. Mit einer kleinen Anzahl von Bewaffneten erschien er, an dem festgesetzten Tage, an dem bestimmten Orte. Auch Cesari ließ nicht lange auf sich warten. Allein er hatte es anders vor, als man glaubt. Er rief den beiden zu: sie möchten allein herankommen, das sei die Abrede; sonst werde man auf seiner Seite Verdacht schöpfen. Sie trauten ihm und näherten sich allein. In dem nämlichen Moment wurden sie aus dem Dickicht erschossen. Hiedurch bekam diese Sache eine entsetzliche Verwickelung. Man hat wohl gesagt, daß mit den Albanesen die Blutrache im Neapolitanischen eingewandert sei und sich von da aus durch die umliegenden Landschaften verbreitet habe. Vielleicht hängt sie mit einem Zustande, wie dieser ist, ohnehin und natürlicher Weise zusammen. Wenigstens ist wohl selten ein Mensch grausamer gerächt worden als Masocco.

Einer seiner alten Gefährten, Amarini, ging noch im ersten Ingrimm der Rachsucht geradezu auf San Prassede los, wo die Familie Cesar's wohnte. Schon hatte die Regierung die Abführung derselben veranstaltet, vielleicht um sie sicher zu stellen, vielleicht um selbst ein Pfand in den Händen zu haben. Amarini begegnete dem Zuge unterwegs. Es waren sechs Weiber und Mädchen. Er forderte von dem Offizier, der sie geleitete, ihre Auslieferung. „Wo hast du den Befehl dazu?" — „Diese Flinte enthält ihn." Ein römischer Soldat wird sich nicht für Kinder eines Räubers schlagen. Er überließ sie dem Menschen, der sie eine Miglie seitab führte. Hier befahl er seinen Gefährten, auf sie zu schießen. Sie warfen sich in ihrem Instinkt zur Erde. Amarini sprang wie ein Raubthier auf sie los und ermordete sie zum Todtenopfer für seinen Hauptmann. Dann lieferte er sich selber der Gerechtigkeit aus.

Cesari fing hierauf einen offnen Krieg an. Er drang in Prassede ein, erschoß einige Menschen und steckte ein paar Wohnungen in Brand. Hierauf faßte er an den römisch-neapolitanischen Grenzen Fuß. Er nahm Neapolitaner und päpstliche Unterthanen gefangen; jedoch machte er den Unterschied, daß er jenen gestattete, sich loszukaufen, diese aber ohne Erbarmen tödtete. Er war bald hie bald da; mit außerordentlicher Geschwindigkeit entging er seinen Verfolgern.

So führte ihn sein Weg auch einmal wieder nach der Gegend von Prassede zurück. Als er auf die Stelle gelangte, wo Amarini seine Familie getödtet hatte, ergriff ihn eine wilde Wuth. Er sah eine Bäuerin, und ohne daran zu denken wer sie sei oder wo er selber war, jagte er der Fliehenden nach. Ein römischer Carabiniere, glücklicher Weise von etwas härterem Stoffe als gewöhnlich und den Anderen deshalb unleidlich, befand sich in der Nähe. Es gelang ihm, den Räuber zu erschießen, ehe er noch seine Beute erreicht hatte. An der Silberplatte auf seiner Brust erkannte man, daß es der Hauptmann, daß es Cesari war. Im Triumph empfingen die Einwohner von Prassede ihren Befreier.

So bewegten sich die wildesten Leidenschaften, welche zu zähmen eben der Staat bestimmt ist, auf freier Bahn; in entsetzenvollen Ausbrüchen machen sie sich Luft, und nur durch sich selber reiben sie sich auf.

Und noch war es hiemit nicht geendigt. Noch öfter empörte sich das räuberische Gebiet von Sonnino, man mußte noch öfter unterhandeln; einmal ist man sogar im Begriff gewesen, Sonnino ganz zu zerstören. Allein nach und nach ward das Uebel mäßiger. Als die Carbonari in diesen Gegenden emporkamen, schien es, als seien die Räuber verschwunden.

Achtes Capitel.

Opposition der Geistlichkeit.

Wenn man die Thätigkeit dieses Pontificates in den beiden Beziehungen, die sie verfolgte, der geistlichen und der weltlichen, vergleicht, so hat sie insofern einen inneren Zusammenhang, als sie sich zur Aufgabe setzte, die Autorität nach beiden Seiten herzustellen. Man nahm an, daß die weltliche Macht dazu gehöre, um die geist-

liche aufrecht zu erhalten. Aber zwischen ihnen waltete doch eine tiefe Verschiedenheit ob. Die geistliche Autorität konnte nur dadurch behauptet werden, daß man sich an die altherkömmlichen Berechtigungen so viel wie möglich anschloß. Sie war ihrer Natur nach conservativ und repräsentirte recht eigentlich die Ideen der Restauration; wenn dann auch Abweichungen davon vorgekommen sind, so erschienen solche doch immer als erzwungene; an dem Princip hielt das Papstthum unerschütterlich fest. In dem Staate dagegen verfolgte die Verwaltung eine unzweifelhafte liberale Richtung; sie schloß sich dem Muster von Frankreich absichtlich an. Hier fuhr sie in dem Werke der Zerstörung des Alten ohne vielen Rückhalt fort. Mit dem strengen Festhalten, welches z. B. in dem Verfahren der Curie der oberdeutschen Kirchenprovinz gegenüber zu Tage tritt, stand die durchgreifende Neuerung in dem Kirchenstaat selbst in unleugbarem Widerspruch. Und wenn man dann auf der einen Seite bei dem Werke der Concordate auf mannichfaltige Schwierigkeiten stieß, so zeigten sich noch viel größere bei dem Versuche, den Staat nach den modernen Ideen zu construiren. So viel ist offenbar, daß Consalvi die Elemente, aus denen der Staat zusammengesetzt war, nicht einmal zu überwältigen und zusammenzuhalten, geschweige in Harmonie zu vereinigen vermochte.

Und selbst wenn es ihm besser gelungen wäre, so würde er doch ohne Zweifel Widerstand genug zu bekämpfen gehabt haben. Wie viel stärker mußte sich dieser erheben, da es ihm nicht gelang.

Unter den Cardinälen hatte er nur wenig gleichgesinnte Freunde oder Anhänger. Vornehmlich war ihm Lante befreundet, ein Mann, der vielleicht von allen die meiste Kenntniß des Landes und des Details der Verwaltung besaß. Der schwierigen Aufgabe, Bologna zu regieren, welches die alten Ansprüche mit der neuen Unzufriedenheit vereinigte, wußte er glücklich zu genügen. Einen Zustand der Dinge, welcher große Lasten auflegte und von den meisten gemißbilligt wurde, hielt er dennoch aufrecht und gewann die allgemeine Zuneigung. Allein schon im Jahre 1818 starb er. St. Petronia war den ganzen Tag mit Leuten erfüllt gewesen, die für ihn beteten. Die gesammten Bevölkerungen der benachbarten Ortschaften wallfahrteten dazu barfuß herein.

Auch der Nachfolger Lante's, Cardinal Spina, zeigte sich geschickt und brauchbar. Man trug lange Zeit Bedenken, ihn an den Congreß von Laibach zu senden; seine Gegenwart in Bologna schien nothwendig, um die Parteien in Zaum zu halten.

Wie hätten indessen alle Cardinäle von Consalvi's Meinung sein sollen?

Er trieb die Geschäfte nach seinem Sinne; er schloß seine Collegen von Berathung und Theilnahme aus; er huldigte so sehr den modernen Ideen. Sie, bejahrte Männer, von Natur dem Alten zugethan, durch die Neuerungen des Jahrhunderts so oft bedroht, so lebhaft bedrängt, und auch nun zurückgesetzt, in der Ueberzeugung, der Ursprung aller Uebel, so der übrigen Welt, wie dieses Staates, liege in dem Abfall von den alten Maximen — wie hätten sie sich nicht dem entgegensetzen sollen, der den Kirchenstaat nach den Ideen des Jahrhunderts einzurichten und zu regieren unternommen hatte?

In Rom selbst waren die einflußreichsten und bedeutendsten Cardinäle von einer ihm widerstrebenden Gesinnung. Cardinal Mattei, schon im Conclave ein Gegner Chiaramonti's und Consalvi's, der einzige von altem römischen Adel in dem Collegium, behauptete in seinem Bisthum Velletri eine abgesonderte Regierung und Gerichtsbarkeit mit großer Hartnäckigkeit; er war ein abgesagter Feind aller Maßregeln, durch die man sich der Administration anderer Länder zu nähern suchte.

Cardinal Litta war wohl ein exemplarischer Bischof der suburbicanischen Diöcesen. Er ritt, trotz seines hohen Alters, zu den kleinen Burgflecken in den Gebirgen, die den größern Theil seines Sprengels ausmachten; alle Einkünfte, die er anderswoher zog, verwandte er auf sein Bisthum, dessen Wohlthäter und Vater er war, wo er auch den Unterricht zu verbessern suchte. Allein in den öffentlichen Geschäften zeigte er beinahe Starrsinn. Jede Abweichung von der Strenge des römischen Katholicismus sah er als Rebellion an. Er haßte nicht allein Preußen — er war nähmlich Nuntius in Polen gewesen, — auch Oesterreich war ihm bei weitem nicht katholisch genug; er war ein geschworner Feind der Politik dieses Staates.

Einen bedeutenden Einfluß hatte Cardinal Pacca, zumal da er sich bei dem gemeinen Volk von Rom in Ansehen zu erhalten die Mittel kannte und sie gebrauchte. Wenn er in seinen Memoiren über die Zeit der Gefangenschaft des Papstes an dem Dogma streng mit Nachdruck festhält, so zeigt er sich darin, obwohl er die frühern Maßregeln Consalvi's mißbilligt, doch nicht völlig unbeugsam; er erzählt mit Vergnügen, wie sehr der altgesinnte, puristische Theil des französischen Klerus durch die gemäßigten Gesinnungen in Erstaunen gesetzt worden sei, die er geäußert habe. In Rom aber, insofern

er auf die Verwaltung Einfluß hatte, erschien er vor Andern streng und hartnäckig. So wie ihn Napoleon für seinen entschiedensten Feind gehalten, so schrieb man die Absetzungen, Excommunicationen und Verfolgungen, mit denen man diejenigen belästigte, welche unter Napoleon Stellen angenommen und ihm den Eid geleistet hatten, vor allem dem Cardinal zu.

Cardinal Somaglia war gelehrt und voller Einsicht. Allein mit dem Fiscus, als Bischof von Porto, in Prozesse verwickelt, hielt er die Widerpart Consalvi's. Unter Anderem gelang es ihm, die Akademie der schönen Künste, der Consalvi den Palast San Apollinare eingeräumt hatte, wieder aus demselben zu vertreiben und ihn der geistlichen Bestimmung zurückzugeben. Ein Sieg, der ihm in der Meinung der Menschen ein gewisses Uebergewicht verschaffte.

Schon erschienen auch Castiglione und della Genga, später die Nachfolger Pius' VII., jener ein gemäßigtes, aber entschiedenes, dieser ein heftiges Mitglied der Partei der Eifrigen, der Zelanti. Cardinal della Ganga war Generalvicar von Rom. In dieser Eigenschaft verbot er den Geistlichen, einen Ueberrock zu tragen, wie die Weltlichen. Er stellte die Verpflichtung der Juden her, alle Sonnabend sich mindestens 300 an der Zahl in einer Kirche einzufinden, um eine Bekehrungspredigt anzuhören. Er hatte die Absicht, alle Abend ihr Quartier zu schließen. Consalvi's Feind war er auch deshalb, weil dieser ihm einen Viceregenten zur Seite zu stellen gewußt hatte, der andere Gesinnungen hegte.

Besonders in geistlichen Angelegenheiten war die Opposition gegen Consalvi wirksam. Die Wiederherstellung der Jesuiten ist wenigstens nicht von ihm ausgegangen, obwohl er sich auch nicht dagegen erklärt hat; sie war das Werk vornehmlich des Cardinal Pacca. Dieser selbst erzählt es. Noch in Fontainebleau, nachdem das Concordat widerufen war, benutzte er seine täglichen Unterhaltungen mit dem Papst, um ihn auf die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Gesellschaft aufmerksam zu machen. Er merkt es als etwas Besonderes an, daß ein Mann, wie er, dem man noch in der Kindheit die Provincial-Briefe des Pascal zu lesen gegeben, und ein anderer, ein Benedictiner, der antijesuitische Lehrmeister gehabt, wie der Papst, daß sie beide bestimmt gewesen seien, die Jesuiten wiederherzustellen. Es mag wohl sein, daß der Unterricht noch mehr verfallen war, seit ihn die Jesuiten nicht mehr gaben; und in ihren Schriften bewiesen sie gar bald eine gewisse Ueberlegenheit. Es kam dies unter anderm daher, weil der Orden die Censur der Schriften seiner Mitglieder

selbst ausübte, während die Dominicaner, in deren Händen die Censur war, in allen übrigen Büchern jeden Schein eines neuen Gedankens zu ersticken wußten. Im Ganzen aber läßt sich nicht bezweifeln, daß ihre Herstellung zu den Hauptmaßregeln der Reaction gehörte, die man beabsichtigte. Allmälig machten sie wieder, obwohl nur langsam, Fortschritte. Ende 1818 hatten sie in dem Kirchenstaat zwar viel Novizen, aber nur das Collegium von Ferrara in ihren Händen. Weder in Neapel noch in dem österreichischen Italien waren sie zugelassen; nur in Piemont hatten sie drei Häuser. In Portugal und Brasilien duldete man sie nicht, doch erschienen sie wieder in Mexiko. Das Collegium, das sie in Lancasterhire errichteten, ward von protestantischen Lords begünstigt, aber es gewann nur mittelmäßigen Fortgang. In Frankreich hatten sie dagegen bereits damals sieben Seminare, welche eine so große Hoffnung der Partei der reinen Restauration bildeten.

In diesem Sinne der Wiederherstellung des alten Kirchenglaubens griff die Curie auch zu einigen anderen Maßregeln. Die Congregation des Index der verbotenen Bücher gab dann und wann wieder ein Lebenszeichen von sich. Welche Bücher aber waren es, die sie verbot! Bücher, die Niemand las, und die bereits ganz vergessen waren, z. B. im Jahre 1820 die politischen Gedanken von Vincentius Ruffo, an die Niemand mehr dachte, 1823 die Memoiren von Gorani, die ihre Wirkung vollständig gehabt und schwerlich eine weitere hervorzubringen vermögen. Werke von Alfieri, die in Jedermanns Händen sind, die sich die Nation nicht wieder wird entreißen lassen, verdammte man nun erst. Man verbot selbst Bücher, wie das österreichische Kirchenrecht von Rechberger und die Kirchengeschichte von Dannenmaier. Die englische Geschichte von Goldsmith verurtheilte man zu einer Correctur. So einseitige Maßregeln dienen freilich mehr, eine Meinung auszusprechen, als eine Wirkung zu erzielen. Schwerlich hat jemals eine Behörde stärkere Beweise von Unfähigkeit gegeben, als diese Congregation.

Eins rief gleichsam das Andere hervor. Gerade das Triviale und Falsche von den neuen Theorien hatte den meisten Einfluß auf diese Staatsverwaltung. Gegenüber erhoben sich entgegengesetzte Maßregeln, aber sie waren auch flach und einseitig. Wie weit war man von dem lebendigen Bewußtsein des Nothwendigen, dem vollen Gefühle des Daseins in seiner Gemeinschaftlichkeit entfernt! Von verschiedenen Seiten folgte man seichten Meinungen. War die

geistige Gesundheit dieses Volkes angegriffen, so konnte sie auf solche Weise nicht hergestellt werden.

In den weltlichen Geschäften trat die Opposition angesehener Würdenträger der Kirche von Zeit zu Zeit offen hervor. Unter andern machte die Bestimmung des Gesetzes, durch welches die Jurisdiction über Mündel, Frauen und Arme den gewöhnlichen Tribunalen und den Delegaten überwiesen wurde, viel böses Blut bei den geistlichen Behörden. Früher hatten Bischöfe und Vicare diese Jurisdiction ausgeübt. Sie fühlten sich nicht wenig beeinträchtigt, als sie ein so bedeutendes Attribut verlieren sollten. Der Cardinal Severoli, dem der Delegat von Viterbo nach langer Zögerung (es hatte anderthalb Jahr gedauert) diese Geschäfte abnehmen wollte, erließ einen Brief an den Secretär der Congregation der Immunitäten, dem er die möglichste Oeffentlichkeit gab, worin er sich nicht allein über diese Maßregel, sondern über den Geist der Regierung überhaupt auf das bitterste ausließ. Er tadelte den Minister, daß er in den Fußstapfen der weltlichen Regierungen wandele, jener Regierungen, die, durch die geschworenen Widersacher der Religion verleitet, der bischöflichen Würde ihre edelsten Prärogativen eine nach der andern entrissen. Einem weltlichen Hofe, der ein solches Gebot wie das obige ergehen lasse, würde er sich widersetzen. Dem Papst gehorche er; denn freilich habe dieser die Macht, die heiligen Canones zu verändern; aber sei nicht die Veränderung von dem Geiste eingegeben, der Alles zerstöre, um die Religion zu vernichten? Die ganze neue Gesetzgebung athme keine andere als diese Gesinnung. Er trug darauf an, eine Congregation von Cardinälen niederzusetzen, aber wohlverstanden, unabhängig vom Staatssecretär, mit dem Auftrag, die Beschwerden der Prälaten zu hören.

Wer hätte glauben sollen, daß die Delegaten, die hier als Feinde der Geistlichkeit betrachtet werden, eben auch Geistliche waren!

Heftiger noch als Severoli griff, bei Gelegenheit seines Prozesses, Cardinal Somaglia die Verwaltung an. In Rom werden die Vertheidigungsschriften der Advocaten gedruckt an die Mitglieder der Tribunale vertheilt. In jenem Prozeß ließ der Advocat Somaglia's, ohne Zweifel mit dessen Vorwissen, eine sehr heftige Invective auf die bestehende Verwaltung einrücken. Er sagte, er würde kein Wort verlieren, wenn er wüßte, daß auch diese Sache nach den Maximen des Jahrhunderts entschieden werden sollte. „Was

sind aber", fuhr er fort, „diesen Maximen zufolge die Bedürfnisse eines Staates? Elegant gekleidete Truppen, welche dem Volke imponiren; Entwürfe einer neuen Gesetzgebung, die uns der angeblichen Barbarei der alten Gesetze zu überheben verspricht; eine strenge Polizei, welche sich erlaubt, die Geheimnisse jeder Familie auszuforschen; lärmende und kostbare Schauspiele; neue Finanzsysteme, welche die Reichthümer der Bevölkerung in die Cassen des Fiscus ableiten; Vermehrung der Aemter und der Beamten ohne Ende; Straßen, Brücken und Canäle. Nach den liberalen Ideen muß der Dienst des lebendigen Gottes, müssen die Kirchen und die Diener des Altars sich begnügen, wenn ihnen einige erbärmliche Brosamen von den öffentlichen Reichthümern zu Gute kommen. Glück genug, wenn die Priester des neuen Gesetzes tolerirt werden, wie es die Heiden wurden unter der Regierung Theodosius des Großen. Allein glücklicher Weise", fährt die Schrift boshaft fort, „sind das nicht die Maximen von Rom." Sonst bleiben diese Drucke unbekannt; diese Stelle aber, welche nicht ohne Wahrheit ist, wurde mit reißender Geschwindigkeit in unzähligen Abschriften verbreitet.

Sonderbare Manier der Opposition; in den Acten der Prozesse, in Privat-Briefen, denen man eine gewisse Verbreitung zu geben weiß. Zuweilen erschienen auch Pamphlete, aber man bemerke wohl: bloß in der Handschrift.

Es gab viel zu reden, als der Governatore Pacca, Neffe des Cardinals, auf den Consalvi ein unbedingtes Vertrauen gesetzt, der Rom eine Zeit lang beherrscht hatte, im April des Jahres 1820 plötzlich verschwand. Consalvi selbst, obwohl er zuletzt an seinem Günstling irre geworden und gewünscht hätte, ihn zu entfernen, wäre es ihm nur um des Oheims willen möglich gewesen, zeigte sich darüber mißvergnügt und erschüttert.

Welche Gründe legte man in Rom nicht dieser Flucht unter! Bald behauptete man, der Papst habe insgeheim einen Prozeß gegen den Governatore instruiren lassen, und Consalvi habe darin einen Versuch gesehen, ihn, den Staatssecretär, selbst anzugreifen. Andere sagten, der Governatore sei mit den geheimen Gesellschaften einverstanden gewesen, und man habe es entdeckt. Andere schrieben seine Flucht seinen Schulden zu, und wahr ist, daß er sich durch Quittungen im Voraus von einem Pächter der Einkünfte bedeutende Summen verschafft hatte, die er späterhin zu decken außer Stande war. Wir wollen nur bemerken, daß dieser Vorfall zu einem neuen Angriff auf Consalvi dienen mußte.

Ein Hausgenosse des Cardinals Pacca, des Namens Mariotti, von dem man ein nicht-politisches Journal, das er angefangen, mehr aus literarischer Eifersucht als aus andern Gründen unterdrückt hatte, ergriff diese Gelegenheit, in einem Pamphlet, das man — immer handschriftlich — in den Kaffeehäusern verbreitete, einen Anfall auf den Staatssecretär zu wagen. „Es giebt zwei Hypothesen", hieß es darin; „entweder der Tyrann unseres unglücklichen Vaterlandes hatte sich mit den fremden Mächten verschworen, um freiheitsmörderische Entwürfe auszuführen, und der unglückliche Pacca war in dieselben eingeweiht. Jetzt, verzweifelt man, dieselben auszuführen, und er muß verschwinden. Dies ist die erste Vermuthung. Ich will auch noch eine zweite aufstellen. Man weiß, daß der Dictator, unser Despot, dem seine unermeßliche Macht noch nicht genügt, unsern ausgezeichneten Cardinal Pacca dahin bringen wollte, das Amt eines Camerlengo — in der That das zweite unter den römischen Staatsämtern — aufzugeben. Der würdige Cardinal fühlte, was er dem Lande schuldig ist: er hat diese unverschämte Forderung abgeschlagen. Der treulose Tyrann, der sein väterliches Herz kennt, hat ihm einen Dolch in dasselbe stoßen wollen und seinen Neffen geopfert. Allein er täuschte sich. Der Cardinal wird, statt seine Stelle aufzugeben, alle Prärogative wieder erobern, die man ihr entrissen hat."

Gerade die Abhängigkeit der Tribunale von den oberen Gewalten verhinderte den Staatssecretär, Mariotti vor denselben zu verfolgen. Wäre derselbe bestraft worden, so hätte es ausgesehen wie persönliche Rache. Er ließ Mariotti unberücksichtigt; in einem Gegenpamphlet ließ er dafür die wahren Gegner angreifen. Es war ein Gespräch zwischen Marforio und der Dame Lucrezia, die mit Pasquin und Abbate Luigi die vier Personen bilden, welche in den Pasquinaden auftreten. Jene beiden besprechen sich darin, wer wohl tauglich sein könne, dem Staatssekretär einmal nachzufolgen. Sie gehen alle Prälaten nach der Reihe durch, und man kann denken, wie sie ihnen mitspielen. Endlich kommen sie überein, der einzige taugliche Nachfolger sei Pasquin: „denn", heißt es, „erstens ist er kein Priester, zweitens hat er keine Arme".

Ich fürchte, man wird es tadeln, daß ich so ausführlich auf diese Dinge eingegangen bin; aber das gehört dazu, um die Lage dieses Staates und die Stellung seiner Verwaltung, wie sie damals waren, im Allgemeinen beurtheilen zu können.

Früher waren die geistlich-weltlichen Elemente desselben durch

eine lange, natürliche, historische Entwickelung mit einander verschmolzen, in einander aufgegangen. Schon in sich selbst nach und nach erstarrt, war diese Entwickelung durch die Revolution völlig unterbrochen worden.

Beide Elemente bestanden jetzt wieder nebeneinander. Einmal hatte man die Revolution adoptirt; sodann hatte man der Geistlichkeit die Gewalt gegeben. Das erste schien nothwendig, weil man nicht hoffen konnte, nach so langjährigen Bewegungen deren Wirkungen wieder zu vertilgen; das zweite schien der Begriff des Kirchenstaates so mit sich zu bringen. Und es mag sein, daß es anders nicht wohl anging. Allein offenbar hatte man dadurch einige schneidende Gegensätze geschaffen, die einander bekämpfen mußten. Die weltlichen Zustände beruhten auf einer Opposition gegen alle geistliche Macht. Diese dagegen bekam eine Gewalt, wie sie früher niemals gehabt, und wie sie ihr schwerlich gut war.

Wie sollten nicht beide Theile den Geist entwickeln, auf dem sie ursprünglich beruhten?

Auf irgend eine Weise mußte man beflissen sein, diesen Widerstreit aufzuheben.

Consalvi sollte es thun, ein Mann, wie wir wissen, den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts von Anfang an zugethan und in denselben durch die Nothwendigkeit aller Verhältnisse bestärkt und festgehalten.

Unmittelbar neben ihm die Großwürdenträger der Kirche, Männer größtentheils von anderer Richtung; schon darum seine Gegner, weil er im Besitze der Gewalt war; die ihm geradezu sagten, seine Einrichtungen würden nicht länger dauern, als das Leben eines alten Mannes; die indessen jetzt schon das Ohr eben dieses alten Mannes immer mehr gewannen. Consalvi mußte ihnen ausbeugen; er mußte sich hüten, ihnen einen Vorwand darzubieten: um nur das eine oder das andere durchzusetzen, hatte er seinerseits in vielen Punkten nachzugeben.

Auch gab es noch eine zahlreiche Aristokratie, welche durch die Revolution bei Seite geschoben, aber nicht vernichtet und durch die Restauration begünstigt worden war. Consalvi hatte sich mit derselben nicht einzuverstehen gewußt. In großer Entrüstung über einige Beschränkungen hatten die römischen Fürsten auf ihre Patrimonialgerichtsbarkeit Verzicht geleistet; aber sie hielten sich noch immer in der Opposition, und zuweilen waren sie stark genug, sich den Pflichten des Staates zu entziehen. Consalvi hätte wohl eine

und die andere angemessenere Auflage einzuführen gewünscht; man sagte ihm geradezu, man werde sie ihm nicht zahlen.

Unmittelbar an diese schlossen sich die großen Capitalisten an, zwar dem Staate, mit dem sie unaufhörlich in Rechnung standen, so weit ergeben, aber um so mächtiger, je weniger an Zahl sie waren. Man lebte von Tag zu Tage, brauchte sie immer, und durfte sie nie verletzen.

Es folgten die höheren Beamten. Consalvi hatte auf sie den größten Einfluß, doch nicht einen ausschließlichen, und eigentlich Keiner war in seinem Vertrauen. Hat er doch die Censur der römischen Zeitung, des Diario, dann und wann selbst übernehmen zu müssen geglaubt. Einsicht, Talent, Integrität waren seltene Eigenschaften. Ueberdies behaupteten diese Beamten schon vermöge ihres geistlichen Charakters eine gewisse Unabhängigkeit; in ihren Händen war das Land.

Ein Land ohne Institutionen: in welchem der Privatvortheil unaufhörlich mit dem öffentlichen Krieg führte; ohne rechte Gesetze, denn beide Legislationen waren aufgehoben, sowohl die altpäpstliche durch die Franzosen, als die französische durch den Papst; ohne Ordnung in den Finanzen; in wandelbarem, immerfort provisorischem Zustande.

Will man Consalvi verdammen, daß es nicht besser ging? Er bewährte auch hier sein diplomatisches Talent. Er suchte eine Abkunft zwischen den Prinzipien und Interessen; und so viel gelang ihm, einen Ausbruch ihrer Feindseligkeit zu vermeiden; mit ungemeiner Thätigkeit wußte er die Forderungen der jedesmaligen Gegenwart zu erledigen. Allein ein Gründer, wie die großen Staatsmänner des Alterthums gewesen, ein Gründer auf immer war er nicht. Wenn es ein Tadel ist, in der allgemeinen Bewegung von Europa eben auch nicht mehr als Andere gethan, und nicht den entgegenstrebenden Elementen zum Trotz etwas Haltbares hergestellt zu haben, so trifft ihn dieser Tadel. Die Gegensätze durch ein Höheres zu vereinigen, in diesen Gliedern des Staates einen zusammenhaltenden, wirksamen, unsterblichen Genius aufzuwecken, dies Geheimniß hat er freilich nicht gefunden.

Alles betrachtet, stand es in dem Staate schlimmer als in der Kirche.

In der Kirche waren doch die alten Grundlagen unerschüttert geblieben; man hatte den Feinden des Glaubens nie einen Schritt breit nachgegeben; wenn man es nicht dahin brachte, durch Erneu-

ung und Verjüngung der religiösen Ideen die Widersacher heranzuziehen und zu unterwerfen, so hatte man doch noch das uralte Herkommen für sich, Kräfte, die so viele Jahrhunderte wirksam gewesen und in so vielen Nationen tiefe Wurzeln geschlagen.

Der Staat dagegen hatte beide Elemente und beide Principien in sich aufgenommen; es war nicht gelungen, sie zu verbinden und zu verschmelzen. In den höheren Organen des Staates machte sich das eine geltend; es war stark durch die Erinnerung an einen ungeirrten Bestand in früheren Zeiten, gestützt von einer Theorie, die sich mindestens eben so gut hören läßt, wie die liberale, und ward durch den schlechten Erfolg der neuen Maximen bestätigt. In den tieferen Kreisen herrschte das andere vor. Man strebte nach den Formen der Selbstregierung, wie sie in einigen anderen Ländern üblich waren; durch diese wollte man sich für die verloren gegangenen Vorrechte entschädigen; man ergab sich dem Einfluß französischer Theorien. Die eigentliche Stärke auch dieser Partei lag in dem mangelhaften Gange der inneren Angelegenheiten.

Durch keine höhere Kraft zusammengehalten, unvermittelt und losgebunden, suchten beide ihre Stütze in der allgemeinen Gährung von Südeuropa.

Neuntes Capitel.

Revolutionäre Bewegungen.

I. Carbonneria.

Wenn es schon schwer ist, sich über Zustände und Ereignisse der neuesten Zeit, welche offen am Tage liegen, zu unterrichten, wie viel schwieriger wird es, den geheimen Verzweigungen verborgener Bildungen, die lange gleichsam ein unterirdisches, der Sonne entzogenes Dasein fortsetzen, auf die Spur zu kommen. Begnügen wir uns, wenn wir zu dem Unbezweifelten nicht gelangen können, mit dem Wahrscheinlichen.

Das aber wird man nicht erwarten, daß auch wir die Carbonneria von Isis und Mithras, oder nur von jenem mythischen König von Frankreich, hieße er Heinrich oder Franz, herleiten, wie diese Gesellschaft es selbst zu thun versucht, und man es ihr wohl

geglaubt hat. In der Art, wie sie in Italien erschien, war sie ohne Zweifel ein sehr modernes Institut.

In ihren Abzeichen, Sinnbildern, dem Charakter ihrer Unterordnung zeigt sie eine genaue Verwandtschaft mit der Freimaurerei, wie sich dieselbe im südlichen Europa, namentlich in Frankreich, ausgebildet hatte.

Die französische Maurerei war während der Revolution in den Clubs untergegangen. Nicht so bald aber waren diese wieder geschlossen und erhob sich das Kaiserthum aus den Elementen der Revolution, als sich die Freimaurer wieder zeigten. Sie waren mit der Gestalt, welche ihre Ideen in dem neuen Staate angenommen hatten, wohl schwerlich zufrieden. Napoleon aber wußte sie zu beherrschen; er setzte ihnen seine Vertrauten an die Spitze; er ließ ihnen einen Theil ihrer alten Beschäftigungen; er nährte sie mit Priesterhaß, so daß sich die mittelmäßigen Geister, die mehr ein bedeutendes Spiel und einen glänzenden Anschein lieben als Ernst und Wahrheit, befriedigt fühlten.

Nicht alle aber waren es. In Erinnerung an die alten Grundsätze, die sie immer vorgetragen, gedrückt und beherrscht von oben her, suchten sie für ihren Trieb die Welt umzugestalten neuen Raum, indem sie sich in die untern Klassen ausdehnten. Einige Gesellschaften, die schon früher bestanden hatten, aber minder hervorgetreten waren, vor allen die Gesellschaft der Köhler, charbonniers, die in dem östlichen Frankreich nicht unbedeutend war und sich von dem Jura bis nach der Picardie ausdehnte, zogen sie an sich, oder ließen sich von ihnen aufsuchen und bildeten sie in ihrem Geiste um. Die Vettern Köhler, les bons cousins charbonniers, und ihre Märkte, ventes, traten an die Stelle der Brüder Maurer und ihrer Logen. Hier fand man eine minder glänzende Wohltätigkeit, aber eine größere und wahrhaftere Teilnahme des einen an dem andern; wie es scheint, wenigstens in den untern Graden positivere religiöse Meinungen; eine Verfassung, welche auf eine nachdrückliche Weise das Verbrechen zu unterdrücken wußte; eine Gewalt, welche jeden Ehrgeiz befriedigte, da sie in Folge freiwilliger Abdankungen immer von Hand in Hand ging. Das Institut hatte auch noch eine andere Bedeutung. Es nahm eine Richtung gegen den, von dessen Aufsicht die Oberhäupter sich eben befreien wollten. Charles Nodier, der eine Zeit seiner Jugend in diesen Gesellschaften zubrachte, gesteht es selbst. „In dieser unschuldigen und friedlichen Vereinigung", sagt er, „machte doch eine zügellose Liebe zur Freiheit, daß wir

unter der Herrschaft von Napoleon den Samen von Unruhen auszustreuen suchten, der so fruchtbar im Unglück wurde."

In Italien war die Maurerei erst durch den Einfluß der Franzosen recht verbreitet worden. Sie erhielt sich bei dem öftern Wechsel der Regierungen. Die Personen, welche dem General Miollis bei der nächtlichen Ersteigung des Quirinals behülflich waren, sind später immer als Freimaurer bezeichnet worden. In der That ward die Freimaurerei seitdem von den Franzosen befördert. Man wollte die Logen benutzen, um den öffentlichen Geist zu regieren und das Priesterthum vollends zu zerstören.

Allein indem man ein Institut begünstigte, welches die Absichten der Regierung befördern sollte, gründete man zugleich die Abart desselben, welche der Regierung so ganz entgegen war. Die Charbonniers traten als Carbonari auf.

Daß sie einen nationalen Grund in Italien gehabt, ist wohl sehr unwahrscheinlich. Der Heilige, den sie als ihren Beschützer anerkennen, die mythische Geschichte, die sie zu glauben vorgeben, ihre Abzeichen und Ausdrücke, alles weist nach Frankreich zurück.

Schon im Jahre 1810 fand ein englischer Agent Oberitalien voll geheimer antinapoleonischer Gesellschaften. Bald erschienen sie auch in Unteritalien. Königin Caroline von Sicilien hat sie nicht gegründet, sie selbst haben mit ihr angeknüpft. Der Fürst von Canosa versichert, und zwar, wie er sagt, nach den genauesten Untersuchungen — die er auch gewiß vor allen Anderen anzustellen im Stande war —, daß zuerst im Jahre 1810 ein Franzose von der Secte der Charbonniers, ein Verbannter, den Carbonarismus in Capua gepredigt habe. Anfangs war sein Erfolg nicht besonders. Es dauerte lange, ehe er es bis zu einer mäßigen Anzahl von Anhängern gebracht hatte. Allmählich aber, und um so mehr, je drückender die französische Verwaltung ward, vermehrten sich dieselben. In den untern Graden wenigstens zeigte sich die Gesellschaft noch religiöser, als sie in Frankreich gewesen war. Ihre Versammlungen waren auf Erbauung berechnet; Ceremonien umfingen die Sinne; die sonore Wiederholung christlicher Formeln fesselte die Gedanken. Man gab vor, hauptsächlich die theologischen Tugenden üben zu wollen. Allein hiemit verknüpften sich unmittelbar die Ideen von Freiheit und Gleichheit. Der Staatsverwaltung gegenüber, die allerdings auf der Revolution beruhte, das Princip derselben aber verleugnete, erhielt sich dieses nackt und schroff in den Gesellschaften und bedrohte seine eigene Schöpfung. Die

Carbonari bildeten die Opposition von Murat. Erst als dieser die Waffen ergriff, um, wie er sagte, die Einheit von Italien herzustellen, zog er sie an sich. Wenn die Carbonari späterhin unter dem Namen Unionisten erscheinen, und vor allem Italien in Einen Staat zu verwandeln beabsichtigen, so hat das dieser Einfluß, wo nicht hervorgerufen, doch begünstigt.

Bei einer solchen Richtung leuchtet ein, wie wenig die neue Ordnung der Dinge, die nach dem Falle Napoleons eingeführt wurde, den Wünschen dieser und ähnlicher Gesellschaften entsprechen konnte. Hatten sie sich früher in der Opposition gegen die napoleonische Gewalt zu den Feinden derselben, den legitimen Regierungen, gehalten, so erschienen sie nun auf der Stelle im Gegensatz gegen diese. Sie schlossen sich wohl eher an die Napoleoniden und deren geheimes Treiben an. Statt sich aufzulösen, wie man hätte erwarten können, wurden sie nun erst thätig; nach allen Seiten breiteten sie sich aus.

Carbonari im Kirchenstaat.

In Oberitalien bestand die Gesellschaft der Guelfen. Der vornehmste Sitz derselben und ihrer obersten Würdenträger war Mailand. Sie hatte durch die große lombardische Ebene hin diesseit und jenseit des Po ihre Mitglieder. In Bologna bestand ein hoher Guelfischer Rath, der den Mittelpunkt für die Legationen bildete.

In Unteritalien erhielten sich die Carbonari; ihre oberste Vereinigung war „das hohe Licht" zu Neapel. Die Truppen Murats hatten die Gesellschaft zuerst außer den Grenzen des Königreiches ausgebreitet; in den Marken hatte sie Fuß gefaßt. Der ersten größeren Vereinigung der Carbonari begegnen wir im November 1816 am Bord eines türkischen Fahrzeuges vor Ancona.

In diesen Gegenden selbst, wie es scheint, war indeß eine Gesellschaft entsprungen, die unter dem sonderbaren Titel: Fratelli seguaci (dei?) protettori republicani, Brüder, Nachfolger der Beschützer, Republikaner, — denn so möchten diese Worte zu deuten sein — Proselyten machte und in jener Zeit auf ein amerikanisches Geschwader rechnete, das, mit zahlreichen italienischen Flüchtlingen am Bord, in den Gewässern des adriatischen Meeres erscheinen sollte.

Die ursprünglichen Absichten dieser Vereinigungen waren, so viel wir sehen, nicht ganz identisch. Sie wünschten wohl alle die

Unabhängigkeit von Italien, doch waren die Guelfen mehr in der Richtung des übrigen Europa; sie hätten Italien einem fremden Fürsten, unter der Bedingung der Annahme einer Constitution, gegönnt. Die Carbonari hatten das christlich-philanthropische Element am meisten ausgebildet; nach ihren oft wiederholten Versicherungen wünschten sie, die eingeborenen Fürsten zu behalten. Die Brüder waren entschieden republikanisch; sie rechneten auf die Einführung von lauter Republiken durch ganz Europa.

Indessen würde man irren, wenn man in diesen Gesellschaften sogleich eine eigentliche Organisation und strenge Ordnung voraussetzen wollte. In den Jahren 1816 und 1817 finden wir alles in der lebhaftesten Bewegung; und eben im Werden.

Die Guelfen stifteten in den meisten bedeutenden Städten Räthe mit Präsidenten; sie bedienten sich eines Katechismus ihres politischen Glaubensbekenntnisses und eines eigenen Wörterbuches für ihre geheime Correspondenz; sie hatten eine Art von Beamten, welche sie die Sichtbaren, Visibili, nannten, und diese erschienen dann am häufigsten. Die Brüder-Nachfolger sendeten ihre Ausbreiter, Propagatori, mit Empfehlungsbriefen von Ort zu Ort: sie nahmen bedeutende Männer auf und ließen sie jenen rasenden Eid auf Giftflasche und glühendes Eisen schwören: Tag und Nacht auf die Ausrottung der Tyrannen zu denken, und das Geheimnis der Gesellschaft zu bewahren: „wo nicht, so sei die Giftflasche mein Trank und das glühende Eisen brenne mein Fleisch". Am thätigsten aber waren die Carbonari: sie vereinigten sich mit den Andern und nahmen sie in sich auf: ihre Bewegungen liegen am deutlichsten vor uns.

Unter allen Mitgliedern derselben war Giacomo Papis, zu Ancona, ein Handelsmann, nicht ohne Vermögen und ausgebreitete Verbindungen, der früher an der Verwaltung der Domänen des Königreichs Italien Antheil gehabt, wohl das wirksamste. Er veranstaltete jene Versammlung am Bord des türkischen Fahrzeugs und stiftete darauf eine obere Vereinigung — die alte Vendita — zu Ancona. Von ihm gingen die Instruktionen für die untergeordneten Verbindungen aus; wie mit den Guelfen zu Bologna, so unterhielt er mit allen Carbonari des Kirchenstaates eine lebhafte Correspondenz; er ertheilte Pässe und unterstützte die Bedürftigen.

Zunächst stand ihm Conte Cesare Gallo zu Macerata, aus guter und noch nicht heruntergekommener Familie, nicht ohne persön-

liches Ansehen. Mit der Regierung des Königreichs Italien hatte er in genauer Verbindung gestanden; doch rühmte er sich, daß er diese Stellung nur gebraucht habe, um die Interessen der legitimen Regierung zu verfechten, Kirchen und Klöster vor der Zerstörung zu beschützen, Priestern fortzuhelfen. Zwar aß er gern zu Mittag bei dem Delegaten, seinem Verwandten, aber dies hinderte ihn nicht, den Carbonari Feste in seinem Hause zu geben; ja als sie Macerata zu einer Vendita Madre constituirten, nahm er den Rang eines Großmeisters an. Er scheint es für eine Art von Ehre gehalten zu haben, geheimen Gesellschaften anzugehören: einen solchen Antrag wies er niemals von sich. Es gefiel ihm, sich selbst mit außerordentlichen Hoffnungen schmeicheln zu dürfen.

Die Theuerung von 1816, die man in diesem Lande der Regierung schuld gab, und die Unzufriedenheit, welche sie verursachte, mochte nicht wenig dazu beitragen, die Carboneria auszubreiten.

Gar bald gab es Vendite in Tolentino, Camerino, Loretto. Die Carbonari von Loretto stifteten eine Vendita zu Monte-lupone. Jenseit der Apenninen machte man geringere Fortschritte; wenigstens klagten die Oberhäupter zu Foligno, daß sie wenig zuverlässige Anhänger fänden. Diesseit war man immer nicht ganz einig. Papis mußte erleben, daß sich die Vendita zu Fermo der anconitanischen und mithin seinem Großmeisterthume niemals unterwerfen wollte. Ueberhaupt zeigte sich schon auch in der Hinsicht eine gewisse Eifersucht unter den Städten, und Cesena führte mit vieler Sorgfalt aus, weshalb es die Ehre verdiene, eine Vendita Madre zu haben. Allein im Ganzen nahm der Bund außerordentlich zu; die Vendite fielen mit den guelfischen Räthen zusammen; man machte keinen Unterschied mehr; trotz einzelner Zwistigkeiten hielt man die beste Freundschaft. Vendite madri und Vendite figlie mehrten sich täglich.

Was man nun aber in denselben getrieben hat?

Die seltsamen Ceremonieen mit so mannichfaltiger Bedeutung, ihre Würden und Grade, ihre Correspondenz und Einrichtung gaben ihnen schon an und für sich Beschäftigung. Bei Gelagen und Zusammenkünften aber erwärmte man sich mit heftigen Liedern und Reden. „Bald werde der große Schlag ergehen: man möge sich mit Waffen versehen, selbst mit vergifteten; man müsse wie Brutus die Tyrannen entthronen, den Purpur des päpstlichen Mantels in Blut verwandeln. Endlich", sang man, „werde das erwachende

Italien den Stahl zücken, den es vorbereitet; schon gehe das blutrothe Gestirn auf." Ihr Toast war: „Tod oder Unabhängigkeit."

Und ob nun mit dieser gewaltsamen Aufregung eigentliche und festgesetzte Pläne verbunden waren? — Dann und wann hören wir davon. Aber auch Vorschläge, die ein so wenig entschlossener Großmeister, wie Gallo, in Maccrata machte, wurden von den Mitgliedern verworfen; und wenn man ja dort etwas für thunlich gehalten, so erklärte man es in Bologna für unausführbar.

Papis drückte sich nur sehr gemäßigt aus. Bei einer Zusammenkunft auf einem Landhause unfern Monte Granaro ermunterte er nur im Allgemeinen zur Thätigkeit, zu weiterer Ausbreitung der Gesellschaft. Er erlaubte sich wohl, an Gallo eine gewisse Nachlässigkeit zu tadeln; doch fügte er hinzu: nur in seiner Eigenschaft als Oberer gestatte er sich dies. Seine Briefe haben den Meisterton eines wirklichen Vorgesetzten, so etwas von herablassender Ermahnung, was gar seltsam läßt. Dieser geheime Staat ist zugleich eine Nachahmung und unbewußte Parodie des öffentlichen, sein Gegensatz und sein Produkt.

Größere Kraft und Energie darf man ihm wohl auch nicht zuschreiben. Die Carbonari erwarteten einen Anlaß aus der Fremde. Bald war es eine allgemeine Erhebung der Revolutionäre von Lissabon bis Petersburg, von Petersburg bis Neapel: — sie hatten so wenig Kenntniß von den wahren Verhältnissen der Welt, daß Papis selbst im Jahre 1817 „als eine sichere Nachricht" meldete, in London sei volle Revolution ausgebrochen: königliche Familie und Parlament seien massacrirt worden: — bald hoffte man auf eine Entzweiung der großen Mächte, selbst einen Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei, vor allem aber auf eine Herstellung der Revolution in Frankreich: „wenn der Hahn kräht, wenn die Adler streiten, dann wird Italien auferstehn". Für das Innere erwartete man die Gelegenheit einer Sedisvacanz.

Unternehmung von Macerata.

Eine so weit verbreitete Verbindung kann indeß der Natur der Sache nach nicht lange bestehen, ohne Zeichen ihres Daseins von sich zu geben. Das vulcanische Feuer kann unmöglich unter dem ganzen Boden hin thätig sein, ohne hier oder da zum Ausbruch zu kommen.

Es wird wohl gesagt, daß solche Gesellschaften, der Leitung unbekannter Oberen hingegeben, von ihnen nach Belieben regiert werden. Hier kam die Bewegung von einer andern Seite.

Wie sollte eine geheime, im Gegensatz wider die Regierung begriffene, zu gewaltsamen Unternehmungen aufgelegte Verbindung bestehen können, ohne die verderbten Stoffe der bürgerlichen Gesellschaft an sich zu ziehen, Elemente, die sie selber verdammt, aber nicht von sich abhalten kann?

Unter den Carbonari unterschied man gar bald die Guten und die Bösen. Die Bösen waren die, welche auf Kosten der Uebrigen lebten und selbst Mordanfälle unter dem Schein, als geschehe es im Namen der Gesellschaft, ausübten. Oft war die Rede davon, sie auszuschließen, doch geschah es niemals; vielmehr machten gerade sie sich geltend.

Da war der Maëstro Terribile der Vendita zu Macerata, Carletti: der schon um der schnödesten Verbrechen willen vor Gericht gestanden. Dennoch erwarb er sich das Vertrauen Gallo's und erschien als dessen erklärtes Organ. Während er sich auf der einen Seite dieses Namens, der in jenen Gegenden nicht wenig gegolten zu haben scheint, zu seinen Zwecken bediente, mißhandelte er auf der andern den Grafen und zwang ihm durch Drohungen Geld ab. Gallo hatte sich nämlich so weit herausgelassen, daß er sich plötzlich in der Gewalt dieses Menschen befand.

In Ancona war ein Fechtmeister Riva, ein Mensch, der, als man ihm irgendwo die Erlaubniß zu seinen Fechtstunden zu versagen Miene gemacht, geradezu gedroht hatte, in's Gebirge zu gehen und als Räuber zu leben.

Bald hatten sich diese beiden gefunden und vereinigt. Immer in Thätigkeit, immer unterwegs, machten sie an jedem Ort die Verbindungen geltend, die sie an den andern hätten. Prahlerisch übertrieben sie die Kräfte, die ihnen zu Gebote ständen. Riva meinte, mit zwölf Mann wollte er sich der Festung von Ancona bemächtigen: Carletti lachte der päpstlichen Truppen.

Ihr nächster Plan war, sich an dem Johannisabend 24. Juni 1817 der Stadt Macerata zu bemächtigen; Feuersignale, von dem Glockenthurme gegeben, sollten die Nachricht nach den benachbarten Orten tragen; den nächsten Tag wollte man über Ancona herfallen: für hohen Sold würde man gar bald Truppen finden, das ganze Land sollte in Aufstand gebracht und von diesem Punkte aus die große Weltveränderung in's Werk gesetzt werden.

Zwar drangen sie mit diesem Entwurfe bei ihren Oberen nicht durch. Papis zerriß das Papier, auf welchem Riva seinen Plan niedergeschrieben hatte; selbst Gallo erklärte, es sei jetzt keine Zeit

dazu; der guelfische Rath zu Bologna versagte seine Mitwirkung. Sie fürchteten die Ausschweifungen, die diese so rohen Anführer veranlassen würden.

Allein Carletti, der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, ließ sich nicht zähmen. Der Widerspruch setzte ihn nur in größere Wuth. Er hatte eine Anzahl Bauern, obwohl sie nicht Carbonari waren, durch die Aussicht auf gute Beute gewonnen; ein Sergente Maggiore war mit fünfzehn Scudi bestochen, ihnen ein Thor zu öffnen; dann sollten sie sich mit den Verbündeten im Innern der Stadt vereinigen.

Eine Combination, die nur im glücklichsten Falle gelingen konnte. Aber, wie sich denken ließ, keineswegs erschienen alle, die es versprochen; weder draußen, noch innerhalb; Graf Gallo, den man zum Consul machen wollte, hielt sich zu Bette. Gleich der erste Schuß, der das Zeichen geben sollte, ein Vetturin gab ihn auf eine Schildwacht, fehlte. Die Carabiniere rückten heraus und zersprengten die Versammelten.

Eine erbärmliche Unternehmung, die aber natürlich großes Aufsehen machte. Freilich wäre es auch möglich gewesen, daß sie besser entworfen und vorbereitet, mit größerer Uebereinstimmung und Klugheit ausgeführt worden wäre. Dann hätte sie bei dem Zustand dieses Landes eine große Verwirrung hervorbringen können. Jetzt war ihr einziger Erfolg, daß der Staat auf diese Gefahr aufmerksam wurde. Die Häupter, denen man damals auf die Spur kam, wurden eingezogen: sie sind hernach zu immerwährendem Gefängniß verurtheilt worden.

Indeß zerstörte man damit die Gesellschaften lange nicht. Im Jahre 1819 trat ein Ereigniß ein, das ihr fortwährendes Bestehen und nicht minder ausgebreitete Anschläge verrieth.

Illuminati.

Ein geringfügiges Ereigniß, doch gehört es in diesen Kreis und zeigt eine so eigene Mischung des Charakters, daß ich es wohl erzählen kann.

Ein Offizier der alten italienischen Armee, Illuminati, ward zu Rom eingezogen. Wie er dort an der Piazza Colonna ein paar Briefe auf die Post gab, hatte man ihm eine gewisse Unruhe anzumerken geglaubt, die Briefe gesucht und sie verdächtig gefunden. So räthselhaft sie lauteten, so erkannte man doch, daß es Berichte eines

Emissärs an die Brüder einer Loge waren, in denen er ihnen seine Beobachtungen mittheilte.

Der Eingezogene leugnete nicht lange, daß er diese Briefe geschrieben; allein er weigerte sich, sie zu erklären. Indem er sich selber anklagte, daß er sich nicht sogleich erschossen habe, als er sich beobachtet gesehen, fügte er hinzu, doch solle man darum nichts von ihm erfahren; sein Entschluß sei bereits gefaßt; er werde zu sterben wissen.

In der That aß er von Stund an nicht wieder. Auch nahm er nicht zu trinken, zumal da er fürchtete, man gebe ihm etwas, das ihm den Kopf verwirre und ihn doch reden mache; er kleidete sich nicht mehr aus, er legte sich nicht mehr zu Bett.

Man begreift, daß gerade ein solches Betragen um so begieriger machte, seine Geheimnisse zu erfahren. Mußten sie nicht höchst wichtig sein, da ein Mensch sich selbst einem grausamen Tode weihete, um sie mit sich sterben zu lassen? Auch enthielten die Briefe, so weit man sie verstand, merkwürdige Andeutungen. „In Rom gebe es wenig Anhänger der Revolution, aber sie seien dafür desto entschiedener." „Der Herbst sei lachend, noch schöner werde es im Frühling werden." Welche Drohungen und Gefahren schloß dies ein!

Was man aber auch an Illuminati versuchen mochte, es war alles vergeblich. Er kehrte die Zunge um, wenn man ihm mit Gewalt nährende Stoffe einflößen wollte. Schon ward er so schwach, daß man seinen Tod in Kurzem erwartete.

In diesem Moment lief eine Zuschrift an ihn ein. Illuminati, der, nachdem er seine Anstellung verloren, Weib und Kind in Ferrara verlassen, hatte darauf in Venedig mit einer andern Frau gelebt. Von dieser Venezianerin war der Brief.

Der Governatore hielt es doch für der Mühe werth, ihn persönlich zu überbringen, um einen so räthselhaften Gefangenen selber noch einmal zu beobachten.

Illuminati, halb ohne Leben, saß auf seinem Stuhl am Bett; er nährte seine Seele mit dem Bewußtsein seiner Unbeugsamkeit; es dauerte eine Weile, ehe er den Governatore bemerkte; indem er dann seine Kräfte zusammennahm, um ihm die gewöhnliche Höflichkeit zu bezeugen, empfing er jenen Brief.

Wie sonderbar ist der Mensch zusammengesetzt! Dieser hartnäckige Italiener, ein Kriegsmann, in Verschwörungen verflochten, entschlossen zu sterben, ward von ein paar Zeilen besiegt. In dem

Zustande der äußersten Schwäche, in den ihn seine Enthaltung versetzt, hatte er kein Mittel übrig behalten, um dem Eindruck derselben zu widerstehen. Ein Gefühl, das in ihm schlummern mochte, als er auf das Letzte verzichtete, erwachte plötzlich wieder und nahm ihn völlig ein; von seiner Leidenschaft in der Liebe ward seine politische Leidenschaft überwunden. Er brach in einen Strom von Thränen aus. Um wenigstens antworten zu können, überließ er sich einem Arzt. Endlich brachte er es so weit; dann war auch die natürliche Liebe zum Leben wieder aufgewacht, und er fing sogar an, einige Erklärungen zu geben.

Nicht alles wird uns bekannt geworden sein, was er gesagt hat. Man glaubt anzunehmen, zwischen den Revolutionären von Mailand und Neapel walte das engste Verständniß ob; Guelfen und Carbonari seien völlig vereinigt; in Mailand befinde sich das leitende Comité, es bestehe aus fünf Personen; es habe Verbindungen bis nach Rom. Man glaubte zu finden, daß die engsten Verhältnisse zwischen den Italienern und einigen Engländern unterhalten würden. Die Hoffnungen, die man hegte, gingen auf die nächste Zukunft. Italien, sagte Illuminati, bedürfe der Winde des Nordens; nicht allein das Frühjahr werde schön, auch der Winter werde heiter sein.

Nur allzuwohl trafen seine Prophezeiungen ein.

In dem Winter von 1820 ward der Herzog von Berry ermordet und brach die spanische Revolution aus; in dem Sommer kam es zur neapolitanischen: Ereignisse, die ganz Europa in eine neue Gährung versetzten und den Weltverhältnissen eine andere Gestalt gaben.

II. Gefahren während der neapolitanischen Revolution

Vor allem bedrohten sie den Kirchenstaat.

Dieser schwache Staat, von feindlichen Elementen durchzogen, ohne wahrhafte innere Festigkeit, wie sollte er einer europäischen Bewegung widerstehen, die sich mit fortreißender Gewalt heranwälzte?

Benevent und Pontecorvo wurden gleich im Juli 1820 von ihr ergriffen. Eine Erklärung erschien, in der es hieß, „es sei der Wille des beneventischen Volkes, frei und vereinigt mit Neapel zu leben und zu sterben". In Pontecorvo pflanzte man einen Freiheitsbaum.

Von dieser neapolitanischen Enclave drang dann die Bewegung

bald in die eigentlich römischen Provinzen vor. Im Gebiet von Frosinone trat gleichsam die ganze Bevölkerung zu den Carbonari.

Wie sehr aber mußten diese Revolutionen die noch übrigen Anhänger jener Gesellschaft in Bewegung setzen, welche schon so lange auf einen Antrieb von Außen gewartet hatten. Noch immer erfüllten sie die Legationen, vonehmlich Romagna. Noch immer ward von Halbjahr zu Halbjahr das Erkennungswort ausgetheilt: Versammlungen wurden gehalten und tausend Entwürfe gemacht. Es bestand eine entschieden republikanisch gesinnte Gesellschaft, die sich Mericani, Americani nannte. Vielleicht hatten sie sich aus jenen Brüder-Nachfolgern entwickelt. Sie hatten ihre Versammlung in den Gehölzen; da sangen sie ihr romagnuolisches Lied: „Wir sind alle Soldaten für die Freiheit." Mit welchem Jubel begrüßten sie Lord Byron, wenn er einmal bei ihnen vorüberritt. Der Dichter war von jenen magischen Worten, Italien und Rom und Freiheit, die noch eine große Zukunft hatten, hingerissen; Poesie und Politik durchdrang sich in ihm; nicht zufrieden mit politischer Poesie, warf er sich in eine poetische Politik, deren Opfer er später geworden ist. Damals gab er den Carbonari Geld und verschaffte ihnen Waffen. Oft fand man Anschläge an den Palästen: Tod den Priestern, nieder mit dem Adel, es lebe die Republik; auch in den Theatern gelangte diese Gesinnung zum Ausdruck. Den Carbonari stellten sich Vertheidiger der Kirche und des Staates, wie sie einmal waren, die Sanfedisten gegenüber, und zuweilen rüsteten sich beide Parteien gegen einander.

Diesmal drang die Bewegung selbst nach Rom vor. Auch in Rom verkaufte man Ringe mit Todtenköpfen und anderen Sinnbildern der Carbonari; die abgedankten Soldaten des napoleonischen Heeres erschienen in Schaaren. Man fand die trotzigsten Anschläge voll aufrührerischen Inhaltes. „Wie lange", lautete einer, der mit den räthselhaften Buchstaben der Carbonari anfing und an der Stelle der Unterschrift ihre Zeichen hatte, „wie lange wollt ihr, Römer, eure feigherzige Geduld fortsetzen? Das Beispiel eurer Nachbarn, der braven Neapolitaner, wird es euch nicht aufwecken? Wollt ihr noch länger zögern, den Cardinal-Tyrann zur Rechenschaft zu ziehen über den Mißbrauch seiner Gewalt, seine Verruchtheit und seine heuchlerischen Ausreden? Erhebt euch! erobert eure Rechte wieder! Christus wird euch beistehen!"

Da ist nur merkwürdig, welch eigene Gestalt die Sache in dem römischen Gebiete annahm.

Wenn irgendwo, so ist in diesen Gegenden die spanische Constitution gefährlich. Gerade das, was sie unausführbar macht, gibt ihr ihren Reiz. So rein ist sie auf das Princip der Nationalsouveränetät gegründet: so ganz legt sie alle Gewalt in die Hände der Repräsentanten des Volkes. Recht verführerisch aber für katholisch-gläubige Bevölkerungen wird sie erst dadurch, daß sie die Ausübung jeder anderen Religion, außer „der einzig wahren römisch-katholisch-apostolischen", verbietet, daß sie nicht allein die Wahlen mit geistlichen Ceremonien umgibt und unter den Augen des Pfarrers vornehmen läßt, sondern auch die Wahl der Weltgeistlichen zu Deputirten ausdrücklich billigt. Für den niedern Clerus, der wiederum auf das Volk wirkt, hat dies viel Anziehendes.

Mit ungemeinem Enthusiasmus ward die spanische Constitution darum bewillkommt; es fanden sich in Rom alte Exemplare auf dem Lager, welche reißend verbreitet wurden. Die Erläuterungen, mit denen die Constitution begleitet ist, erlangten einen ungetheilten Beifall.

Wie sehr auch immer die Natur des Kirchenstaates und der päpstlichen Gewalt eine solche Constitution auszuschließen schien, so dachte man doch auch hier geradezu auf eine Einführung derselben.

„In Erwägung," heißt es in einer erdichteten Proclamation, welche die Freunde der Neuerung auf Einen Tag sämmtlichen Delegaten in die Hände zu bringen wußten, „in Erwägung, daß das Recht, eine freie Constitution zu fordern, von dem Wiener Congreß anerkannt worden, daß das Volk von Rom die Constitution von Spanien fordert, daß es die Tyrannei eines Consalvi nicht länger ertragen kann" — hier folgt eine lange Aufzählung aller Beschwerden, die man gegen den Cardinal vorbrachte, nicht ohne die Bemerkung, daß er die kirchlichen Interessen des heiligen Stuhles als ein Verräther aufopfere —, „endlich in Erwägung, daß, wenn man den gerechten Forderungen des Volkes Widerstand leisten sollte, den 9ten August um die 22ste Stunde das Geschrei Amazza, Amazza erschallen und ein allgemeines Gemetzel erfolgen würde, aus allen diesen Gründen hat sich der heilige Vater entschlossen, den Feind des Volkes der Rache desselben zu überlassen und die göttliche spanische Constitution anzunehmen, worin ihn der ehrwürdige Körper der Cardinäle unterstützen wird. Er wird die Abgaben vermindern, er wird künftig nach dieser Constitution, dem Evangelium und dem Concil von Trident regieren; in San Lorenzo in Damaso wird er

sich hiezu verpflichten und vor allen die braven Bolognesen belohnen, die ihn hiezu besonders veranlaßt haben.

So seltsam werden hier geistige und weltliche Interessen, die spanische Constitution und die kirchlichen Gesetze in einander gemischt! Aber eben dies ist das Unterscheidende dieser Entwürfe.

In der That glaubte man, daß die constitutionelle Richtung sogar in die Cardinäle eingedrungen sei. In jenem Pamphlet gegen Consalvi, das nach der Entweichung des Governatore erschien, hieß es wörtlich: „Der weise und patriotische Cardinal Pacca hat die tiefe Ueberzeugung, daß in unserm Jahrhundert nur eine liberale Constitution zu retten vermag. Andere würdige Mitglieder des heiligen Stuhles denken wie er. Schließt euch an sie an! Von ihren Händen werdet ihr eine Cardinalconstitution (constituzione cardinalizia) empfangen."

Und wäre es ein Wunder, wenn einige ehrgeizige Cardinäle, eingedenk der alten Bedeutung ihres Standes, durch die Vernachlässigung, die ihnen der Staatssecretär widerfahren ließ, aufgebracht, und fortgerissen von dem Strome der Meinung, hierauf wenigstens im Stillen eingegangen wären? Sie gedachten wohl, sich zu einem italienischen Senat auszubilden; sie schmeichelten sich, das Unterhaus, das man ihnen zur Seite setzen würde, durch ihr Ansehen im Zaum zu halten. Gewiß, nichts hätte wirksamer werden können, als wenn sich die römische Curie an die Spitze der italienischen Bewegung gestellt hätte.

Hier trat dann die seltsamste Annäherung ein.

Consalvi hatte, wie wir sahen, beiden Parteien nachgegeben. Wäre es ihm besser gelungen, hätte er einen Staat hergestellt, der an innerem Bestand dem alten zu vergleichen gewesen wäre, so würde er auch ohne Begünstigung der einen oder der andern keine zu fürchten gehabt haben. Allein da es nicht ging, da es mit dieser Art von Staat, wie Jedermann einsah, nicht fortwollte, so erhoben sich beide wider ihn. Unzufrieden mit dem, was ihr gewährt worden, sah eine jede die Ursache des öffentlichen Unglücks nur in dem, was ihr versagt geblieben. Von beiden Seiten erhoben sie sich wider Consalvi.

Wer hätte es glauben sollen? In dem Moment, den wir betrachten, war es nahe daran, daß sich beide vereinigten. In einem Senat aus Geistlichen hätte man das eine, in einem demokratischen Unterhause das andere Element repräsentirt. Es ist wahr, eine Bewegung in rein liberalem Sinne mochte in Rom nicht zu erwarten

sein. Eine zugleich liberale und clericale dagegen wäre so unmöglich nicht gewesen; der Einfluß der Curie und die Neigungen der Mittelclasse hätten sich dann vereinigt. Zwar würde es auf keinen Fall lange gedauert haben; zum ersten Anstoß hätte es füglich dienen können.

Es bedurfte nur eines Zunders für diese brennbaren Stoffe.

Und hätte man sich so sehr verwundern dürfen, wenn sich die Neapolitaner bemüht hätten, eine Bewegung im Kirchenstaate hervorzubringen? Man konnte nicht in Zweifel sein, wozu die österreichische Macht in der Lombardei sich rüstete; und kein Mensch konnte sich einbilden, daß der Papst den Durchmarsch derselben verhindern werde. Auch hatte der neapolitanische General Pepe eine förmliche Petition, unterzeichnet von einundsiebzig ausgewanderten Römern, in Empfang genommen, in der er geradezu um eine Invasion ersucht ward.

Es kam alles darauf an, die Berührung zwischen Rom und Neapel zu verhindern, von welcher Seite sie auch gesucht werden mochte. Sehr wohl faßte das Consalvi.

Der Forderung der Neapolitaner, Rom solle sich einem Durchmarsch der Oesterreicher widersetzen, wo nicht, so werde man auch von neapolitanischer Seite die Grenzen überschreiten, setzte Consalvi eine sehr geschickte Antwort entgegen. Er sagte, noch sei kein Antrag in jener Beziehung an ihn gelangt. Damit leugnete er nicht, daß ein solcher geschehen könne; er versprach auch nicht, denselben zurückzuweisen; er band sich die Hände für die Zukunft nicht. „Uebrigens aber", fügte er hinzu, „sei die Unverletzlichkeit der päpstlichen Staaten von allen großen Mächten anerkannt; ohne Zweifel werde jede Regierung sie respectiren." Auch damit sagte er nichts wider Oesterreich — es war weit entfernt, den Durchmarsch erzwingen zu wollen — aber gegen Diejenigen hatte die Unverletzlichkeit Bedeutung, welche ohne die Bewilligung des Papstes einzurücken drohten. Auf das Klügste abgewogen, wie wir sehen, war diese Antwort, und in der That hatte sie ihre Wirkung. Die Neapolitaner, an sich nicht kriegerisch gesinnt, dachten für's Erste an keinen Angriff.

Nur war es nöthig, auch jeden Ausbruch einer innern Bewegung zu vermeiden.

Es lag eine gewisse Gefahr darin, daß eines Tages die Tuchfabriken, weil man ihnen ein Recht, auf das sie angetragen, versagt hatte, ihre sämmtlichen Arbeiter auf einmal zu entlassen Miene machten. Dieser Arbeiter waren mehrere Tausend an Zahl. Mit ihrem

Anhang, ihren Frauen und Kindern hätten sie wohl einen Kern für eine Bewegung bilden können, und es gab Leute, welche Feuerzeichen, die man jede Nacht von der neapolitanischen Grenze her bis zu den albanischen Höhen von Berg zu Berg bemerkte, damit in Verbindung setzten. Consalvi versäumte nichts, bis er Herren und Arbeiter beruhigt hatte. Er wandte, wie man sagt, selbst eine bedeutende Summe daran. Alle seine Maßregeln waren wohl berechnet. Er hatte die Waffen der Bürgergarden anfangs nach dem Castell S. Angelo abführen lassen. Auf ihre Bitten stellte er sie nunmehr unter die Obhut der sichersten Einwohner. Sie schwuren ihm dafür, die Stadt gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Noch einmal zeigte Consalvi hiebei sein Talent in glänzendem Lichte. Ihn vor Allen, den beide Parteien haßten, bedrohte ein gräßliches Schicksal. Doch verlor er darüber niemals Ruhe und Geistesgegenwart. Er ließ sich die Dinge nicht persönlich anfechten; besonnen ermaß er sie. Er zeigte eine überlegene feste Klugheit und gerade die rechte Vereinigung von Güte und Strenge.

Hiebei kam ihm die Fassung des Papstes, der schon ganz andere Gefahren erlebt hatte, sehr zu Hülfe. Als eines Abends im Februar 1821 über die Nachricht, die Neapolitaner seien in vollem Marsch auf Velletri, ganz Rom in Verwirrung gerieth — Fiakerpferde wurden requirirt, Kanonen aufgefahren, die Bürgergarde zog auf, die Truppen machten sich fertig, nach Civita vecchia abzugehen —, blieb der Papst fast allein gelassen. Man redete ihm zu, mit den Truppen aufzubrechen. „Höre, Frosini," sagte er zu seinem Maggiordomo, „wenn du Furcht hast, so kannst du abreisen; ich lege mich zu Bette." Den andern Tag wies sich auch alles als ein falscher Schrecken aus.

Indessen wissen wir doch, daß gerade damals eine gewisse Gefahr drohte. Mitten in dem Carneval, während man nur Tanz, Theater und Maske zu kennen schien, hatten die Carbonari von Bologna und Romagna eine Bewegung vor. Sie hatten den Ausbruch einer Revolution auf den zehnten oder elften Februar festgesetzt. In der That zeigte sich, wahrscheinlich ausdrücklich bestimmt, dieselbe zu begünstigen, ein revolutionärer Haufe über dem Tronto. Er rückte in Ancarano ein und machte bekannt, man werde in dem römischen Staate vier patriotische Lager aufschlagen, zu Pesaro, Macerata, Spoleto und Frosinone; man werde eine provisorische Junta ernennen, die ihren Sitz anfangs zu Spoleto nehmen, aber sich alsdann nach Rom verfügen solle, um daselbst bis zur Zusammen-

berufung eines Nationalparlaments zu regieren. Vielleicht war dies in der That der Plan der Carbonari beider Länder. Aber einmal war dieser Haufe doch sehr schwach; da er sich dabei vermaß, Contributionen einzufordern, brachte er die Bevölkerung wider sich auf; die Besatzung von Ascoli trieb ihn zurück.

Sodann, und dies ist die Hauptsache, schon am fünften überschritten die Oesterreicher den Po. Der Anblick ihrer Armee allein war hinreichend, jede Bewegung zu erdrücken. Eine Zeit lang hofften die Carbonari des Kirchenstaates noch auf den Widerstand der Neapolitaner. Aber diese täuschten alle Erwartungen. Auch Pontecorvo und Benevent kehrten ohne Weiteres unter die päpstliche Herrschaft zurück.

Noch einmal hatte der Cardinal das Land in seiner Gewalt. Nur täuschte er sich, wenn er sich überredete, es sei durch seine eigene Kraft dahin gekommen. Wohl war ein eigentlicher Ausbruch der Bewegungen vermieden und ein Anfall der Neapolitaner, wenn gleich ein schwacher, zurückgewiesen worden; aber die Hauptsache war durch Ereignisse geschehen, denen Consalvi's Klugheit nur zu Hülfe gekommen. Von anderen Gewalten wurden die Weltschicksale bestimmt.

Zehntes Capitel.

Letzte Zeiten Pius' VII. und Consalvi's.

Wenn der Kirchenstaat wieder hergestellt worden war, so hatte man die Hoffnung gehegt, daß er in sich selbst stark genug sein werde, um sich zu behaupten und der kirchlichen Gewalt, welche durch den Widerstand gegen Napoleon eine allgemeine Theilnahme gewonnen hatte, eine unabhängige Repräsentation zu geben. Man hat sich wirklich damals mit dem Gedanken getragen, daß der Papst in den Zerwürfnissen der weltlichen Gewalt ohne Rücksicht auf die Confession der allgemeine Mediator sei. Wir finden einen Brief von Niebuhr, einem der überzeugtesten Protestanten, die es je gegeben hat, in welchem diese Idee ausgesprochen wird. Der confessionelle Gegensatz war noch nicht wieder ausgebrochen; Rom erschien selbst wieder als ein Mittelpunkt der Cultur, namentlich der künstlerischen. Aber um dieser Idee gerecht zu werden, mußte es von inneren Bewegungen frei, im Stande sein, auch den Stürmen der wieder ausbrechenden Revolution zu widerstehen. Ganz das Gegentheil aber war erfolgt, von den restaurirten italienischen

Staaten war der größte einer revolutionären Bewegung erlegen: nur durch österreichische Dazwischenkunft konnte er behauptet werden. Auch den andern aber, namentlich dem Kirchenstaate selbst, schien ein ähnliches Schicksal bevorzustehen. Die großen continentalen Mächte, auf deren Zusammenwirken die neue Ordnung der Dinge beruhte, erblickten in der mangelhaften Verwaltung desselben die Ursachen des Verderbens und hielten für rathsam, dem weiteren Umsturz durch gute Rathschläge zuvorzukommen. Im Mai 1821 ließen sie den italienischen Höfen gemeinschaftliche Vorstellungen machen.

„Die Autorität", heißt es in einer derselben, „ist in den italienischen Staaten nur allzuhäufig zugleich unterdrückend und schwach; unterdrückend im Einzelnen, schwach im Allgemeinen. Die Justiz ist langsam, zuweilen ungleich, willkürlich und selbst feil. Die Verwaltung hat oft weder Ordnung noch Prinzip: sie ist sowohl habsüchtig als verschwenderisch; sie versteht nicht, das Privateigenthum heranzuziehen, wo es möglich und nöthig wäre. Es fehlt an der nothwendigen Sicherheit: die Erziehung wird vernachlässigt; die scheinbare Güte der Regierung ist Schwäche oder Apathie."

Schon in diesem Tadel liegt das Gegentheil, das man empfiehlt. Noch deutlicher wird dies ausgedrückt, wo von den Mitteln die Rede ist, durch welche man die Revolution zu vermeiden habe. „Diese Mittel", heißt es, „sind die Unterdrückung und Vernichtung der geheimen Gesellschaften; eine feste und väterliche Verwaltung, welche offenbar das Wohl der Unterthanen bezweckt; allmälige und wohlüberlegte Verbesserung, welche unmerklich und ohne Erschütterung heilsame und unentbehrliche Reformen herbeiführt; Strenge und Unparteilichkeit in der Anstellung der Beamten; endlich Institutionen, die, indem sie den Völkern Bürgschaften für ihre realen Interessen und ihre wahren Bedürfnisse geben, dabei die Principien des monarchischen Systems nicht gefährden, welches heut zu Tage das letzte Bollwerk gegen die Anhänger der Revolutionen und der Anarchie bildet."

Und gewiß durften die Mächte, nachdem durch ihre Vermittelung die Ruhe wiederhergestellt und eine feindselige Faction unterdrückt war, auch hoffen, daß ihr Rath Nachdruck haben und nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Besonders hätte man von Consalvi vermuthen sollen, nachdem er die Fehler der Verwaltung im Kirchenstaate so oft eingestanden

und über die unübersteiglichen Hindernisse jeder Verbesserung so oft geklagt hatte, er werde die Vorstellungen, die man ihm machte, gut aufnehmen und sie vielleicht als eine Stütze ergreifen; allein wir erfahren, daß er sich sogar beleidigt glaubte. Er meinte, die Unabhängigkeit seiner Regierung bedroht zu sehen. Dies Gefühl war stärker, als jedes andere. Jeder gemeinschaftlichen Maßregel, die etwa für Italien in Vorschlag kam, entzog er sich. Es war ihm unerträglich, zu denken, daß der h. Vater auf irgend eine Weise auf gleicher Stufe mit Toscana oder Modena erscheinen sollte; auf nichts ging er ein.

Die einzige Wirkung so wohl gemeinter Vorstellungen war eine stärkere Irritation.

Schon bemerkten Einige, was daraus erfolgen müsse. „Ihr habt", sagte Niebuhr zu einem römischen Staatsmann, „die Einmischung zurückgewiesen, die euch mit Zartheit und großer Rücksicht angeboten ward. Denkt an mich! Es wird eine Zeit kommen, wo ihr euch derselben unter ganz anderen Formen zu unterwerfen habt."

Offenbar war der Kirchenstaat aus einer Gefahr errettet, die ihn zu vernichten drohete; und Consalvi konnte es sich nicht verbergen. Aber kaum gerettet, lehnte er sich — wer hätte es glauben sollen — wider seine Retter auf. In ihm lebte der Ehrgeiz der Unabhängigkeit und der Autorität des Papstthums; auch von einem unfehlbar wohlthätigen Einfluß der Mächte, der ihm selbst erwünscht sein mußte, wollte er nichts wissen.

Ja im Gegentheil. So wie Consalvi nicht zu den Beschlüssen von Laibach hatte beistimmen, so wie er nie seine Hülfsbedürftigkeit hatte gestehen wollen, so trug er Bedenken, mit dem Princip, das ihm eben den Untergang gedroht hatte, zu brechen.

Selbst wider die Anhänger der Revolution in dem eigenen Staate griff er nur ungern zu kräftigen Maßregeln. Die Strafen, die er verhängte, fand man nicht eben schwer. In Benevent unterzeichneten die Oberhäupter der Rebellen selber die Unterwerfungsacte; man begnügte sich, die Verbannung der Schuldigsten auszusprechen. Da diese während der Revolution Geld genug erworben hatten, mit dem sie sich nun entfernten, so war das so gut wie eine Begnadigung. In der Romagna strafte man anfangs fast Niemand. Es waren eine Menge Ermordungen vorgefallen; man kannte die Namen der Schuldigen; doch beunruhigte man sie nicht. Priester, welche gegen den Aufruhr predigten, bekamen noch immer

anonyme Warnungen, die ihnen den Tod droheten. Die Anhänger der Regierung wagten noch immer nicht, nach Sonnenuntergang auszugehen. In Faenza hielten die Vendite ihre Sitzungen nach wie vor, und kein Mitglied bemühte sich sehr, seine Theilnahme zu verbergen.

Gewiß ein unglücklicher Zustand; aber durfte man in der Milde Consalvis wirlich einen Fehler sehen?

Es scheint doch, als habe er Ursache gehabt, zu verfahren, wie er verfuhr.

Er entschloß sich endlich, jene Rebellen der Romagna, die so viele Mordthaten verübt hatten, einziehen zu lassen. Aber der Cardinal, der diese Maßregel ausführen sollte, gerieth unter den Einfluß der entgegengesetzten Faction, welche die Strenge übertrieb. Auf das empörendste wurden die Verhaftungen vorgenommen. Sie begriffen über 150 Individuen, von denen einige keine andere Schuld hatten als ihren Reichthum.

Hieraus erfolgte, wie natürlich, daß man inne hielt; daß man kein Gericht niedersetzte; daß man keine Strafe vollzog.

Das Uebel lag darin, daß Consalvi der Regierung nicht völlig mächtig war, daß ihm die Factionen zu stark geworden, daß er sie nicht mehr beherrschen konnte. Wie wären da durchgreifende Verbesserungen möglich gewesen! Im September 1821 war ein neuer Finanzplan im Werke, der die droits réunis in dem ganzen Lande einführen sollte und freilich wohl die Auflagen erhöht haben würde. Pacca, Somaglia und die ganze Congregation erklärten sich dawider. Als Consalvi dennoch den Entwurf dem Papste vorlegte, nahm dieser die Papiere, legte sie auf den Tisch und sagte: „Das ist eine Sache, von der wir weiter nicht reden wollen." Man hatte ihn zuvor dawider eingenommen.

Auf die Vorschläge der Höfe konnte er auch eben dieser Opposition halber nicht eingehen. „Ich bedaure den Cardinal," sagte einer seiner vertrauten Freunde; „wenn er den Wunsch der Höfe erfüllen will, so wird die ganze Welt gegen ihn sein, und er wird doch nichts ausrichten. Der Widerstand der Ignoranten gegen jede Reform ist unüberwindlich. Thut er es aber nicht, so verliert er die einzige Stütze, die ihn aufrecht erhält."

Und so paralysirte der Gegensatz der Parteien in dem Lande selbst jede nachhaltige politische Thätigkeit.

Wie auffallend, daß es in geistlichen Dingen ziemlich ebenso ging.

Nicht so nahe als die neapolitanische, aber nicht minder em-

pfindlich berührte die Bewegung von Spanien und Portugal den römischen Hof.

Wiewohl die spanische Constitution eine geistliche und katholische Farbe hatte, so nahmen doch die Beratungen der Cortes gar bald eine Richtung wider die bisherige Verfassung der Kirche.

Der erste Beschluß, bei welchem König Ferdinand VII. Zwang erfuhr, betraf die Ordensgeistlichkeit, welche man ihrer Güter beraubte. Ein Bischof, Castrillo, hat denselben empfohlen. Die Klöster mit ihren Anhäufungen von Eigenthum, sagte er, seien an dem Verfall Spaniens hauptsächlich Schuld, und die Nation habe das Recht, solche nach Belieben bestehen zu lassen oder zu unterdrücken. In größtem Umfang wurden die Beschlüsse durchgesetzt. Alle Reclamationen waren vergebens. Als der König seine Sanction verweigerte, organisirten, wie Martignac versichert, die Minister selbst einen Aufstand, in welchem sie ihm dieselbe entrissen.

Wie hätte man bei der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit der man diese Dinge trieb, das Verhältniß schonen sollen, in welchem man zu Rom stand? Die Cortes berechneten, wie große Geldsendungen Spanien jährlich an die Curie abgehen lasse. Sie befahlen, dieselben einzustellen. Von der Summe, die sie angenommen, boten sie nur ungefähr den 30sten Theil dem römischen Stuhl an. Ein ungemeiner Verlust für diesen, da die Dataria ihre besten Einkünfte aus Spanien zog und einige geistliche Tribunale auf diese gegründet waren. Der Prodatar war gar bald genöthigt, sich an die Staatscasse zu halten.

Es ist doch merkwürdig, daß hiebei der Jansenismus, der schon unter Ferdinand VI. unterdrückt geschienen, dessen Name indeß noch unter Carl IV. zu Anklagen gedient hatte, wieder erschien und sich thätig hervorthat. Vornehmlich Jansenisten saßen in den Cortes. Der Präsident der Cortes erklärte einmal dem Nuntius geradezu: man werde den reinen Jansenismus einführen, ohne sich vor einem Schisma zu fürchten. Sonst pflegt man Gesandte zu schicken, die dem fremden Hofe angenehm sind. Die damaligen Minister von Spanien wählten den Canonicus Villanueva, der den römischen Hof in eigenen Schriften angegriffen hatte und einen völligen Bruch hervorzubringen sehr geeignet war, zu ihrem Bevollmächtigten.

Wie in Spanien, so ging es in Portugal. Es wäre wohl der Untersuchung werth, inwiefern der Jansenismus, der in diesem

Lande einheimisch geworden, als Alexander VII. so lange zögerte, das Haus Braganza anzuerkennen, an den neueren Bewegungen dieses Landes einen wesentlichen Antheil hat. In den damaligen Cortes wenigstens erschienen Jansenisten. Man behauptete in jener Zeit, daß Don Pedro eine jansenistische Partei unter den Weltgeistlichen für sich habe, während die entgegengesetzte seinen Bruder begünstige. In den constitutionellen Streit mischte sich dort der Hader der geistlichen Meinungen. Damals schritt man zu vielen Neuerungen in Sachen des Clerus. Man hob die königliche Capelle auf und brachte das Patriarchat auf den Rang eines Erzbisthums zurück. Man ertheilte dem Geschäftsträger Pereira Instructionen, die der Erklärung eines Schisma ziemlich gleichkamen.

Und so waren diese altrechtgläubigen Länder so gut wie andere mit der revolutionären zugleich in eine antirömische Richtung verwickelt worden. Sie blieben katholisch; ihre Gesetze behaupteten diese Farbe. Allein sie schlossen sich an die Oppositionspartei an, die in der katholischen Kirche selber besteht. Wie weit dies führen kann, hat man in der französischen Revolution gesehen, an deren ersten Bewegungen wider die Geistlichkeit die Jansenisten so großen Antheil hatten. Sie mit zu veranlassen, waren sie stark genug; unfähig aber, ihr wieder Einhalt zu thun.

Wenn nun in diesen Vorgängen eine offenbare Gefährdung der römischen Interessen lag, so wird man begierig zu erfahren, was der römische Hof that, um ihr vorzubeugen.

Er legte eine große Mäßigung an den Tag. Daß man seinen Tribunalen die gewohnten Einkünfte entzog, hätte ihm wohl zu einem Anlaß dienen können, die Dispensationen zu verweigern. Doch hütete man sich in Rom, diesen Schritt zu thun. Den eifrigen Katholiken war der Nuntius in Spanien bei weitem zu gemäßigt. Trotz seiner Mäßigung wollten die Revolutionäre ihn doch nicht dulden und drangen ihm seine Pässe auf. Aber in Rom hielt man sich ruhig, nach wie vor. Als die Franzosen zu ihrer spanischen Unternehmung schritten, hätten sie gern ihre entschiedenen Gegner zugleich durch geistliche Censuren angegriffen gesehen; der römische Hof ließ sich dazu nicht überreden. Vielmehr versicherte er der Regierung von Spanien, von Seiten Roms werde man die freundschaftlichen Verbindungen niemals abbrechen. Nichts fürchtete er so sehr, als die Erklärung eines Schisma. Selbst als Madrid eingenommen und eine Regentschaft daselbst eingerichtet war, hielt er nicht für gut, einen Nuntius an dieselbe abzusenden; er hätte noch immer ein

Schisma in den von den Cortes beherrschten Provinzen zu befahren geglaubt.

Mit einer so unglaublichen Behutsamkeit ging der römische Hof auch in geistlichen Sachen zu Werke. Der Grund ist, daß dem Wortführer der obersten geistlichen Gewalt die Gegner zu stark schienen, um sich mit ihnen zu messen. Mehr als einmal hat es Consalvi eingestanden. Er wagt nicht mehr zu reden, wie man früherhin sprach, er müßte fürchten, lächerlich zu werden; er wagt nicht mehr zu strafen, wie man früherhin strafte; er ist überzeugt und sagt es laut, es werde nicht mehr wirken.

Wohl war es noch Rom, es war noch das Papstthum; aber verschieden von jenem, welches eine selbständige Macht über die Welt ausübte; Gesetze gab, statt sie zu empfangen; den Mittelpunkt des Geistes, der wirklichen und geglaubten Religion unsrer Völker ausmachte. Alle Nationen hatten sich damals vor ihm gebeugt, alle weltlichen Gewalten ihm freiwillig gehuldigt.

Wie sehr gebrach es dagegen jetzt an eigenthümlicher Kraft und Haltung! Mehr, als irgend etwas anderes, zeugen hievon die Ereignisse dieser Revolutionen. Die Rettung des Staates verdankte der Papst den auswärtigen Mächten: die Herstellung des Glaubens ward durch die Dazwischenkunft derselben Mächte vollzogen. Allein in Rom trug man Bedenken, sich diesen völlig und geradezu anzuschließen. Sei es, daß man selbst an ihrer Seite die feindseligen Elemente fürchtete, oder daß man eine entschiedene, der Rache und gewaltsamen Leidenschaften zugängliche Partei durch Begünstigung aufzuwecken besorgt war, man enthielt sich soviel als möglich aller thätigen Theilnahme, zufrieden, sich von Augenblick zu Augenblick durchzubringen.

Noch einmal erlebte Pius VII. die Herstellung des allgemeinen Friedens, die Befestigung seines obersten kirchlichen Ansehens. Aber diese Unruhen hatten seine Seele tief erschüttert. Wenn er sich jemals der Hoffnung hingegeben, daß die Revolutionen beendigt seien, daß die Religion, die er glaubte und lebte, durch die ihr inwohnende Kraft schon an sich den Sieg davontragen werde, wie sehr sah er sich getäuscht! Er erkannte die ganze Bedeutung der Ermordung des Herzogs von Berry. Er sah wohl, welch ein tiefer, unversöhnlicher, plötzlich in gewaltsamen Ausbrüchen sich entladender Haß die alte Ordnung der Dinge in Spanien verfolge. Wie weit sich derselbe verbreite, zeigten ihm gar bald die Revolutionen um ihn her, die ihn selber so nahe berührten, so hart bedrohten. Er beweinte

die Zeiten, in die er zu fallen das Unglück gehabt. Er seufzte nach dem Tode.

Schon war er auch körperlich sehr schwach geworden; den Gram über alle diese Ereignisse sah man ihm an, und das gemeine Volk von Rom, das eine Veränderung an ihm wahrnahm, rief ihm oft zu, wenn er durch die Straßen fuhr: er möge doch seiner Gesundheit schonen. Wenn man kam, um ihm die Hand zu küssen, so machte er nur noch eine Bewegung, als wolle er sich in seinem Lehnstuhle erheben, doch vermochte er es nicht mehr. Indeß empfing er auch Männer von protestantischer Confession, obwohl seine Regierung damals mit den Protestanten wegen des Kirchhofs einige Streitigkeiten hatte, immer mit der gleichen Güte. Nur noch wie ein leiser Hauch, aber in ihrer ursprünglichen Reinheit und Tiefe, wohnte die Seele in diesem der Auflösung nahen Körper. Der geringste Zufall — ein Fehltritt beim Aufstehen vom Lehnstuhl — reichte hin, denselben zu zerstören.

Consalvi war zugegen, als Pius am 21. August 1823 verschied. Obwohl er eben selbst an einer alten Krankheit litt und das Fieber nur mit Mühe durch Chinchina dämpfte, sogar in den Schauern desselben, hat er die Dienste eines Krankenwärters verrichtet. Der Penitentiere sprach das gewohnte Gebet an dem Lager des Verstorbenen. Kaum war es beendigt, so warf sich Consalvi vor dem Bette nieder; unter lautem Schluchzen mit heftiger Zärtlichkeit umfaßte er die Füße seines Gebieters.

Freilich heißt leben: dasein, athmen, Sonne und Luft genießen. Wenn es aber allein Leben ist, seine Kräfte entwickeln, ihrer im Verhältniß zu der Welt in großen Thätigkeiten sich bewußt werden, Bedeutung haben, so verdankte Consalvi dies sein eigentliches Leben dem Papste, der ihm in unwandelbarer freier Gewogenheit den Raum und die Möglichkeit dazu verliehen hatte. Mit dem Tode desselben war dies aus. Consalvi trat sofort von den Geschäften zurück: bereits im Januar 1824 starb auch er. In seinem Testamente hat er die ihm in diplomatischen Geschäften zugekommenen werthvollen Geschenke dazu bestimmt, zur Vollendung eines Monumentes für den Papst verkauft zu werden.

Ueberschaut man das Leben dieses Cardinals und dieses Papstes, das gleichsam ein einziges Ganzes bildet, so ist es von einer eminenten Bedeutung. Sie hatten mit den größten Gewalten zu ringen, welche in langen Jahrhunderten vorgekommen sind, einem Alles überwältigenden Imperium und auf dem dann wieder geebneten Boden eine Revo-

lution der Geister, welche eine neue Gestaltung der Welt in Aussicht stellte. In diesem Kampfe hatten sie sich mehr nachgebend und zugleich abwehrend verhalten, als eine volle und unbeugsame Thatkraft ihnen entgegenstellt. Sie haben nur einen Moment der Genugthuung erlebt, unmittelbar nach dem Falle Napoleons, als die geistlichen Ideen wieder zur Herrschaft gelangten und der Staat in seiner alten Integrität wiederhergestellt wurde. Sie haben die ihnen entgegenstehenden Weltkräfte nicht überwältigt, noch bezwungen. Aber wie Wenige sind deren in allen Epochen, denen dies gelungen ist! Glücklich, wer aus dem Kampfe, in den ihn die Dinge versetzen, aus dem Reize, mit dem sie ihn ansprechen, dem Widerspruch, den sie in ihm aufrufen, ohne Flecken, in ursprünglicher Reinheit hervorgeht!

Vielleicht erinnert sich auch noch mancher Andere eines Basreliefs aus dem spätern Alterthume, das in dem capitolinischen Museum zu Rom aufbewahrt wird. Man sieht die Elemente und die Liebe: Prometheus bildet den Menschen. Um den eben Geschaffenen stehen die Götter des Geschicks, in den Sternen wird es ihm verzeichnet: die Parze spinnt ihm seine Tage; verhüllt steht die Nemesis bei ihm. Auf der andern Seite sieht man ihn wieder sterben: die Seele geht an ihren Ort; von den Göttern erscheint nur Nemesis; sie sitzt neben dem Leichnam; nunmehr enthüllt, mit aufgeschlagenem Buche. So ist der Wandel des Menschen; in einer Umgebung, die ihn mit Nothwendigkeit ergreift, auf einem Wege, den er nicht zu bestimmen vermag, in seiner gesetzten Zeit. Wie er war, wie er sich hielt, dies allein ist sein Verdienst. In den ewigen Büchern ist es verzeichnet; es bestimmt ihm das richtende Gedächtniß, das nach ihm bleibt.

Beilage.

Erinnerungen an römische Zustände im Jahre 1829.

Man sollte glauben, unter den Agonien, welche das Pontificat Pius' VII. auch nach seiner Herstellung erfüllten, hätte sich der Gemüther eine allgemeine Unbehaglichkeit bemeistern und der Aufenthalt in Rom Fremden wie Einheimischen unbequem werden müssen.

Man möchte es voraussetzen, doch wird Niemand sagen können, daß es der Fall gewesen sei. Die Stadt nahm an Einwohnern unaufhörlich zu, die Fremden wallfahrten in Schaaren dahin.

Einrichtungen werden geändert; der Besitz wird gewechselt; hartnäckiger sind die Sitten und Lebensformen, in denen der Charakter sich ursprünglich ausgesprochen und die ihn nun wieder bestimmen und festhalten.

Eine Wohlthat des Schicksals ist es, wenn jemand eine Vaterstadt hat, die ihn durch edle Sitten aufzieht, mit großen Erinnerungen nährt, und zugleich seinem Leben einen angemessenen Schauplatz darbietet. Von verwandten Elementen umgeben, wächst er auf. Ohne viel Suchen, Entbehren und Schwanken umfangen ihn die natürlichsten Verhältnisse; er hat festen Boden unter seinen Füßen.

Nur in den großen städtischen Gemeinwesen des früheren Alterthums und des Mittelalters konnte dies statt haben. Vorzüglich den niederen Volksklassen wäre ein ähnlicher Einfluß noch heut zu Tage zu gönnen. Sie bedürfen einer geistigen Atmosphäre, die sie unbewußt einathmen und aufnehmen; und es ließe sich denken, daß ihnen ihre Umgebung zu einer höhern Erziehung würde, die ihr Leben, das dem Gemeinen so nahe steht, mit geistigen Stoffen zu durchdringen, mit dem Anflug freier Humanität zu erheben vermöchte.

In einem so großen Sinne ist dies wohl nirgends der Fall, auch nicht in dem modernen Rom; jedoch die vielleicht beschränkende,

aber erfüllende Genüge der Heimath kann nicht leicht ein anderer Ort in vollerem Maße gewähren, als Rom, die Hauptstadt der Alterthümer, der Kunst, der katholischen Religion.

Durch tausend Anschauungen von der ersten Jugend auf wird eine Sinnesweise genährt, die durch keine Neuerung zu erschüttern ist.

Der Römer lebt sein religiöses Jahr. Die Religion hat äußerlich eine sehr heitere Seite; gern verknüpft sie sich mit Zusammenkunft und Belustigung des Volkes, und das religiöse Fest ist zugleich an und für sich ein weltliches. Ich habe sagen hören, es könne ein neuer Ovid neue Fasten über das katholische Rom schreiben. Für den Fremden, der sich einlebt, bietet es besonderes Interesse dar, den Wechsel der reichlichen Festlichkeiten zu beobachten.

Die neuen Fasten könnten mit den unscheinbarsten, naivsten Anfängen des Gottesdienstes beginnen, wie wenn im November die Hirten der Abruzzen, die Pifferari, in der Stadt erscheinen, in den Häusern, auf den Straßen die Novena blasen und mit einfacher Melodie und ungeschmücktem Text die Geburt des Herrn verkündigen.

Dann folgt Weihnachten, die bedeutungsvolle Andacht der Christmesse, mit den prächtigen Präsepien.

Das Fest der Kinder und der Geschenke ist ein wenig weiter auf Epiphanias hinaus verlegt. Ich weiß nicht, ob es noch ein anderes so schlagendes Beispiel gibt, wie aus dem Wort die Mythe wird, gleichsam eine philologische Fabel. Die Fee Befana, heißt es, und man mag sie wohl hie und da für die Tochter des Herodes ausgeben, schwarz und unschön, bringt die Geschenke auf den Heerd in den Kamin.

Bald sind dann die Fasten gekommen. Für die Stationen eröffnen sich die entfernten Kirchen außerhalb der Mauern, zwischen den Weingärten; während der Kunstfreund geht, sich an dem Anblick der schönen Mosaiken in S. Lorenzo oder der alten Grabmäler in S. Balbina zu erbauen, wallfahrtet das Volk zu den Reliquien seiner Heiligen. Jedoch bleibt es diesmal nicht dabei stehen. Fasten ist die Zeit der Predigt; Städte und Kirchen wetteifern, die besten Prediger an sich zu ziehen. Nicht sowohl zu belehren sucht man dich dann, als zu rühren, zu erschüttern, hinzureißen. Diese Prediger gehen auf ihrer großen Kanzel umher, sie beugen sich über, sie treten weit nach hinten zurück; sie nehmen ihr Baret ab und setzen es wieder auf; sie küssen das Kreuz auf ihrer Brust und

wenden sich an das große Crucifix zu ihrer Seite; sie äußern eine heftige Bewegung und befleißigen sich eindringlicher Popularität. So suchen sie die Seele von irdischen Gedanken zu himmlischen gleichsam mit Gewalt fortzureißen und auf den Genuß des Abendmahls vorzubereiten, mit dem ein Jeder sein Pascha feiert.

Die Charwoche zu Rom genießt einen alten Ruhm. Zwar finden sich Viele unserer Glaubensgenossen von diesen Ceremonien geärgert, und sie mögen Recht haben, insofern sie dieselben gleichsam wörtlich verstehen und darin einen gegenwärtigen Aberglauben erblicken. Es sind aber fast mehr Reliquien vergangener Zeit: christliche Alterthümer in lebendiger Wiederholung.

Wie fremdartig erschallt den Palmsonntag, wenn die Thür für die Procession eröffnet worden, jenes alt-jubelnde „Gloria, laus et honor" des Raimund von Angers zwischen den modernen Musiken! Es ist aus dem Jahrhundert, in welchem man die Ceremonie noch verstand, in welchem sie noch nicht ein äußerliches Abmachen war und zum Aberglauben wurde. Die sichtbare Kirche, welche zugleich die unsichtbare zu sein behauptet, feiert hier, als wäre sie schon die Versammlung der Seligen, den durch den Tod des Erlösers erworbenen Eintritt in den Himmel. Freilich tritt ein so kindlich einfacher Sinn vor den Umgebungen zurück; kaum kann er neben einem jüngsten Gerichte bestehen, wie es eben hier in aller Fülle der Formen, bis an die Grenze des Ausdrucks hin, Michel Angelo abgebildet hat.

Ich weiß nicht, ist der Vortrag der Passion die Tage darauf mehr ein Verlesen, oder ist es mehr Gesang. Es ist erst ein Anfang, die vortragende Stimme mit dem Sinne der Worte zu durchdringen; nur dann und wann tritt ein vollständiger Ausdruck hervor; doch fehlte er noch in den größeren Partien. Ungefähr wie es lange dauerte, ehe die altchristliche Malerei den Typus bis zu individuellem Ausdruck durcharbeitete; wie sie dies Anfangs nur dann und wann, nur hie und da versuchte. Damit stimmt denn sehr wohl jene zugleich Darstellung, Nachahmung und Verehrung des Symbols, das Fußwaschen der Priester-Apostel (den Donnerstag) und ihr Mahl, das Grab der Hostie, vor dem die tausend Lampen brennen, und die dogmatischen Gesänge, unter denen sie hinaus- und hereingetragen wird. Schade, wer sich daran ärgert. Es ist Alles ein halbverständliches Alterthum. Jedoch berühren uns dann und wann jene Momente der Kunst, in denen sie, ewig dieselbige, in allen Jahrhunderten neu und faßlich ist. Die Lamentationen

Palestrina's, mannichfaltig und streng, einfach und zusammengesetzt, athmen einen hohen Ernst, eine reine Würde. Nichts ist rührender als die Improperi dieses Meisters. Wie wehet in diesem Sanctus-Immortalis die unnahbare Heiligkeit der Gottheit! Eben diese Gottheit macht dem Menschengeschlechte Vorwürfe über seinen Abfall. Sie haben den Ausdruck großherzigen Erbarmens, innige Wärme, hinreißende Wahrheit.

Auf die Tage der Trauer folgt dann das freudige Ostern.

Wie könnte man wohl die stabilen Schöpfungen der Architectur zu einem rasch vorübergehenden Genuß, zum Dienste einer Feierlichkeit des Augenblicks heranziehen? Es geschieht durch die Art von Erleuchtung, wie sie in Rom üblich ist. Unzählige Lampen erhellen die Linien der Peterskirche; gleichsam brennend sieht man den Riß der Façade, wie ihn der Baumeister mit der Bleifeder entwarf, vor seinen Augen; die steinerne Pracht löst sich in ihre leichtesten Elemente auf, bis mit dem vollen Eintritt der Nacht, mit Einem Schlag, an den bedeutendsten Punkten tausend Fackeln erscheinen und die Kuppel der Peterskirche in eine ungeheure Feuersäule verwandeln. In diesem ernsten Glanze feiert die Metropole der katholischen Christenheit die höchsten Feste.

Feuerwerke und Musik gehören zu allen Festlichkeiten. Die Tage so vieler Heiligen, jedes in seiner Kirche, werden mit denselben begangen.

Könnte man die, welche sich um die Menschheit wohl verdient gemacht hätten, besser verehren, als durch diese Hallen, zu ihrem Gedächtniß aufgerichtet, in denen von Chören, einander gegenüber, feiernde Hymnen gesungen werden? Diese Bevölkerung betet; aber sie hat ihr Vergnügen dabei. Des Abends bei dem Feuerwerk gibt es Musik; selbst weltlich, beinah militärisch, und man applaudirt; die Leuchtkugeln, die zu Ehren des Heiligen fliegen, erglänzen sonderbar in den runden Scheiben der altväterischen Façade. So sah schon in Aegypten dieser Obelisk bei der Minerva Feuerwerke und munteres Volk um sich her.

Noch ein Hauptelement der Feste ist die Procession. Corpus Domini wird acht Tage lang durch Processionen begangen. Bei Sanct Peter erscheint das ganze Heer der Geistlichen; — alle Basiliken der Stadt mit ihren Abzeichen und Angehörigen, die Priesterschaften mit ihren Fahnen und Kreuzen. Wir bemerken die ausgebildeten, von scharfen Zügen durchfurchten Gesichter der Weltpriester; neben ihnen Mönche, als gehörten sie der Stiftungszeit

ihres Ordens an, eine so gläubige Einfalt ist auf ihre Stirn geschrieben, so deutlich tragen sie das Glück eines beschränkten Daseins vor sich her; Andere, voll verstellter Devotion, mit gemessenem Schritte; Viele nichtssagend; nicht Wenige nur wohlgenährt. Auch der Papst fehlt nicht. In seltsamer Haltung wird er hoch einher getragen. Mitren und Kronen gehen vor ihm her. Aber das geistliche Heer schließt das weltliche nicht aus, und der Gesang der Capelle wird von militärischer Musik unterbrochen. Man mag sich anstellen wie man will, so wird man immer zu erkennen geben, wie man steht, was man ist.

Uebrigens ist dies eine Religion der Nacht. Alle ihre Feste werden mit Fackeln, Lampen, Laternen und Leuchten begangen. Auch der Papst trägt wohl zu Fuß seine Fackel hinter dem Hochwürdigen her. Man sieht diese Fackelzüge nicht allein über den Platz Sanct Peter eine helle gekrümmte Straße durch die Menschenmenge bilden, hie und da von großen Schatten unterbrochen; man sieht sie auch nach dem Capitol hinaufziehen, man sieht sie in das heitere Pantheon am hellen Tage hineingetragen, gleich als wären es noch jene Katakomben, in denen ein geheimer, nächtlicher, unterirdischer Dienst vollbracht wird.

In unsern Gegenden wird man zweifeln, ob hierbei überhaupt von Religion die Rede sei; man wird fragen, was tiefere und wahre Religion mit diesen Aufzügen und Festlichkeiten, alle diesem Pomp, selbst dieser Musik, gemein habe.

In der That, wenn man die Erscheinungen des täglichen Lebens betrachtet, auf der einen Seite den strengen Gottesdienst, auf der andern eine durchgehende raffinirte Weltlichkeit, ohne daß jener auf diese einen besonderen Einfluß auszuüben vermöchte, so könnte man überhaupt zweifeln, ob hier Religion in ihrer innerlichen Wirksamkeit und Bedeutung vorhanden sei.

Irre ich nicht, so gibt es doch einen Punkt, auf dem ein wahrhafteres und tieferes Gefühl des Zusammenhanges mit Gott erscheint.

Gehen wir davon aus, daß nach einer unverbrüchlichen Sitte die Mitglieder jeder Familie dem Hausvater zu Ostern ein Zeugniß einreichen, daß sie die Communion empfangen haben. Dies ist eine unerläßliche Bedingung des Zusammenwohnens. Es beweist, daß die Pflichten, welche die Kirche auflegt, erfüllt worden sind; es beweist auch, daß man in keiner größern Sünde lebt.

Könnte man aber nicht die Communion genießen, auch ohne solcher Sünde abzusagen?

Eben hier ist ein Lebenspunkt der nationalen Religiosität. Niemals wird man das thun. Nie wird man die Eucharistie nehmen, ohne Absolution empfangen zu haben. Man würde das schwerste, das größte Verbrechen zu begehen glauben, ein Sacrilegium, das niemals vergeben werden könnte, durch welches man sich mit Gott in Widerspruch setzen und seine Seligkeit ohne Rettung zu verscherzen fürchten müßte.

Daher kommt es, daß bei diesem Glauben die Ohrenbeichte ein so nothwendiges Stück ist. Man will seine Sünden bekennen, alle und jede, ausführlich; thäte man es nicht, so würde die Absolution selber zweifelhaft werden. Der Priester weiß, wie weit er absolviren darf; er ist nachsichtig, doch nur bis auf einen gewissen Punkt. Mildernde Umstände erkennt er an; doch wird er die Verletzung der Fasten des Tempo paschale niemals dulden: er wird die Absolution auch versagen.

Nun ist wohl wahr, daß Manche dennoch in ihren Sünden verharren. Da es Leute gibt, welche ein Gewerbe daraus machen, die Communionzettel zu verfälschen, so weiß man sich deren zu verschaffen; man bedient sich ihrer, um im Hause Frieden zu haben; allein es muß bemerkt werden, entschlossen, wie man ist, sich nicht zu bessern, begeht man diesen Betrug; niemals würde man durch Verschweigen seiner Vergehungen sich die Absolution zu verschaffen, niemals würde man ohne diese die Eucharistie zu genießen wagen.

Man glaubt demnach an das höchste Mysterium der Menschwerdung Gottes und die Vereinigung im Abendmahl: die Hostie ist der Mittelpunkt der Religion.

Aber diese Religion ist nicht Lehre: sie ist Mysterium. Der Priester ist nicht Lehrer: er ist Inhaber und Vollzieher des Geheimnisses, durch mystische Vollmacht; man küßt die Hand, die zu so erhabenem Dienst bestimmt ist.

Man kniet nieder, wo die Messe gelesen, wo das Wunder der Verwandlung vollzogen wird; die Messe ist der Mittelpunkt des Gottesdienstes.

Daher begleitet man die Hostie in allgemeinen Processionen; man feiert die Tage, an die sich die Erinnerung an diese höchste Gnade der Gottheit knüpft: man bewahrt sie in kostbaren Tabernakeln auf; über ihr errichtet man das Heiligthum erhabener und prächtiger Tempel.

Diese Religion ist eine ideale Verehrung des Geheimnisses.

Mit den praktischen Bedürfnissen hängt sie vorzüglich auf einem Punkte zusammen; nicht immer durchdringt oder regenerirt sie das Leben von diesem aus; aber sie beschäftigt es mit mannichfaltiger Begängniß; sie prägt sich der Sitte ein; sie bemächtigt sich der Kunst, welche sie doch zuerst erzeugt hat; in tausend Formen gestaltet, bringt sie sich wieder hervor.

Mit Vorbehalt jenes Einen Punktes breitet sich indeß das tägliche Leben in ungebundener Weltlichkeit aus. Auch dies hat in allen seinen Erscheinungen seine durchgehende Einheit: und es ließe sich wohl darüber eine große Aussicht gewinnen, doch fürchte ich, mich allzuweit zu verlieren, und will nur einer einzigen seiner Eigenschaften Erwähnung thun.

So wie sich die Verehrung des höchsten Mysteriums in Gebräuchen, Uebungen, Kunstwerken ausspricht, von selbst, ungesucht, so ist es ein bildendes Vermögen, das sich in den Vergnügungen dieses Volkes kund thut; sie erscheinen in großen Gestalten, abgegrenzt, in die Augen fallend.

Will man sich die Schwüle der heißen Tage des Augusts mildern, so wird es ein Schauspiel. Der Platz Navona wird in einen See verwandelt, in dem man Nachmittags, zu Wagen, unter Musik die seltsamsten Spazierfahrten macht. Erst dann haben die Flußgötter der Fontana Innocenz' X., die sonst nicht sehr gelungen sind, ihre Bedeutung und eine gewisse Angemessenheit mitten in ihrem Element.

Selbst das Bedürfniß des Spazierganges wird zu einer Festlichkeit angewendet; die Octobertage sind ihm gewidmet; dann füllen sich die prächtigen Baumgänge der Villa Borghese mit mannichfaltigen Gruppen und Trachten.

Wie könnten wir aber hiebei des Carnevals vergessen, das mit Erwartung oder Genuß den Winter ausfüllt?

Auf dem Carneval beruht die Entwickelung der italienischen Oper. Das Herkommen läßt nur Ein Stück, das schon gehört worden, zu und fordert zwei neue. Wetteifernd suchen sich die Städte, die Theater der besten Sänger, der berühmten Componisten zu bemächtigen. Die Eröffnung des großen Theaters ist ein wichtiger Gegenstand für diese Welt; da jede Familie ihre Loge für den ganzen Zeitraum nimmt und sie auf eigene Kosten einrichtet und ausschmückt, so hat die erste Erscheinung einen doppelten Reiz; nicht leicht sieht man eine glänzendere Versammlung; zu Rom be-

wirthet der Governatore den ersten Rang. Die Acte der Oper werden vom Tanz unterbrochen. Es sind nicht allein die leichten Bewegungen, die mannichfaltigen Gruppirungen; was uns Ausländer anzieht, ist noch mehr die Pantomime. Leidenschaft, besonders in den gewaltsamen Zuständen, kann man nicht lebhafter, wahrer, hinreißender dargestellt sehen, als in diesem lautlosen Ausdruck der Geberde. Man sagt mir, daß zuweilen eine antike Tragödie auf solche Weise wieder die Bühne betrete, und ich glaube gern, daß sie die größte Wirkung macht.

Endlich läutet der Campanone des Capitols, und es beginnen die Tage der eigentlichen Masken. Ich will nicht sagen, daß sie nicht ein wenig langweilig ausfielen, mit dem täglichen Fahren durch den Corso, den Biscuitschlachten, den etwas einförmigen und handwerksmäßigen Verkleidungen. Aber wie sie mit einer Art von Triumphzug beginnen, so hat alles Gestalt und Maaß. Die Einheimischen finden sogar, daß man doch allzuwenig Freiheit habe. In der That wird jeder Moment des Vergnügens durch Kanonenschüsse angezeigt, und diese friedliche Regierung erscheint mit allen den Mannschaften auf allen Seiten fast militärisch.

In ähnlichem Stil sind die Vergnügungen des spätern Abends. In den Familien improvisirt man Ritornelle, in denen man, wie billig, die Fremden lobt, den Befreundeten ihre Fehler vorrückt. In der Osterie wird die Tarantella vorgetragen. Erzählung eines Ereignisses aus dem täglichen Leben; nicht erhaben; keineswegs; ruhiges Gespräch, aber voller Lebenszüge, wie es sich begibt, ohne Zuthat; in dem Spiegel einfacher Auffassung. Man möchte sagen, es ist das nämliche Talent, das sich in den Kriegsgesängen kriegerischer Völker ausspricht; nur besingt man eben, was man erlebte.

Genug, Alles hat Gestalt und eine gewisse Tendenz: selbst jener wilde Abend der Moccoli, wo Alles die lange Straße des Corso entlang Lichter trägt und den Andern auslöscht; ein so toller Spaß, daß man die Gutmüthigkeit des Volkes, das ihn nicht schlimmer benutzt, oft bewundert hat. Wir wissen es Consalvi Dank, daß er ihn herstellte. Um mich dem Getümmel zu entziehen, stieg ich auf den Balcon des Palastes Chigi, der die Aussicht über den Corso hat. Welche Erleuchtung! Die lange Straße von oben bis unten ein einziger Strom von Feuer. Je ferner, je dichter. Ueber diesem Strom des Feuers toste verschmolzen und unvernehmlich die Menschenstimme. Wie ward uns so wohl bei dem Gesammtanblick, da oben, einsam, in der frischen Luft!

Und so wird das Jahr von Festlichkeiten umfaßt. Die Religion, welche die Seele in ihrem tiefsten Geheimniß ergreift, das Vergnügen, das die flüchtigen Stunden mit leichtem Reize erheitern soll, treten in breiter Aeußerlichkeit, in festen und großen Formen vor uns auf. Sie schließen die Erinnerungen einer ganzen Vergangenheit in sich; von dem bildenden Vermögen werden sie immer neu durchdrungen; sie gewähren ein Lebenselement, das unabhängig von den Wandelungen des Staates den Geist der Eingebornen nährt und erfüllt, dem Fremden aber anmuthend entgegentritt.

Was man auch übrigens von den Untugenden dieser Bevölkerung sagen mag, so wird es den Fremden wohl unter ihr.

Obschon sich die Römer so wenig an diese, wie an ihre Landsleute eng anschließen, so haben sie doch den Ausdruck der Sanftmuth, eine gewisse Milde und freie Höflichkeit im Umgang. Die halbe Welt bringt ihnen, wie einst gezwungen, so jetzt freiwillig ihren Tribut.

Auch verdient es kein Ort der Erde so sehr. Alle Jahrhunderte haben ihm ihre Spuren zurückgelassen; das Schicksal des Occidents knüpft sich an diesen Boden. In den Resten des Alterthums, die wir voll Bewunderung aufsuchen, hat sich auf eine reizende Weise die Natur selber wieder eine Wohnung gemacht. Natur und Alterthum, wie sie zusammen gehören, so bieten sie sich in diesem Anblick die Hand. Ihnen vornehmlich ist die allgemeine Aufmerksamkeit gewidmet. Immerfort gräbt man nach, und noch immer bietet die so oft umgewühlte Erde neue Entdeckungen dar. Die Franzosen hatten jenes Thal der Ruinen — vom Capitol bis zum Coliseum — so voll der merkwürdigsten Denkmale des Alterthums, bis auf das Niveau des alten Bodens auszugraben unternommen. Diese großartigen Arbeiten setzte Consalvi fort. Man entdeckte den capitolinischen Weg zwischen dem Tempel der Concordia und des Jupiter tonans; man fand, wie ein Deutscher bereits vermuthet hatte, daß die Basis der Säule des Phokas früher ein anderes Denkmal getragen; zwischen dem Titusbogen und Santa Francesca Romana stieß man auf die Trümmer der Stufen und Säulen, die nach dem Venus- und Roma-Tempel geführt hatten; man sah, bis wie weit der Palatin gereicht; zu der nämlichen Zeit, als eine glückliche Entdeckung die Republik des Cicero wiederherstellte, glaubte man bestimmen zu können, wo das Haus dieses Redners gelegen hatte; man fand die wichtigen Fragmente

der Fasten, mit denen man die bereits bekannten völlig ergänzt haben würde, wären nicht kleinliche persönliche Rücksichten der Fortsetzung der Arbeit an der günstigen Stelle hinderlich gewesen. Freilich gewann hiebei die Wissenschaft des Antiquars mehr als etwa die Kunst. Indessen schlug auch zuweilen für diese eine glückliche Stunde.

Wäre es auch nur gewesen, daß man den Kunst-Denkmalen des Alterthums neue Stätten gründete. Im Februar 1822 ließ Consalvi den Braccio Nuovo des vatikanischen Museums eröffnen. Vielleicht erinnerte die Verschiedenartigkeit der Marmorn, die man in Anwendung gebracht, und die ganze Architektur mehr an die späteren als an die eigentlich klassischen Zeiten der Baukunst; doch hatte das neue Rom nichts Glänzenderes aufzuweisen. Der sinnreiche, in großer Naivetät ausgeführte Nil, die bis zu menschlich charakteristischem Ausdruck durchgebildete Minerva und einige unnachahmliche Reste griechischer Bildnerei fanden hier die würdigste Aufstellung.

Man sagt, Consalvi habe den Gedanken gehegt, daß Rom, wie es einst durch die Waffen und hernach durch die Religion geherrscht, so jetzt durch die Kunst einen weltbeherrschenden Einfluß ausüben könne. Es ist wahr, jene Kunst, die nicht gerade aus einer ursprünglichen Quelle der Hervorbringung strömt, sondern sich in der Nachahmung der alten Muster aufbildet, hat in Rom ihre Hauptstadt. Die Meisterwerke der alten und neuen Zeit sind hier beisammen. Das etwas freiere Leben ladet zu neuer Beobachtung der Menschengestalt und der Natur ein. Himmel und Luft und die schönste Wüstenei der Welt, die Campagna, die reinen Umrisse der Berge rufen den Bildungstrieb des Landschafters auf, so daß die Meister hier Platz nehmen und gar bald eine Universität von Jüngern um sich versammeln. Auch finden sich die Liebhaber ein, begüterte Fremde. An diesem Orte bildet sich der Ruf und sammelt sich der Gewinn. Die Künstler ziehen die Fremden an, die Fremden fesseln die Künstler.

Man könnte nicht sagen, daß Rom undankbar gegen sie sei. Nirgends werden die Fremden besser aufgenommen. Man wetteifert, den ausgezeichneten Personen, besonders den Fürsten, welche sich einfinden, die größte Ehre zu erweisen: dann wird die Kuppel erleuchtet, man veranstaltet Wettrennen auf der Piazza navona, vielleicht die einzigen, die es auf der Welt gibt, welche das Bild eines antiken Circus einigermaßen gewähren. Herrlich ist alsdann

die Erleuchtung des Capitols und seiner Bildwerke. Der Mark Aurel mitten auf diesem Platz macht einen magischen Eindruck; aber in dem mannichfaltigen Fall der Lichter schien es dem in der lebendigsten Erinnerung an das Alterthum lebenden Deutschen beinahe, als bewegte er sich, als wäre der Schatten des Alten über das Schauspiel entrüstet, zu dem er dienen mußte.

UNIVERSITY OF TEXAS AT TYLER
0 00 00 00471797

BX 955 .R28 1923 v.2
Ranke, Leopold von, 1795-
1886.
Die romischen Papste in
den letzten vier

0000000471797